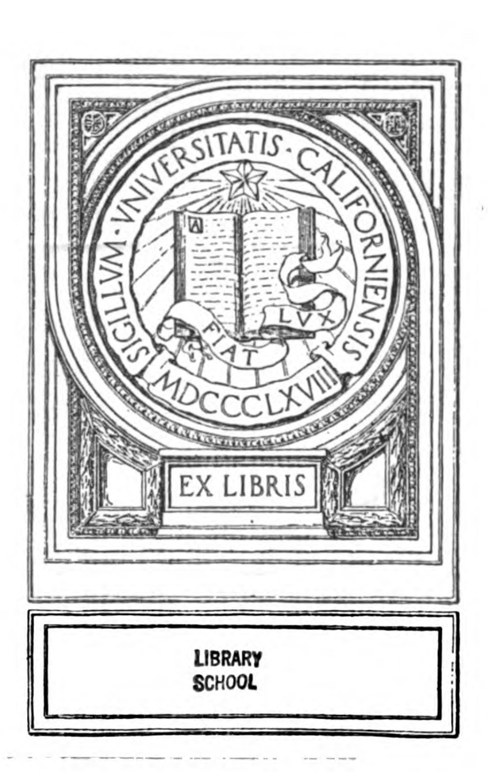
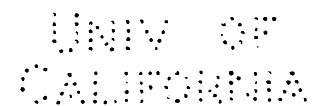

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

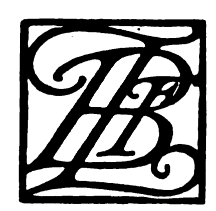
ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN ⟨E. V.⟩
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER ⟨E. V.⟩
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

NEUNTER JAHRGANG
ZWEITE HÄLFTE



VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1918



ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE



Kleine Mitteilungen.

Kataloge.

Anzeigen.



Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

II. Beiblatt.

Briefe.

Von den Auktionen.

Neue Bücher und Bilder.



Ein unbekanntes Lutherbild?

Von

Professor August Schnizlein in Rothenburg o. d. Tauber.

Das hier veröffentlichte Lutherbild findet sich eingeklebt in einem Band der sogenannten „Konsistorialbibliothek" zu Rothenberg o. d. Tauber. Bevor ich zu einer Besprechung des Bildes übergehe, seien einige Mitteilungen gestattet über die Bibliothek, der es entstammt. Sie führt den Namen „Konsistorialbibliothek", weil sie in früherer Zeit in einer Kapelle untergebracht war, in der die Sitzungen des reichsstädtischen Konsistoriums stattfanden, dem das Kirchen- und Schulwesen der Stadt unterstellt war; ihm oblag daher auch Aufsicht und Verwaltung der Bibliothek, die ganz besonders der Benutzung durch die Geistlichen der Stadt und ihres Gebiets und die Lehrer des reichsstädtischen Gymnasiums dienen sollte. Anfänglich waren die Bücherbestände in der „Custorey" der Pfarrkirche zu St. Jakob aufbewahrt worden; ihr zunehmendes Wachstum nötigte zur Überführung in einen größeren Raum. Als im Jahre 1811 die Kapelle auf Abbruch versteigert wurde, kam die Bibliothek in das Gebäude des Gymnasiums, wo sie sich heute noch befindet. Ihre Begründung geht, soweit sich feststellen läßt, auf das Jahr 1537 zurück. Zu dem dürftigen Bestand an Büchern, den ein Zehnt-Rent- und Gültbuch der Kirchenpfleger vom Jahre 1517 aufweist, kamen nun durch Ankauf einzelne Werke und ganze Sammlungen, so z. B. die Bücherei des Hauptpredigers Dr. Teuschlein, der im Jahre 1525 wegen seiner Teilnahme an der bäuerlichen Bewegung hingerichtet worden war.

Wie sich aus verschiedenen Einträgen ergibt, hatte an der Begründung der Bibliothek Johannes Hornburg hervorragenden Anteil, der Angehörige einer einflußreichen vornehmen Familie der Stadt. Er hatte in Leipzig studiert, war dort 1519 Zuhörer bei der Disputation zwischen Eck und Luther gewesen und hatte von der Persönlichkeit und dem Auftreten Luthers einen so tiefen Eindruck gewonnen, daß er Leipzig mit Wittenberg vertauschte und dort bald in nähere Beziehungen zu Melanchthon und zu Luther selbst trat; Zeugnis dafür legen die begeisterten Verse ab, die er Ende 1520 an diesen richtete[1]). 1539 bekleidete er zum erstenmal das Amt eines Bürgermeisters in seiner Vaterstadt; ihm hauptsächlich war es auch zu verdanken, daß dort im Jahre 1544 die Reformation der Kirche durchgeführt wurde. Für die Vermehrung der Bibliothek war er nachweislich bis zu seinem 1571 erfolgten Tode eifrig bemüht.

Eine besonders wertvolle Bereicherung fand diese im Jahre 1554; damals ging ihr die Büchersammlung des markgräflich-ansbachischen Kanzlers Georg Vogler zu, der seit 1545 in Rothenburg seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte; in seinem Testament von 1545 und den Nachträgen dazu von 1549 bestimmte er, seine Bücher sollten „an ein christlich ort zu gemeinem christlichen nutz beieinander zu bleiben verordnet werden uf das getreulichst unseren nachkommenden und posteris zu behalten, sonderlich alle tomos D. Martini Lutheri". Aus diesem Nachlaß stammt der größte Teil der in 63 Sammelbänden mit 995 Nummern vereinigten „Miscellanea reformatoria" der Bibliothek[2]).

1 S. Enders, Luthers Briefwechsel III, Nr. 381.

2 Sie sind verzeichnet in zwei Programmen des Progymnasiums Rothenburg: Georgii und Schnizlein, Die Miscellanea reformatioria der Rothenburger Bibliothek (1910). Schnizlein, Nachtrag zum Verzeichnis der Misc. ref. (1911).



Die Mittel zur Vermehrung der Büchersammlung wurden aus den Kirchenpflegen und dem ad pios usus gezogenen Vermögen der aufgehobenen Klöster gewonnen; die Vermehrung erfolgte allerdings recht ungleichmäßig; es kam immer darauf an, wieviel Eifer und Regsamkeit der jeweilige Bibliothekar — in der Regel der Rektor des reichsstädtischen Gymnasiums — an den Tag legte. Auch Schenkungen trugen zum Zuwachs bei; so übermachten im Jahre 1760 die Erben des Superintendenten Christoph Ludwig Hartmann 150 Sammelbände, Disputationen der Universitäten Altdorf, Gießen, Greifswald, Helmstädt, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Rostock, Straßburg, Tübingen, Wittenberg. Beim Übergang der Reichsstadt an Bayern im Jahre 1802 mochte die Bibliothek an 2000 Bände zählen, hauptsächlich Werke aus dem Gebiet der Theologie, Philologie und Geschichte. Das Ende der Selbständigkeit der Stadt schien auch das Ende der Bibliothek bedeuten zu sollen; die von der neuen Regierung eingesetzten Administratoren zeigten, wie überall, so auch hier den größten Eifer, alles zu Geld zu machen; daher sollte auch die Büchersammlung veräußert und der Erlös für die Volksschule verwendet werden. Für die vorhandenen Inkunabeln[1]) hatte sich bereits ein Liebhaber in dem Fürsten von Öttingen gefunden; andere Werke sollten der Bibliothek des Gymnasiums in Ansbach überlassen werden. Doch kam, wohl infolge Geschäftsüberhäufung der leitenden Stellen, keiner der geplanten Verkäufe und keine Ablieferung zustande, so daß die Bibliothek der Stadt erhalten blieb. Einzelne wertvolle Werke kamen allerdings in jenen unruhigen Zeiten und bei der Verlegung in neue Räume abhanden; zu diesen „Verlusten" trugen sicher gewiegte Kenner das ihre bei!

Soviel aus der Geschichte der Bibliothek; und nun zu dem Lutherbild! Es findet sich eingeklebt in Band 978 der Bibliothek, Joan. Sleidani, De statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, commentarii. Es ist die erste Ausgabe dieses Werks, 1555 bei Wendelin Rihel in Straßburg gedruckt.

Herr Professor Dr. Hans Preuß in Erlangen, der in der Sammlung „Voigtländers Quellenbücher" ein Bändchen (Nr. 42) veröffentlicht hat: „Lutherbildnisse. Historisch-kritisch gesichtet und erläutert," hatte die Freundlichkeit, sich auf eine an ihn gerichtete Anfrage dahin zu äußern, daß auf den ersten Blick die Ähnlichkeit des vorliegenden Bildes mit dem Cranachschen Kupferstich von 1520 (N. 2 seiner Lutherbildnisse) auffalle, während die Gewandung Strich für Strich mit einigen Vergröberungen die von N. 3 sei, einem aus Lukas Cranachs Werkstätte stammenden Kupferstich. Die einzige, vielleicht eigene Zutat sei die Mütze, das schielende Auge und das völlig unlutherische Ohr. Demnach sei in dem Bild nur eine der mannigfach vorkommenden weitergebildeten und dabei stets geringwertiger werdenden Nachbildungen Cranachscher Vorbilder zu erblicken[2]).

Man wird diesem Urteil vom rein künstlerischen Standpunkt aus seine Zustimmung nicht versagen können; trotzdem verdient das Blatt aus anderen Gründen Beachtung. Das Bild gibt sich laut Überschrift als Weissagung der heiligen Väter Ambrosius und Augustinus auf Luthers Auftreten gegen die päpstliche Kirche und ihre Lehre, das vorausverkündet sei in dem Vers des Tedeums „Tibi Cherubin et Seraphin incessabili voce proclamant" (Cherubim und Seraphim schreien dir mit unablässigen Rufen vor); die Zahlenwert habenden Buchstaben dieses Verses, die im Druck durch große Buchstaben bezeichnet und hervorgehoben sind, ergeben die Zahl 1517. Solcher Vorverkündigungen der Reformation hat man mehrere gefunden; die auf unserem Blatt gegebene wird auch von Johann Mathesius erwähnt in seinen 1566 erschienenen siebzehn Predigten über Martin Luthers Leben; es heißt dort im Anfang der zweiten Predigt: „Von diesem Jahr (1517) hat nun die Christenheit in S. Ambrosii Lobgesang, doch in einer verdeckten Cabala,

1 S. Ad. Georgii, Verzeichnis der Wiegendrucke der ehem. Konsistorialbibl. zu Rothenburg o. T. Progr. des Progymnasiums vom Jahre 1908.

2 Die in Betracht kommenden Lutherbilder finden sich auch in sehr guten Nachbildungen in: Martin Luther, Ausgewählte Werke. Herausg. von H. H. Borcherdt. II. Band. München und Leipzig bei Georg Müller 1914.



längst zuvor verkündiget, da man in allen Stiften diesen Vers aus dem Te deum laudamus mit Freud und Schalle sang: denn hierin steht dieses Jahres Zahl in den Zahlbuchstaben." In der sechzehnten Predigt erwähnt Mathesius diese „Kabala und heimliche Weissagung" noch einmal. Auch in der reichen Fundgrube für allerhand Merkwürdigkeiten, in Johannes Wolfs „Lectiones memorabiles et reconditae" (Lauingen, 1600) ist sie im zweiten Band p. 78 angeführt als „admirabile vaticinium de tempore et adventu D. Lutheri", jedoch ohne Quellenangabe.

Die dem Bild zur Erläuterung beigegebenen Verse lauten in möglichst wörtlicher Übersetzung folgendermaßen:

„Dies Aussehen spiegelte Martinus wider in heiterem Bild,
Als auf dem höchsten Scheitel der Stirn ein Geschorener er war.
Doch als er den Brauch des gefährlichen Ordens erkannt hatte,
Da mied er das Werk der gemästeten Würde.
Er zog also das Gewand der List aus, offenbarte die schlauen Ratschläge,
Wie groß die Verruchtheit der Schar der Kuttenträger in der Welt sei,
Hinweisend auf die deutlichen Verkündigungen der heiligen Väter,
In denen die Lehre des ewigen Heiles wirkt.
Sie erläutert er aller Orten mit apostolischen Worten,
Aus denen des Glaubens Zier leuchtet in Frömmigkeit.
Als erster nämlich hat er Christi Wort zu unsrer Zeit
Gelehrt, wie er denn oft seines Vaterlands Prophet war."

Zu der letzten Zeile wäre zu bemerken, daß Luther den Ehrentitel eines Propheten erst 1530 annahm in der „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle"; 1531 sagt er in der „Warnung an seine lieben Deutschen": „Weil ich der Deutschen Prophet bin (denn solchen hoffärtigen Namen muß ich hinfort mir selbst zumessen meinen Papisten und Eseln zur Lust und Gefallen), so will mir, als einem treuen Lehrer, gebühren meine lieben Deutschen zu warnen vor ihrem Schaden und Gefahr."[1])

Als Verfertiger des Gedichts nennt sich „Michael Lindner poeta". Er ist wohl sicher gleichzusetzen mit dem berüchtigten Verfasser zweier unflätiger Schwankbücher, des „Katzipori" und des „Rastbüchleins", Michael Lindener[2]). Dieser ist auch als Herausgeber und Übersetzer theologischer und historischer Schriften eifrig tätig gewesen, wenn sich auch kein Werk anführen läßt, zu dem unser Blatt gehören könnte; es ist wohl als „fliegendes Blatt" zu denken, ist auch nur einseitig bedruckt. Für die Zeit, aus der das Bild stammt, ließe sich so wohl auch ein Anhaltspunkt gewinnen; Lindner hat sich vermutlich erst zwischen 1544 und 1550 der Reformation zugewendet. Aus dem „fuit" der letzten Zeile darf man wohl auch schließen, daß die Verse erst nach Luthers Tod gedichtet sind. Damit stimmt auch, daß das Bild in den 1555 gedruckten und wohl ziemlich gleichzeitig der Bibliothek einverleibten Band des Sleidanus nicht erst nachträglich eingeklebt, sondern gleich beim Einbinden auf den Deckel gesetzt worden ist. Das Bild dürfte also aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen. Wo es hergestellt wurde, dürfte schwieriger zu ermitteln sein. Aus dem, was über Lindners Leben bekannt ist, ergibt sich, daß er 1544 in Leipzig immatrikuliert war, vor 1546 vielleicht in Wittenberg war, dann in Tirol, um 1552 Korrektor bei Daubmann in Nürnberg, 1553—56 in Ulm, dann in Augsburg, 1557 wieder in Wittenberg; 1561 verschwindet er aus der Literatur. Vielleicht dürfte demnach der Entstehungsort in Süddeutschland zu suchen sein. Das Bild trägt schließlich noch ein paar Zeilen aufgeschrieben von gleich-

1 S. H. Preuß, Unser Luther (Leipzig 1917), S. 74. Köstlin-Kawerau, Martin Luther (Berlin 1903). II. S. 252.

2 S. Goedeke, Grundriß. II. S. 467/9. Lindner nennt sich auf den Titeln oder in den Widmungen verschiedener Schriften stets „Poet".



zeitiger Hand, nämlich die Worte: „Ja wol troffen. Quasi duo [1]) illi et divino spiritu afflati viri contra se ipsos vaticinati fuerint." Man möchte fürs erste glauben, diese Worte seien von gegnerischer Seite auf das Blatt gesetzt; doch sind die Schriftzüge unverkennbar die des oben genannten Hornburg; so sind die Worte wohl ironisch gemeint: Ambrosius und Augustinus waren selbst schon auf dem richtigen Wege und hatten es nicht nötig, gegen sich selbst zu weissagen.

Was endlich das Äußere des Blattes anlangt, so steht es in den Größenverhältnissen 32:20 cm, die Bildfläche 17,5:14,2 cm. Das Original ist in Farben gehalten, der Hintergrund grün, die Gewandung und Mütze schwarz, Gesicht und Hand fleischfarben, der Buchdeckel rot mit gelbem Beschläg, die Brüstung unten gelb, das Ganze von einem schwarzen Strich umrahmt.

Für freundliche Unterstützung bei meinen Nachforschungen habe ich außer Herrn Professor Dr. Preuß auch Herrn Oberbibliothekar Dr. Freys in München den herzlichsten Dank zu sagen. Möge die gegenwärtige Veröffentlichung zu weiteren Nachforschungen anregen, die vielleicht zu einer endgültigen Aufklärung besonders über Ort und Zeit der Entstehung des Bildes führen.

1 An duo ist korrigiert; am Schluß ist ein i zu sehen; vielleicht abgekürzt für divini?



Von Eduard Mörikes Vater.

Zu dessen 100. Todestage, dem 22. September 1917.

Von

Hanns Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Mit siebzehn unveröffentlichten Bildern.

I.

Der erste Flor der im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aus dem Erdboden hervorgesproßten Stadt Ludwigsburg war mit dem jähen Tode des Herzogs Karl Alexander (1737) dahingegangen. Unheimliche Mächte hatten durch Wucher und Unehrlichkeit den Verfall des Glanzes beschleunigt. Jud Süß, des Fürsten Ratgeber und selbstherrlicher Finanzminister mit seinen Helfershelfern, denen Karl blindlings vertraut, verursachten einen unerträglichen Zustand aller Verhältnisse in der Residenz und im ganzen Herzogtume. Kein Wunder, daß das Volk in eitel ungezügelter Lust am 2. Februar 1738 den Galgen des lasterhaften Staatsmannes und Bedrückers umtoste, an dem dieser, wie einst die Wiedertäufer am Turm der Ludgerikirche zu Münster, angetan mit einem scharlachenen Kleid in einem Käfig aufgehängt zu sehen war.

Unter der vormundschaftlichen Regentschaft der Herzöge Karl Rudolf und Friedrich Karl für den minderjährigen Karl Eugen (geb. 1728) dämmerte für die Stadt wenig ereignisvoll eine Reihe von Jahren dahin. Der junge Fürst aber, mit 16 Jahren mündig gesprochen, hatte, soviel man auf ihn gehofft, Ludwigsburgs im Anfang wenig Acht. Plötzlich aber änderte sich sein Sinn: er zog bald jeden Sommer für kurze Wochen mit seinem ganzen Hofstaat in die verlassene Residenz seines Vaters zu frohem Treiben der für ihn unentbehrlichen Vergnügungen, und manchmal erschien ihm auch im Winter Ludwigsburg als ein geeigneter Schauplatz für allerlei Feste zu sein, bis er schließlich, infolge ärgerlicher Streitigkeiten mit den Stuttgarter Ständen, kurz entschlossen am 2. September 1764 seine Regierung gänzlich dorthin verlegte. Mit dem Tage begann für die Stadt ein neuer Aufstieg zu niegeschautem Glanz. Laune und Neuerungslust entfalteten hier, um schnell eine in allen Teilen vollendete Umgebung vor sich zu sehen, in fieberhafter Tätigkeit aller Kräfte eine verschwenderische, märchenhafte Pracht: Wunderwerke, die kaum im Verhältnis zum Bestehenden standen, phantastische Baulichkeiten, wie sie der Sinn sich nicht auszumalen wußte, ragten plötzlich in den lachenden Himmel hinein: ein großes Opernhaus, in dem der lustfrohe Herrscher an dem bunten Gewoge prunkvoll ausgestatteter italienischer oder französischer Ballette besonderen Gefallen fand, — bereits bestehende Werke wurden ausgebaut und ins Riesenhafte erweitert, wie die Orangerie, die auf unsichtbare Säulen gestützt, in der Luft zu schweben schien. In Hülle und Fülle blühten in ihr die seltensten und seltsamsten exotischen Pflanzen, aufs sorgsamste gehegt. Zu nächtlichen Veranstaltungen der fürstlichen Geburtstagsfeste erstrahlte dieser Märchengarten, wie erzählt wird, durch nicht weniger als eine Million Lampen zu lichterhellem Tag. Und in der herzoglichen Porzellanmanufaktur herrschte der Wettstreit namhafter Malkünstler, die Karl Eugen angestellt hatte.

Der Ruhm seines Namens galt dem jungen Regenten alles und der welsche Geschmack der Fürsten seiner Zeit trieb in ihm seine kühnsten Blüten. Schon Jahre vor der Verlegung der Residenz waren bedeutende ausländische Künstler berufen worden, Tänzer und Ballettmeister, Theaterdichter und Musiker. Der Neapolitaner *Nicolo Jomelli* leitete 16 Jahre lang das Hoftheater, und *Daniel Schubart*, der unglückliche Dichter der „Fürstengruft“, zugleich ein virtuoser Musiker,

waltete von 1769—17773 seines Amts als Organist und Musikdirektor, bis ihn, den die Pracht und das genußsüchtige Getriebe zu zügellosem Lebenswandel getrieben, die lauernde Intrige in Gestalt des ihm mißgünstig gesinnten und von ihm nicht hoffierten Superintendenten Zilling aus den Mauern der Residenz verbannte und dessen Haß es gar so weit brachte, daß der Unglückselige wenige Jahre darauf auf seinen Antrieb in eine Falle getrieben, ein Jahrzehnt seines Lebens in einem Verließ der Feste Hohenasperg vertrauern mußte, bis der Herzog den gebrochenen Mann begnadigte und noch einmal zu — freilich kurzen — Ehren erhob.

Doch das flutende Treiben sollte nur ein kurzer Wahn sein. Laune und Blasiertheit bewogen nach knapp zehn Jahren den Fürsten plötzlich, die Zelte in Ludwigsburg abzubrechen und den Hofstaat wieder für dauernd in die Hauptstadt seines Landes zu verlegen. Gleichzeitig mit den führenden Geistern kehrten auch unzählige Familien der Stadt den Rücken, die nun innerhalb weniger Wochen zum Landstädtchen ward, auf dessen weitläufigen verlassenen Plätzen, wie uns Justinus Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" berichtet, das Gras, wie auf einer Wiese, emporsproß und von dessen versunkener Pracht nur noch ausgeräumte Paläste erzählten.

So sah es in der Jugend des Vaters des Dichters Eduard Mörike in seiner Heimatstadt aus: ein märchenhafter Traum, urplötzlich verrauscht, ein Sinnenerlebnis, das, hätten nicht steinerne Zeugen für die Wahrheit gebürgt und gäben sie nicht noch heute dem ein Zeugnis, selbst denen kaum mehr glaubhaft erscheinen mochte, die mitten in seiner Blendung gelebt.

II.

Nur selten sind uns die Persönlichkeiten der Eltern eines bedeutenden Geistes in so weitgehendem Maße bekannt geworden wie die Goethes, der uns in eigener Person ein ausgiebiges und zuverlässiges Material in die Hand gegeben hat, zu dem uns außerdem noch von verschiedenen Seiten reiche Quellen zufließen. Goethe war in jedem Sinn sein Stern hold: ein feiner Menschenkenner in jungen Jahren bereits, besaß er zu allem Glück Vater und Mutter so lange, daß er in steigendem Selbsterkenntnisdrang deren Charaktere und psychologischen Eigentümlichkeiten aus ihren Lebensumständen verbunden mit den seinen — „des Lebens ernstes Führen, wie die Lust zu Fabulieren" zu umfassen vermochte.

Bei dem Schwaben ***Eduard Mörike***, dem feingeistigen Poeten der nachklassischen Zeit, von dem sein Jugendfreund Rudolf Lohbauer frühzeitig offenbarte: „Mörike ist, als wäre er ein Sohn Goethes, geistig aus geheimnisvoller, wilder Ehe", fließt unserer Forschung bezüglich seiner Eltern, im besonderen seines Vaters, nur ein spärliches Brünnlein, wie uns über die einzelnen Vertreter seiner bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts nachgewiesenen Familiengeschichte nur in knappsten Zügen Kenntnis überliefert ist. Im höheren Sinne sind es wohl auch zumeist keine viel über das Mittelmaß ragenden Menschen gewesen, diese Apotheker und Mediziner aus väterlichem, jene schwäbischen Landpfarrer aus mütterlichem Geblüt, die uns die Stammtafeln aufweisen. Aber doch zeigt uns die Persönlichkeit des einen Eduard Mörike, daß es Menschen von tieferen geistigen Anlagen und von edler Herzensbildung gewesen sein müssen, deren Lebensextrakt in trefflichem Zusammenfluß einen Menschen hervorzubringen vermochten, wie die Erscheinung des wunderbar begnadeten Menschen, der, wie Goethe einen Lucas Cranach im Stammbaum, in neunter Generation keinen Geringeren als Martin Luther zum Ahnherrn gehabt haben soll.

Über das gemütvolle schlichte Leben und Wesen seiner Mutter, die ihm bis ins beste Mannesalter erhalten blieb, hat der Dichter noch zu ihren Lebzeiten in zwei kleinen Epigrammen das Schönste offenbart, das ein Sohn und gar wenn er ein Dichter von der Gemütstiefe Mörikes ist, einer Mutter zum Preise sagen kann: daß sie liebreich sich in Liebe vergaß und daß die Umwelt sie plump verkannt. Was wir weiterhin von ihr wissen, entnehmen wir den Briefen an seine Freunde und dem kurzen Lebenslauf, den er seinen cleversulzbacher Dörflern am 3. August 1834 gelegentlich seiner Investitur sittegemäß in die Antrittspredigt verflochten hat. Darin berichtet der Dichter-



pfarrer außer über diejenigen seiner nächsten Anverwandten, die auf seine Erziehung von wesentlichem Einfluß waren, auch einiges Allgemeinere über seinen Vater: das einzige, was wir aus seinem Munde über ihn erfahren. In seinem dichterischen Werke suchen wir vergeblich nach Anhalten, und die Briefe — die wir ihres epischen Tones und schönen Gehaltes wegen gern zu seinen Werken zählen, weisen nur spärliche und wenig belangreiche Stellen auf. Alles, was wir sonst von ihm wußten, sind Daten, wie sie uns Kirchenbücher und Stadtchroniken mehr oder minder umständlich übermittelten. So sind wir darauf angewiesen, aus zufälligen Funden nach Möglichkeit Neues herauszulesen. —

Ein Jahr bevor Karl Eugen Ludwigsburg zu seiner ständigen Residenz erhob, ward dem dortigen Doktor Medicinae, Stadtphysikus und späteren herzoglichen Hofmedikus *Joh. Gottlieb Mörike* (1732—1785) und seiner Frau *Charlotte Friederike*, der Tochter des herzoglichen Rats und Leibarztes Doktor *Julius Friedrich Breyer* als zweites von sieben Kindern am 23. September 1763 ein Sohn geboren, der auf die Vornamen *Carl Friedrich* getauft wurde.

Daß die Eltern und Großeltern bei der Unzahl von titulierten, nur zu oft verdienstlosen Hofleuten bei Hof wie Bürgerschaft besonderer Ehre und Ansehens, wegen der wirklichen Verdienste um das Wohl der Ludwigsburger Einwohnerschaft, genossen, beweist uns eine Stelle in einer bei „Christoph Friederich Cotta, Hof- und Canzley-Buchdrucker in Ludwigsburg" (1767) erschienenen Schrift mit dem umständlichen Titel:

Beschreibung
des feyerlichen und gnädigsten
Einzugs
Seiner Herzoglichen Durchlaucht
des regierenden Herrn Herzog
CARLS
zu Würtemberg und Töckh etc.
nach Höchst Dero beglückten Zurückkunfft
aus Italien in Dero Herzogl. Residenz
und
dritten Haupt-Stadt
Ludwigsburg
den 11ten Julii 1767
nebst denen auf solche höchsterfreuliche Begebenheit
angestellten sowohl allgemeinen — als besondern
Ehren- und Freuden-Bezeugungen.

Da heißt es in dem seltenen, recht amüsanten Büchlein auf Seite 27:

„Seine Herzogliche Durchlaucht wurden von der Music auf der Galerie der großen Ehren-Pforte noch von weitem salutieret, und als es Höchstdenenselben gnädigst gefiele, den Wagen vor der Ehren-Pforte halten zu lassen, so umringeten Sie die Kinder, welche zugleich den Weg vor und nach dem Wagen mit Ihren Blumen bestreuet, voll Ehrforcht und kindlich wallender Freude und stellten seiner Herzoglichen Durchlaucht das Bild der getreuesten Nachkommenschaft im Kleinen auf eine rührende Weise vor Augen. Eine Enckelin des Herzoglichen Raths und Leibmedici Herrn Dr. Breyers, Louisa Friederica *Möricquin*, Tochter des Herrn D. Med. und Stadt-Physici *Mörique* genosse der höchsten Ehre, Seiner Herzoglichen Durchlaucht das unterthänigste Glückwünschungsgedicht auf einer silbernen Platte mit beygesetzten wenigen Worten demüthigst zu überreichen, und Seine Herzogliche Durchlaucht nahmen es nicht nur mit gnädigsten Händen an, sondern bezeugten über den lebhaften Eifer dieser Kleinen Dero höchstes Wohlgefallen in allen Blicken und mit den huldreichsten Worten."



Der vierjährige Knabe Carl Friedrich, den wir uns wohl auf dem Arm der Mutter denken können, mag seine brüderliche Freude über das forsche Schwesterchen kindlich-laut geäußert haben, als es in all dem Menschentrubel und der Farbenpracht jenes mit einem Knicks das „in blauen mit Silber gallonierten Sammet eingebundene Gedicht" — übrigens eine maßlos schwülstige Tirade an plattestem Byzantinismus — „es flosse", wie es in der Druckschrift heißt, wo es selbst zu lesen ist, „aus der Feder eines schon längst durch seine andere Poetische Schriften berühmten Dichters" — nämlich des Offiziosus und Hofpoeten Balthasar Haug — dem Fürsten überreichen sah. Und gewiß ist dies Ereignis als seine früheste Erinnerung im Gedächtnis geblieben, zugleich ein Zeichen des Pomps, der in seiner Jugend um ihn her geherrscht hat.

Als das Kind einige Jahre darauf in das für die Schulerziehung reife Alter trat und die ersten Vorstufen erfüllt waren, ließen die Eltern es in die heimatliche Lateinschule gehen, die einiges Ansehen besaß, das durch die Errichtung einer höheren Klasse für die zum Studium bestimmte Jugend vermehrt worden war. Da genoß der aufgeweckte Knabe in der niedrigsten Klasse den Unterricht des Präzeptors Abraham Elsässer und in der folgenden Klasse die Belehrung durch den Theologen und nachmaligen Pfarrer Philipp Christian Honold. Höher scheint in Ludwigsburg die Erziehung des Knaben nicht geleitet worden zu sein, vielmehr ist zu vermuten, daß ein Oheim des Schülers, der derzeitige Stuttgarter Diakonus Magister Fuchs, den Knaben in sein Haus nahm, ihm häuslichen Unterricht erteilte und ihn darauf in das hauptstädtische Untergymnasium eintreten ließ, wo er bis zum 14. Lebensjahre durch die Magister Faber, Professor Jacob Nast und Zimmermann wissenschaftlich weitergebildet wurde. Da der elterlichen Ehe inzwischen noch drei Söhne entsprossen waren, wurde beschlossen, und der Onkel Diakonus mag wohl den Entschluß bekräftigt haben, daß der älteste Stammhalter die theologische Laufbahn einschlagen solle.

So wurde denn ein abermaliger Wechsel notwendig und Carl Friedrich nach bestandenem „Landexamen" am 11. November 1777 zu Blaubeuren als Alumnus in das „Kloster", wie bis 1806 das niedere Seminar amtlich hieß, aufgenommen. Die neueingetretene Schülergemeinschaft (Promotion) bestand aus 20 Jünglingen, unter denen sich der später als Dichter bekannt gewordene Karl Philipp Conz befand. Während dieser, geistig lebhaft, begabt und strebsam, sich schnell zum Klassenprimus aufgeschwungen hatte und sein Herbstzeugnis 1778 voll überschwänglichen Lobes war, hielt sich Mörike bescheiden bei den letzten „Locationen", als 16ter, und sein Zeugnis sagt in knappen Worten, daß er ein mäßiger Schüler war, wie sein Sohn Eduard, verträumt wie er war, ein solcher gewesen ist. Die Zöglinge der damaligen Zeit verbrachten nur die beiden ersten Jahre der Vorbereitungsfrist in Blaubeuren; für die beiden letzten Jahre ging die Promotion in die bei Tübingen in einer Mulde des Schönbuchtales reizvoll gelegene Bebenhausener Klosterschule über. Im Herbst 1781 führte der vorgeschriebene Bildungsgang die Gemeinschaft, und mit ihr den Vater des Dichters in das theologische Stift der Landesuniversität Tübingen. Hier genoß er das ihm zustehende staatliche Stipendium weiter, wie wir aus Akten wissen, wodurch uns bestätigt wird, daß die mörikische Familie mit materiellen Gütern nicht sonderlich gesegnet war, das Vermögen jedenfalls zur wissenschaftlichen Erziehung der Kinder nicht ausreichte. —

Auf dieser letzten Stufe zur vollkommenen Bildung aber zeigte sich bald, daß dem selbständiger zu denken anfangenden Jüngling der aufgezwungene Beruf seiner Neigung durchaus nicht gelegen war. Denn sein Ehrgeiz trieb den strebsamen Charakter zu umfassenderem Wissen an, als ihm das einseitige theologische Studium bot, ohne freilich von diesem abzustehen. Jedenfalls war sein Lerneifer vorerst mehr in der Philosophie befangen als in jenem, doch so, daß er die Weltweisheit mit der Gottesgelehrsamkeit in Einklang zu bringen wußte. Schon nach zwei Jahren verteidigte er eine philosophisch-theologische These „Philosophia veteris ecclesiae de spiritu" und ward Magister, d. h. Doktor der Philosophie.

Nicht genug damit, widmete er sich auch fleißig den Anfangsgründen der Chemie und der Splanchnologie, einem Sondergebiet der Medizin, der Eingeweidekunde, welch letztere Beschäftigung ihm den Weg zu seinem eigentlichen und erblich angestammten späteren Lebensberufe, dem des Mediziners, gewiesen haben mag.

VON EDUARD MÖRIKES VATER

Zu dem Aufsatze von Hanns Wolfgang Rath



Christian Friedrich Beyer
Pfarrer
1735—1808



Carl Friedrich Mörike
Eduard Mörikes Vater
1763—1817



Augusta Friedericke Beyer,
geb. Weckherlin
1741—1809



Eduard Mörike
Farbige Miniatur von Luise Walther
1874



Klara Neuffer geb. Beyer
1780—1855



Luise Lempp geb. Neuffer
1802—1874



Eberhard Friedrich v. Georgi,
Onkel Eduard Mörikes
1757—1830



Klärchen Schmid geb. Neuffer
1804—1837
Ed. Mörikes Base und Jugendliebe

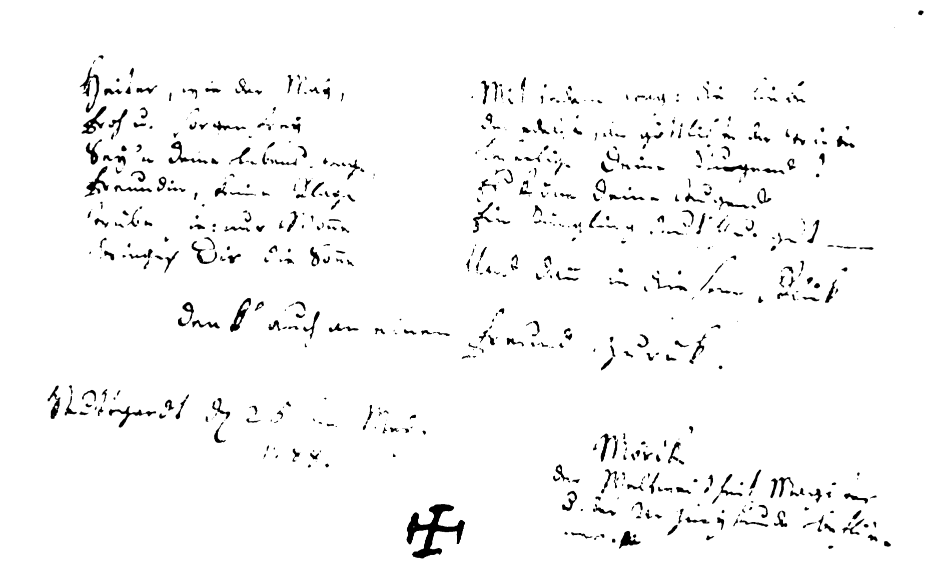


Christoph Friedrich Ludwig Neuffer
Pfarrer (1767—1830)

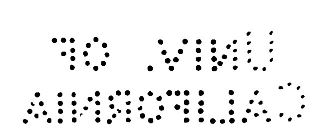
Pfarrer M. Neuffer in [illegible], später in [illegible].



Der Großvater. Christian Frid. Beyer
nach der Natur silhouettirt von
Mlle. [illegible], nachherigen Mad. [illegible]
([illegible] Frau).



Stammbuchblatt Carl Fr. Mörikes für Lotte Beyer





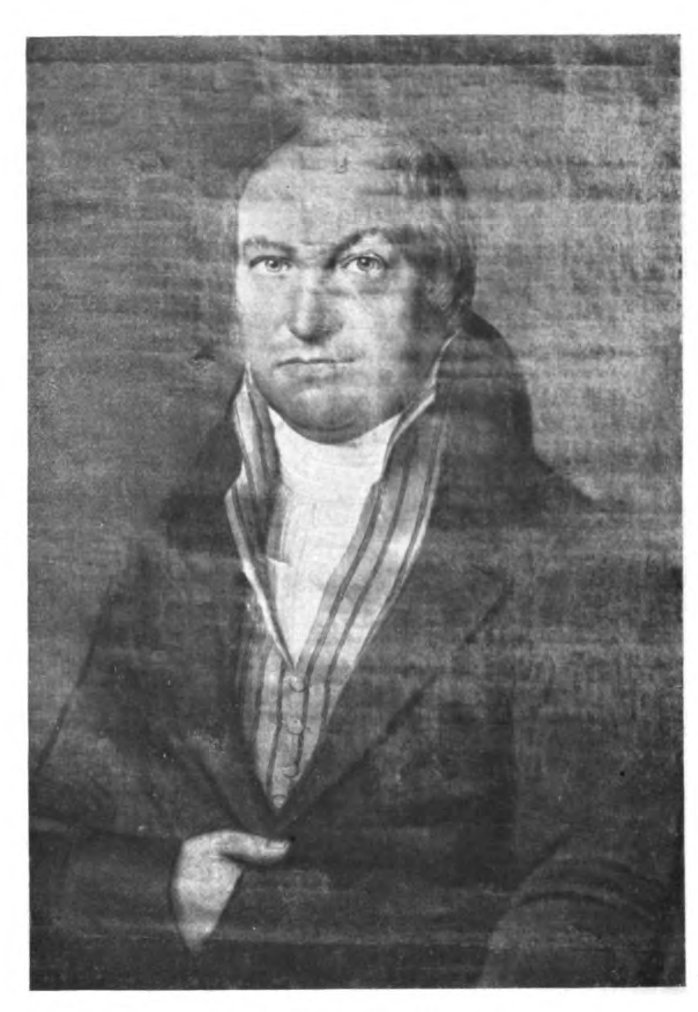
Schloß Hochhaus
Frühe Miniaturphotographie aus E. Mörikes Besitz (Originalgröße); rückseitig erklärender Autograph des Dichters



Luise Friederike von Georgii, geb. Mörike (1762—1811)



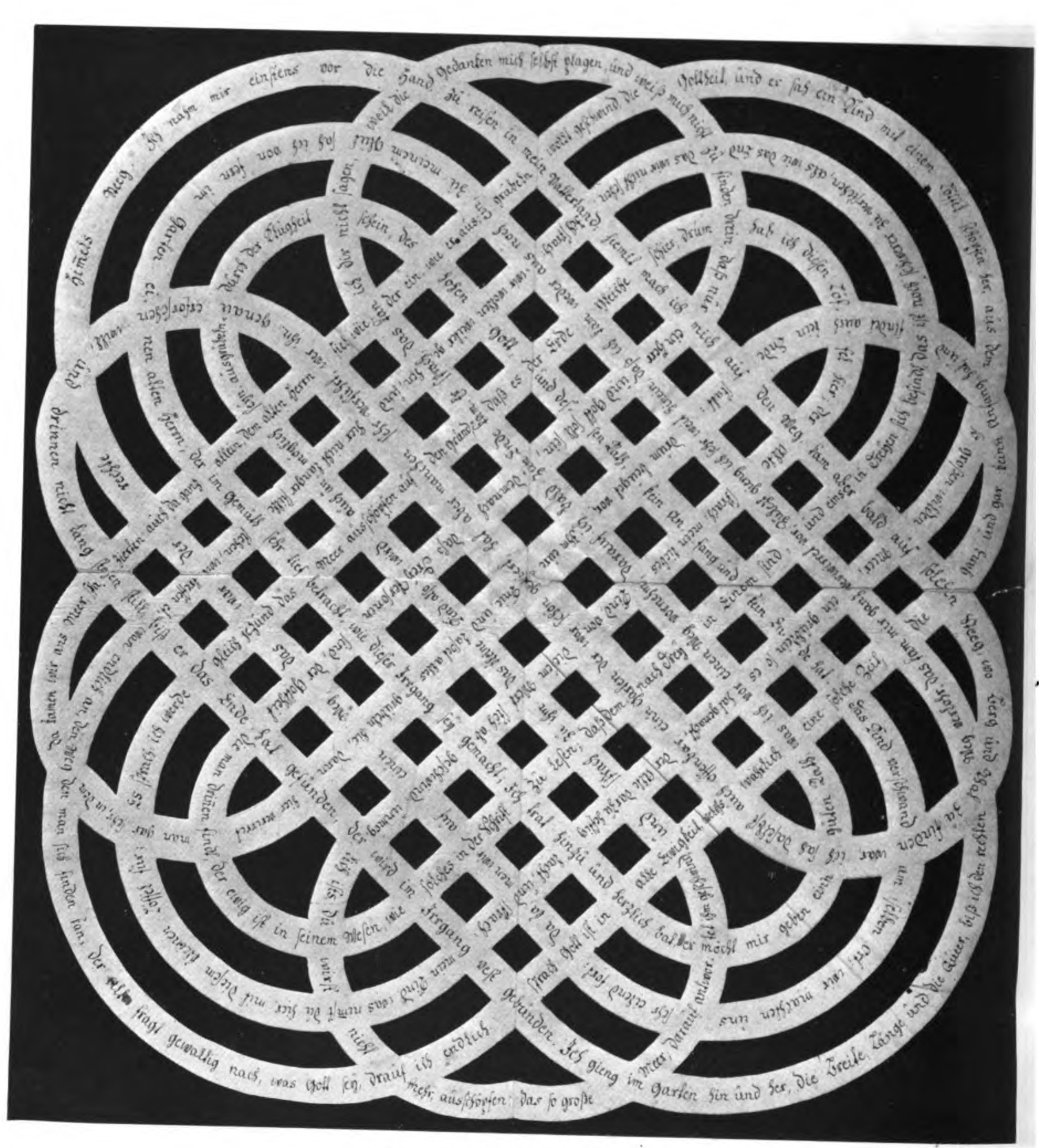
Clara Mörike (1816—1903)
Originalphotographie, ca. 1865



Stadtschreiber Gottlob Friedrich Planck
1740—1831



Stadtschreiberin Aug. Friedr. Rosina Planck
1767—1847



„Der Irrgarten", Gedicht von Carl Fr. Mörike

Daß Carl Friedrich Mörike kein Studentenleben in dulci jubilo geführt hat, geht einwandfrei aus der vielseitigen Hingabe an die Wissenschaft hervor. Als Stiftler stand er dem Treiben der eigentlichen Universitäts-Studenten überdies fern, und wie später seinem Sohne Eduard, der ebenfalls Tübinger Stiftler war, wird es auf ihn keinen Eindruck gemacht haben.

Aus den ersten beiden Jahren seiner Tübinger Zeit weist das Programm der philosophischen Fakultät für 1783 noch zwei Specimina, d. h. Probearbeiten Mörikes auf, deren eine „Von der Sympathie" betitelt ist, während die andere den seltsamen Titel führt: „Widerlegung der Einsprüche gegen die Blitzableiter." Sollte man nun meinen, daß sich des Dichters Vater auch noch mit Technologie beschäftigt habe, wäre man schlecht beraten, denn dieses sonderbare Thema deutet nicht ins technologische, sondern in das rein theologisch-religiöse Gebiet: Es weist den auch heute noch von pietistischer Seite festgehaltenen Standpunkt ab, daß die Einrichtung der Blitzableiter einen menschlichen Eingriff in das Walten Gottes darstelle.

Im Frühjahr 1786 wurde der Stiftler theologisch geprüft und als anstellungsberechtigt entlassen. Carl Friedrich Mörike trat ins Leben hinaus und mußte sich bequemen, nunmehr dem ihm aufgedrungenen Berufe nachzugehen: Er wartete als Vikar auf zwei schwäbischen Landpfarren seiner Bestallung, — wo, läßt sich leider nicht mehr nachweisen. Über ein Jahr ging ihm mit solchem Warten verloren, bis er schließlich sich energisch von dem ihm nicht genehmen Pfarrberuf befreite; er ließ sich als simpler Eleve gegen 100 fl. Pensionsgeld in die medizinische Fakultät der erst 1781 vom Herzog Karl Eugen zur Hohen Karlsschule, der zweiten Universität Württembergs, erweiterten Militärakademie einschreiben, auf der bereits sein 5 Jahre jüngerer Bruder Ludwig Gottlieb der gleichen Fakultät sich widmete. Das geschah am 23. Oktober 1787.

Verschiedene im Kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrte Personalakten vermitteln uns allerlei Wissenswertes: „Daß sich Carl Friedrich Mörike zwar als ehemaliger Stipendiat die Vorbereitungskenntnisse zu seiner *bisherigen* Bestimmung erworben, doch wünschte, einige derselben, z. B. die griechische Sprache und Physik für seine *neue* Bestimmung zu erweitern und zugleich sich in der Kenntnis der französischen Sprache mehrere Fertigkeit zu erwerben," ferner, „daß er bei vorgenommener Besichtigung und Untersuchung von guter Leibesbeschaffenheit und Gewächs und sowohl innerlich dermalen gesund als auch äußerlich ohne einen organischen Fehler oder Ausschlag befunden worden, daß er die natürliche Blatternkrankheit gehabt und sein Aderschlag gut und natürlich gewesen sei". Auch in der Religion ist er zu allem Überfluß noch einmal geprüft worden, wobei eine recht gute Kenntnis befunden ward.

Und schließlich ist ein Erlaß des Herzogs vom 22. Juli 1789 wichtig, „daß die beede Eleves Moerike entlassen und vor Antritt ihrer Reise durch die medizinische Fakultät geprüft werden, auch daß der Ältere davon eine Streitschrift öffentlich verteidigen darf".

So wurde der älteste Sohn doch noch, und nicht zu spät der Familienüberlieferung gerecht, die in der geraden Linie der Voreltern seit vier Generationen wohl Apotheker und Mediziner, aber keinen einzigen Geistlichen aufweist.

Ohne Ansehen der umständlichen Reisegelegenheiten trieb ihn der Drang nach umfassenderem Wissen über die Grenzen seiner engen schwäbischen Heimat hinaus in die Fremde, geradenwegs in die alte Kaiserstadt Wien; während ¾ Jahren befaßte er sich hier mit dem praktischen Studium der interessantesten Krankheitsfälle in den musterhaft geleiteten Spitälern und er erwarb sich reiche Kenntnisse auf dem Spezialgebiet der Geburtshilfe. In den nächsten Zeiten finden wir ihn in den geistigen Mittelpunkten Deutschlands: in den Universitätsstädten Berlin, Göttingen, Halle, Leipzig, Jena, Marburg, auch in Cassel und schließlich noch in Prag. Offenen Auges beruflicher wie weltmännischer Bildung beflissen, trat er überall in persönliche Verbindung mit den hervorragendsten Zeitgenossen und was auf dieser Wanderschaft irgendwie sein Interesse erregte, suchte er sich geistig zu eigen zu machen.

Als lebenserfahrener Mann kehrte der 27jährige im Jahre 1790 in seine Vaterstadt zurück, in der sich seit der Rückverlegung der Residenz nichts Wesentliches abgespielt hatte. Im Hause



der Mutter ließ er sich als praktischer Arzt und Geburtshelfer nieder. Nachdem er sich im März 1793 auf Grund seiner Dissertationsschrift „de morbis acutis" bei der medizinischen Fakultät der Karlsschule den Doktorgrad erworben, wurde ihm alsbald die erledigte Stelle als zweiter Stadt- und Amtsphysikus übertragen, der sich später die anstrengende Praxis als Oberamtsarzt anschloß.

Damit war seine Lebensstellung so befestigt, daß er an die Gründung eines eigenen Hausstandes denken konnte. Schon als Karlsschüler hatte er die rechte und beste Wahl getroffen und die Herzensneigung war in den Jahren nicht erkaltet. In das Jahr 1788 — oder vielleicht bereits früher — datiert die Freundschaft zu der Tochter des Pfarrers *Christian Friedrich Beyer* zu Beuren und dessen Ehefrau *Augusta Friederike*, geb. *Weckherlin* — welch letzterer Familie durch den Verzug ihrer Mutter von Obereßlingen, wo ihr erster Mann, der Pfarrer Joh. Marcell Weckherlin 1745 gestorben war, nach Ludwigsburg zur zweiten Ehe mit dem dortigen Stadtschreiber Joh. Martin *Heuglin* im Jahre 1749 anscheinend mit der Mörikeschen Familie in Verkehr gestanden hat.

Ein liebenswürdiges Freundschaftsdokument hat uns der Zufall aufbewahrt: Das Stammbuchblättchen mit dem selbstgedichteten Vers, das der „der Weltweisheit Magister und der Arzneykunde Beflissene Mörike" am 25. Mai 1788 der Freundin und heimlich Auserlesenen *Charlotte Dorothea Beyer* widmete.

Aus der Bräutigamszeit auch ist das einzige lebensgetreue Bildnis des Dichtervaters erhalten, eine feine Elfenbeinminiature, die seine Enkelin sorgsam bis auf diesen Tag als ein Familienkleinod verborgen gehalten hat. In einer ebenso reizvollen, wie kostbaren Goldfassung als Medaillon rings mit Zahlperlen eingefaßt, hat es einst als Halsschmuck der Braut gedient, deren Monogramm aus winzigen Perlchen zusammengesetzt, rückseitig zu sehen ist.

III.

Der Beyerschen Ehe, im Februar 1763 geschlossen, waren außer einem als Kind gestorbenen Mädchen drei weitere Töchter entsprossen, deren starke, reizvolle Individualitäten aus Eduard Mörikes Lebensgeschichte in bestem Sinn bekannt geworden sind. Die mittlere dieser drei Jungfrauen, die am 3. Juni 1771 geboren war, erkor sich der 30jährige Dr. med. Mörike zur Frau. Sie ward zur Dichtermutter, zur schwäbischen Frau Aja, begnadet.

Manch schöner und origineller Brief dieser in Liebe unerschöpflichen Frau an ihre Kinder zeigt sie uns noch in älteren Jahren als die phantasiereiche und humorvolle Mutter, die mit ihrer Frohnatur, ihrer frommen Treue den Kindern gegenüber nie den besten Eindruck verfehlte und durch ihr natürlich schlichtes Wesen das vielfältige Schwere ihres Lebens niederrang.

In einem bisher unveröffentlichten Liebesbriefe der 22jährigen Jungfer Lotte an ihren Verlobten haben wir ein Zeugnis ihrer naiven Originalität mit all den köstlichen Schreibfehlern, die uns bei der wirklichen Frau Aja im Herzen erquicken und von denen jene so offenherzig sagte: „Es lage am Schulmeister."

Er ist wenige Monate vor der Hochzeit geschrieben und lautet:

Lud. d. 10. Mertz 93 Nachts um 11 uhr

Bester Möerike!

Würklich habe ich eine so ruige stund und die soll Ihnen sein, um so mer da ich meinem Lieben versprach bald zu schreiben. — Was denken Sie davon Teuerster! Das ich Sie bat des Tags nur ein mal zu kommen? Bös könen doch wohl nicht auf ein Mädle sein, die aus Liebe zu Ihnen alles in der Welt thun würde, u. die nun auch auf das was ihr so vielle Freude machte, nehmlich Sie öfter zu sehen, Verzicht thut. —

unsere Lage in der wir sein ist freylich nicht so wie wirs mit recht wünschen dürften, daher ists auch kein Wunder wan wir bis weillen verdrüsslich sein, O! über das Schicksal, das über uns verhängt ist! daß ich nicht so oft ich will, zu meinem Möerike hin eilen — ihm mein Hertz aus leren kan.



und doch wird mir die Zeit nicht lange — wan ich denke, wie glücklich ich sein werde wan ich meinen Möerike nach allüberwundenen Hindernissen auf imer den meinigen nenen kan, so schwinden mir Wochen und Monate wie Tage dahin: Ob nun Möerike ganz so denkt wie ich, weiß ich nicht — aber wan er mich so liebt wie ich glaube so wird gewiß dieser Gedanke auch schon in Ihm auf gestiegen sein. In der Welt ist keine Sache unmöglich, dieses sagten wir ja erst heute — wan Sie vorsichtig angefangen und standhaft darauf beharrt wird. An der Standhaftigkeit u. Beharrlichkeit meiner Seite dörfen Sie nie zweiflen, u. nicht war ich eben sowenig an der Ihrigen?

Ich bemerkte, daß es Sie freute, als Sie letzthin sahen das ich meinem Vetter wegen uns was schrieb, glauben Sie daß es nicht das erste mal war — daß Sie mich lieben, daß Ihr mit mir glücklich zu sein in Ihrem Hertzen lebt, glaub ich gewiß, und dieser glaube macht, das ich keinen *Plan* für zu *gewagt* u. keinen *Gedanken* der mich näher zu meinem *Zwek* führen kan für zu kühn *hielte*. —

Das glaubt aber mein Lieber, welcher mich immer einer unbegreiflichen schichternheit beschuldigt nicht? — ach! daß ich aber doch bald so glüklich sein möchte meinen eintzigen Wunsch von welchem das gantze Glük meines Lebens abhängt, erfühlt zu sehen — meinen *Doctor* zu besitzen. Guter, Lieber Mo': wie wohl war mir öfters als ich manigmal mit der F. T: (Frau Tante) von unsern angelegenheiten sprechen konte: Ihre Veränderung gegen uns Bede macht mich oft traurig, womit haben wirs verdient? Ihre sonst so gütige Gesinnungen versprachen mir eine längere Dauer Ihre Liebe.

Leben Sie wohl — Bester! u: empfangen Sie Millionen Küsse, von der, die bis ins Grab unveränderlich sein wird

Gantz die Ihrige
Lotte B:

Am 23. Juli 1793 fand die Eheschließung in Ludwigsburg statt. —

Durch diese Verbindung trat Mörike zu manchen hochgeistigen Männern in Verwandtschaft. Die interessanteste dieser Persönlichkeiten mag er vielleicht noch kurz von Angesicht kennen gelernt haben: seinen nachmaligen Oheim Wilhelm Ludwig *Wekhrlin*, jenen berühmtesten, berüchtigtsten Publizisten aller Zeiten, der lange Jahrzehnte in höherem Maße noch als sein Zeitgenosse Schubart die Welt in Spannung gehalten als die Geißel aller Zustände seiner Zeit, die er in seinen Blättern mit den seltsamen Titeln, wie „Das Felleisen", „Das graue Ungeheuer", „Hyperboreische Briefe" usw. aufs schärfste kritisierte. Dieser kluge, verwegene Kopf hatte unter Zusicherung, daß er wieder zurückkehren werde, das Schloß Hochhaus bei Nördlingen, in dem ihn der Fürst Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein wegen eines Pasquills gegen die fürstliche Regierung seit Mai 1787 in Haft hielt, im Frühjahr 1792 verlassen und seine Verwandten in Beuren, Nürtingen und Ludwigsburg besucht, kehrte aber nicht mehr in sein Gefängnis zurück; er starb noch im selben Jahre am 24. November zu Ansbach, infolge selbstverschuldeten Elends, vor dem ihm die getreulich zu ihm haltende Schwester — die Pfarrerin Beyer und ihr Mann, Mörikes Schwiegereltern — durch Darlehen nicht zu bewahren vermocht hatten.

Die ältere Schwägerin, Augusta Friederike Rosina, hatte durch ihre Heirat mit dem Stadtschreiber Planck in Nürtingen eine notabele Verwandtschaft zugeführt, die in dem Göttinger Theologiegelehrten Gottlieb Jacob Planck ihren bedeutsamen Vertreter aufwies, der dem jungen Medizinstudenten Mörike schon aus seiner Karlsschulenzeit bekannt gewesen sein wird, da jener dort zuvor eine Professur und Predigerstelle innehatte.

Die Bildnisse des Planckschen Ehepaares, von dem württ. Hofmaler W. Mosbrugger im August 1818 gemalt — sie befinden sich leider in wenig gutem Zustand — lassen die reine tiefe Güte der klassisch-schönen Frau aus ihren wundervoll-milden Augen erkennen, während neben dem offenbaren Ausdruck der selbstbewußten Würde des Mannes ein schalkisches Lächeln die



Gesichtszüge umspielt und die zur Höhe gezogene linke Augenbraue in ihm den Freund eines gelegentlichen Prischens verrät — welcher von der Hausfrau nicht immer angenehm empfundenen Eigenschaft immerhin das Zeichen der behaglichen Gemütsverfassung des Schnupfers innewohnt.

Ein ebenso regsamer, wie reizvoller Verkehr verband das junge Paar, wie uns ein humorvolles Schreiben Mörikes an die Stadtschreiberin vom Oktober 1795 dartut, mit dem heimlichen Verlobten der damals erst 15½ Jahre zählenden jüngsten Jungfer Beyerin, Klara, mit dem romantischen liebesverträumten Ludwigsburger Vikar, späteren Tübinger Repetenten und nachmaligen Pfarrer im benachbarten Benningen, Magister Christoph Friedrich Ludwig *Neuffer* aus Pfullingen. Vier Töchter blühten aus der 1801 geschlossenen Ehe auf, von denen die zweite allen Mörikeverehrern gut bekannt ist: Klärchen, des Dichterjünglings frühe Liebesleidenschaft, die aber — vorgeblich und auch fälschlich wohl infolge der bekannten Tübinger Peregrina-Episode Eduard Mörikes — den Todesstoß empfing. Wer kennte nicht das reizende, zarte Gedicht „Erinnerung" des 18jährigen verliebten Studenten: „Jenes war zum letzten Male, daß ich mit dir ging, o Klärchen..." das der gleichaltrigen Base gewidmet ist?

Lange Zeit wirkte der Schmerz über deren Untreue in des Dichters Seele fort und er war dessen erst wieder Herr, als ein unseliges Geschick die 33jährige nach längerem Siechtum dahinraffte, und Mörike bereits zum wiederholten Male das schwere Liebesleid erfahren hatte — die Lösung des Verlöbnisses mit Luise Rau, der Plattenhardter Pfarrerstochter. Aus des Dichters Besitz stammt das hier zum ersten Male veröffentlichte Schattenrißbild der mit Jünglingsleidenschaft vergeblich umworbenen Base, wie auch diejenigen ihrer Eltern und der älteren Schwester Luise.

Aber auch die Geselligkeit mit den Verwandten des Mörikeschen Stammes war rege und geistig bereichernd: die bei dem herzoglichen Einzugsfest von 1767 erwähnte ältere Schwester hatte den hervorragenden Gelehrten und Politiker Eberhard Friedrich v. *Georgii* geheiratet, der in Stuttgart, wie in ganz Württemberg eine der angesehensten Persönlichkeiten seiner Zeit war, bei dem sich die besten Männer der Hauptstadt zu den bekannt gewordenen allwöchentlichen, üppig ausgestalteten Kegelabenden einfanden. Bei solchen Gelegenheiten kamen mit dem Ludwigsburger Schwager auch Männer wie Haug, der Epigrammendichter und Schelling, der Naturphilosoph, zusammen. „Der letzte Württemberger", welch ehrenden Beinamen Georgii seit 1805 trug, weil er standhaft an der alten Gesetzesverfassung festhielt, war es späterhin, der dem Sohne des Schwagers, nach dessen Tode — unserm Dichter — den Weg ins Leben ebnete.

Die andern fünf Geschwister Karl Friedrichs, sämtlich in guten Stellungen, und schließlich die angesehenen Vettern Apotheker und Ärzte aus der Neuenstädter Hauptlinie der Mörikes gaben nicht weniger einen Verkehr ab, der gern gepflogen wurde.

Freilich ging der mehr und mehr belastete Oberamtsarzt allgemach ganz in seinem Berufe auf und die familiäre Geselligkeit mußte notgedrungenermaßen eingeschränkt werden. In seinem weiten Amtsgebiet war der wegen seiner stets hilfsbereiten Tätigkeit hochangesehene Arzt tagtäglich in allen Kreisen begehrt. Der Bund mit seiner Lotte hatte zu schönsten Zukunftshoffnungen berechtigt. Aber über alles Erwarten früh brachen dunkle Sorgen über die Familie herein und wollten nicht mehr aus dem Heime weichen: Von dreizehn der Ehe entsprießenden Kindern mußten, mit den beiden frühesten beginnend, sechs im zartesten Kindesalter ihr Leben lassen, aller väterlichen Kunst zum Trotz, und die Sorge um die lebenden, die, wie die in der Blüte verstorbene Luise, teilweise schwächlich waren, blieb haften. Der Vater konnte immer weniger Zeit für seine Familie erübrigen und schließlich lag die ganze Last der Erziehung und Pflege der jungen Schar in der Mutter Händen.

Im Jahre 1803 hatte zudem der Vater das Haus in der Marktstraße neben der „Kanne" gekauft — in dem ein Jahr später der Sohn Eduard geboren ward. In guten Stunden abendlicher und nächtlicher Muße widmete sich der Hausherr am liebsten den philosophischen Neigungen, die er in Verbindung mit seiner Berufswissenschaft zu bringen suchte: ein umfangreiches, fragmentarisch hinterlassenes Manuskript in lateinischer Sprache, das aber scheinbar im Lauf der



Jahre zerstückelt wurde, gibt von diesen Studien Kunde. Darin, das nach einer Mitteilung des Dichters den Titel „Medicina philosophicis principiis exstructa“ getragen hat, setzte er sich kritisch mit den Systemen der Vertreter der philosophischen Richtungen seiner Zeit auseinander. Außer dieser Schrift soll er sich, wie aus einer Teste Eduard Mörikes auf einem Bündel aus dem Zusammenhang gerissener, anscheinend zu dem Fragment gehöriger Seiten — was die hohe Seitenzahl vermuten läßt — hervorgeht, viele wissenschaftliche Schriften niedergeschrieben haben, von denen sich aber scheinbar nichts erhalten hat. Auch gelegentlich kleine Dichtungen hat er verfaßt und allerlei artige Kunststückchen zusammengebastelt — wie wir aus dem hier als Abbildung beigegebenen „Irrgarten“ mit dem darauf bezüglichen eigenhändigen Poem sehen. Die Hausfrau hingegen zeichnete und tuschte niedliche Landschaften zu ihrer eigenen und der Familie Freude. Diese in den Eltern vorhandenen dilettantischen Fertigkeiten haben sich bekanntlich in dem Knaben Eduard zu feiner vielseitiger Kunst verdichtet — Zeichnungen, Schnitzereien, Töpfereien, ja sogar vollendete Elfenbeinmalereien, die unser Sinn nicht müde wird immer wieder mit herzlicher Freude zu bewundern.

Was das rein Persönliche des Dichtervaters anlangt, so sind wir freilich nur auf die kurzen Ausführungen seines Sohnes Eduard in seiner biographischen Predigteinlage angewiesen, in der wir lesen: „Es konnte der Vater den Tag über bei einem äußerst geschäftsvollen Amte, das ihn meist außer dem Hause festhielt, bei der rastlosen Tätigkeit, womit er selbst daheim nur seiner Wissenschaft lebte, an unserer Erziehung nur den allgemeinsten Anteil nehmen. Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die jüngeren, zu denen ich gehörte, fast niemals“.

Über das vorzeitige Ende berichtet uns der Dichter des weiteren etwas ausführlicher: Der Vater erkrankte infolge übermäßiger beruflicher Anstrengung bei Gelegenheit einer Seuche; ein Schlaganfall suchte den geschwächten Körper heim; ein Kuraufenthalt im Juni 1816 in Wildbad vermochte den siechen Mann nicht mehr dauernd zu kräftigen, auch hielt es den an Tätigkeit Gewöhnten nicht, bei vorübergehender Besserung sofort wieder seiner Praxis — über die Kraft — nachzugehen, bis ihm Körper und Geist im gerade vollendeten 54. Jahre zusammenbrachen und ihn der Tod einen Tag vor seinem Geburtstage, am 22. September 1817 zu sich forderte.

Kurz zuvor war Eduard Mörike 13 Jahre alt geworden, und nach ihm waren noch vier Geschwister am Leben, von denen das Letztgeborene bei des Vaters Tode erst ¾ Jahr zählte, und das von allen Kindern das höchste Alter erreichte: Klara, des Dichters Haustrost, die ihn während 40 Jahren nicht verließ, seine liebevollste Hülfe und Pflegerin. Sie drückte ihm am Morgen des 4. Juni 1875 die allzeit gütigen Augen zum letzten großen Schlummer zu und ging selbst erst 28 Jahre nach dem berühmt und unsterblich gewordenen Bruder, selbst unvergeßlich für alle Zeit, am 1. August 1903 in die Stille des Neuenstädter Friedhofs ein. —

An diesem Gedenktage möge als wertvollste Beigabe zu diesem Aufsatze ein unbekanntes, farbiges Miniaturbildnis erstmals veröffentlicht werden, das uns den Dichter, von der Hand seiner edlen Freundin, der bekannten, erst in diesen Tagen, am 4. August 1917, 85jährig heimgegangenen Silhouettenkünstlerin Luise Walther gemalt, ein Jahr vor seinem Tode lebensvoll, mit dem ganzen Ausdruck seiner milden Güte nahebringt. Der Tochter des Dichters sei an dieser Stelle für die in allzeit gütiger Freundschaft erteilte Erlaubnis der Veröffentlichung, die längst in des Verfassers Wünschen gelegen, dankbarst gedacht.



Perrette Baudoche und ihr Livre d'heures.

Aus einem Vortrag, gehalten im Institut de France am 25. Oktober 1916 vom Grafen Paul Durrieu, Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres.

Deutsch von

Anna Maria Curtius in Leipzig.

Perrette Baudoche wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Metz geboren und heiratete einen Metzer Edelmann, Jean de Vy. Sein Vater und Großvater waren hohe Magistratsbeamte in Metz gewesen. Jean, der dritte nachweisbare Träger des Namens Vy, bekleidete das Amt eines Kämmerers und war außerdem Besitzer der Herrschaft Saint-Jure.

Sein eheliches Glück sollte von kurzer Dauer sein, denn Perrette starb kinderlos im April 1400; in der Cölestinerkirche zu Metz liegt sie begraben.

Das Leben und die Persönlichkeit von Perrette Baudoche würden spurlos dahingegangen sein, wenn sie nicht in ihrem Livre d'heures, einem Andachts- und Familienbuch, ein bleibendes und wertvolles Andenken hinterlassen hätte.

Im Laufe der Zeiten sind die livres d'heures interessante Dokumente geworden, die der Bücherfreund des Studiums wert hält. Sie sind besonders ihrer Miniaturen wegen gesucht, die über die Kunstgeschichte, namentlich über die Geschichte der französischen Kunst wertvolle Aufschlüsse geben können. Aber zu der Zeit, als die livres d'heures verfaßt wurden, war ihre Bedeutung größer und lebendiger als die eines kunstgeschichtlichen Wertstückes oder einer Kulturquelle für den Gelehrten. Die Franzosen von ehedem sahen in dem livre d'heures ein heiliges Buch, das der Ahnherr zu durchblättern pflegte und der Enkel seinen Nachkommen hinterließ als ehrfurchtsvollen Zeugen von dem Glück und dem Leid, das die Seelen der Vorfahren durchzittert hatte. Der Besitz dieses Buches galt als ein wertvolles Vermächtnis und als ein Symbol der Bande, die verschiedene Generationen desselben Geschlechtes miteinander verknüpfte.

In den wertvollsten Sammlungen, die das Institut de France birgt, befinden sich zwei der prachtvollsten livres d'heures, die jemals verfaßt worden sind: es sind die unvergleichlichen *Très-riches heures du duc de Berry* des Bruders Karls V. von Frankreich, die aus der Schenkung des Kirchenschatzes von Chantilly durch den Erzbischof, Herzog von Aumale, stammen, ferner die *Heures du maréchal de Boucicaut*, die dem Institut durch Frau Nelly Jacquemart-André vermacht worden sind. Da die Herstellung solcher Prachtwerke mit großen Kosten verbunden war, konnten sich eigentlich nur die Edelsten der Nation diesen Luxus gewähren. Aber man darf nicht glauben, daß sich im Mittelalter nicht auch hin und wieder ein französischer Bürger den Luxus eines Andachtsbuches gestattet hätte, das an Pracht der Ausführung den kostbarsten Büchern fürstlicher und adeliger Herren gleichkam. Auch dafür liefern uns die Sammlungen des Instituts ein Beispiel in den *Heures de maître Etienne Chevalier*, die im Condé-Museum zu Chantilly aufbewahrt werden. Stephan Chevalier, ein Verwaltungsbeamter im Finanzwesen unter König Karl VII., stammte aus sehr einfacher Familie. Dennoch zählen die Malereien seines Andachtsbuches, die von dem berühmten Meister Jean Foucquet aus der Touraine ausgeführt sind, zu den wundervollsten, die die französische Kunst des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat.

Die Mehrzahl der handschriftlichen livres d'heures sind weit weniger kostbar, als die hier erwähnten. Viele sind sogar so grob ausgeführt, daß sie einen ärmlichen Eindruck erwecken. Und dennoch sprechen diese bescheidenen Bände eine beredte Sprache. Sie bezeugen, daß man im Mittelalter selbst in den untersten Schichten des französischen Volkes Wert darauf legte, ein eigenes Andachtsbuch zu besitzen. Dieses Streben gibt uns Kunde von dem reichen Innenleben, von dem tief religiösen Fühlen der damaligen Zeit, denn ein Livre d'heures ist ein sicherer Führer in den Andachtsübungen und zugleich ein Merk- und Erinnerungsbuch für religiöse Handlungen. Die Miniaturen, mit denen die Gebete geschmückt waren, stellten dem Betenden die Blüten des christlichen Glaubens vor Augen. In den *Heures de la Vierge* sah der Gläubige die Bilder von der Geburt und der Kindheit Jesu, wie sie ihm in frühester Kindheit erzählt worden waren, er sah das Jesuskind in der Krippe liegen und den Ochsen und den Esel neben ihm im Stall, die Hirten auf



dem Felde, die ihre Herden hüteten und die himmlischen Heerscharen, die Gloria in excelsis Dei anstimmten; er sah die Weisen aus dem Morgenlande dem Jesusknaben ihre Geschenke darbringen. Und wenn er weiter in dem Buche blätterte, sah er Christus am Kreuze für die Erlösung der Menschheit leiden und sterben, er schaute das von Barmherzigkeit leuchtende Antlitz der heiligen Jungfrau, „la doulce dame de Miséricorde", wie sie in einem Gebet genannt wird, das in den meisten französischen Andachtsbüchern steht. Und zuletzt gibt das Buch dem Leser — durch das Bild eines Begräbnisses oder des Jüngsten Gerichtes versinnbildlicht — ein Memento mori, eine Mahnung an den Tod, der auch ihn einst ereilen wird, einen Gedanken, den der Christ nie vergessen darf, der aber für ihn durch die Hoffnung auf eine selige Auferstehung verklärt wird.

So findet der Franzose der alten Zeit in seinem livre d'heures den Ankergrund seines Glaubens wieder und die schlichte Lebensweisheit einer kindlich gläubigen Seele.

Aber nicht auf Glaubenssachen allein beschränkte sich die Reihe von Bildern, die einem livre d'heures Wert und Reiz verlieh. Am Anfang des Buches — noch vor den Gebeten — befand sich ein Kalender, gewöhnlich mit Miniaturen geschmückt, die die Arbeiten und die Freuden darstellten, die jeder Monat bot. Je nach der Auffassung und der Ausführung des Motivs konnten diese von warmem Naturgefühl beseelten Bilder eine anmutige Reihe von Darstellungen des Bauernlebens oder des vornehmen Landlebens gewähren.

In den „Mois des Très-riches Heures du duc de Berry" besitzt das Institut eine unvergleichlich schöne Folge von derartigen Bildern, die mit gutem Recht in der Geschichte der mittelalterlichen Kunst berühmt sind.

Unter diesen Kalenderbildern finden wir natürlich auch häufig zeitgeschichtliche oder familiengeschichtliche Motive; sogar auch in den Miniaturen, die die Gebete schmücken, und in den Darstellungen der heiligen Geschichte kam die Gegenwart zu ihrem Recht. Beim Nachforschen in dem Kirchenschatz von Chantilly würde man sicher mehrere typische Beispiele für diese Erscheinungen finden. Heut beschränken wir uns darauf, ein Bild aus den *Heures d'Etienne Chevalier* zu erwähnen, das die Anbetung der Heiligen drei Könige darstellt. Der vornehmste dieser Könige, der vor dem Jesuskinde kniet, ist nicht einer der Magier aus der Bibel in morgenländischer Kleidung und von orientalischem Typus, sondern der König Karl VII. von Frankreich, deutlich erkennbar an seinen Gesichtszügen, seiner echt französischen Kleidung, aus Wams und Reiterstiefeln bestehend, und von einigen Rittern im Kostüm der Zeit umgeben.

Die Bilder in dem livre d'heures stellten auch häufig den Bund zweier Herzen, die Quelle des Familienglücks dar; und ist nicht ein livre d'heures wie dazu geschaffen, eine Art Familienchronik zu bilden?

Auf dem ersten Blatt des Andachtsbuches des Marschalls von Boucicaut in dem Museum Jacquemart-André sehen wir das Bildnis des tapferen Marschalls und das seiner Lebensgefährtin Antoinette von Beaufort-Turenne, beide im Gebet vor der heiligen Jungfrau. In verschiedenen anderen Andachtsbüchern sind ebenfalls Ehepaare in ähnlicher Stellung abgebildet; so befindet sich auch in dem Buch von Perrette Baudoche das Porträt der Titelheldin neben dem ihres Gemahls, Jean de Vy. Und zwischen den Verzierungen, die die Bilder umgeben, lesen wir oft Wahlsprüche, aus denen wir den Charakter der Ehegatten und ihre Gefühle füreinander erkennen. Der berühmte Herzog von Bedford, Johann von Lancaster, ließ zu seiner im Jahre 1423 stattfindenden Vermählung mit der französischen Prinzessin Anna von Burgund ein prachtvolles Andachtsbuch herstellen, das sich jetzt im Besitz des Britischen Museums in London befindet. Der Herzog hat einen Wahlspruch hineingeschrieben, der eine rührende Hingabe für seine junge Gemahlin bekundet: „A vous entier". Und auf die Erklärung dieser treuen Liebe antwortet der Wahlspruch von Anna von Burgund liebenswürdig: „J'en suis contente". Sieben Jahre später, im Jahre 1430, nahm der Bruder der Prinzessin von Burgund, der Herzog Philipp der Gute, bei seiner Vermählung mit Isabella von Portugal einen Wahlspruch an, der sich in mehreren für ihn illustrierten Manuskripten wiederfindet. Vor seiner Vermählung mit Isabella von Portugal war Philipp der Gute schon zweimal verheiratet gewesen und hatte außerdem eine Reihe von galanten Abenteuern gehabt. War es, um seine dritte Gemahlin zu beruhigen, daß er bei seiner Vermählung mit ihr folgenden bedeutungsvollen Wahlspruch annahm: „Autre n'auray"? Und die Herzogin wählte als Gegenstück vier Worte, in denen ein Treuschwur bis zum Tode liegt, aus denen aber ein scharfsinniger Leser einen gewissen Doppelsinn schwermütigen Zweifels herausfinden kann. „Ich will nie eine andere" bekennt der Herzog seiner dritten Gemahlin, und die junge Herzogin schließt diesen Satz mit den Worten: „So lange ich lebe." — Ein Ahnherr des Königs Heinrichs IV., der Graf von Foix, Jean de Grailly, ließ sich bei der Wahl seines Spruches nicht auf bindende Gelübde ein, er begnügte sich damit, seinen Stolz als glücklicher Ehemann durch die Worte auszudrücken: „J'ay belle dame".



So war häufig das Andachtsbuch des ersten Besitzers von einem Schimmer seines Lebens und Wesens durchstrahlt. Dieser Schimmer verblaßte nicht, wenn das Buch in den Besitz des rechtmäßigen Erben überging, sondern konnte durch spätere Hinzufügungen erhalten bleiben. In dem Kalender z. B. erleichterte die systematische Einteilung die spätere Eintragung verschiedener Gedenktage, die für die betreffenden Besitzer des Buches von Wichtigkeit waren.

Wir kommen wieder zurück auf das Andachtsbuch des Marschalls von Boucicaut, das dem Institut durch Frau Jacquemart-André vermacht worden ist. Ehe dieses prachtvolle Manuskript in unseren Besitz gelangte, hat es ein sonderbares Schicksal gehabt. Es ist für einen Ritter ohne Furcht und Tadel hergestellt worden, dessen Taten den Ruhm französischer Tapferkeit in Europa und im Morgenlande verbreiteten. Unter Ludwig XIV. ging das Buch in den Besitz eines strengen Beamten, des Herrn de La Reynie über, der als erster General-Polizeileutnant in die damals viel besprochene dramatische Vergiftungsaffäre verwickelt war. Aber zwischen dem großen Kriegshelden Karls VII. und dem ernsten Beamten des 17. Jahrhunderts hat dieses berühmte Andachtsbuch oft seinen Besitzer gewechselt. Auch schönen Frauen hat es gehört, die französische Anmut mit dem gewinnendsten Liebreiz verbanden, aber durchaus nicht nach dem Ruhme strenger Tugend strebten: es waren die schöne Geliebte Heinrichs II., Diana von Poitiers, und die Marquise von Verneuil, Henriette von Balzac d'Entraigues, die Freundin Heinrichs IV. Der Marschall von Boucicaut hat allerdinge niemals ahnen können, zu welchem Zweck sein Andachtsbuch dienen würde, als es sich in den Händen der Marquise von Verneuil befand. Man verzeichnete nämlich in diesem Buche die Geburt der Kinder, die die Marquise mit Heinrich IV. hatte, und der König hat sogar eigenhändig die Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, eingeschrieben. Die Geburt des ältesten Knaben, der später den Titel Herzog von Verneuil erhielt, ist von einem einfachen Sekretär eingezeichnet worden. Dieser Sekretär war vor eine etwas peinliche Aufgabe gestellt: welchen Namen und Titel sollte dieser neugeborene Sohn einst im französischen Königshause erhalten? Das konnte man damals keineswegs voraussehen. Der Sekretär fand ein geschicktes Auskunftsmittel, indem er die Form anwandte, durch die die Gascogner Bauern im Heimatlande Heinrichs IV. die Geburt eines Kindes aus vornehmem Stande anzeigen. „Le cinquiesme jour de novembre, mil six cents et ung entre les dix et unze heures du soir, un lundy, dixiesme jour de la lune, naquit à Vernueil le petit monsieur." — „Lou petit moussu," würde ein Landsmann des guten Königs Heinrich in seinem heimatlichen Dialekt gesagt haben. —

In dem Andachtsbuch von Perrette Baudoche bestehen die Familienerinnerungen hauptsächlich in den Bildern von Perrette und ihrem Gatten, deren Identität noch durch die danebenstehenden Wappen bekräftigt wird. Perrette hat den Ehrenplatz in ihrem Buche, denn beim Öffnen desselben erblicken wir auf der ersten Seite nach dem Kalender ihr eigenes Bild: eine blonde, junge Frau, reich und elegant gekleidet und mit ausgesuchter Koketterie frisiert, kniet andächtig vor der heiligen Jungfrau. Ihr Gemahl, Jean de Vy, ist auf einem der folgenden Bilder dargestellt in kriegerischer Rüstung vor dem unter die Kirchenheiligen aufgenommenen Papst Peter Cölestinus kniend. Die Anbetung dieses Papstes, des Stifters des Cölestiner-Ordens, beruht hier auf einer Familientradition. Von mütterlicher Seite her war Jean de Vy der Urenkel eines frommen Metzer Bürgers, Bertrand le Hungre, der die Cölestiner in Metz eingeführt und ihnen ein Kloster erbaut hatte, in dessen Kirche später Perrette Baudoche beigesetzt wurde.

Das Bildnis in dem Andachtsbuch seiner Gemahlin ist nicht das einzige, das wir von Jean de Vy besitzen. Wir haben ein zweites Porträt von ihm in einem Miniaturenmanuskript entdeckt, das nach England hinübergekommen ist. Das betreffende Manuskript, das für Jean de Vy geschrieben und mit Bildern verziert worden ist, enthält noch eine Merkwürdigkeit, die von allgemeinem Interesse ist, nämlich die römische Geschichte des Livius in französischer Übersetzung, eine Abschrift, die für den König Johann den Guten von Frankreich bestimmt war. Um diese Abschrift ausführen zu lassen, mußte Johann de Vy ein Vorbild haben; er fand dieses Original der Übersetzung, wie wir aus einer Anmerkung ersehen, bei einem Freunde, der im Auftrage des Königs an den Grenzen von Lothringen und der Champagne ein Kommando führte. Dieser Freund, an den sich der Gatte von Perrette Baudoche zu diesem Zwecke wandte, war der Ritter Robert von Baudricourt, derselbe, der Johanna d'Arc beim Beginn ihrer vaterländischen Mission tatkräftige Hilfe geleistet und sich dadurch unsterblich gemacht hat.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Die Druckauflagen der päpstlichen Lutherbulle „Exsurge Domine"

Zu dem Aufsatze von Dr. Karl Schottenloher



Bild 1. Römische Ausgabe (Bibliographie Nr. 1)



Bild 3. Antwerpener Nachdruck (Nr. 4)



Bild 2. Erfurter Nachdruck (Nr. 3)

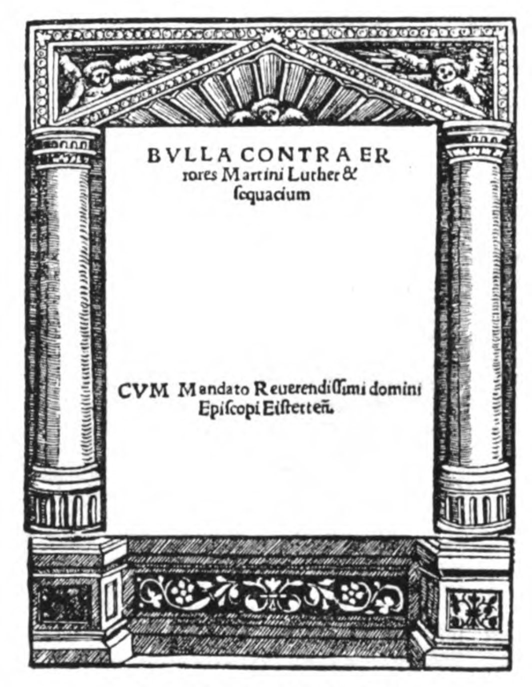


Bild 4. Eichstädter Ausgabe (Nr. 6)



Bulla contra Erro res Martini Lutheri et sequatium.

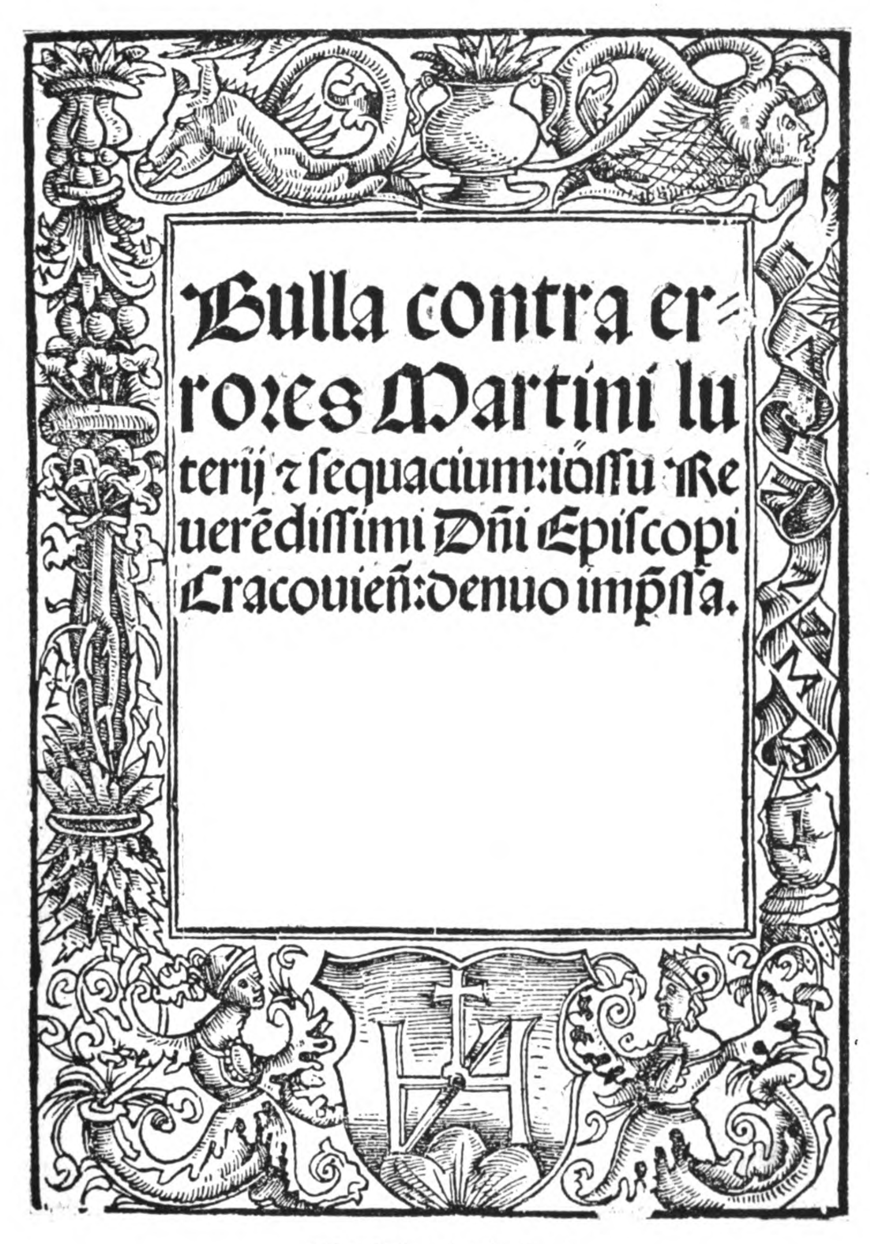


Bild 5. Freisinger Ausgabe (Nr. 9)

Philippus dei et Apostolice sedis gratia. Episcopus Frisingensis; Administra-tor Numburgen. Ecclesiarum; Comespalatinus Rheni; Dux Bavarie; &c.

Universis et singulis nobis in Christo dilectis Ecclesiarum et Monasteriorum etiam exemptorum prelatis; Abbatibus; Prioribus; Prepositis; Decanis; Capitulis; Parrochialiumq; Ecclesiarum rectoribus; Plebanis; Viceplebanis; ceterisqȝ presbiteris; Clericis; Notarijs; et tabellionibus publicis per civitatem et diocesim nostram Frisingen. ubilibet constitutis; ad quos presentes nostre littere pervenerint; quosqȝ presens tangit negotium; Salutem in domino et nostris; immo verius Apostolicis; firmiter obedire mandatis; Noveritis nos vigore certi transsumpti litterarum sanctissimi in Christo patris et domini nostri; domini Leonis divina providentia Pape decimi; Contra quendam fratrem Martinum Lüther ordinis sancti Augustini heremitarum; eiusqȝ adherentes Complices fautores et receptatores; occasione erronee atqȝ piarum mentium seductive doctrine ac scripturarum dicti fratris Martini nuper Rome Decimoseptimo calēdas Julij anno vicesimo emanatarū; per honorabilē nobis in Christo Dilectum Joannem Eckium sacre Theologie et Canonum Doctorem prefati domini nostri Pape ad infra scripta nunctium iam sepius esse requisitos; quatenus easdem litteras Apostolicas seu illarum transsumpta publica per dictas Civitatem et diocesim nostras publicari curaremus. Unde requisitioni ac mandatis Apostolicis huiusmodi ex debito obedientie obtemperare volentes; vobis omnibus et singulis supradictis in virtute sancte obedientie; et sub penis in dictis litteris Apostolicis contentis stricte precipien. mandamus; quatenus postquā vigore presentium fueritis requisiti; seu alter vestrum fuerit requisitus; dictas litteras Apostolicas seu earum transsumpta publica; omniaqȝ et singula in eis contenta; in Concionibus ecclesiarum et Monasteriorum vestrorum ac alibi; ubi; quam o' et quotiens opus fuerit; Christifidelibus diligenter publicetis et intimetis; ac publicari & intimari permittatis et faciatis; omnes et singulos Christifideles supradictos fideliter exhortādo; ut ab erroribus & doctrina prefati fratris Martini Lüther in dictis litteris Apostolicis designatis; eorūqȝ predicatōne; publicatione; assertione; defensione; libellorum et scripturarum editione; omnino abstineant; Neque libellos; predicationes; scripturas sive cedulas; erroneam doctrinam dicti Martini Lüther in se continentes de cetero laudent; imprimant; vendant; publicent; sive defendāt publice vel occulte; aut eosdem in eorum domibus sive alijs locis tenere seu occultare quoquomodo presumant; vel aliquis eorum presumat; Quinimmo illos; post publicationem presentium; prelatis et decanis Capitulorum ad comburendum sine omni dilatione assignare curent; aliasqȝ et alia faciant; que ipsos et quemlibet eorum serie litterarum Apostolicarum huiusmodi respective concernunt; prout ultionem divinam ac prefati Domini nostri Pape indignationem; necnon sententias; censuras et penas alias in ipsis litteris Apostolicis expressas voluerint evitare; Datū in arce nostra Frisingen. die decima Mensis Januarij Anno dñi Millesimo Quingentesimo Vigesimoprimo; Sub nostri secreti impressione.

Bild 6. Freisinger Begleitschreiben zur Bulle (Nr. 9)



Bulla contra er=
rores Martini lu
terij ⁊ sequacium: iussu Re
uerẽdissimi Dñi Episcopi
Cracouieñ: denuo imp̃ssa.

Bild 7. Krakauer Ausgabe (Nr. 10)
Wirkliche Größe


Bulla Contra. Errores
Martini Lutter et
Sequacium.

Cū Mandato Reuerēdissimi
Domini Episcopi herbipolñ

Bild 8. Würzburger Ausgabe (Nr. 11)


INHALT BEPSTLICHER
Bull wider Martin lud
der auffs kürtzest ge
theüscht.

Bild 10. Deutscher Auszug, aus Ingolstadt (Nr. 15)


DJe verteutsch Bulle vnder
dem namen des Bapst Leo des
zehenden. wider doctor Mar-
tinus Luther außgangen.

Bild 9. Deutsche Übersetzung (Nr. 13)


Summariū vnnd aufzug zu-
uerkünden die Bäbstlich Bull
wider die jrrig leer Doctors
Merten Luther von Wit-
tenberg / vnd seiner
anhennger.

Bild 11. Deutscher Auszug, aus Wien (Nr. 16)

Die Druckauflagen der päpstlichen Lutherbulle „Exsurge Domine".

Ein Beitrag zum Reformations-Jubiläum

von

Bibliothekar Dr. Karl Schottenloher in München.

Mit elf Bildern.

Es war eine der schwülsten Schicksalsstunden der so überaus ereignisvollen Reformationszeit, als am 15. Juni 1520 Papst Leo X. das folgenschwere Verdammungswort über Luther und seine himmelstürmenden Lehren aussprach: Der weltgeschichtliche Kampf zwischen Rom und dem kühnen Augustinermönch von Wittenberg holte damit zu seinen schwersten Entscheidungsschlachten aus.

Die päpstliche Verurteilung, nach ihren Eingangsworten die Bulle Exsurge Domine genannt, hebt wirkungsvoll mit wuchtigen, aus Bibelstellen zusammengesetzten Bitten und Ausrufen an: „O Herr stehe auf (Exurge domine) und richte deine Sache, sei eingedenk der Schmähungen, die von den Unweisen täglich ergehen, neige dein Ohr zu unserm Flehen. Denn es sind Füchse aufgestanden, die sich unterwinden, deinen Weinberg zu verwüsten, dessen Kelter du allein getreten hast." Nächst Gott werden die Apostelfürsten und die ganze heilige Kirche zur Fürbitte bei dem Allerhöchsten aufgerufen, daß es ihm gefalle, die Irrtümer zu reinigen und den Christgläubigen den Frieden und die Einigkeit der Kirche zu erhalten.

Dann folgt die Aufzählung von einundvierzig Hauptirrlehren, wie sie sich jetzt aus dem Schoße der Deutschen, der bisher so treuen Söhne der Kirche, erhoben hätten. Es sind Sätze über die Erbsünde, Buße, Vergebung der Sünden, über das Altarsakrament, über Ablaß, Bann, Papsttum, Fegfeuer: sie alle werden als verderblich, anstößig, ärgerlich und ketzerisch bedingungslos verworfen und verdammt.

Weil diese und andere Irrlehren in den Schriften Luthers anzutreffen sind, werden auch alle bedenklichen Werke Luthers verurteilt und verdammt. Sie zu lesen oder zu verbreiten wird strenge verboten. Wo sie vorgefunden werden, müssen sie eingezogen und öffentlich verbrannt werden.

„Was aber Martinum [Luther] selbst betrifft," fährt die Bulle fort, „du guter Gott, was haben wir versäumt, was nicht getan, welche väterliche Liebe nicht gebraucht, um ihn von diesen Irrtümern zurückzurufen." Er aber ist in seinem Ungehorsam geblieben und hat sich freventlich auf ein künftiges Konzil berufen. Obwohl er schon jetzt als Ketzer zu verdammen wäre, so solle er doch aller Nachsicht teilhaftig und nochmals zur Umkehr ermahnt werden. Das Predigen freilich muß ihm verboten sein. Und innerhalb sechzig Tagen hat er samt seinen Anhängern ordnungsgemäß zu widerrufen und die Schriften, die jene Irrtümer enthalten, verbrennen zu lassen. Weigert er sich dagegen, so muß er als Ketzer verdammt werden. Dann sind alle Gläubigen verpflichtet, an der Auslieferung oder Vertreibung solcher Ketzer mitzuwirken.

„Auch tun wir," heißt es dann über die Verkündigung der Bulle, „in den höchsten Bann alle und jeden, wes Standes, Grades, Wesens und Vorrangs sie auch sind, die da etwa verhinderten, daß diese Bulle oder ihre Ausfertigung in ihren Gebieten gelesen, angeschlagen und veröffentlicht werde. Zuletzt aber, weil es schwer wäre, diese Bulle an jeden Ort, wo es nötig wäre, hinzubringen, so wollen und bestimmen wir kraft päpstlicher Vollmacht, daß allen Ausfertigungen, wenn sie nur von der Hand eines öffentlichen Notars hergestellt und unterschrieben oder *in der Stadt Rom gedruckt und von einem Kirchenfürsten besiegelt sind*, statt und voller Glaube zu geben ist, wie wenn die Urschrift der Bulle selbst vorgelegt würde.[1] Und damit nicht etwa besagter Martinus und die anderen oben berührten, die diese Bulle angeht, Unkenntnis des Briefes und

1 Die für uns wichtige Stelle lautet: „Volumus et Apostolica auctoritate decernimus, quod earum [litterarum] transumptis manu publici notarii confectis et subscriptis vel in alma Urbe impressis et sigillo alicuius ecclesiastici prelati munitis ubique stetur et plena fides adhibeatur, prout originalibus litteris staretur et adhiberetur, si forent exhibitae vel ostensae".



seines Inhaltes vorschützen, so wollen wir, daß diese Bulle an die Türen der Peterskirche, der päpstlichen Kanzlei und der Dome von Brandenburg, Meißen und Merseburg angeschlagen und veröffentlicht werde, wobei wir dahin erkennen, daß die Verkündigung dieser Bulle, also vollzogen, für genannten Martinum und alle, die sie angeht, derart Geltung haben soll, als wenn sie die Bulle am Tage ihrer Anheftung und Verkündigung persönlich gelesen und erhalten hätten; denn was so öffentlich geschieht, kann ihnen unmöglich unbekannt bleiben."

Außer dem feierlichen Eingang setzt sich also die päpstliche Bulle aus drei wichtigen Entscheidungen zusammen: der Verurteilung aller Glaubensirrtümer Luthers, der Verdammung seiner Schriften, der feierlichen Bannandrohung und Warnung zur Umkehr.

In solcher Fassung wurde die Bulle in mehreren handschriftlichen Exemplaren ausgefertigt, so viel man ihrer zum befohlenen Anschlag in Rom, Brandenburg, Meißen und Merseburg bedurfte. Eine weitere Vorlage wanderte in die Druckerei des römischen Buchdruckers Jacopo Mazzocchi, um dort in Hunderten von Abzügen vervielfältigt zu werden. Die Drucklegung erfolgte in Buchform (vgl. Bild 1): zu ihr wird man wegen der bequemeren Handlichkeit gegriffen haben. Mazzocchi gehörte zu den angesehensten Druckern der Stadt, mit Stolz pflegte er sich „Buchhändler der römischen Akademie" zu nennen.

Die fertigen Druckabzüge gingen dann in die Apostolische Kammer zurück, wo sie vom Generalauditor für Prozeßsachen gesiegelt und von dessen Notaren beglaubigt wurden. Uditore der Kammer war damals Girolamo Ghinucci, ein angesehener Kirchenfürst, der schon im Jahre 1518 mit der Voruntersuchung des Lutherprozesses betraut worden war. Er führte den Titel eines Bischofs von Ascoli, später erhielt er den Kardinalshut dazu.[1] Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt einen Abzug der römischen Druckausgabe, der in der Tat, wie es der oben angeführte Wortlaut der Bulle forderte, das Siegel eines kirchlichen Würdenträgers, eben des Bischofs Hieronymus von Ascoli, und die handschriftliche Beglaubigung eines Notars enthält.[2] In der Kgl. Universitätsbibliothek zu München wird ein Abzug mit der gleichen Ausfertigung aufbewahrt, nur daß hier noch der Name des Bischofs Hieronymus eingefügt ist.[3] Das Münchener Universitätsarchiv endlich besitzt ein Exemplar der römischen Bullenausgabe, wo ein anderer Notar, Floridus Brissetus mit Namen, unterschrieben ist; sonst ist auch hier die Siegelung die gleiche.[4]

Als später die päpstliche Bulle in dieser gedruckten und besiegelten Form an mehrere deutsche Bischöfe abging, hielt sich mancher dieser Kirchenfürsten darüber auf, daß die wichtige Entscheidung nicht unmittelbar aus Rom, sondern erst auf Umwegen einlief und nicht einmal in Urschrift ausgestellt war. So ließ sich Bischof Philipp von Freising über die Zuschrift und Sendung Ecks recht ungehalten aus: „Dieweil uns," schrieb er, „in solcher treffenlicher sachen das berürt schreiben durch kainen aigen poten oder notari, wie es sich dann het wol gepürt, sunder vergebenlich und durch der sachen unwissenhaft person und erst von der vierdten handt geantwurt und gedachter doctor Eck uns seiner facultet, auch bäbstlicher bullen kainen glaubwirdigen schein, wie billich und recht gewesen, angezeigt: so sind wir in der sach ganz irrig, wissen nit, wie wir uns darein schicken sollen." Selbst der immer päpstlich gesinnte Herzog Georg von Sachsen hatte schwere Bedenken gegen die Form des Vollzuges.[5] Und der Augsburgische Siegler und spätere Weihbischof Johann Laymann hätte die Bulle am liebsten als formlos ganz und gar abgelehnt.[6] Davon konnte nun freilich keine Rede sein, daß die päpstliche Entscheidung in der ausgegangenen Form nicht wirksam und rechtmäßig gewesen wäre; hieß es doch in dem römischen Erlaß ausdrücklich, daß der päpstliche Druckabzug in der besiegelten und beglaubigten Ausfertigung wie

1 Vgl. über ihn Paul Kalkoff in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 25, Gotha 1904, S. 129f., ferner desselben, „Forschungen zu Luthers römischem Prozeß". Rom 1905, S. 39f. 512 und Conrad Eubel, Hierarchia catholica medii aevi. Bd. 3, Münster 1910, S. 133.

2 Die Unterschrift unter dem Siegel lautet: Atestor ego Pantaleo notarius infrascriptus, qualiter sigillum inibi impressum est reverendi patris domini Episcopi Asculan. tum camerae apostolicae generalis auditoris, in cuius fidem hic me subscripsi. Die darauf folgende Unterschrift ist durch den Buchbinder weggeschnitten worden. Signatur: 4 Hom. 487, 6.

3 Signatur: 4 Hist. eccl. 3267 mit der vollen Unterschrift des Notars: Pantaleo de Dionisiis.

4 Es ist dasselbe Stück, das Eck dem Ingolstädter Rektor und Senat mit einem Begleitschreiben übersandte, in dem es heißt: ego ex commissione sanctitatis suae et iniuncto mihi officio vestris excellentiis bullae copiam in urbe impressam sigillo praelati et subscriptione notarii munitam offero ac praesento. Vgl. Carl Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Bd 2, München 1872, S. 162.

5 Vgl. Zeitschrift für Kirchengeschichte, Jahrg. 25 (1904), S. 536f.

6 Item bulla originalis non est ostensa neque transumptum authenticum sed copia papirea per notarium ignotum subscripta.

die Urschrift anerkannt werden müsse. Trotzdem hatten die deutschen Bischöfe schwerlich unrecht, wenn sie sich darüber empörten, daß sie in der entscheidenden Angelegenheit mit einem Schlage, freilich durchaus nicht schuldlos, dem Übereifer Ecks ausgeliefert waren. Und die nicht sehr rücksichtsvolle Form der Zustellung trug nicht wenig zu dieser schweren Verstimmung bei.

Es war am 17. und 18. Juli 1520, als Johann Eck und Hieronymus Aleander mit der Verkündigung und Vollziehung der päpstlichen Bulle betraut wurden. Die Wahl Ecks war um so bedenklicher, als allgemein bekannt war, daß der schroffe, rücksichtslose Mann an der Verurteilung Luthers eifrigst mit gearbeitet hatte. Eck selbst nahm den Auftrag nur mit innerem Widerstreben an; er kannte die Stimmung in Deutschland zu gut, als daß ihm nicht vor den Wirkungen der päpstlichen Entscheidung hätte grauen müssen. Im August 1520 kehrte er von Rom in die Heimat zurück und ließ bei Andreas Lutz in Ingolstadt seine Ernennung zum päpstlichen Nuntius drucken.[1] Nach dem Wortlaute dieses Schriftstückes war Eck bevollmächtigt, bei den deutschen Bischöfen und Fürsten die Vollziehung der Bulle zu bewirken; die Bischöfe von Brandenburg, Meißen und Merseburg sowie der Kurfürst Friedrich von Sachsen waren dabei besonders genannt. So mit den nötigen Befugnissen ausgerüstet, trat der päpstliche Vorkämpfer im September 1520 seine bedeutungsvolle Reise nach dem Norden an, um den Kampf gegen den verhaßten Gegner mit päpstlichen Waffen zu eröffnen.

Wie schlimm es der päpstlichen Bulle in Deutschland ergangen ist, wie man sie verhöhnt, zerrissen und ins Wasser geworfen hat, braucht hier nicht erzählt zu werden.[2] Nur von dem weiteren druckgeschichtlichen Schicksal des Erlasses soll die Rede sein.

In Meißen, Merseburg, Brandenburg und Leipzig vollzog Eck die Verkündigung der Bulle vom 21. bis 29. September. Von eigenen Druckausgaben der Bulle in den genannten Bistümern hören wir nichts: Eck scheint sich also mit der öffentlichen Bekanntgabe begnügt zu haben. Nur in Leipzig wurde sie ohne den Namen des Druckers, aber mit den deutlich erkennbaren Typen Martin Landsbergs nachgedruckt. Wahrscheinlich hat es sich dabei um ein Unternehmen des Druckers gehandelt. Dasselbe mag von der Erfurter Ausgabe gelten, die aus der Druckerei von Hans Knappe stammt (vgl. Bild 2).

Was bei der Verkündigung der Bulle „Exsurge" immer wieder von neuem überrascht, ist die Willkür, mit der Eck in den einzelnen Bistümern vorgegangen ist. Während zahlreiche Bischöfe ganz und gar übergangen wurden, hatte man es auf einzelne Kirchensprengel ganz besonders abgesehen, ohne daß man einen rechten Grund dafür zu sehen vermag. Während wir von den Kirchenfürsten zu Salzburg, Passau, Mainz und Speyer wissen, daß sie mit der Sache überhaupt nicht behelligt wurden, ließ Eck den Bischöfen von Eichstädt, Augsburg, Freising, Regensburg und Würzburg so lange keine Ruhe, bis sie, durch die Furcht vor der päpstlichen Ungnade und den angedrohten kirchlichen Strafen eingeschüchtert, die Bulle mit eigenen Einleitungsbestimmungen an die Öffentlichkeit gaben. Am frühesten streckte Eichstädt die Waffen: der Einführungserlaß erfolgte hier bereits am 24. Oktober 1520, während Augsburg und Regensburg erst am 8. November und 4. Januar nachfolgten. Von Augsburg aus war Eck gebeten worden, die Verkündigung der Bulle selbst zu übernehmen: er aber hatte, wohl unter dem Eindruck der im Norden erlebten Dinge, entschieden abgelehnt und auf der Bekanntgabe durch den Bischof bestanden. „Euer fürstlich Gnaden", schrieb er ebenso bestimmt wie rücksichtslos an den Augsburger Oberhirten, „lassen copiam mandati trucken mit copi der bullen und schicken das durch die pedellen allen praelatis zu und decanis ruralibus und yedlichem sovil exemplaria, als er pfarrherrn hat im decanat, wie dann E. f. g. und andere bischöfe ander mandat durch das bistumb verkindet, da nit sovil anligt als an dem: da hangt nervus totius ecclesiastici ordinis und conservatio fidei. Dann solt des Luthers ding für sich geen noch 10 jahr, werden Euer fürstlich gnaden als mit viel pferden reitten als der bischove von Prag."[3] Bemerkenswert ist, daß der Bischof dann außer der eigenen Verordnung und der Bulle auch das Verzeichnis der verbotenen Schriften Luthers, wie es ihm Eck übersandt hatte, drucken lassen wollte. „Dieweil", befahl er, „Doctor Eck

1 Vgl. Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. 32 (1915), S. 258, Nr. 14.

2 Vgl. Theodor Wiedemann, Dr. Johann Eck, Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt. Regensburg 1865, S. 153ff. — Druffel, Über die Aufnahme der Bulle „Exsurge Domine" von seiten einiger süddeutscher Bischöfe (Sitzungsberichte der philos.-philol. und histor. Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München 1880, S. 571ff.) — A. Schröder, Die Verkündigung der Bulle „Exsurge Domine" durch Bischof Christoph von Augsburg 1520 (Jahrbuch des histor. Vereins Dillingen, Jahrg. 9, 1896/97, S. 144ff.). — Jos. Greving, Zur Verkündigung der Bulle Exsurge durch Dr. Johann Eck 1520 (Briefmappe I der Reformationsgeschichtlichen Studien und Texte, H. 21 und 22, Münster i. W. 1912, S. 196ff.). — Paul Kalkoff, Die Bulle „Exsurge" (Zeitschrift für Kirchengeschichte, Jahrg. 35, 1914, S. 166ff. und Jahrg. 37, 1917, S. 89ff.).

3 Schröder, S. 170.

anzaigt, das Eystet und Regenspurg mandata drugken lassen, wöllest unsere mandata mitsampt den copeien der bull und verzaichnus der bichlein drugken lassen und darauf ferners beschait antworten."[1] Daß es nicht zur Drucklegung dieses Verzeichnisses kam, müssen wir um so lebhafter bedauern, als diese Liste bis heute unbekannt geblieben ist. Trotz des bischöflichen Befehls zog sich in Augsburg die Bekanntgabe der Bulle noch lange hinaus, da das Domkapitel und die Drucker Schwierigkeiten machten. Am 22. November 1520 schrieb der Bischof an Eck, sein Generalvikar habe ihm mitgeteilt, „daß er nach gehabtem müglichen Fleiß bisher niemands in Augspurg hab vermögen noch erbitten künden, der sollich copeien trucken wölle, dann alain yetzo jüngst sovil mit einem, der doch vor kain latein nie getruckt hat, gehandelt, das er sich dieselben zu trucken bewilligt, sover im das durch einen rat zu Augspurg zugelassen werde; darauf unser vicari auch die von Augspurg umb bewilligung gebeten, aber kain antwort erlangt".[2] Einem Boten aus Ingolstadt, der die Eichstädter Ausgabe der Bulle in Augsburg hatte drucken lassen wollen, war es nicht besser ergangen. „Gestern montags", berichtet der Generalvikar Heinrichmann an seinen Bischof, „ist ainer von Ingeldstatt kommen und [hat] meines gnädigen Hern von Eystetts mandat, dise handlung berierend, hie zu Augspurg wöllen drucken lassen, aber bei kainem trucker das vermögt".[3] Zur Überwindung dieser Druckschwierigkeiten entschloß sich Eck, die Drucklegung selbst in die Hand zu nehmen und die Kosten dafür zu tragen. Denn auch da gab es eine Hemmung zu beseitigen, da niemand die Geldauslagen übernehmen wollte. „So würde man", hatte einmal der Augsburger Generalvikar seinem Bischofe eingewendet, „die Bullen hie nit drucken und ob man die druckte, ging der Kost über Euer Gnaden; zudem so müßt Euer fürstlich Gnaden den Pedellen, die Mandate zu verführen, neun Gulden geben; die ist der Eck von seinen Dukaten auszurichten schuldig".[4] Wie die übereinstimmende Ausstattung (vgl. Bild 4) ersehen läßt, gingen nunmehr gleich drei Ausgaben der Bulle, die Eichstädter, die Augsburger und die Regensburger, samt ihren voneinander abweichenden bischöflichen Verordnungen aus ein und derselben Druckereiwerkstätte hervor, die dem Ingolstädter Magister Andreas Lutz gehörte, demselben, der auch die schon erwähnte Ernennung Ecks zum päpstlichen Nuntius und den noch anzuführenden deutschen Auszug der Bulle „Exsurge" gedruckt hat.[5] Den Bischof von Bamberg suchte Eck ebenfalls zum Anschluß an das eingeschlagene Verfahren zu gewinnen, indem er am 5. Dezember 1520 um Übersendung des Begleitmandats ersuchte und dazu bemerkte: „Wärs nit gedruckt, gefällts Euer fürstlichen Gnaden, kann ichs hie wohl drucken lassen".[6] Das Domkapitel verweigerte aber die Zustimmung dazu.

Gewisse eigene Wege ging der Bischof von Freising, jener Pfalzgraf Philipp, der außer zahlreichen anderen Pfründen auch das Bistum Naumburg inne hatte. Als er sah, daß gegenüber dem ungestümen Drängen Ecks kein Widerstreben half, gab er nach, ließ aber die Bekanntgabe der Bulle nicht in Ingolstadt, sondern auf seine eigenen Kosten bei Johann Weissenburger in Landshut drucken. Und zwar ging die Bulle selbst in Buchform (vgl. Bild 5), der Einführungserlaß gesondert in Plakatgestalt (vgl. Bild 6) aus. Der Drucker ist nicht genannt, kann aber wieder durch die Typen bestimmt werden. Zudem heißt es in der Freisinger Kastenrechnung des Jahres 1521: „Herrn Hansen Weyssenburger priester von Landßhuett von 300 bullen wider doctor Luther und 300 mandaten zu drucken 4 fl. rheinisch und dem Knecht darvon zu tragen lones 53 ₰ bezahlt, facit 4 fl. rheinisch 53 ₰."[7]

Ganz unaufgeklärt ist noch, wie sich anfangs der Würzburger Bischof Konrad von Thüngen zur Förderung Ecks verhalten hat. Wir wissen nur, daß er die päpstliche Bulle erst am 31. Januar 1521, also am spätesten von den süddeutschen Kirchenfürsten hat drucken und verkünden lassen. Die seltene Würzburgische Druckausgabe (vgl. Bild 8) ist bisher, soviel ich sehe, unbeachtet geblieben und verdient deshalb wohl eine nähere Besprechung. Der Bulle geht die übliche Einführungsverordnung des Bischofs voraus, worin die Gläubigen des ganzen Bistums zum Gehorsam gegenüber dem päpstlichen Erlasse aufgefordert werden. Die Verordnung des Bischofs ist von Worms aus erlassen, wohin sich der Kirchenfürst zur Teilnahme am Reichstage begeben hatte.

1 Greving, S. 218.

2 Schröder, S. 172.

3 Schröder, S. 162.

4 Schröder, S. 163.

5 Vgl. meinen Aufsatz: „Magister Andreas Lutz in Ingolstadt, der Drucker der Bulle „Exsurge Domine" (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. 32, Leipzig 1915, S. 249ff.

6 Greving, S. 221.

7 Kgl. Kreisarchiv Landshut (Rep. LIII, Fasc. 52, Saal 12). Die Kenntnis dieser Quelle verdanke ich Herrn Archivassessor Dr. Alois Mitterwieser.



Daß die Veröffentlichung so spät erfolgte, scheint Eck selbst verschuldet zu haben. Denn der Bischof teilt in seinem Ausschreiben mit, daß ihn die Zusendung Ecks erst am 21. Januar erreicht habe; das Schreiben Ecks sei am 16. Januar ausgestellt worden. Da der Bischof gerade auf dem Wege nach Worms war, konnte er die Verkündigung der Bulle zu seinem Bedauern, wie er sagt, nicht selbst übernehmen, sondern mußte die Sache seinen Stellvertretern, dem Generalvikar und dem Generaloffizial überlassen, nicht ohne dabei zur genauesten Befolgung der päpstlichen Bestimmungen aufzufordern.[1] Großen Erfolg wird diese Ermahnung auch im Würzburgischen nicht gehabt haben. Wenigstens hat der Schweinfurter Geistliche Johannes Schuner in sein Exemplar der Bulle, das heute der Kgl. Bibliothek zu Bamberg gehört[2], hineingeschrieben, daß die Verordnung in Schweinfurt am Sonntag Judica angeschlagen, aber von niemand befolgt worden sei.[3] „Niemand kümmerte sich darum," berichtet Schuner fast mit denselben Worten, wie sich der Augsburger Chronist vernehmen läßt, daß nur wenig Schriften Luthers abgeliefert worden seien; „man trieb nun fast das Gespött daraus".[4]

Druckgeschichtlich gibt uns die Würzburgische Bullenausgabe ein Rätsel auf, das nur vermutungsweise zu lösen ist. Sie ist mit einer Titeleinfassung geschmückt und mit Typen gedruckt, die in mehreren Reformationsdrucken wiederkehren, aber keinem der bekannten Drucker zugewiesen werden können.[5] Allen Anzeichen nach kann es sich bei der Frage nach der Herkunft nur um Johannes Lobmeyer handeln, einen Würzburgischen Drucker, der sich auf keinem seiner Erzeugnisse genannt hat, aber urkundlich für diese Zeit beglaubigt ist.[6] Er hat in der Zeit von 1518—1525 einige wenige Drucke, zumeist im Dienste der bischöflichen Regierung, hergestellt, bis ihn dann, wie es scheint, die Wogen des Bauernkriegs verschlungen haben.

Wie Eck nur in bestimmten Bistümern die Verkündigung der päpstlichen Verdammung forderte, so verlangte er auch nur von einzelnen Universitäten die öffentliche Bekanntgabe der Bulle. Während Leipzig zögerte und Wittenberg und Erfurt sich weigerten, fügte sich die Ingolstädter Hochschule ohne längeres Zögern: die Verkündigung fand bereits am 29. Oktober 1520 statt.

Weit schwieriger gestaltete sich die Sache an der Wiener Universität. Eck hatte die Bulle am 14. Oktober in der gleichen Form[7] wie nach Ingolstadt eingesandt und erwartete mit Ungeduld den Vollzug seines Auftrages, indem er besonders auf die bereits in Meißen, Merseburg und Brandenburg erfolgte Verkündigung der Bulle Bezug nahm. Während die Universität die weitere Entwicklung abwarten wollte, erklärte sich die theologische Fakultät zur Bekanntgabe der Bulle bereit, stieß aber auf den heftigsten Widerstand des Bischofs, der Regenten und des Rektors. Selbst die Bekanntgabe der deutschen Instruktion an die Prediger wurde vom Rektor verboten. Nun beschloß die Fakultät, die Bulle auf eigene Verantwortung lateinisch und deutsch drucken zu lassen, wurde aber von dem Statthalter daran gehindert, der auch dem Drucker die Vervielfältigung der Bulle untersagte.[8] Erst als der evangelisch gesinnte Statthalter starb, erhielt die Fakultät am 9. Januar 1521 die Verkündigungserlaubnis. Doktor Johann Camers wurde mit der Überwachung des Druckes betraut, den der Wiener Meister Johann Singriener in einer Auflage von 500 Abzügen besorgte.[9] Am 30. Januar traf ein sehr ungnädiges Schreiben des Kaisers ein, worin der Universität die lange Verzögerung mit strengem Tadel vorgehalten und das Beispiel von Mainz, Trier und Köln vor Augen geführt war. Daraufhin wurden das kaiserliche Schreiben samt der päpstlichen Bulle feierlich verkündet. Die Aufforderung des Kaisers ging zudem

1 Et cum tunc itinere ad imperialem dietam Wormaciensem percingaremur, non potuimus, quemadmodum desiderabamus, publicationi et mandatorum apostolicorum executioni personaliter interesse, unde vices nostras devotis nobis sincere dilectis Vicario in spiritualibus et nostrae curiae Officiali Generali commisimus.

2 Inc. typ. Q XVI. 51.

3 Eintrag unter der bischöflichen Verordnung: Iussu fiscalis, ut satisfieret (ut dixit) papae mandato, publicata in Sweinfurt per plebanum ibidem ex suggesto et valvis ecclesiae affixa dominica Iudica 1521. Sed nemo curavit.

4 Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 25, Leipzig 1896, S. 139.

5 Ich werde diese Frage an einer anderen Stelle behandeln.

6 Vgl. Th. Welzenbach im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, Jahrg. 14, Heft 1, Würzburg 1857, S. 188 ff.

7 copiam Bullae in Urbe impressam, sigillo praelati et subscriptione notarii munitam transmitto.

8 Laboraverunt patres in impressione transsumpti atque intimatione tam latina quam alemanica eiusdem. Verum ad dominum comitem N. de Zeg et ceteros de regimine citati, sub gravioribus poenis inhibita fuit facultas, ne ad promulgationem huiusmodi excommunicationis et mandati procedat. Inhibitus denique fuit impressor, ne nobis tribuat vel imprimat huiusmodi transsumptum sub amissione omnium bonorum. Vgl. Rudolf Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien, Bd. 1, Teil 1, Wien 1854, S. 238 ff. I. 2, S. 123.

9 Rechnungseintrag: impressori Singrenio ad imprimendum literas transsumpti apostolici contra errores M. Luther et sequacium, numero 500 per den. 3 unam literam; facit 6 lib. 2 sol. den. Vgl. Kink I. 2, S. 124.



lateinisch und deutsch im Druck aus. Eck ließ von der lateinischen Ausgabe durch Andreas Lutz zu Ingolstadt einen Nachdruck veranstalten.[1]

Von den Vorgängen, die sich zu gleicher Zeit in dem Wirkungskreise Aleanders abspielten, haben wir für unseren Zweck nur den Antwerpener Nachdruck (vgl. Bild 3) zu beachten, den der Buchdrucker Wilhelm Vorstermann[2] wohl im Auftrage Aleanders unternommen hat. Auf diese Ausgabe bezieht sich vermutlich Erasmus, wenn er behauptet, daß man die Bulle gedruckt habe, bevor sie vorschriftsmäßig veröffentlicht worden sei.[3] Mit welcher Flut von Schmähungen der päpstliche Erlaß auch in den rheinischen Gebieten empfangen worden ist, kann hier unerörtert bleiben.[4]

Von wem die in zwei Ausgaben vorliegende deutsche Übersetzung der Bulle ausgegangen ist, läßt sich nicht feststellen. Der kurze deutsche Auszug, der in der einen Ausgabe aus Ingolstadt stammt, dürfte auf Eck zurückzuführen sein. Von gegnerischer Seite gab Ulrich Hutten die Bulle mit beißenden Anmerkungen und Randnoten heraus.

Es mag nicht unnütz sein, der damit zu Ende geführten druckgeschichtlichen Überschau über die uns bekannten Ausgaben der Bulle „Exsurge" noch eine kurze bibliographische Übersicht beizugeben.[5] Sie ergibt mit der neu aufgetauchten Krakauer Ausgabe folgendes Bild:

Nr. 1. **Ur-Ausgabe. Rom, Jacobus Mazochius:**

Bulla contra errores || Martini Luther || et ſequacium. || Mit päpstlichem Wappen und Titeleinfassung. In 4°. 12 Bl. Bl. 11b Zeile 21: ℂ Impreſſum Romae per Iacobum Mazochium || De Mandato. S. D. N. Papae. || Bl. 12 leer. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Dg 336); München, Staatsbibl. (4 H. ref. 800, 28) und Universitätsbibliothek (4 Hist. eccl. 3267). (Vgl. Bild 1.)

Nr. 2. **Leipziger Nachdruck, nach den Typen aus der Druckerei Martin Landsbergs:**

Bulla cõtra errores || MARTINI LVTHERI ET || SEQVACIVM. || Mit päpstlichem Wappen. In 4°. 12 Bl. Bl. 11b Zeile 21: ℂ Impreſſum Romae per Iacobum Mazochium || De Mandato. S. D. N. Papae. || Et poſtremo impreſſum Lipſię. || Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibl. (Dg 340). Vgl. die Abbildung des Titelblattes in dem Werk: Das Buch der Reformation. Herausgegeben von Karl Kaulfuß-Diesch. Leipzig 1917. S. 176.

Nr. 3. **Erfurter Nachdruck, nach den Typen und der Titeleinfassung aus der Druckerei von Hans Knappe:**

Bulla cõtra er= || rores Martini Luthe || ri: et ſequacium. || Mit päpstlichem Wappen und Titeleinfassung[6], darinnen das Monogramm Knappes. In 4°. 8 Bl. Bl. 8a, Zeile 48: **ℂ Impreſſum Romae per Jacobum Mazochium || De Mandato. S. D. N. Pape.** || Rückseite leer. Vorhanden in Berlin, Königl. Bibl. (Dg 337). (Vgl. Bild 2.)

Nr. 4. **Antwerpener Nachdruck, aus der Druckerei von Willem Vorsterman:**

Bulla Apoſtolica || Contra Errores MARTINI || LUTHERI & Sequaciũ. || Mit Titeleinfassung.[7] In 4°, 8 Bl. Bl. 8a, Zeile 33: Impreſſum prius Romae per Iacobũ Mazochiũ De Mandato. S. || D. N. Papae. Et deinde Antuerpiae per Guilhelmũ Vorsterman. || Vorhanden in München. Staatsbibl. (4 H. ref. 800, 29). (Vgl. Bild 3.)

---

1 Caroli Maximi Romanorum imperatoris semper Augusti ad universitatem Viennensem epistola in negotio Lutherano. Vgl. Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. 32, Berlin 1915, S. 262, Nr. 28.

2 Vgl. über ihn K. Steiff in der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. 40 (1896), S. 319.

3 Paul Kalkoff, Zu Luthers römischem Prozeß (Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 25, Gotha 1904, S. 132).

4 Vgl. die eindringenden Untersuchungen Paul Kalkoffs.

5 Für die freundliche Unterstützung, die ich der Königl. Bibliothek zu Berlin und zu Breslau schulde, spreche ich auch hier den besten Dank aus. Von den 19 Drucken befinden sich in Berlin 11 Stücke (Nr. 1, 2, 3, 5, 9, 11, 12, 14, 17, 17a, 19), in München 12 (Nr. 1, 4, 6, 7, 8, 9, 9a, 12, 13, 15, 16, 17), wieder ein Beweis, wie sehr Berlin und München aufeinander angewiesen sind.

6 Vgl. Joh. Luther, Die Titeleinfassungen der Reformationszeit. Lief. 2. Leipzig 1910, Taf. 63.

7 Vgl. mit dieser Einfassung die ganz ähnliche, aber schwarz grundierte Umrahmung in dem Werke: Das alte Buch und seine Ausstattung im 15. bis zum 19. Jahrhundert (Die Quelle. Mappe 13). Taf. 122, Nr. 1.



Nr. 5. **Pariser Nachdruck von Jodocus Badius:**

Ohne eigentliches Titelblatt: Bulla Apoſtolica contra Errores Martini Lutheri & ſequacium. || LEO Epiſcopus . . . In 4°, 8 Bl. Bl. 8a, Zeile 17: Impreſſum prius Romae per Iacobum Mazochium || De Mandato. S. D. N. Papae. Et || deinde Pariſii per || Badium. || Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibl. (Luth. 9502, 8 aus dem Besitze Georg Spalatins.)

Nr. 6. **Eichstädter Ausgabe, von Andreas Lutz in Ingolstadt gedruckt:**

BVLLA CONTRA ER || rores Martini Luther & || ſequacium || CVM Mandato Reuerendiſſimi domini || Epiſcopi Eiſcentteñ. || Mit Titeleinfassung wie bei Nr. 7 und 8. In 4°, 10 Bl. das letzte leer. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 H. Ref. 466) und Universitätsbibliothek. (Vgl. Bild 4.)

Nr. 7. **Augsburger Ausgabe, von Andreas Lutz in Ingolstadt gedruckt:**

BVLLA CONTRA ER || rores Martini Luther & || sequacium || CVM Mandato Reuerendiſſimi domini || Epiſcopi Augusteñ. || Mit Titeleinfassung wie bei Nr. 6 und 8. In 4°, 10 Bl., das letzte leer. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 800, 28a) und Universitätsbibliothek.

Nr. 8. **Regensburger Ausgabe, von Andreas Lutz in Ingolstadt gedruckt:**

BVLLA CONTRA ER || rores Martini Luther & || sequacium. || Cum mandato Reuerendiſſimi domini || Epiſcopi Ratiſponeñ. || Mit Titeleinfassung wie bei Nr. 6 und 7. In 4°, 10 Bl., das letzte leer. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 467) und Universitätsbibliothek.

Nr. 9. **Freisinger Ausgabe, von Johann Weyssenburger in Landshut gedruckt:**

Bulla contra Erro || res Martini Lutheri || et ſequacium. || Mit dem päpstlichen Wappen. In 4°, 8 Bl., das letzte leer. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Luth. 9514, 20 unvollständig), in München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 468) und Universitätsbibliothek. (Vgl. Bild 5.)

Die bischöfliche Verordnung hierzu ging in Plakatform aus. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (Cod. germ. 4972 mit dem Freisinger Siegel und der handschriftlichen Aufschrift: „reddatur nuntio debitum consuetum 32 ♃", aus dem Kloster Tegernsee). (Vgl. Bild 6.)

10. **Krakauer Ausgabe von H. Vietor in Krakau gedruckt:**

Bulla contra er- || rores Martini lu || terij et ſequacium: iuſſu Re || uerēdiſſimi Dñi Epiſcopi || Cracouieñ: denuo impſſa. || Mit Einfassung. In 4°, 8 Bl., das letzte leer. Vorhanden in Breslau, Kgl. Bibliothek (Germ. III, Oct. in 30159). (Vgl. Bild 7 und Zeitschrift für Kirchengeschichte Jahrg. 37, 1917, S. 172 f.)

Nr. 11. **Würzburger Ausgabe, von Johannes Lobmeyer in Würzburg gedruckt:**

Bulla Contra Errores || Martini Lutter et || Sequacium || Cũ Mandato Reuerēdiſſimi || domini Epiſcopi herbipolñ. || Mit Titeleinfassung. In 4°, 8 Bl. Vorhanden in Bamberg, Kgl. Bibliothek (Inc. typ. Q XVI 51) und in Berlin, Kgl. Bibliothek (Dg 338). (Vgl. Bild 8.)

Nr. 12. **Wiener Ausgabe, von Johann Singriener gedruckt:**

Bulla apoſtolica || ↄtra errores Mar || tini Lutheri et eius ſequaciũ. || Mit dem päpstlichen Wappen. In 4°, 6 Bl. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 I. can. F. 179, 8).

Nr. 13. **Deutsche Übersetzung, von demselben Drucker wie Nr. 12 gedruckt[1]:**

DJe verteutſch Bulle vnder || dem namen des Bapſt Leo des || zehenden. Wider doctor Mar- || tinus Luther außgangen. || Mit dem päpstlichen Wappen wie Nr. 12. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 469). (Vgl. Bild 9.)

Nr. 14. **Deutsche Übersetzung, aus einer unbekannten Druckerei:**

Die verteutſch || Bulle vnter dem na- || men des Bapſt Leo des ze- || henden. Wyder Do || ctor Marti- || nus || Luther außgan || gen. || Mit dem päpstlichen Wappen. In 4°, 8 Bl. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Cu 7166).

1 Diese Bestimmung ist nicht völlig gesichert und muß noch nachgeprüft werden. Die Typen weisen eher nach Straßburg; doch läßt sich sonst keine Ausgabe feststellen, die nach Wien zu verlegen wäre.



Nr. 15. **Deutscher Auszug, von Andreas Lutz in Ingolstadt gedruckt:**

INHALT BEPSTLICHER || Bull wider Martin Lud || der auffs kürtzest ge || theüscht. || Mit Titeleinfassung. In 4°, 4 Bl. Bl. 3, Zeile 23: Gedruckt tzu Ingolstat. || Das letzte Bl. leer. Vorhanden in München, Staatsbibliothek (4 J. Can. F. 276, 32). (Vgl. Bild 10.)

Nr. 16. **Deutscher Auszug, wohl aus der Druckerei Johann Singrieners zu Wien:**

Summariū vnnd außzug zu= || uerkünden die Bäbstlich Bull || wider die jrrig leer Doctors || Merten Luther von Wit= || tenberg, vnd seiner || anhennger. || Mit Titeleinfassung. In 4°, 2 Bl. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Dg 688) und in München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 689n.) (Vgl. Bild 11.)

Nr. 17. *Ausgabe Ulrich von Huttens mit dessen Anmerkungen und Randnoten, von Johann Schott in Straßburg gedruckt.*

BVLLA || Decimi Leonis, contra errores Martini || Lutheri, & sequacium. || Päpstliches Wappen mit Seitenaufschrift: Aſtitit Bulla a dextris eius, in vestitu-deaurato, circumamicta varietatibus. || Vide lector, opere precium eſt. Adficie- || ris. Cognoſces qualis pastor || ſit Leo. || In 4°, 22 Bl., das letzte leer. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Dg 937) und München, Staatsbibliothek (4 H. ref. 800, 31). In Berlin noch eine abweichende Ausgabe (Dg 939).

Nr. 18. Krakauer Neudruck, 1526 von Martin Scharffenberg gedruckt:

Bulla apostolica contra errores Martini Lutheri et eius sequacium ac Sigismundi regis Poloniae edictum contra eosdem. Vgl. Panzer, Annales typographici Bd. 6, S. 469, Nr. 175. Der Druck selbst war nicht aufzutreiben.

Nr. 19. Kölner Neudruck, um 1543 den Reformationsversuchen des Kurfürsten Herrman von Wied gegenübergestellt und von Jasper Gennep gedruckt:

SANCTISSIMI IN || CHRISTO PATRIS ET DOMINI || DOMINI LEONIS, ROMANAE AC CATHO- || licae Eccleſiae Praeſidis et ſummi Pastoris, huius nomi- || nis decimi, Bulla aduersus Martini Lu || theri eiusqȝ ſequacium errores et || doctrinam olim || aedita. || PROVERBIORVM I. || Vocaui, & renuistis: extendi manum meam, & non fuit, qui aſpiceret. Deſpexistis omne conſilium meum & interpretationes || meas neglexistis. || In 2°, 8 Bl., das letzte leer. Vorhanden in Berlin, Kgl. Bibliothek (Th. 6492, 4).

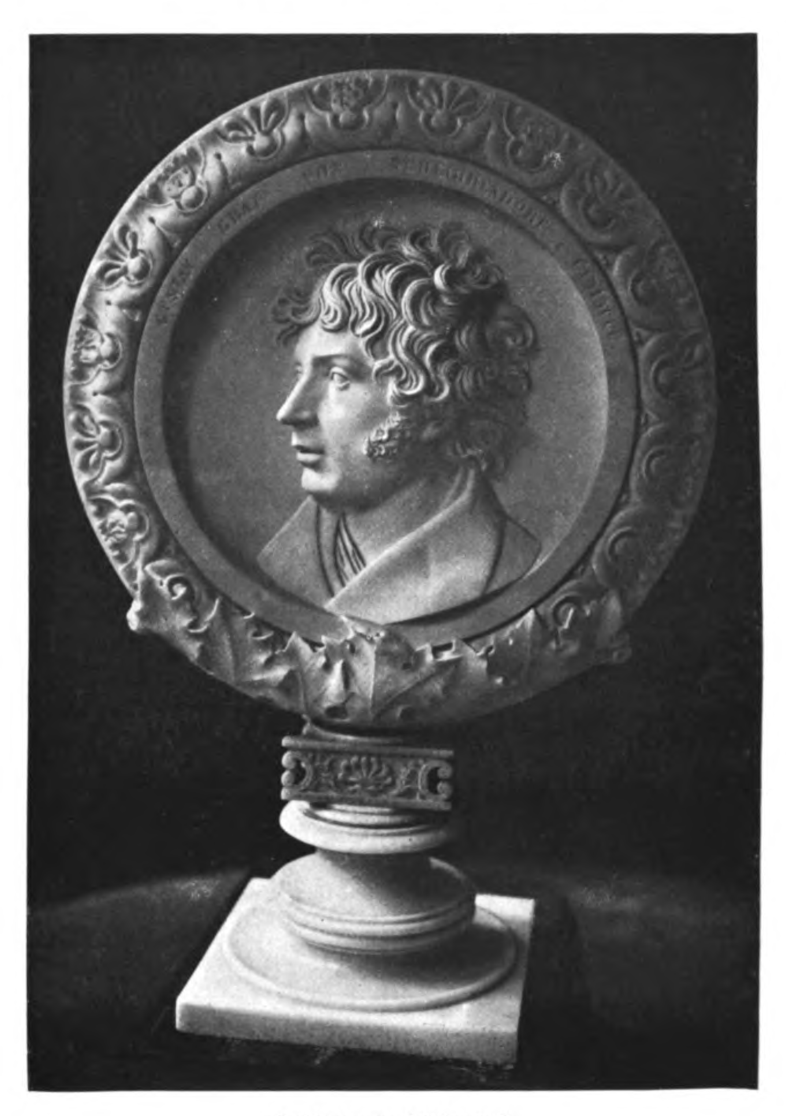
Da die Freisinger Ausgabe in 300, die Wiener in 500 Abzügen ausging, die Durchschnittsauflage also etwa 400 Exemplare zählte, wird die päpstliche Bulle zuletzt in ungefähr 6000 Abzügen verbreitet gewesen sein, einer Zahl, die zur gewünschten Verteilung an allen Orten zweifellos hingereicht hat. Davon sind freilich viele erst zur Ausgabe gelangt, als die folgenden Ereignisse den Zweck der Bulle schon überholt hatten.

Auf die Wirkungen der päpstlichen Verdammung braucht hier nicht eingegangen zu werden. Von Luther wissen wir, daß er mit geharnischten Gegenschriften und am 10. Dezember 1520 mit der Verbrennung der Bulle geantwortet hat. Mit dieser bis dahin unerhörten Tat war die Brücke nach Rom ein für allemal abgebrochen, der Bruch mit dem Papsttum vollzogen, der Ketzerbann spruchreif, ohne daß mehr die Frist zum Widerrufe Luthers abzuwarten war. Bereits am 3. Januar 1521 folgte die feierliche Bannbulle „Decet Romanum Pontificem", zu einer Zeit, als Freising, Regensburg, Wien und Würzburg noch die Verkündigung der Bannandrohung vorbereiteten. Man sieht: Rom und Luther handelten rascher und entschlossener als die hilflosen Bischöfe, die so lange nicht aus und ein wußten, bis die Sturzwogen der Zeit vollends über ihnen zusammenschlugen.



Graf Gustav von Schlabrendorff, der deutsche Einsiedler in Paris

Zu dem Aufsatze von Dr. Bertha Badt



Graf Gustav von Schlabrendorff
Bildnismedaillon von Friedrich Tieck in Schloß Tegel
mit gütiger Bewilligung der Frau Anna von Sydow

Graf Gustav von Schlabrendorff, der deutsche Einsiedler in Paris.

Von

Dr. Bertha Badt in Berlin.

Mit einem Bilde und zwei Handschriftproben.

Als im Jahre 1814 die deutschen Barbaren mit einer Rücksicht und Schonung, die manchem Kampfgesellen fast Huldigung dünkte, in Paris einzogen, da suchte jeder von den Eindringlingen den Aufenthalt in der „Hauptstadt der Welt" auf seine Weise zu nutzen. Der Naturphilosoph und Kriegsfreiwillige Steffens wanderte mit dem berühmten Cuvier durch den Jardin des Plantes und ließ sich von Gay-Lussac im chemischen Laboratorium des Palais Luxembourg unterrichten. Raumer und andere pilgerten zu den Antiken des Louvre, freuten sich, wie die Venus von Milo aus dem bergenden Holzgerüste wieder erstand, das sie vor den Händen der Feinde schützen sollte, und fanden die Säle voll von deutschen Soldaten, Gemeinen wie Offizieren.

Keiner aber von allen deutschen Landsleuten, der sich irgendeinen Zugang dahin verschaffen konnte, mochte er Soldat, Staatsmann, Gelehrter oder Handwerksbursche sein, nicht Stein, nicht Hardenberg, nicht Humboldt versäumte es, nach der Rue Richelieu zu wallfahrten, wo in einem kahlen Zimmer, auf dessen ungeheuren Büchermassen der Staub von Monaten lagerte, ein mächtiger Graukopf im zerschlissenen seidenen Schlafrock und langem Barte (er war ihm im Kerker der Revolution gewachsen) Hof hielt, Rat erteilte, Hilfe spendete. Das war Graf Gustav von Schlabrendorff, „amtlos Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm", wie Varnhagen die Rätsel seines Lebens zu beschreiben sucht. Er hauste seit dreißig Jahren im selben Gasthof, wohin ihn einst der Postillon aus Boulogne geführt hatte, monatelang, ohne sein Zimmer zu verlassen, der sparsamste und der wohltätigste der Sterblichen, der „Armenpfleger der Deutschen in Frankreich". Ein Mann, der sich (mit einer Ausnahme) kaum je herbeigelassen hat, eine Zeile drucken zu lassen; und der doch den Besten seiner Zeit geradezu als politisches Orakel galt. In seinem unwirtlichen Zimmer gab es Gespräche über die politische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von denen die klügsten Köpfe zu erzählen nicht müde werden. „Gespräche, die man nicht vergißt", sagte Wilhelm von Humboldt von ihnen. Und in den deutschen Staatsschriften jener Zeit, so berichtet ein Zeitgenosse, ist kaum mehr zu entscheiden, wieviel aus dem Kopfe Schlabrendorffs stammt. Das Zimmer in der Rue Richelieu, wo ein Menschenalter hindurch die Führer der politischen Parteien, Künstler, Gelehrte und Frauen sich um den Grafen sammelten, bekommt denselben typisch zeitgeschichtlichen Wert wie jene Mansarde der Jägerstraße zu Berlin, wo Rahel Levin Schauspielerinnen und Dichter, Offiziere und Diplomaten um sich scharte. Hier wie dort: Stationen auf dem Wege vom Geselligkeitssinn des 18. Jahrhunderts zum erwachenden Staatssinn der neuen Zeit. Aber dem Ziele dieser Zeit war Schlabrendorff um ein Beträchtliches näher gerückt als die Berliner Menschenkünstlerin. War dort, wenigstens in der Lucindenzeit des sterbenden Reiches, des Menschen glühend Herz Anfangs- und Endpunkt aller Gespräche, so ging es hier um das Überpersönliche, das Gemeinwohl, den Staat. „Civis civitatem quaerens obiit octogenarius", einen achtzigjährigen Bürger, der auf der Suche nach dem Bürgertum starb, so nannte Schlabrendorff sich selbst in seiner Grabschrift.

Es ist nicht ganz leicht, das Bild dieses eigentümlichen Mannes der Vergangenheit zu entreißen. Denn es liegt eine seltsame Tragödie in seiner Art beschlossen. Ein Verschwender des eigenen Gutes war er und wollte es sein. Wie er Bedürftigen Gaben spendete, wo immer sie sich an ihn wandten, so verschleuderte er in den politischen Gesprächen seines Zimmers die Geistesarbeit von Jahrzehnten. Der andern half, konnte sich selbst nicht helfen. Vor lauter Vorarbeiten, Entwürfen, Materialsammlungen, die uns sein Nachlaß in berghoher Fülle offenbart, ist er in einem langen Leben niemals zu dem Wirkungskreis gelangt, der seinen politischen Gaben entsprochen hätte; und nicht einmal zu dem Schatten dieses Wirkens: zu dem Buche, das die Fülle seiner Erlebnisse und Gedanken hätte zusammenfassen können. Der Glanz seines Lebens, seine Gesprächskunst, wurde zum Fluch seines Lebens. Ein einziges Buch war bis jetzt bekannt, das man mit einiger Sicherheit ihm zuschreiben konnte, obwohl es ohne seinen Namen erschienen war (wir werden im Verlaufe unserer Betrachtungen dazu gelangen, noch einiges andere für ihn in Anspruch zu nehmen): eine Anklageschrift gegen Napoleon, die wie ein Meteor auf Deutschland wirkte, die Goethes Aufmerksamkeit erregte und den Freiherrn vom Stein entzückte, „weil sie Napoleon den größten Schaden getan hätte"[1], „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat, Germanien 1804." Schon als Verfasser dieser Schrift verdient er unsere

1 Leben des Frh. v. Stein. Ein Denkmal. (Gallerie dtsch. Zeitgenossen.) Leipzig 1841, Fleischer I, 263.

Aufmerksamkeit. Denn er stellt uns nicht nur das Bild eines durchaus selbwachsenen und eigenwilligen Charakters dar, wie er nur in der deutschen Geschichte zu Hause sein konnte, sondern auch ein höchst bezeichnendes Kapitel aus der Entwicklung des deutschen Nationalgefühls erhellt sich uns im Leben dieses Mannes, der als Deutscher seine Jahre in Paris zubrachte: als Kosmopolit und Revolutionsfreund dort einzog, als Tyrannenhasser dort lebte und als deutscher Patriot und „Muttersprachstolzer“ dort starb.

Was wir bisher von Schlabrendorff wußten, verdankten wir neben dem fleißigen Sammler Varnhagen[1] und den von dem Livländer Jochmann, der 1821 in Paris viel mit Schlabrendorf zusammen war, aufgezeichneten „Gesprächstrümmern“ Erinnerungen an seine Gespräche und den Briefsammlungen der Zeit. Die vorliegende Arbeit benutzt zum ersten Male (außer einer Dissertation von Faehler, die leider in den Anfängen steckengeblieben ist)[2] den gesamten handschriftlichen Nachlaß des Grafen im Staatsarchiv zu Breslau; außerdem wurde der Nachlaß Varnhagens in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der Nachlaß Humboldts in Tegel und die Briefe Reichardts an Schlabrendorff im Weimarer Goethe-Schillerarchiv herangezogen.

Über dem Leben des Grafen Schlabrendorff könnte der Spruch des Goetheschen Ritters als Motto stehen: „Mein halbes Leben stürmt' ich fort, verdehnt' die Hälft' in Ruh'“. Sein Vater war einer der klügsten Minister Friedrichs des Großen, dem man besonders die Sorge für die Verpflegung im Siebenjährigen Kriege nachrühmte. Auch in seinem Vaterhause wurden geistige Götter verehrt. Die Namen von Wieland und Winckelmann tauchen auf; zumal mit Winckelmann war der ältere Bruder des Grafen nahe befreundet.[3] Dem jungen Grafen, der am 22. März 1750 in Stettin geboren wurde, öffnete sich gleichfalls die staatsmännische Laufbahn; nach einer Jugend in Breslau, die ihm ein Grund war, sich immer als Schlesier zu fühlen, besucht er als Rechtsstudent die Unversitäten von Frankfurt a. O. und Halle. Nach dem Tode des Vaters steht er unabhängig da. Eigenes Vermögen, reiche Güter, zudem eine Domherrnpfründe in Magdeburg ermöglichen ihm, sich ein Leben zu zimmern, wie es die Neigung ihm eingab. Da beginnt nun die charakteristische Bildungsodyssee des jungen Deutschen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Schon hier mit einem bezeichnenden Unterschiede, der ihn merklich von seinen Jugendgenossen, der Zeit Werthers, abhebt. Nicht *ästhetische* Erziehung ist sein Ziel, sondern *staatsbürgerliche* Erziehung. In jenen Tagen, da der Staatsbürgersinn dem deutschen Jüngling noch fast fremd war, ist er einer der ersten, die *Gemeinsinn* in sich spüren. Ein Gemeinsinn, der sich zunächst in umfassenden sozialpolitischen Plänen äußert. Eine Erziehungsanstalt wollte er gründen; seine Armenunterstützungen wurden schon damals planmäßig im großen betrieben. Wir waren über diese Lebenszeit des Grafen kärglich unterrichtet — fast nur durch Varnhagen[4] — und erfahren erst jetzt ein wenig mehr aus den Briefen Reichardts an Schlabrendorff (1780—1785). Danach unternahm er z. B. im Sommer 1783 eine Fußreise durch die Schweiz. Dort traf er mit Reichardt in Lavaters Hause zusammen und lernte auch das durch Goethe bekannte Hessche Haus in Zürich kennen. Im Januar 1785 scheint Schlabrendorff den Reichardt Jahre hindurch vergebens zur Rückkehr beschworen hatte, in Berlin gewesen zu sein, lernte dort Biester, Selle, Spazier — literarische Tagesgrößen — kennen und ist von dort heimlich, wie es seinem Wesen entsprach, abgereist; vermutlich nach England, wo er nach Varnhagens Angaben 1786 den Freiherrn vom Stein und den Philosophen F. H. Jacobi kennen lernte.

Den Hauptinhalt der Reichardtschen Briefe bilden — für Schlabrendorffs Wesen höchst bezeichnend — Berichte über Armenunterstützungen; er war der Sachwalter des Grafen in Armenangelegenheiten, und hatte, wie ein im Weimarer Archiv befindlicher „Bericht über die mir von Baron Gustav von Schlabrendorff anvertraute Armenkasse“ bezeugt, unter seinen Klienten zum Beispiel auch den alten Friedemann Bach, „der wegen Hochmuts, Eigensinns und seiner Trägheit ohnerachtet seiner großen Kunst eigentlich keine Unterstützung verdiente,“ und den frommen Matthias Claudius, der ein Jahrgehalt bezog. Auch von einer geplanten Schulstiftung Schlabren-

1 Varnhagen, Graf v. Schlabrendorff. Vermischte Schriften. Leipzig 1843 IV, 422f.; Raumer, Historisches Taschenbuch. Leipzig 1832 III, 297 u. a. C. G. Jochmanns Reliquien. Ges. v. H. Zschokke. Hachingen 1856. — Briefe von Schlabrendorff in: Dorow, Denkschriften und Briefe, Berlin 1838/39; Caroline v. Wolzogen, Literarischer Nachlaß, Leipzig 1849, Bd. II; in Varnhagens Nachlaß (Kgl. Bibl. Berlin). — S. besonders die Briefe der Car. v. Humboldt an Schlabrendorff (Im neuen Reich, Leipzig 1878 II, 497); wie alle Humboldtschen Briefsammlungen.

2 Studien zum Lebensbild eines deutschen Weltbürgers (München 1909). — Gedruckt ist nur das Kapitel „Schl. im Verkehr mit seinen Zeitgenossen“; im wesentlichen Stoffsammlung. Jedoch findet sich bei Faehler eine brauchbare Übersicht der Literatur über Schl., auf die ich hier verweisen möchte.

3 Vgl. Winckelmanns Werke (Stuttgart 1877) II, 564, 575 u. ö.; auch Justi, Winckelmann (2. Aufl. 1898) I, 85; III, 262 u. ö.

4 Die gutunterrichtete, aber nicht immer zuverlässige Biogr. Universelle (Michaud) Nouvelle Edition 38, 331ff. weiß zu berichten: er habe nach seines Vaters Tode seinen Grundsätzen gemäß seinen von diesem adoptierten Vettern große Summen ausgezahlt, obwohl er rechtlich dazu nicht verpflichtet war.



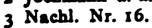
dorffs hören wir, der Gründung eines Lehrerseminars, dessen Leiter Pfarrer Rudolphi werden sollte, ein Lebensgedanke Schlabrendorffs, der zum geringen Teil durch sein jener Zeit entstammendes Testament (1783) verwirklicht wurde. Noch weniger unterrichtet sind wir über seine englischen Jahre. Varnhagens Notiz, daß er eine Zeitlang den Freiherrn vom Stein und den Grafen Reden auf seinen Reisen im Innern dieses Landes zum Begleiter hatte, bleibt in den Stein-Biographien unkommentiert.[1] Aus gelegentlichen brieflichen Erwähnungen wissen wir jedoch, daß die Freundschaft mit dem Reformator Deutschlands die Jahre überdauerte. Er mag ihn 1814 in Paris wiedergesehen haben.

Gewaltig zog es den Grafen nun nach Frankreich, wo grade jetzt die Keime neuen staatlichen Lebens verheißungsvoll aufsproßten. Im Jahre 1790 kam er nach Paris; im Nachlaß befindet sich noch sein Geleitbrief, vom holländischen Gesandten in London ausgefertigt (danach ist Varnhagens Nachricht über den Zeitpunkt seiner Pariser Reise zu berichtigen). Bis zu seinem Tode hat er die Stadt nicht mehr verlassen. Erst konnte er noch zurückkehren und wollte nicht; dann sollte er zurückkehren und wollte nicht; und dann wollte er und — konnte nicht mehr. Die Geschichte seines Lebens in Frankreich ist die tragische Geschichte einer politischen Enttäuschung.

In jener Zeit fand sich in Paris ein unruhig gärender Kreis von jungen Deutschen zusammen, die gleich ihm politisches Heil von der französischen Morgenröte erwarteten. Sie alle schwebten in ständiger Gefahr. Auch Schlabrendorff, der Freund Condorcets und der Girondisten, wurde als Freund Englands und Feind der Freiheit ins Gefängnis geworfen. Nach den Mitteilungen Jochmanns verdankt er, wie er selbst erzählte, seine Einkerkerung einem gefährlichen Bewunderer und Landsmann namens Ehrmann.[2] Der Schlabrendorffsche Nachlaß in Breslau gibt uns zum ersten Male Tatsächliches über die offiziellen Gründe, den Ort und die Dauer seiner Einkerkerung. Der Haftbefehl der Commune de Paris, datiert vom 9. Brumaire de l'an trois, meldet, daß der citoyen Slabrendorf „a été arrêté le 6 Septembre 1793, en vertu des décrets sur les étrangers et attendu que ses moyens d'existence ne sont point connu non plus que les causes de sa résidence a Paris...[3] Tiefer als diese amtlichen Dokumente erfaßt Schlabrendorff selbst den Grund seiner Gefangennahme in einem Briefe, den er aus dem Gefängnisse an den Bankier Schütz richtete und der in seinem edlen Stolze den ganzen Mann kennzeichnet (im Varnhagenschen Nachlaß).

„Wer nur einigermaßen mich kennt, weiß, daß ich in Deutschland nie in öffentlichen Geschäften oder auf irgendeine Weise von Fürsten und Staatsbeamten gebraucht worden ... durchaus mir selbst lebend, und nächst dieser Unabhängigkeit keinen anderen Genuß kennend als Natur, Bereicherung meines Ideenvorrates ... und endlich das jedem braven Manne unentbehrliche Vergnügen der Dienstfertigkeit, da Gemeinnützigkeit so viele Schwierigkeiten findet. — Doch heute soll allenthalben, wie friedlich auch der Mensch sei, der Krieg den *Meinungen* gelten; und Meinungen, das leugne ich nicht, habe ich von jeher, ohne nach Erlaubnis mich umzusehen, auf eignem Boden gezeugt, gepflegt, und nach Art der Menschen ihnen fest angehangen, sie dennoch abgeschliffen und mit der Zeit endlich umgeformt; auf den Dächern hab' ich sie nie gepredigt und etwaige Anfälle von Predigtlust vor einem Häuflein haben mit zunehmenden Jahren sich merklich verloren. Aber unter dem Mantel habe ich sie nie getragen; jeder leidlich gutmütige Forscher durfte und darf noch sie beschauen; denn vor Meinungsheuchlern ekelte mir, Meinungsschamhafte erregten mein Mitleiden, zuweilen mein Lächeln, Meinungsblöde unter günstigen Umständen meine Dienstbegierde, Meinungsfeige ließ ich Nahrung und Kleidung suchen. — So denk ich's auch ferner zu halten, unter allen politischen, theologischen, bekannten und zu entdeckenden Himmelsstrichen, unbekümmert um jede mögliche Folge. Denn in meinen Meinungen liegt meine wahre Existenz! Es kann keinen Menschen geben, und ich will keinen anerkennen, dem ich sie unterwürfe. Wer sie unterjochen will, kündigt mir den feindseligsten aller Kriege an. Ohne zu fragen, ob der Sieg mein werden könne, spann' ich jede Kraft zum Widerstande. Sink' ich, so bleibt meine Sache — Sache der Menschheit."

Die Haft selbst, erst in den Madelonnettes, später in der Maison des Ecossais, wo die gefangenen Fremden, besonders die Engländer, saßen, zuletzt im Luxembourg, scheint nicht streng gewesen zu sein. Seine Freunde durften ihn besuchen. Er selbst ward auch im Gefängnis zum Ratgeber und Helfer seiner Mitgefangenen; eine von ihm entworfene Bittschrift für die gefangenen Engländer findet sich noch unter seinen Papieren. Dennoch stand die Guillotine auch hier im Hintergrunde; und Varnhagen weiß eine romantische Geschichte von seiner Lebensgefahr und



1 Auch Lehmann erwähnt nur Varnhagens Notiz, die übrigens in der erwähnten Stein-Biographie von 1841 (I, 34) sowie in der Biographie Universelle (s. o.) wiederkehrt. — Dort auch die glaubliche Nachricht, Schl. habe in England einen Hilfsverein für notleidende Deutsche reichlich unterstützt.

2 Jochmann a. a. O. I, 157.

3 Nachl. Nr. 16.



glücklichen Befreiung zu erzählen. Schon stand auch sein Name auf der schwarzen Liste; der Henker kam, ihn abzuholen. Der Aristokrat bittet ihn höflich um geringen Aufschub, da seine Stiefel nicht zu finden seien und er unmöglich barfuß ihm zum Schafott folgen könne. Am nächsten Morgen stellt er sich freiwillig und neugestiefelt dar; aber da schaut der Henker in die Liste und findet den Namen nicht mehr. Vor dem Tribunal galt er als geköpft; und so geht's weiter, bis der Sturz Robespierres ihn mit den anderen noch Ungeköpften befreite.

Es ist ein Bildchen von der Grazie des sterbenden Rokoko; hat nur den einen Fehler, daß es anmutiger ist als wahr. In des Grafen eigener Rückschau[1] findet sich kein Wort davon; dagegen erwähnt er, daß die Todesgefahr ihm bedenklich näher rückte, als sich auf Betreiben seiner Freunde der dänische Gesandte Graf Bernstorff für ihn verwendete; „denn niemand fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillotine anheim als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte". Seine endliche Befreiung erscheint hier erheblich schmuckloser und erheblich bezeichnender für den Unschuldsstolz des Mannes. „Ich mußte herausgeschmuggelt werden, durch Dentzel und andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung." Briefe aus dem Nachlaß bestätigen die Wahrheit dieser Erzählung, zugleich die größere Glaubwürdigkeit der „Reliquien" gegenüber Varnhagen; ein Brief von Matthias Claudius (Nl. 55) erwähnt, daß von Kopenhagen aus Schritte für ihn unternommen worden seien; ein Brief des Grafen Schimmelmann (Kopenhagen 29. April 1794) gerichtet an „F. J. Schlüter de Hambourg a Paris" verwendet sich für ihn; endlich fordert ihn ein Brief des berühmten Dentzel selbst, des Représentant du Peuple (Paris 19 Frimaire an trois) ihn auf, eine Bittschrift einzureichen: „Je m'en servirai pour te procurer ta liberté." Der Befreiungsbefehl endlich ist vom 29 Nivôse des an trois datiert. Nach Varnhagen und seiner eigenen Angabe (Jochmann a. a. O. S. 158) brachte er 17 Monate im Gefängnisse zu, was freilich mit dem erwähnten Befreiungsbefehl nicht. — Immerhin ist bei seiner etwa 27 Jahre später gemachten Angabe ein Gedächtnisirrtum erklärlich.

Mit seiner Gefängniszeit sind eigentlich die wichtigen Ereignisse in Schlabrendorffs äußerem Leben völlig abgeschlossen; das Zimmer in der Rue Richelieu umschließt ihn von da an wie ein Dornröschenwald. Unangenehme Erlebnisse geschäftlicher Natur, die der bald Leichtgläubige, bald Übermißtrauische mit Kaufleuten machte, denen er Geld anvertraut hatte (der Nachlaß gibt ausführlichste Auskunft darüber) konnten ihn wohl bedrücken, aber nicht den Aufenthalt in Paris verleiden. Im Gegenteil; in diesen Jahren beginnt die Zeit seines eigentlichen Wirkens in Paris, das seinen Zeitgenossen von so großer Wichtigkeit erschien und den Nachlebenden so schwer zu umschreiben ist. Entschieden lehnte er es ab, sich einer politischen Partei als Glied einzufügen; gerade deshalb wahrte er sich die Freiheit alle zu beobachten und erwarb sich jene überraschende Kenntnis der Dinge hinter den Kulissen, die später in einem wichtigen Moment verblüffend hervortreten sollte.

Niemals aber wird er dabei zum Franzosen. Immer ist er der Mittelpunkt des deutschen Kreises in Paris geblieben. Und darin liegt ein gewichtiger Teil seiner Bedeutung. Denn es steckt ein lehrreiches Kapitel deutscher Kulturgeschichte allein in dem Wechsel seiner deutschen Gäste in Paris. Wir sahen schon, wie sich die jugendlich hitzigen Revolutionsfreunde um ihn scharten, die aus dem unter seinen Lokaltyrannen seufzenden Deutschland flohen, um in Paris Zeugen der Verwirklichung des Menschheitstraumes zu sein und die in der merkwürdigen politischen Unreife des 18. Jahrhunderts gute Deutsche zu sein meinten, wenn sie auch wie Kerner gelegentlich auf ein französisches Rheinufer die Gläser leerten. Georg Kerner, der unruhevolle Bruder des ruhevollen Dichters, „freiheitsprühend wie ein Vulkan" nach einem Worte Forsters, war von Straßburg nach Paris zu Fuß gepilgert, um dem Sitze des Heils nahe zu sein. Forster kam, der Weltwanderer, stolz darauf, der französischen Republik die Schlüssel Deutschlands zu überbringen, mit ihm der ehrliche Adam Lux, der für die Tyrannenmörderin Charlotte Corday sein Leben auf dem Schafott ließ. Alle diese unruhigen Schiffer auf wildbewegtem Meere klammerten sich an den Grafen Schlabrendorff wie an einen Felsen in der Brandung. Die Briefe Kerners in Schlabrendorffs Nachlaß (Nl. 43) zeigen, wie dankbar der Brausekopf noch in späten Jahren, als er in Hamburg eine entsagungsvolle und segensreiche ärztliche Tätigkeit gefunden hatte, „dem Schicksal war, das ihn mit Schlabrendorff zusammenführte, d. h. in eine Schule, wo er lernte, als Bürger und als Mensch zu handeln". Näher traten dem Grafen noch Reinhard, der Bürger zweier Welten, französischer Gesandter, Freund Goethes, deutscher Geistesbürger; besonders aber sein geistreicher schlesischer Landsmann Konrad Engelbert Oelsner, der spätere Geschäftsträger der Stadt Frankfurt in Paris, dessen Briefe an Varnhagen nicht müde werden, von Schlabrendorf zu erzählen. Seiner Redlichkeit vertraute der Graf während seiner Gefängniszeit sein Vermögen

1 Jochmann a. a. O. I, 156.

an; und später wiederum nahm ihn der Graf öffentlich in einer Flugschrift[1] gegen den Verdacht der Spionage in Schutz.

Die Revolutionsideale vergingen; die deutschen Menschheitsideale blieben. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts kamen die deutschen Weltbürger, die politischen Druck durch geistige Freiheit überwanden: die Humboldts, die ewig Lernenden, Kunstbegeisterten, in ihrer Nähe Rahel Levin, die dem Grafen vielleicht zu ähnlich war, um ihm nahe zu treten. Von der leidenschaftlichen Zuneigung, die Caroline von Humboldt mit Schlabrendorff verband, legt die Masse ihrer Briefe, in welchen die Freundschaft fast die Farbe der Liebe annimmt, beredtes Zeugnis ab.[2] Reichardt kam, der Sansculotte und Kapellmeister, der, wie wir später sehen, in ganz besonderem Maße ein politischer Schüler Schlabrendorffs wurde. Friedrich Schlegel mühte sich um des Lebens Bedarf und entdeckte — ein Zeichen der Zeitenwende! — unter den Franzosen sein deutsches Herz. Von Dorotheas Hand findet sich ein rührender Brief mit der Bitte um Unterstützung ihres Friedrich im Nachlasse des Grafen. Und den Größen der Zeit gesellten sich ihre Freibeuter; die Abenteurer und politischen Vagabunden wie etwa der Baron von Hompesch und der Freiherr von Trenk, von denen uns Schlabrendorff später anschauliche Bilder zeichnete. Wenn wir die Spuren dieses umfassenden Verkehrs nicht in den Zeugnissen der Mitlebenden erfassen könnten, so lägen sie dennoch klar vor uns in den unendlichen Haufen von Briefen, die der Nachlaß des Grafen birgt, und die bei diesem Pedanten der Unordnung seltsam reihenweise geordnet vorliegen: Personen des Nährstandes, des Wehrstandes, des Lehrstandes (die Aufschriften in des Grafen eigener Hand). Und ein großes Bündel: Frauen.

Denn der gesellige Eremit war kein Frauenfeind. Man wußte durch Varnhagen von einer geplanten Verlobung mit der schönen Schottin Miss Christie, die auch Forsters Wohlgefallen fand; der Plan scheiterte durch Schlabrendorffs Gefangennahme und ihre Abreise, und nicht lange trauerte, wie Varnhagen erzählt, der Graf ihr nach. Auch ihre Briefe sind noch vorhanden; sie zeigen ein tapferes Herz, erfüllt von Liebe, aber allmählich gekränkt sich abwendend, als alle ihre Briefe unbeantwortet bleiben. Das Rätsel dieses Schweigens vermögen wir nun zu lösen. Nicht war's, wie Varnhagen meinte, in der Unempfänglichkeit für Frauenreiz begründet; das edle Antlitz, wie es uns Tiecks Relief in Tegel zeigt, hat zeitlebens den Frauen gefallen und der Graf erwiderte die Zärtlichkeiten einer zärtlichen Zeit mit Goetheschem Wohlgefallen. Schon im Gefängnis aber war ihm eine Frau näher getreten, die er selbst in späteren Jahren als die eine Liebe seines Lebens bezeichnete; das war die junge Mary Wollstonecraft Godwin, noch heute bekannt als Verfasserin der „Vindication of the rights of woman". „Das edelste, sittigste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe," sagte der Graf, wie uns Jochmann berichtet, im Alter von ihr. „Sie glaubte, lebte und liebte, wie sie schrieb." Aber das härteste Schicksal trennte die beiden. Mary war damals an den unwürdigen Imlay gekettet, dessen Kind sie erwartete; in einem tieftraurigen Briefe des Nachlasses gesteht sie dem Freunde ihr Unglück.

Seit dem Abschied von ihr nimmt des Grafen Stellung zu den Frauen eine Färbung an, die zu der Passivität seines Lebens paßt. Er wird der Freund der reifen Frauen, der Frauen der beginnenden Frauenemanzipation; sie kommen um Rat und Hilfe zu ihm und niemals vergebens (ein ganzer Kreis dieser Frauenbriefe findet sich unter seinen Papieren). Auch läßt er sich nicht ungern von ihnen umschmeicheln — fast wie eine cour d'amour umgeben sie ihn, wovon die Billetts des Nachlasses zeugen. Aber seine innerste Einsamkeit teilt er mit niemandem. Einmal vielleicht noch tritt die Versuchung an ihn heran. Karoline von Wolzogen, die leidenschaftliche Schwägerin Schillers, wendet ihm die Liebe ihres ruhelosen Herzens zu. Vielleicht war sie von Karoline von Humboldt ihm in versteckter Absicht zugeführt worden. Ihre Briefe (Nl. 44) zeigen, wie allmählich aus gesellschaftlicher Tändelei eine verzehrende Leidenschaft in ihr emporwächst, die besonders nach ihrer Entfernung von Paris im Jahre 1802 rückhaltlos hervorbricht.

8. Oktober. „Meine Hand zittert, indem ich dies Blatt nehme, Dir zu schreiben, lieber, lieber Gustav! Mir ist's, als stünde ich in Deiner Gegenwart. Welche Sehnsucht haben diese wunderbaren Tage in meiner Brust zurückgelassen und wie oft habe ich sie wieder durchempfunden während meiner Reise. Mit Trauern sah ich meine geschwollene Lippe verschwinden, das letzte sinnliche Zeichen unseres Glücks. Meine Brust war so gepreßt am letzten Abend; ich hatte keine Worte und mußte gewaltsam die Tränen zurückhalten, die ich an Deinem lieben Herzen hätte vergießen mögen ..." Sie schlägt ihm eine heimliche Verbindung vor. „Unser heilig verborgenes Glück soll keinem andern etwas kosten ... Einzig unter uns ruhe und lebe das feste

1 Das Manuskript befindet sich noch im Nachlaß.

2 S. Im neuen Reich, 1878, II, 497. Vgl. auch Briefw. zw. Car. v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, herausgeg. von A. Leitzmann (Weimar 1896) und W. und Car. v. Humboldt in ihren Briefen, Berlin 1906ff., herausgeg. von A. v. Sydow. — Manche noch ungedruckte Briefe im Nachlaß.



Geheimnis unseres Glücks." Wie der Graf diese Glut aufnahm, enthüllen uns seine Briefe, die in Karoline von Wolzogens Nachlaß veröffentlicht wurden und für das Bild des Einsiedlers seltsam aufschlußreich sind. Erst ritterliche Verbindlichkeit, freundlicher Scherz; dann ein Zwielicht der Gefühle, das auch in ihm verborgenen Kampf ahnen läßt. Aber es ist zu spät: der Eingemauerte vermag die Hand nicht mehr zu ergreifen, die liebevoll sich ihm entgegenstreckt. Allzu scharfsichtig geworden, erblickt er „das Dasein nunmehr ohne Zauberlicht, das graue Kind nach der Traumjagd seines Lebens". Der Mann ohne Zukunft empört sich gegen jede „feierliche Verabredung für Menschenglück" und ist zu vergrübelt und ach! zu klug, um das Frauenherz, das sich eng an ihn schmiegen wollte, festzuhalten. *Eine* Gemeinsamkeit nur weist er nicht von sich — und das ist bezeichnend für seine Stärke wie für seine Schwäche. „Gelänge es mir, nicht ohne schönen Erfolg beschäftigt zu sein für unsere bedrängten Zeitgenossen, so genießest auch Du meines Genusses oder ahnest in mir den Willen, der nicht in Tat überging. So teile ich mit Dir."

Eine Hauptrolle in den Briefen der deutschen Freundinnen spielen ihre immer erneuten Bitten und Mahnungen um die Rückkehr des Deutschgebliebenen ins Vaterland. Auch scheint es zweimal im Verlaufe der Jahre, als solle die langgeplante Heimkehr verwirklicht werden. Das erstemal, als am 17. Oktober 1803 der König den Konfiskationsbefehl über seine Güter aussprach „wegen Entfernung aus Unseren Staaten ohne Unsere höchste dazugehabte Erlaubnis". Eine sechsmonatliche Frist zur Rückkehr wurde ihm gelassen (Nl. 50). Alle Freunde bitten und beschwören ihn, dem Befehl Folge zu leisten. Er scheint auch wirklich eine Zeitlang diese Absicht gehabt zu haben; vielleicht stammt aus jener Zeit der gepackte Reisewagen, den man noch zwanzig Jahre später im Hofe seines Gasthauses stehen sah. Nicht allein seine gewöhnliche Entschlußlosigkeit hemmte ihn jetzt; daneben trat, wie wir aus den Entwürfen des Nachlasses sehen, die bestimmte Überzeugung, daß das Vorgehen gegen ihn ein unbilliges sei. Die Gründe dieses Einschreitens sind bis heute noch nicht klar; der Graf selbst führte sie auf den Einfluß seiner Verwandten zurück.[1] Jedenfalls wurde die Konfiskation erst durch eine Ordre vom 24. September 1805 aufgeschoben; endlich 1808 völlig aufgehoben auf Verwenden des Prinzen Wilhelm, den Schlabrendorff durch Alexander von Humboldt kennen gelernt hatte. Nur seiner Domherrnstelle ging er verlustig. Ein bedeutsames Selbstbekenntnis enthält der Dank Schlabrendorffs an den König, dessen Entwurf wiederum sein Nachlaß bewahrt:

> ... Nahe am sechzigsten Jahre werde ich, wie vormals bald nach dem zwanzigsten, mich gerne den Gemeinverwalter jeder zurückempfangenen Rente glauben, welche die bescheidene Grenze persönlicher anständiger Bedürfnisse überschreitet; irgendein Wort mehr über meine Grundsätze wäre zuviel. Stand ich nie auf öffentlicher Bühne, so gab es doch seit langen Jahren unter mannigfaltigen, unter prüfenden Umständen Zuschauer genug, die mich stille handeln sahen, mich laut genug urteilen hörten; es pflegt der Abend dem Tage zu gleichen. Bleiben meine höchsten Wünsche nicht ganz unerfüllt, so sehe ich noch die schöneren Jahre beginnen, in welchen der Rückblick auf jede heutige Trauer nur desto kräftiger Gemeinwohl beschützen, Macht und Ruhm des Fürsten erheben wird."

Vordeutend nimmt der Schluß schon die Zeit vorweg, in welcher die Rückkehr des Grafen noch einmal gebieterisch gefordert wurde, die Freiheitskriege. Jetzt aber versagt ihm das Leben den Wunsch, den er früher sich selbst versagt hat. Nach Varnhagens Nachrichten hat die französische Regierung ihm die Pässe zur Abreise verweigert. Er mußte die Ereignisse in Paris abwarten, und wußte sich dort um die vaterländische Sache so verdient zu machen, daß ihm der König das Eiserne Kreuz verlieh, den einzigen Orden, den der Ordensverächter je anlegte. Nicht nur durch seine Hilfsbereitschaft und Spendelust. Daß in den Kriegsjahren 1813/14 seine Stellung in Paris eine besonders wichtige war, dafür spricht nicht nur die Menge seiner illustren Besucher, sondern auch die im übrigen ganz unkontrollierbare Nachricht Varnhagens, Schlabrendorffs Treue habe damals zur Aufdeckung eines Anschlages gegen die Herrscher von Preußen und Rußland geführt. Noch einige Jahre später meint Ölsner, noch jetzt würde er kommen, wenn ihm Hardenberg einen Ministerposten und einen Platz im Staatsrat anböte. Aber dem hat er selbst widersprochen. „Was mich persönlich betrifft, so könnte ich mit eigenen Augen das heutige Unwesen nicht ansehen, ohne laut zu werden. Wohin aber führt dieses Lautwerden? Ein tätiger Einigungspunkt der Mißvergnügten mag ich nicht werden; und auf die Mächtigen so einzuwirken, wie es mir angemessen wäre, ist gradezu unmöglich."[2]

* * *

1 Nach den allerdings mit Vorsicht aufzunehmenden Angaben der Biogr. Universelle (ed. Michaud, Nouvelle Ed. I 38, 332) wäre Schl. in Berlin verhaßt gewesen, weil er 1792 eine Invasion der Preußen in Frankreich verhindert habe.
2 Wolzogen, Lit. Nachl. II, 103.



Er ist niemals heimgekommen. Im Lesen, Schreiben, Denken und immer mehr Besuchen, unter denen sich Hochadlige mit Straßenräubern mischten, neigten sich seine Tage dem Ende zu. Keine Hand rührte sein Zimmer an; der Staub ward immer höher, sein Bart immer länger, sein Schlafrock immer zerrissener. Die Mäuse bekamen Bürgerrechte in seinem Quartier. Seinen Freunden schien der Greis schwächer zu werden, und sie drangen in ihn, aufs Land zu gehen, frische Luft, neue Wäsche („er pflegte sich nicht von seinen Kleidungsstücken zu trennen, bis sie sich nicht von ihm trennten") und sonstige Änderungen seiner Lebensweise über sich ergehen zu lassen. Aber was ihm helfen sollte, tötet ihn; er starb in Batignolles, in der ländlichen Wohnung, in die man ihn geschickt hatte, am 21. August 1824. Der Tausende verschenkt hatte, mußte auf Kosten der preußischen Gesandtschaft begraben werden. Sein Testament gibt noch einmal im Symbol die Geschichte seines Lebens. Er hatte jahrelang davon gesprochen, und seine Entwürfe füllen im Nachlasse einen starken Folioband. Eine Reihe von wohltätigen Stiftungen waren beabsichtigt, deren Statuten genau entworfen, in seinem Nachlasse sich vorfanden: eine Sippstiftung, ein Erziehungsinstitut u. a. Aber nach seinem Tode fand sich nur ein früher Testamentsentwurf, der von den Verwandten angefochten wurde, und so gingen die Mehrzahl jener Stiftungen der Welt verloren. Er hatte die Absicht gehabt, aus seinen Gütern ein Fideikommiß zu bilden, dessen Einkünfte zur Errichtung von Landschulen, zur Begründung eines Seminars für Landschullehrer und einer Waisenerziehungsanstalt verwendet werden sollten. Einige dieser Absichten sucht noch heute die Graf von Schlabrendorff-Stiftung, die in Steinau verwaltet wird, zu verwirklichen.[1]

* * *

Was haben sich nun in diesem vielfach gehemmten, gedankenreichen und tatenarmen Leben für Schätze verborgen, die das Bild dieses seltsamen Mannes seiner Zeit fast wie ein Götterbild erscheinen ließen? Auf dreierlei Wegen müssen wir uns den Zugang zu ihm suchen: zu dem Politiker; dem Forscher; dem Weltweisen.

Am begierigsten wären wir wohl darauf, das Bild des Politikers Schlabrendorff klarer zu sehen. Nicht nur darum, weil die Sorge für das Gemeinwohl den Herzpunkt seiner Gedanken bildete; sondern vor allem deshalb, weil in den Büchern seiner Zeitgenossen sein Name immer wiederkehrt, wie der einer politischen Macht, die hinter dem Vorhang wirkend, die Weltereignisse in ihren Ursprüngen nicht nur zu erklären, sondern auch zu beeinflussen vermochte. Auch ist dies das einzige Gebiet, in welchem sich dem Tatenscheuen fast ungewollt, vielleicht halb gegen seinen Willen ein Gedanke zur Tat, ein Entwurf zu einem Buche verdichtete. Ich meine das merkwürdige Buch, das im Jahre 1804 anonym erschien und ungeheures Aufsehen erweckte. „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate, Germanien 1804". So schwer es sonst zu erkennen ist, was er als Ratgeber zu wirken vermochte (wir hören z. B., daß zur Zeit der Revolution der Abbé Sieyes sich von ihm beraten ließ und etwa die Sendung des Grafen Reinhard nach Hamburg statt nach Wien sein Werk war)[2], so wichtig ist seine Rolle in diesem Falle.

Das Buch selbst ist das Denkmal einer ungeheuren politischen Enttäuschung, die seiner Natur, in welcher die Staatsideale Lebensatem bedeuteten, fast zur Tragik wurde. Der Revolutionsfreund hatte mit wachsendem Schmerze die Entwicklung in Frankreich verfolgt. „Ich habe die Revolution verehrt," sagte er zu Jochmann (a. a. O. I, S. 138), „aber immer die Revolutionärs verabscheut . . . Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erlöserin des rein Menschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt; ach, warum fand sie keinen edlen Fürsten, der sie zur Braut erkor! Denn eine Fürstenbraut muß sie sein, wenn sie Göttin bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, ein Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Metze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel von ihr ab und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten oder dem Missionskreuz eines Mönches." Alle seine Befürchtungen wurden erfüllt, ja übertroffen durch den Aufstieg Napoleons, den er zuerst mit eifrigstem Interesse, dann mit steigender Empörung verfolgte. Als ein Ausländer, „der allein den Vorteil genießt, nach allen Seiten ruhig beobachten zu können, ohne sich für einen Menschen oder eine Partei leidenschaftlich erklären zu müssen," ergreift er jetzt das Wort und schildert mit einer erstaunlichen Kenntnis das Hin und Wieder, das merkwürdige und unwürdige Schauspiel der Umformung der Republik zur Diktatur. Ausführlich verweilt er bei der berühmten Sitzung vom 14. Brumaire,

1 Vgl. Schles. Provinzialbl. N. F. IV, 683 (ersch. 1865) und Schubert, Urkundl. Gesch. der Stadt Steinau (Breslau 1885), S. 212.

2 S. A. Lang.



bei der allmählichen Erledigung früherer Gefährten des Diktators, bei den despotischen Maßregeln innerer und äußerer Politik, wie etwa der Reinigung des Senats von unbequemen Mitgliedern oder der geheimen Abmachung beim Frieden mit Rußland über die verdächtigen Bürger beider Staaten. Als Gipfel der Reaktion aber erscheint dem Schüler der deutschen Aufklärung die Dienstbarmachung des Papsttums und der noch eben durch die Revolution vertriebenen katholischen Religion für die Zwecke des Herrschers. Die verhängnisvollste Folgeerscheinung dieses Schrittes sieht er in der Wiedereinführung des Priesterregiments in den französischen Schulen und ihrer geistigen Verdumpfung. „Diese Nation, der damals, das heißt vor zehn, zwölf Jahren keine Freiheit frei genug, keine Aufklärung, keine wissenschaftliche Institution groß genug sein konnte; die läßt sich jetzt Freiheit und Unterricht von einem Fremden rauben, der alles, was er selbst in seinem Leben von Freiheit und Unterricht empfing, ihr allein verdankt." Als Helfer in dieser allgemein menschlichen Not wird ein neuer Alexander von Norden her herbeigerufen und wird den deutschen Fürsten ein allgemeiner deutscher Fürstenbund anempfohlen, damit der Despot, wenn er auch gegen Deutschland mit seiner allgemeinen Monarchie hervorrücken würde, aufs neue die herzerhebende Wahrheit erkennen müßte, „daß bei einem Volke, das noch etwas wert ist, die Übermacht gegen die Erfindung des Geistes und gegen die Taten entflammender Vaterlandsliebe gemeiniglich scheitert". Der Geist Friedrichs des Großen wird heraufbeschworen, „der große Förderer echter bürgerlicher Freiheit und der einzigen wahren Gleichheit, der Rechtsgleichheit".

Um die Wirkung dieser kühnen Schrift auf ihre Zeitgenossen beurteilen zu können, müssen wir uns zurückrufen, was damals in Deutschland überhaupt schon über Napoleon gesagt worden war. Nur das Bezeichnendste soll hier herausgehoben werden. Noch war ja Deutschland nicht von der Pranke des Löwen getroffen worden; die schöne deutsche Neigung zur Heldenverehrung verband sich mit politischer Kurzsichtigkeit, um einen Chor von Lobpreisenden zu erzeugen. Heinrich von Bülow, der Theaterdirektor und ungleiche Bruder des Siegers von Dennewitz, bewunderte den „republikanischen Monarchen".[1] Oberst Massenbach, der unglückselige Mann, dessen Name mit der Schlacht von Jena verhängnisvoll verknüpft ist, verfocht seit Jahren den Kampf an der Seite Frankreichs gegen Rußland und England. Und als eben dieser Massenbach an seinem Heros irre zu werden begann, da plante er ein moralisches Manifest gegen Napoleon, welches ihm im Tone eines gekränkten Liebhabers den Abfall vom republikanischen Ideal vorhielt. „Napoleon, ich liebte dich — Napoleon, ich hasse dich!" so berichtet Goethe über diesen Plan.[2] Es ist der große Fortschritt in Schlabrendorffs Napoleon und die Quelle seiner gewaltigen Wirkung in Deutschland und England — das Buch ward sofort übersetzt, siebenmal dort aufgelegt und fortgesetzt; über die Fortsetzungen wird noch später zu sprechen sein — daß hier zum erstenmal ein politischer Kopf redete, der nicht mit Gefühlsergüssen, sondern mit sachlichen Waffen kämpfte, und der durch die genaueste aus Miterleben geschöpfte Beobachtung der Zeitereignisse imstande war, Deutschland völlig neue Tatsachen in der französischen Entwicklung zu enthüllen und den verschlungenen Wegen des Emporkömmlings Schritt für Schritt nachzugehen. Die Anerkennung der Schrift durch Goethe, der sie anzeigte, und den Freiherrn vom Stein (Steins Leben 1841 I, 263) sagt viel.

Es war damals nicht gefahrlos, so zu sprechen. Wenn wir bedenken, daß die Schrift zu einer Zeit erschien, da sich soeben die kleinen deutschen Reichsstädte huldigend an den neuen Cäsar und Karl den Großen gewandt hatten, da die nordischen Höfe Napoleon als Bürgen des Friedens anerkannten und da Napoleon selbst Deutschland mit Spionen pflasterte, so verstehen wir das angstvolle Aufsehen, das ihr folgte. In dem ungenannten Verfasser wurde zunächst der Kapellmeister Reichardt vermutet, der kurz vorher in Paris gewesen war und auch wirklich zum mindesten als Herausgeber der Schrift anzusprechen ist. Damals entging er der Verfolgung durch Hardenbergs Versicherung, daß das Buch nicht von ihm sei, hielt es aber doch für geratener, seinen Wohnsitz in Halle zu verlassen. Varnhagen hat dann zuerst öffentlich Schlabrendorff als den Autor, Reichardt als den Herausgeber genannt. Aber seine Behauptung blieb nicht unwidersprochen, und noch heute ist die Frage, wie groß der Anteil eines jeden der beiden Männer an dem Buche war, nicht geklärt. Steffens, der Schwiegersohn Reichardts, sah bei diesem ein oft durchkorrigiertes Exemplar, das wohl als Druckvorlage gedient haben mochte.[3] Aber bei einem Besuche Dorows holte Graf Schlabrendorff aus dem Alkoven, wo sein Bett stand, ein ähnlich durchkorri-

1 „Über Napoléon Bonaparte". Berlin 1804. Vom Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems.

2 Vgl. Goethes Tag- und Jahreshefte (W. A. 36, 85). — E. Loewer wies kürzlich nach, daß das hier erwähnte Manifest M.'s nicht, wie Goethe meinte, ungedruckt blieb, sondern in dem „Sendschreiben an Bonaparte" (s. u.) zu suchen ist (Histor. Vierteljahrsschr. 23, 552).

3 Steffens, Was ich erlebte, V, 202 ff.



Graf Gustav von Schlabrendorff, der deutsche Einsiedler in Paris

Zu dem Aufsatze von Dr. Bertha Badt

Handschrift des Grafen Gustav von Schlabrendorff
(Königliche Bibliothek in Berlin, Varnhagensche Sammlung)



Erzeugt hat Schriftblei mehr, als zu tilgen vermag Schussblei.
Sonst floh Wahrheit den Hof, nun wird sie Landes verwiesen
Gewohnter Freiheitstrank beseelt, Einzeltropfen berauscht.
Edles Wollen ist ahnender Blick .... auf grosse Zukunft.
Manch Nun gehorcht dem Schwert; Erziehung ordnet Zeitenall.
Was sonst wär Freisinn, als des Menschthums reinste Verehrung?
Wer nur mit Weltklugen lebt, mistraut jedem Bürgersinn.
Zum gränzenlos Albernen, brauchts der 'Kinderköpf' auch viel.
Wie Bürgerkrieg sich melde? gilt Meinung für Hochverrath,
Biedrer Hellblick nur fass't Freiheit, Rechtsgleichheit ahnt Jeder.

Handschrift des Grafen Gustav von Schlabrendorff
(Königliche Bibliothek in Berlin, Varnhagensche Sammlung)

giertes Exemplar hervor, mit vielfachen Zusätzen von seiner Hand; er tadelte vieles darin und erwähnte, daß er mit Reichardt im Briefwechsel wegen einer zweiten Auflage stünde.[1] Eine gewisse Gemeinsamkeit der Urheberschaft scheint sich also aus diesen Berichten zu ergeben. Wie weit sie freilich gegangen ist, läßt sich auch heute nur annähernd feststellen. Keineswegs darf man, wie Dorow es tut, Reichardt deshalb als Verfasser ansehen, weil Schlabrendorff selbst sich nicht dazu bekannt hatte; wer des Grafen vielfach bezeugte aristokratische Abneigung als Schriftsteller zu erscheinen, kennt, dazu seine notgedrungene politische Vorsicht, wird diesen Grund nicht für stichhaltig ansehen können; zudem war es im Kreise des Grafen in Paris nichts Ungewöhnliches, seine Gedanken als ein Geschenk für andere mit fremdem Vatersnamen in die Welt zu schicken: so schenkte Ölsner ja seine politischen Aphorismen einem Dr. Schlottmann und Schlabrendorf selbst später seine Gedanken über die Sprache dem jungen Jochmann.

Stärker beweisend für die Verfasserschaft Schlabrendorfs erscheint es mir, daß die Grundgedanken der Schrift den Lebensprinzipien des Grafen entsprechen; man könnte aus den schon oft erwähnten, von Jochmann aufgezeichneten politischen Fragmenten Schlabrendorfs fast zu jeder Seite des Napoleon Parallelen anführen. Wenn Napoleon mit ganz besonderer Bitterkeit gegeißelt wird, weil er die Schulen dem Priesterregiment zurückgab, so erinnert man sich an des Grafen Interesse für Schulen und ihre liberalen Einrichtungen, wie es sich auch in seiner jahrelang geplanten Schulstiftung aussprach. Selbst eine Überarbeitung Reichardts, wenn sie vorgenommen wurde, kann nur geringfügig gewesen sein. Denn Stil und Ton des Buches stimmen viel besser zu dem bei aller Empörung doch die Ruhe wahrenden und für die Sache, nicht gegen die Person kämpfenden Schlabrendorff als zu dem überhitzt fuchtelnden Kapellmeister.

Möglich, daß Reichardt bei der Herausgabe das ihm nach der Weise des Grafen sorglos überlassene Material noch um Einzelheiten vermehrte; so führt Steffens die Mitteilungen über die Zustände im französischen Heer auf Berichte von Reichardts Stiefsohn zurück, der unter Napoleon diente. Soviel bleibt aber wohl bestehen: als der gedankliche Haupturheber des Buches ist Graf Schlabrendorff anzusehen.[2]

Im Nachlaß des Grafen findet sich jeder Hinweis auf diese Schrift getilgt; wie denn überhaupt eine höchst ängstliche Hand (ob des Grafen selbst, ob seiner Nachlaßverwalter?) dort überall alles Verfängliche auszumerzen bestrebt war; z. B. sind alle Namen unleserlich gemacht. Trotzdem gelingt es uns, aus zerstreuten Äußerungen und Papieren dieses Nachlasses eine andere politische Schrift zu erschließen, an deren Abfassung und Herausgabe der Graf zum mindesten stark beteiligt war. 1814 erschien eine Sammlung französischer Verse, genannt: „Les voilà. (à Londres de l'imprimerie de John Dean, à Paris chez les marchands de nouveautés 1814.) Freilich entspricht sie in ihrer Bedeutung durchaus nicht dem Napoleon-Buche. Ihren Inhalt bildet eine boshafte poetische Geschichte Napoleons von 1805—1813 in glatten französischen Versen, die, wie das Vorwort sagt, seit zehn Jahren im geheimen in vieler Munde waren.

Gewandte Eintagsfliegen der politischen Satire, nichts weiter; immerhin lebt in ihnen der gleiche Napoleonhaß und die gleiche intime Kenntnis der Dinge hinter dem Vorhange wie im

1 „Der Bemerker" 1826, 20 (Beil. z. Gesellschafter Nr. 202) Graf von Schlabrendorff und sein Verhältnis zu dem Werke Napoléon Bonaparte usw., unterzeichnet: —W—, nach Varnhagens Notiz im Nachlasse von Dorow.

2 Ein anderes ist es mit drei anonymen Napoleonschriften jener Zeit, die alle für Schlabrendorff in Anspruch genommen worden sind: I. das ihm im Deutschen Anonymen-Lexikon zugeschriebene „Sendschreiben an Bonaparte", II. die heut seltene Schrift „Der Moloch unserer Tage und sein Hohepriester in Deutschland", die der Katalog der Berliner Kgl. Bibliothek gleichfalls Schlabrendorff zuspricht, III. das häufig, auch von Loewer a. a. O. mit seinem Napoleon verwechselte Buch „Napoleon, wie er leibt und lebt, und das französische Volk unter ihm". Aus dem Englischen, Petersburg 1806, bei Peter Hammer d. Ä., 1. Auflage (von diesem Buche ist in Petersburg 1914 noch ein zweiter Teil erschienen, der mir leider unzugänglich war). Das Schriftchen „Der Moloch" usw. zunächst kommt, wie leicht zu beweisen ist, für den Grafen überhaupt nicht in Frage. Einmal verhalten sich seine wüsten Schimpfreden zu der maßvollen Art des Grafen etwa wie Büchner zu Platen; zweitens lebte der Verfasser, wie er im Vorwort erzählt, im Jahre 1800 in Deutschland und traf dort seinen Gegner, den „Hohenpriester" H. von Bülow; drittens bekennt er in seiner Schrift, England ebenso zu hassen wie Frankreich, was dem Grafen, der zeitlebens England schätzte, wenn er es auch nicht überschätzte, nicht über die Lippen gekommen wäre. Der Verfasser des Moloch aber offenbart sich nun im Vorwort auch als Verfasser des „Sendschreibens", so daß auch diese Schrift für den Grafen ausscheidet. (Loewer hat sie dann, wie erwähnt, Massenbach zugeschrieben, der darnach also auch als Verfasser des Moloch anzusprechen wäre.) Dagegen steht „Napoleon, wie er leibt und lebt", doch in irgendwelcher engeren Beziehung zu Schl.'s Schriften. Das Buch tritt als Übersetzung aus dem Englischen auf und will eine Ergänzung zur vierten Auflage von Schl.'s Napoleon bieten. Was dieser zu ängstlich und mit unangebrachter Mäßigung dargestellt habe, will sie der gerechten Empörung überantworten. Auch sie fußt, im Gegensatz zu den meisten anderen Angriffen auf der Kenntnis zeitgenössischer Quellen; merklich aber scheidet sie sich von ihnen im Ton. Dorow (a. a. O.) schreibt sie Reichardt zu, was er aus dem Munde Schlabrendorffs gehört haben will. Und es wäre ganz gut denkbar, daß der heißblütige Mann, dem seine Rücksicht auf den Grafen einmal unbequeme Fesseln auferlegt hatte, das ihm von Schlabrendorff überlassene Material noch einmal auf seine Weise verwertete. Die Frage nach den englischen Übersetzungen der Schrift möchte ich einer späteren Behandlung des Stoffes vorbehalten.



„Napoleon". Das Vorwort spricht von „quelques amateurs", die die Herausgabe besorgt haben und von einem „auteur, qui peut-être est trop en vue", um es zu veröffentlichen.[1]

Viel wichtiger aber als diese problematische Sammlung von Spottgedichten, die uns eigentlich hauptsächlich des schalkischen Zuges wegen anspricht, den sie in dies ernste Mannesantlitz bringt, sind zwei politische Werke, die nicht mehr bei seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden. Das sind zunächst seine prosaischen Aufzeichnungen über die französische Revolution, die Jochmann nach Schlabrendorffs Gesprächen uns aufbewahrt hat (a. a. O. II, 124ff.). Jahrzehntelang war es sein Plan gewesen, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben; er hatte zu diesem Zwecke eine vielbewunderte, nach seinem Tode leider auch in alle Winde verstreute Sammlung von Revolutionsschriften[2] angelegt. Was hier aufbewahrt wurde, sind freilich nur dürftige Bruchstücke dieses großen Planes; aber dennoch verdienten diese Bilder aus dem Paris von 1792 und 93, die Charakterskizzen der Hauptheldenden des Tages, wohl einmal wieder ans Licht gezogen zu werden.

Ein gleiches wünschte man der Gedankenfülle seiner Aphorismen, wie sie uns teils bei Jochmann, teils in seinem Nachlasse vorliegen. Unter vielen anderen Entwürfen findet sich im Nachlaß z. B. ein völlig druckfertiges Manuskript, „Umblicke" genannt, dessen Inhalt außer seinen Gedanken über Weltlauf, Glück und Unglück, Sprache, Religion, auch Gedanken über Politik enthält, in einer merkwürdigen, halb poetischen Form. Einzelne Proben werden später gegeben werden.

Wenn das Napoleonbuch über Schlabrendorffs politische Anschauungen während der Revolution und der Kaiserzeit Auskunft gibt, so stehen uns für seine Ansichten über französische und deutsche Zustände nach 1815 dreierlei Quellen zur Verfügung: seine Briefe an Varnhagen und andere, seine Erinnerungen bei Jochmann und die erwähnten politischen Aphorismen seines Nachlasses. In dieser Zeit hat er übrigens einzelne von diesen Sprüchen sauber auf Pappe gemalt an die Freunde zu schicken beliebt[3]; fast als suchte der Greis in nachträglicher Reue des verschwendeten Geistesgutes noch soviel festzuhalten, wie seine zitternden Finger fassen konnten.

Seine politischen Gedanken aus jener Zeit überraschen nicht so sehr (wie Varnhagen richtig bemerkt) durch Neuheit der Ergebnisse wie durch Eigenart des Weges, auf dem sie gefunden werden. Grundgedanke ist auch ihm der Kampf gegen die überhandnehmende Reaktion, geführt freilich nicht mit dem Ungestüm der Turner und Burschenschafter, sondern mit der aus der Erfahrung eines langen Lebens und aus der Eigenart seines Geistes geborenen „Duldekraft bis zum Siege der Einsicht". In Frankreich erbitterten ihn vor allem die korsischen Erben und ihre albernen Versuche, die Nation mit Gewalt wieder rückwärts zu führen. „Der Geist Napoleons ist in seine vermeintlichen Überwinder gefahren und hat sich mit ihrer angeborenen Schwäche vermählt, so daß wir nichts weiter als Heuchlerschändlichkeiten erwarten dürfen, bis auch über diese erbärmlichen Beelzebüblein der Gerichtstag einbricht" (Wolzogen, lit. N. II, 100).

Immer aber beschäftigen ihn zuerst die vaterländischen Ereignisse. „Gott sei mit jedem deutschen Biedermann und stärke jedes biedere Vorhaben." Das ist das Leitmotiv seiner Briefe. Auch hier verbergen sich ihm nicht die Schwierigkeiten der neuen Umwälzung, die er einmal im Charakter der Deutschen, dann aber auch in der Verwegenheit des Zieles begründet sieht. Mit erstauntem Auge und ein wenig spöttisch sieht er die recht im Geiste des 18. Jahrhunderts theoretisch überall neuentstehenden „Nationen" an, die man damals oktroyieren zu können glaubte, wie man früher Freiheit oktroyierte, „wie viele Jahre sind es denn, und es gab noch gar keine Nation! Heute, wie ich lesen muß, stehen sie alle fix und fertig da. Sollte man nicht glauben, sie entstünden ebenso leicht wie ein Menschlein, vom Weibe geboren? Während ich geträumt hatte, Nationalschwangerschaften könnten jahrhundertelang anschwellen, bis vielleicht ein ungeleckter Bär ans Tageslicht kommt, an dem man noch weit länger zu erziehen hat." (Dorow, a. a. O. II, 9.) — Man sieht, wie fest dieser Ideologe des Nationalismus in den Ideen des 18. Jahrhunderts wurzelt.

1 Daß Schl. selbst der Verfasser dieser Verse ist, schließe ich aus mehrfachen Gründen. Erstens spielt dieses Buch in den Briefen seiner Korrespondenten eine große Rolle (Maler Frank an Schlabrendorff, 17. November 1816 Nl.) C. von Wolzogen an Schl., 5. August 1815 u. ä. Eine offenbare Scheinfrage des Grafen nach dem Buche an Caroline von Wolzogen (Wolz. Lit. Nachl. II, 97). Zu diesen indirekten Beweisen kommt ein direkter: im Nachlaß findet sich ein von Schlabrendorffs Hand durchkorrigiertes Druckfehlerverzeichnis, das aus Les voilà entnommen ist, ferner ein Brief eines Frankfurters namens Brönner an Schlabrendorffs Geschäftsträger, den Maler Frank, mit der Rechnung für den Druck des Buches. Also korrigierte der Graf nicht nur diese Verse, sondern er bezahlte sie auch. Daß er sie auch selbst verfaßt haben mag, was bei seiner sonstigen Geistesrichtung wundernehmen könnte, erschließe ich aus seinem lebhaften Interesse für die französische politische Poesie der Zeit, die derbe wie die feine. In seinem Nachlaß befindet sich ein höchst lehrreicher Sammelband „Cancan poétique", der in zehn Leinwandsäckchen in des Grafen eigener Handschrift eine umfangreiche Sammlung von französischen politischen Spottversen aus den Jahren 1804—15 enthält, und für die Geschichte der französischen politischen Poesie von großem Wert sein würde. Varnhagens Nachlaß aber bewahrt von ihm selbst ein höchst drastisches französisches Spottgedicht auf die heilige Allianz.

2 Der Katalog seiner Bibliothek befindet sich im Nachl. Varnh.

3 Eine Probe solcher Sendungen gibt die Handschriftbeilage I, während II einen seiner Entwürfe wiedergibt.



Die Nation ist ihm nicht der naturhafte Zusammenhang, den Geburt und Rasse schaffen, sondern eine geistige Aufgabe, ein Ziel der Erziehung. „Was kann im politischen Sinne wohl Nation bedeuten als andauernde, mithin regelmäßig genährte, gegliederte und sich aussprechende öffentliche Meinung?" Über die Eigenart der Völker fallen scharfe Bemerkungen, deren Wahrheit noch seute nicht verblichen ist. „Daß John Bull sein Blut und Geld aus Liebe zu den Lilien vergeuden hollte, bezweifle ich (Dorow III, 196). „Ich selbst als Einzelmensch kann die Polen zwar nicht sonderlich schätzen, aber deshalb fühle ich nicht minder, daß des Stoffes gewaltig viel in ihnen liege, und daß es ungleich mehr ihr Unglück ist als ihre Schuld, wenn sie nicht in Ausbildung gleichen Schritt mit uns zu halten vermochten ... Wir Deutschen sollten aus Eigennutz und Pflicht jene Verzweiflungsvollen mild behandeln und an ihrer allmählichen Erziehung brüderlich mitarbeiten. In ihrer Wildheit sind sie uns äußerst gefährlich, aber als treue Nachbarn können sie uns großen Vorteil bringen." (Dib., III, 194.)

Über Franzosen und Engländer: „St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Zivilisation. Das Wahre ist, die höheren Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Ägide verfassungsmäßiger Preßfreiheit gedeihen können wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikware außer Landes, von denen sie selbst bei sich zu Hause keinen Gebrauch machen können. Hingegen möchte ich Frankreich nicht wie der enthusiastische St. Simon die Avantgarde der Zivilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt ...

... Es ist auch in der komischen Verartung ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Teilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Ratgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen, nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu raten; oder vielmehr sie machen ihren Rat selten zu ihrer Tat. Sie verlieren zuviel Zeit mit den Vorbereitungen und ermüden sich, wenn es um den Bau eines Hauses zu tun ist, bei der Aufführung der Gerüste ... Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüstet sich mit Gewissensfreiheit zwischen den Religionsedikten, denn beim Verlust aller äußeren Freiheit bleibt natürlich die innere unangetastet ... Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner als bei anderen Völkern auf- und angenommen, weil sie stets von außen auf ihr Inneres zurückgedrängt waren, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher mögen sie auch die meisten Transzendental- und Idealphilosophen neben allen anderen Nationen haben, denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister. Das echt deutsche Sprichwort „Gedanken sind zollfrei" bezeichnet dies Verhältnis sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz zum Ruhm ...

Gott bewahre meine lieben Deutschen vor einer Revolution! Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Unbarmherzigkeit dahin getrieben werden wie im Bauernaufruhr des 16. Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art unter einem Weisen auf dem Thron als sie. (Jochmann I, S. 142 f.)

* * *

Hinter diesen Blicken in das Wesen der Völker steht unverrückbar ein Zukunftsideal, das gleich dem seines Freundes Stein mehr ethisch als politisch gefärbt ist und einen neuen Weg sucht, den Menschheitsfreund mit dem Nationaldeutschen zu vereinigen:

„Bürgersinn schmelzen in Menschentum — der Aufgaben höchste!"

Den rechten Weg zur inneren Erstarkung des Staates sieht er in der staatsbürgerlichen Erziehung des Einzelnen. Diesem Bemühen galten seine Jugendpläne, Erziehungsinstitut, wie auch die „gemeinfreundliche Sippstiftung". Diese Bürgertugend zu erhöhen, bestrebt sich sein Lieblingsgedanke, die seltsame Adelstheorie. In einer der vielen Aphorismensammlungen seines Nachlasses, den „Umblicken" heißt es:

Ärgerliche Frage. Ohne eigentümliche Überlegenheit, An Sitten, Geist oder Leib / Nie für Allwohlstand / Mehr zeugend als andere / Noch zollend. / Längst ohne höhere Pflichtübung / Noch schöneren Erziehungszweck / Noch schärfere Selbstzüchtung ... Worauf begründet wohl ferner / Ausschließenden Anspruch / Solch eine Schattenzunft?

Sein Ausweg heißt: Der Adel wird nicht mehr als Geburtsrecht betrachtet, sondern als ein Verein von bekannten Männern neu gegründet, die durch Bürgertugend den Namen des „Reichs-



adels" verdienen. „Vereine hat man gestiftet, um den Musen zu huldigen, warum nicht ebensowohl, um dem Bürgersinn zu opfern?" (Dorow III, 200.)

Ein so erzogenes Volk wollte dieser aristokratische Pädagoge der weitesten Freiheit teilhaftig werden lassen, besonders — verwegene Forderung im Zeitalter Metternichs — der Gedankenfreiheit: „Nicht aus lichtscheuer Willkür / nein aus offnem Freiheitsdrange / quillt echtes Gesetz; und so wohnt im Volksmunde Himmelswort / sollt auch Erbdünkel es nennen Verschwörung."[1]

Aus dem Schiffbruch der politischen Hoffnungen, die er an die deutsche Gegenwart nach 1813 geknüpft hatte, rettet sich sein deutsches Gefühl in ein damals gleichfalls neu erobertes Gebiet: zur deutschen Sprache. „Muttersprachstolz" war er immer gewesen. Und nun ist es halb tragisch und halb komisch zu sehen, wie er all seine ins Nichts versunkenen politischen Pläne zur Tat bringen will auf dem Gebiete der Sprache; und schließlich auch hier Schiffbruch leidet.

Auch diesen Sprachstudien gehörten Jahre seines Lebens; in seinem Nachlaß finden sich Bände voll weit ausschauender Pläne, die zum Teil schon im Gefängnis begonnen sind. So wandte er (nur eins herauszuheben) unendliche Mühe und weitläufigste Vorstudien an sein großes Unternehmen einer „Physik der Sprache" oder „Sprachklanglehre", wie er in seinem rastlosen Suchen nach deutschen Worten das Wort sich übersetzt. Sein Ziel war, wie er in dem Entwurf einer Vorrede ausspricht, „die Urfehde zwischen Zunge und Schrift zu beschwichtigen". „Daß des lernenden Lesers Vorstellung sich der wirklich ausgesprochenen Laute immer gleich bewußt bleibe und deshalb auf dem Papiere sie vollkommen deutlich bewahre." Jedes Schriftzeichen soll einen Sprachlaut sicher anzeigen; bei Silbenhäuptern zugleich ihr Dauerverhältnis. Keine soll etwa bloß dastehen „wie irgendeines tätigen Anführers Wappenknecht"; oder auch nur, „um den stillen Geschichtsbewahrer zu spielen". Ein rein phonetisches Alphabet würden wir sein „zweckmäßig für den lebendigen Klang berechnetes Hilfsgestäbe" nennen. Mit ihm aber verband er weitausschauende Zwecke. Erstens sollten seine Buchstaben die Aussprache möglichst aller europäischer Sprachen umfassen; wir finden umfangreichste Vorstudien über die Aussprache des Italienischen, Lateinischen, Griechischen, Dänischen und Russischen; deutlich verschlingen sich hier weltbürgerliche und rein deutsche Zwecke. Zweitens aber wollte er mittelst dieser neuen, noch weiter entwickelten und höhenweise abgestuften Schrift (seinen „Silbenpyramiden") auf die Poesie angewandt, zugleich die Betonung innerhalb der Verszeile angeben; ja auch die Betonung der Silben innerhalb des Wortes. „Ein zweckmäßig für den lebendigen Klang berechnetes Hilfsgestäbe als erklärendes Werkzeug beim Schulunterricht, um jugendliches Mißverständnis gleich in der Geburt aufzuhellen," (Nl. 85) eine Phonetik also, die zugleich Metrik sein sollte.

Jahrzehnte haben ihn diese Arbeiten beschäftigt. Im Gefängnis, wie eine Aufschrift beweist, sammelte er den Stoff. 1823 schien das „neudeutsche Druckgestäbe" vollendet (Nl. 75) und wurde mit einer Widmung an den Grafen Reinhard versehen; Schlabrendorff begann die kalligraphische Abschrift und führte das — Titelblatt herrlich aus. Und wieder unterblieb der Druck, obwohl er auch dafür bereits Pläne hatte. Mit „Senefelders Zinktasten" sollte es gedruckt werden; auch einem Gegenstand seiner Lieblingsneigung, wie er sich denn lange Jahre mit verschiedenen Druckverfahren eingehend beschäftigt hatte.

Unter fremdem Namen scheinen einige seiner Ergebnisse auf die Nachwelt gekommen zu sein. Im Jahre 1827 erschien ein Büchlein „Über die Sprache" von eben jenem Livländer Jochmann, der uns auch Erinnerungen an Schlabrendorffs Gespräche erhalten hat. Es beginnt mit einem sehr interessanten Bruchstück über den Rhythmus „Aus den Papieren des Grafen S.", das unter Zuhilfenahme des Metronoms in eben jene „Physik der Sprache" einführt. Auch in den Reliquien Jochmanns sind einige Bemerkungen Schlabrendorfs über den Rhythmus der antiken und modernen Sprachen aufbewahrt. (I, 148ff.) Sie fassen zum großen Teil Bekanntes zusammen; aber bedeutsam ist in ihnen doch das scharfe und feine Empfinden für den unheilvollen Zwiespalt zwischen der gesehenen und gehörten Sprache. Goethische Erinnerungen: „Nur nicht lesen — immer singen!" „Die deutsche Sprache ist nur darum ein solches Geklapper geworden, weil sie am Ende mehr gesehen als gehört, mehr geschrieben als gesprochen wurde und die lebendige Rede sich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung, es verschluckt alles ... Wir haben daher wohlklingende Verse; an eine wohllautende Prosa ist noch gar nicht zu denken. Erst als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutsche Sprache wohlklingender werden ..." Aus solchen Erwägungen erstand ihm die erwähnte Physik der Sprache.

1 Früher als Hardenberg denkt auch er an eine Befreiung der Juden. In einer Rubrik behandelt er Adel und Judenschaft. Ein Gedicht betitelt er: „Was billig ist und kein Wagnis". Es lautet: „Eingeborenes, betriebsames Volk / ohne Bürgerrecht? Welch ein Widerspruch / Doch allzerstreute Erbflüchtlinge / stets ausschließlich verbrüdert! / jedem Lande zugleich angehörig / wodurch bleiben sie die Unsern? / Steter Treue Pfand, / wies noch ihre Gesammtheit / nirgends vermag, / bietet oft schon der Einzelne / geistig oder sinnlich. / Zerhauet nicht; löset den Knoten!"



Unveraltete Grundsätze; sie fassen noch heute Gültiges zusammen, soweit sie Theorie bleiben. Es nimmt nicht wunder, daß W. von Humboldt in einem Briefe aus Spanien (im Archiv zu Tegel; am 7. März 1808 geschrieben) Schlabrendorffs sprachliche Ansichten „auch gar sehr die seinigen" nennt. Aber sie führen zu merkwürdigen Künsteleien, sobald sie zur Praxis werden; in den schon oft erwähnten, zahllosen Aphorismen, genannt Volkstümlichkeiten, Urbilder, Einzelbilder, Umblicke, Denkstoffe und ähnliches. Als eigentümliche Form seiner Erkenntnisse wählte er sich den Vierzehnsilbler; und die Freunde schildern ihn oft, wie er vor seinem Kamin sitzt, gleich einem Alchymisten, nicht um Gold zu machen, sondern um Silben zu zählen. Chamisso und der Philolog Becker fanden sich durch den Tonfall seiner Sprüche an die indischen Slokas erinnert (Varnhagen-Ölsner, Briefwechsel III, 209). Sein Ziel war: eine deutsche Ursprache hinzustellen, die in allen ihren Teilen völlig homogen, fremder Zutaten sich entschlüge und doch antiker Körnigkeit und Gedrängtheit nacheiferte. Er haßt die „buntdeutschen" Schriftsteller; auch empfindet man in seinen Verdeutschungen, die sich wieder in unendlichen Versuchen ergossen, ein feines Sprachgefühl. Aber dennoch gleicht die Sprache seiner Fragmente, in Einsamkeit erzeugt, allzuoft pythischem Orakel an Dunkelheit, wenn sie auch neben dem Grotesken das Kraftvolle nicht vermissen läßt.

* * *

In dieses seltsame Kleid hüllte er nun neben seinen politischen auch seine philosophischen Erkenntnisse. Manches Grillige, wie etwa seine weitläufigen „Bartsloken", Erörterungen über den Wert des Männerbartes, der ihm zum Wahrzeichen wurde. Daneben aber finden sich tiefe Wahrheiten über die ersten und über die letzten Dinge. Einzelne Proben mögen uns die Grundzüge seiner Welt- und Sprachanschauung praktisch vor Augen führen:

Einsamkeit (Nl. 14).

Einöde stählt, Weltreibung schleift; gut beides; gleich gut — kaum!

*

Wen langweilt Einsamkeit, der hat noch nie um sie gefreit.

*

Kennt gute Gesellschaft daheim, wer nachläuft stets fremder?

*

Warst gesprächig du stets mit dir, sind es auch andere wohl gern.

*

Alles Freiwillige fruchtet; darum auch Selbstbetrachtung.

*

Für Kopf wie Herz läßt auch nur dem Reichen sich geben viel.

Ehe.

Nicht Puppe, noch Engel, sei sie Hausglück, Herzgesellin.

*

Dünkt schon Reise dir schwer mit Freunden, einst Ehejoch — wie?

Entwicklung.

Ewige Ruhbank dein Himmel? dort will Geist nie Bank, noch Ruh.

*

Eignes Weltall wird jedem; Mutterleib war's dem Menschkeim.

*

Obherr ist Wille; blieb er unrein, tiefster Denksinn auch.

*

Einzelgutes erlangt Dauer nur durch Gemeinanstalt.

*

Ohn Erbbegriff noch eben Kind! Weiter nichts? Bloßer Knecht!

*

Böser Herr, guter Knecht, gilt von Geld, Lieb und Erfahrung.



Freiheit.

Was erbaut, was zerstört Freiheit? Der Bürger Menschenwert.

*

Höheres Gesetz zügelt höhere Freiheit, Willkür nimmer.

*

Überzeugung war rein und wird rein. Für Wissenschaft nicht, für Schüler bloß gibt's Lehrgebäude.

*

Sonder Geschichtskunde Neuling, doch nichts drüber — Mühlroß.

*

Briten, als Inselvolk groß, werden zur Insel oft selbst.

*

Hochadlig verlumpt, Mönchshimmel hoffend, ruhweilt Spanier.

*

Kindisch bleibt Grenzrain, sinnlich verstümmelnd geistigen Allkreis.

*

Nur in der Ahnung lebt manch Volk; denn wie sonst wär man Deutsch?

*

Edles Wollen ist ahnender Blick auf große Zukunft.

Einfaches Rätsel.

Über Gemeinwohl nie sein Denken verschließen, noch den Schlüssel sorgsam verstecken, Himmel wer darf's? — Wer nichts scheut als das Arge, Nichts fordert für sich, Nie frägt, ob töricht, Ob weise man ihn schilt; Denn wie bliebe seiner Mitwelt Er nicht beides zugleich?

Das Einfachste der Wunder.

Was überall heißt uns Tod? Im Geist Im Fleisch Oder im fühllosen Gebilde Ist's jedesmal Wiedergeburt bloß. Doch Leben Durch Gedank und Tat, Wo dürft es Gemeinsinn wohl? Wenn auf des Brüdervereins Gipfelhöhe Nie lauter und vollkräftig? Bis dankbar ihn rühme Selbst der fern kaum schauende Talhaß . . .

Üppige Dürftigkeit.

Solange nur der bildungslustige Mensch noch im tätigen Leben fortschreitet, wird er oft genug Veranlassung finden zur abwechselnden Klage über innere Armut und über geistige Üppigkeit. . . . Kaum hat er sich der Trauer entledigt, daß er bei weitem noch nicht genug aufgehäuft habe, so argwöhnt er schon, daß er bereits zuviel besitze, um ruhig zu genießen.

Ohne die hilfreiche Begleitung der Erfahrung strauchelt man zwar, aber wo sie unaufhörlich mit der Fackel vorwegeilt, da ist kaum ein Weg so breit, daß er uns nicht meistens durchschnitten oder versperrt dünkt.

Wohl also nur dann dem Hocherfahrenen bei seinem mühsam errungenen Schatze, wenn dieser ihn nie zu stark darniederdrückt im Augenblick, wo es feste Entscheidung, wo es reifen Entschluß gilt und ihn dennoch während seiner gespanntesten Tätigkeit ausrüstet mit edler Kraft nicht zum Ausweichen und Abwehren allein, sondern auch zum wahren Vorschreiten.

Mit diesem Selbstbildnis, das uns noch einmal wie in einem Brennpunkt die Tragödie dieses seltsamen Lebens vorführt, scheiden wir von dem Einsiedler. Sein Bild bleibt uns rätselhaft und bedeutend zugleich. Nicht nur als der „menschlichste Mensch", wie ihn Karoline von Humboldt nannte, sondern auch als der helläugige Zeuge einer alles umwälzenden Zeit, zugleich als ein bedeutsames Bild aus deutscher Vergangenheit: der politisch Enttäuschte, der heimatfremde Bürger, der an fremdem Herde sein Leben verbringt und in der Muttersprache seine Heimat findet. Und vor allem der Bürger zweier Welten, der aus der weltbürgerlichen Humanität des 18. Jahrhunderts sich zur modern-nationalen Bürgertugend der neuen Zeit entwickelt. „Eine solche Eigentümlichkeit sollte dem Volke, dem sie angehört, in vollem Werte vor Augen gestellt werden," sagt Varnhagen; er verlangt — eine bis heute unerfüllte Forderung! — daß Schlabrendorffs vergrabene Gedankenschätze endlich gesammelt und ans Licht gefördert werden. Vielleicht lassen die vorstehenden Proben schon die Berechtigung dieses Wunsches erkennen.

Seine selbstverfaßte, nach seiner Gewohnheit unendlich oft umgeformte Grabschrift gibt noch einmal sein Selbsbildnis:

Civis Civitatem Quaerens Obiit Octogenarius.



Die Freisinger Domkapitelsbibliothek zu Ausgang des Mittelalters.

Von

Dr. Mitterwieser in Trausnitz ob Landshut.

Mit zwei Bildern.

Hinter den Domsakristeien zu Freising neben und über dem Südflügel des Kreuzgangs steht heute noch ein Gebäude, das oben die Dombibliothek, zu ebener Erde aber neben einer Treppe mehrere ziemlich unbenutzte Räume, die frühere Domschule, enthält. Heckenstaller hat in seiner 1824 in München gedruckten „Dissertatio historica de antiquitate . . . cathedralis ecclesiae Frisingensis" auch den Plan für dieses Bauwerk beigegeben und die Räume über der Domschule und dem Kreuzgangflügel mit Bibliotheca capitularis und Archivium capitulare bezeichnet.

Die Domfabrik hatte die Baupflicht an diesem Gebäude. Nun sind am Kgl. Allg. Reichsarchiv zu München und am Kgl. Kreisarchiv Landshut aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fast alle Domkustodeirechnungen erhalten, die ich im 11. „Sammelblatt des hist. Vereins Freising" ausgebeutet habe. Wir erfahren daher auch über die Dombibliothek manches Interessante. Die Inschriften, welche dem vorgenannten Plane beigegeben sind, scheinen nämlich schon für diese Zeit zuzutreffen. Vom Kapitelsarchiv wird in den Rechnungen zwar nie geredet, wir müssen aber bedenken, daß die Ausscheidung zwischen Bibliothek und Archiv damals, wo man auch den Archivalien womöglich Buchform gab, noch unfertig war. Das sogenannte Hochstiftsarchiv befand sich, wie Reste von Regalen heute noch zeigen, im südlichen Domturm.[1]

Die Größe dieser Kapitelsbibliothek muß wohl der heutigen entsprochen haben. Wenn nämlich die Rechnung von 1457 von sechs Fenstern[2] redet, scheint sie nur die Nordseite (über dem Kreuzgang) oder die Südseite (gegen die Isarebene hinaus) im Auge gehabt zu haben. Der Plan enthält nämlich mit Abrechnung des Treppenhauses, aber unter Einrechnung des als „Archivium capitulare" bezeichneten Raumes auf jeder Seite sechs Fenster.* Der Aufgang war vom gegenwärtigen verschieden. Im Sommer 1476 wurde nämlich eine eigene Schneckenstiege gebaut, die oben und unten mit einer Türe abschloß, wovon die eine sogar „mit sturtzen", d. h. Eisenplatten beschlagen war.[3] „Zum snecken" und zu der Roßschwemme im Domhof waren 9000 Ziegelsteine gekauft worden, ebenso 800 Hacken und Preise zum Decken der Dachpyramide, auf die der Hafner dann einen Tonknopf setzte.

Nach zwei Jahren wurden „3000 pflasterstain zu der librei" angekauft. In diesem Jahre bekam der Schreiner 5 Pfd. Pfen. „von dem langen kasten in der librei . . . Mer von zwain pulpret und ain panck in die librei dedi lib. ½". Der Windenmacher mußte dann Kästen und Pulte beschlagen. Schon zehn Jahre vorher hatte ein Kistler um etwas über 5 Schill. „zwai pulpida in die librei" geliefert.

Wer denken sollte: Hatte denn das Domkapitel damals schon, zur Zeit, da die Buchdruckerkunst sich mit den ersten Erzeugnissen, die anfangs fast so teuer wie geschriebene waren, hervorwagte, so viele Bücher, um den nicht kleinen Raum zu füllen, den mag folgendes aufklären. Vor dem Verschleppen und Stehlen der Bücherschätze schützten nicht nur die erwähnten festen Türen des Raumes, sondern die Mehrzahl der Bücher war auch angeschmiedet. Ich habe noch

1 Die wertvolle Bücherei des Bischofs Konrad des Sentlingers (1314—1322) neben ein paar Salbüchern des Hochstifts und den übrigen Kostbarkeiten befand sich nach der Einleitung zum Abdruck des Turmschatzverzeichnisses, herausgegeben von Dr. M. Fastlinger im 8. Bd. der „Beitr. z. Geschichte etc. des Erzbistums München und Freising", S. 57—70, in einem beim Bischofsschlosse befindlichen Turme, also auch in der Nähe des Domes. Da auch die gleichfalls auf dem Domberge befindlichen Stifter St. Veit und St. Johann Bibliotheken besessen haben werden, so rechtfertigte diese große Anzahl Büchereien schon damals die Bezeichnung als mons doctus.

2 „Item umb funf schilling und 24 glasscheiben (= 174 Stück) an die kleinen gleser in der librei sol. 15"; der Schlosser wurde bezahlt „von sechs laden in der librei angehengen . . . item dem Steffel kistler umb drei glasrem in die librei den. 21."

3 Im September 1476 hat ein Maurer „den snecken gedeckt und die tur angehengt". Der Windenmacher, eine Spielart vom Schlosser, bekam für ein „par pannt an die nidern sneckentür der librei und von einem neuen sloß mit hanthab . . . item von der neu beslagnen tür mit sturtzen und mit einem neuen sloß an der librei beu dem snecken dedi flor. ren. 5; item mer zu der andern tür der librei ein neus slos mit aim plechhanthab und klampern dedi lib. ½ den. 10." Schon 1447 hatte der Schlosser „ein narb an der librei" angemacht. Da die Narbe zur Türangel gehört, bezieht sich die darauffolgende Notiz von der „eisnein tur an der stieg" wohl auch auf die Bibliothekstüre.



keine so schönen Notizen über libri catenati gefunden als in dreien unserer Rechnungen, nämlich denen von 1457, 1476 und 1484. Nach der ersten lieferte der Schlosser Berchtold in die Bibliothek nicht weniger als 148 Buchketten.[1] Dann folgten 1476 deren hundert Stück, während im letztern Jahre noch 21 Ketten von verzinntem Eisen nachkamen, die für die Bücher, welche der Domherr Dr. Heinrich v. Schmiechen geschenkt hatte, bestimmt waren.[2] Das sind, angenommen, daß noch gar keine Kettenbücher dalagen, nicht weniger als 269 Ketten, an denen in etwa zwanzig Reihen ebenso viele in Eichendeckel gebundene Kodizes hingen. Wie diese schweren Bücher angemacht waren, sagt uns einigermaßen auch die erste Rechnungsnotiz. Es heißt dort, daß der Schlosser zu den 148 Ketten auch elf Eisenstangen und Schlösser lieferte, wozu noch elf verzinnte Schrauben und zweiundzwanzig Sättel gehörten. Die Schlossergesellen bekamen für das Befestigen der Bücher Trinkgeld.[3]

Auch über Anschaffung von Büchern und Buchbinderarbeiten habe ich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein paar Notizen. Doch ist zu bemerken, daß davon durchaus nicht alles für die Kapitelsbibliothek, sondern viel auch für die Sakristeien und den Chor des Domes bestimmt war. Im Jahre 1481 lese ich, daß der Domkustos mit dem Domprediger von einem Drucker in vier Bänden „Glosam ordinariam super bibliam (!)" um 20½ Gulden kaufte, wozu der Fürstbischof Sixtus 18 Gulden beisteuerte. Der vormalige Küster von Ilmmünster Nikolaus schrieb im nämlichen Jahre um zwei Gulden die berühmte Chronik des Bischofs Otto ab. So nahe berührten sich die beiden Vervielfältigungsarten noch zu dieser Zeit![4] Im Jahre 1466 kosteten sieben Bücher zum Binden 4½ Schillinge.[5] Die sechs dazu verwendeten „sauheit" machten 1 Gulden Auslagen. Ein Johannes Fabri hatte im Jahr vorher für das Einbinden des großen Antiphonars 12 Schillinge bekommen, auch andere Bücher, wie einen „libellus Alleluia" gebunden. Nach dreizehn Jahren hat ein Johannes Dachauer nach diesem großen Antiphonar, zu dem der Domkustos in Nürnberg Eckgeschmeide erworben hatte, auch „ein püch aus der librei eingepunten", auch das sogenannte Grünwalderbuch, nach dem 1452 gestorbenen Freisinger Kardinal Johannes benamst, umgebunden und die Haut dazu gegeben. Im nächsten Jahre heißt dann dieser Dachauer, der auch das große Schülergraduale eingebunden hatte, schon tot.[6]

Ein Homilienbuch ließ das Domkapitel von 1493 an schreiben. Hans Pirmeter, also ein Pergamenthändler, verkaufte 160 „pirmethaut", die vierzig „quatern" zum Schreiben ergaben. Im nächsten Jahr heißt es dann: „Item maister Jobs Katedral hat an dem omelei püch geschriben 33 quatern"; 1496 aber heißt es, daß Konrad (!) Kathedralis von München „von dreien quaternen ze schreiben am omelei püch sol. den. 27" erhielt und daß auch ein Lazarus „illuminista" daran gearbeitet habe. Im Jahre 1497 war dieses „Omeleipuch" des Meisters Jobst Kathedralis fertig und durchkorrigiert, worauf der Küster Konrad es für ½ Pfund Pfennige eingebunden hat.

Die Buchdruckerkunst war schon erfunden, als diese Bücher geschrieben wurden. Die schwarze Kunst sollte auch in der Bischofsstadt Freising bald ihre Erzeugnisse zutage fördern. Die Rechnung von 1486 hat eine eigene Rubrik: „De libris obsequialibus ac libris horarum canonicarum impressis exposita". Diese sagt, daß im Mai 1484 dem Meister Heinrich „Correctori", der allem Anschein nach in München druckte, da die Bücher zweimal dahin gefahren wurden, für 91 auf Papier und zwei auf Pergament gedruckte Horenbücher, dann für 206 auf Pergament

1 „Item dem Perchtold schlosser umb 148 püecherketen in die liberei, jede umb zechen den., facit lib. 6 den. 40."

2 1484: „Item solvi eidem (Schlosser) um 21 eisnen verzint keten gemacht zu den puchern, die Doctoris Smiher sein gewesen und in der librei geben, sol. 6 den. 9 p. 9." In der Osterwoche 1479 hatte der Windenmacher bekommen „von dem kasten ze beslagen in der librei ain ren. gld. Mer von zwain pulpreten in die librei ze beslagen sol. den. 10 ... Item dem gurtler dedi sol. 3 den. 15, hat die pucher beslagen, die der Heller in die librei geschaft hat." Über diesen Domherrn Dr. von Schmiechen und seinen Amtsgenossen Dr. Johannes Heller s. „Sbl. d. histor. Ver. Freising" VII 67 ff. und 78, wo auch des letzteren Grabstein abgebildet ist.

3 Die Rechnungen von 1449 und 1450 sagen auch, daß der Schlosser Berchtold je vier Ketten an Bücher *im Domchor* anbrachte.

4 Die heutige Dombibliothek in Freising besitzt auch noch ein Exemplar des anscheinend ältesten, in Holzschnitt hergestellten Exlibris eines Kaplans Hans Igler, der 1502 starb und dessen Lebensbild ich in der Zeitschrift „Exlibris", Jahrg. 19, Heft 2, entworfen habe. Allem Anschein nach gehörten dessen Bücher nicht etwa durch Vermächtnis der alten Kapitelsbibliothek schon an, sondern kamen erst im 19. Jahrhundert in die neuere Dombibliothek.

5 Außerdem wurden zwei Psalter, ein Meßbuch und zwölf Büchlein für 12 Schill. gebunden, ebenso das „selmeßpuch Genesy; item vom körpuch und drein plenari (Vollmissalien) libram 1 denariorum pro labore tantum".

6 1478: Item Johann Dachawer hat den großen antifori eingepunten, dedi lib. den. 2." 1479: „Item Johanni Dachawer defuncto solvi pro illigatione libri magni gradualis scolarium lib. 1." Im Jahre 1491 aber hat Konrad edituus „die zwen psalter, daraus die schueler psalliren, auch den tritten, der von dem Städler, von neuem wider eingepunten." Das „passional und daz benediccional", welche ein gewisser Freisinger im Jahre 1447 einband, gehörten wohl für den Dom selbst, natürlich erst recht die Truhe vom nächsten Jahre „auf den fronaltar zu den pücheren und dem heltung (Heiltum)".



Die Freisinger Domkapitelsbibliothek zu Ausgang des Mittelalters

Zu dem Aufsatze von Dr. Mitterwieser

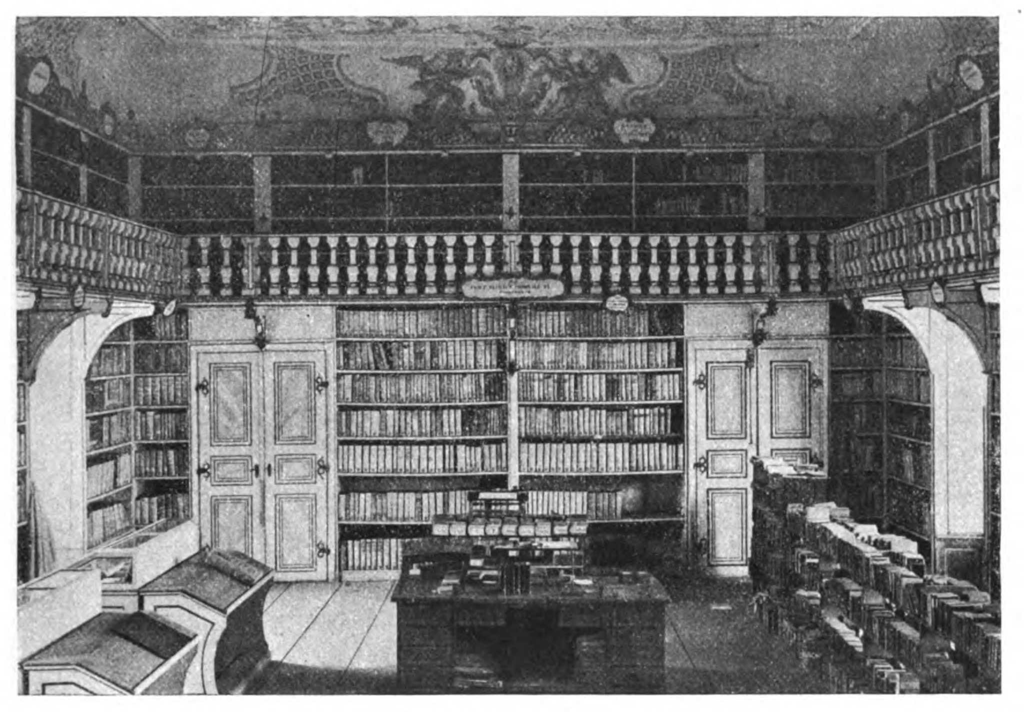


Bild 1. Inneres der heutigen Dombibliothek aus der Rokokozeit

requirimus vos omnes et singulos: quatenus ad cōparandos. emē-
dos. et retinendos libros hos missales solicite intendatis. ac negociorū
gestores seu procuratores ecclesiarū et cappellarū vestrarū diligēcius
inducatis. quos congruo precio vendi taxavimus. librum videlicet
in papiro ad quinqz florenos ren. et in carta bona ad xiiij. Ceterū in
hoc vos advisandos censuimus: ne cū in canone signū crucis aliquo-
ciens non eo ordine quo alibi situatur conspexeritis: negligencia vel
ignavia contigisse iudicetis: quin pocius ex causis quas misteriorum
misse studiosus indagator facile cognoscet: ita fieri cōgruisse. In aliis
nichilominus qs plurium digesta sūt iudicio: censurā nemo cito adhi-
beat. In divinis ergo officiis libris hiis novis pro antiquis caducis et
incorrectis utamini: quo divinis laudibus devocius insistentes: ac ut
mēbra capiti cōsonātes aiarū cōsequamini salutē xpo capiti nostro
coniūcti perpetuo. Datū in civitate nostra Frisingen̄ die ultima men-
sis augusti. Anno dn̄i Millesimoq̄dringētesimooctuagesimoseptio.



Bild 2. Zweites Blatt des unter Bischof Sixt von Tannberg 1487 gedruckten Missales für seine Diözese mit der Kaufeinladung an die Geistlichkeit und seinen Wappen unter den Diözesanheiligen (Muttergottes, St. Korbinian mit dem Bären und St. Sigismund)

und 92 auf Papier gedruckte Obsequialbücher rund 320 Gulden bezahlt wurden.[1] Eine solche Menge Bücher hat der Dom natürlich nicht nur für sich drucken lassen. Fast alle wurden verkauft. Einschließlich von sechs Horenbüchern, die der Pedell anscheinend für das Domkapitel zahlte, wurden rund 390 Gulden eingenommen, so daß fast 70 Gulden Gewinn blieben, wenn wir nicht für das Einbinden noch Beträge davon abziehen müssen. Der Pfarrer von Haimhausen bekam ein Obsequialbuch geschenkt, ebenso ein Herr Michael Kastner, der Kaplan des Herzogs Albrecht von München genannt wird, „propter labores per eum habitos".

Bald darauf, und zwar im Jahre 1487, wurden in Freising selbst[2] von einem der vielen damals wandernden Buchdrucker das Gewerbe für kurze Zeit ausgeübt. Die Rechnung für das Jahr 1490 hat das Rubrum „Exposita pro missalibus", welches sagt, daß, wohl ein paar Jahre vorher, dem Meister Johannes[3], Buchdrucker, für fünfzig pergamentene Missalien 675 Gulden rheinisch, nämlich für eines 13½ Gulden, dann für 250 papierene Missalien 1125 Gulden, nämlich für eins 3½ Gulden bezahlt wurden. Diese 300 gedruckten Meßbücher machten 1300 Gulden rheinisch in Gold.[4] Meister Johannes lieferte dann noch weitere 100 auf Papier gedruckte Missalien für 350 Gulden, worunter aber zwölf ungebundene waren. Fünf Personen nämlich der Kaplan von St. Sigmund im Dom, der Schreiber des Domkustos „und drei choral", also drei Choralisten, haben alle diese 400 Meßbücher durchkorrigiert und dafür je einen Gulden bekommen. Ein Zettel, der der Rechnung von 1486 beiliegt, sagt, daß Meister Hans Buchdrucker 400 Gulden bekam, also ebenso viele Gulden, als er Meßbücher geliefert hat, dann der „pirmeter umb pirmet", also der Pergamenthändler für Pergament, 545 Gulden. Ich kann diese 400 Gulden nur auf das verwendete Papier und Pergament beziehen, da ja für den Druck oben schon 1800 Gulden verrechnet wurden.

Mit diesen Missalien hat das Domkapitel dann wiederum Handel getrieben. Von den fünfzig Pergamentmissalien hat es 43 je mit ½ Gulden Zuschlag, also um je 14 Gulden verkauft, eines nahmen die Chorherren von St. Johann neben dem Dom um zehn Gulden, so daß die letzten sechs dem Domstift verblieben. Diese sechs Meßbücher hat 1487 ein Gürtler „an den egken mit messing beslagen", während die drei Häute, die zum Einbinden verbraucht wurden, auch erst 1490 verrechnet werden. Die 350 Papiermissalien wurden allmählich, das Stück mit einem Aufschlag von 1½ Gulden, also für je fünf Gulden, an Diözesankirchen verkauft und 1750 Gulden dafür eingenommen. Trotz der sechs beim Dom verbliebenen Meßbücher wurden daher bei einer Gesamteinnahme von 2362 Gulden wieder 198 Gulden Gewinn erzielt.[5]

Das Freisinger Domkapitel hat also am Schlusse des Mittelalters keine unbedeutende Bibliothek besessen. Es hat aber auch bald die neueindringende schwarze Kunst in seinen Dienst gestellt, weniger zwar um seine Bibliothek zu bereichern, als vielmehr die Kathedrale, die Stifter und Pfarrkirchen der Diözese mit einheitlichen Meß- und Chorbüchern zu versehen. Nur der Ausbeute einer fast lückenlos vorhandenen Rechnungsreihe verdanken wir dieses reiche, geistesgeschichtliche Material.

---

1 „Item 1484 undecima mensis Maii solvi magistro Henrico correctori pro 91 libris horarum canonicarum impressis flor. ren. totidem, videlicet 91. Item eidem solvi pro duobus libris horarum canonicarum in carta membrana impressis flor. ren. 3. Item eidem solvi pro ducentis et sex obsequialibus in carta membrana impressis flor. ren. totidem, videlicet 206. Iterum eidem pro obsequialibus impressis in papiro flor. ren. 23, den. 26, ita quod quatuor obsequalia fuerunt data pro uno floreno renensi. Item Hanns Knoll hat die petpucher und obsequial bina vice gen Munchen gefurt."

2 Die Auslaufbücher des Bischofs Sixt im Erzbischöflichen Ordinariatsarchiv zu München haben schon anfangs 1482 (Bd. 3, Bl. 75) ein Schreiben an den Bischof von Eichstätt auf dessen Anfrage, „das ain puechdrukcher von Birtzburg (Würzburg) oder von Nürenberg begert hat, in (ihn) petpüecher durch unnser pistum drucken ze lassen, das bier (wir) also zuegeben haben und als bier ingedennkch sein, sold er ains über drei gulden nicht geben." Auch in der Würzburger Diözese habe er auf diese Art Bücher gedruckt. Es sei aber von Sixtus Seite in der Sache weiter noch nichts geschehen.

3 Im Jahre 1487 nach Veit Arnpeck (Deutingers Beitr. z. Gesch. d. Erzdiöz. München-Freising 3, 545). Gg. Gandershofer nennt ihn Johann Schäffler in seinen „Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freising". Ich glaube aber nach des Herrn Oberbibl. Dr. Leidinger Angabe eher, daß es der Bamberger Johann Sensenschmidt war. Nach Leidinger in seiner Arnpeck-Ausgabe (S. 905) hieß der Drucker des vorgen. Obsequiale Heinrich Petzensteiner.

4 „Item exposui magistro Johanni puechdrucker umb funftzig pirmetein missal 675 gulden reinisch, ains umb 13½ gulden; item ich hab maister Hannsen zalt um drithalb hundert papirein missal 1125 gulden reinisch, ains umb 3½ gulden; machen die 300 gedruckt missal in golt 1800 gulden renisch."

5 Die oben angegebenen Preise von 14 bezw. 5 Gld. sind auch aus dem Texte auf der beigegebenen *Abbildung* ersichtlich. Die vom Fürstbischof von *Würzburg* Rudolf von Scherenberg zur nämlichen Zeit (1481—1495) veranlaßten vier Ausgaben eines Diözesenmissales enthalten gleichfalls nach der Einleitungsurkunde einen ähnlichen Holzschnitt. — Noch in den Freisinger Kustodeirechnungen vom Anfang des 17. Jahrhunderts its eine ständige Rubrik über Verkauf von gottesdienstlichen Büchern an die Diözesankirchen vorhanden; es wurde also das Geschäft mit diesen lange fortgesetzt, schon der Einheitlichkeit in der Liturgie wegen.



„Paratus" und „Meffreth" — zwei vermeintliche Autoren als Beispiele bibliographischer Mißverständnisse.

Von

Dr. J. A. Glonar in Graz.

I.

Bei der „Neubeschreibung" des alten Bestandes der Grazer Universitätsbibliothek kam mir eine alte Titelkopie mit folgendem Texte in die Hände: „*Paratus*. Sermones parati de tempore et de sanctis. Hagenau. H. Gran, 1517." Über dem Ordnungsworte „Paratus" stehen drei Punkte, unter demselben aber eine alte Bleistiftnotiz „Leider nicht näher eruierbar". Dieser resignierte Stoßseufzer ist ein Beweis, daß ein früherer Bibliothekar in „Paratus" den *Zu*namen des Verfassers dieses „Predigtenmagazins" gesehen und sich die vorgeschriebene Mühe genommen hat, mit Hilfe der üblichen Nachschlagwerke auch noch den oder die *Vor*namen dieses Verfassers zu eruieren. Die drei erwähnten Punkte und der Bleistiftvermerk sollten die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen entschuldigen.

Diese Bemühungen mußten nun allerdings schon von vornherein erfolglos sein: „Paratus" ist kein Verfassername, sondern ein rein äußerlicher Name für dieses Predigtmagazin, hergenommen von dem ersten Worte des Bibelverses, mit dem seine beiden Teile beginnen. Der Bibliothekar hat sich wohl von dem bloßen Texte des Titels dieser *Ausgabe* irreführen lassen: „Sermones *parati* de tempore et de sanctis cum inventario quodam superaddito", sonst hätte ihn eine nähere Untersuchung des *ganzen* Werkes wohl auf die richtige Spur führen können.

Die Ausgabe besteht aus zwei scharf voneinander getrennten Teilen: 1. dem eigentlichen Texte, der in bezeichnenden Dingen noch die ursprüngliche Form der Handschrift beibehalten hat und selbst wieder in zwei Teile zerfällt: a) sermones de tempore (CXVII Predigten) und b) sermones de sanctis (LXXXI Predigten), beide mit besonderer, nicht durchlaufender Zählung der sermones; 2. dem typographischen Beiwerke (Titel und Register), das zur Handschrift erst bei ihrer Drucklegung hinzugekommen ist und in der mir vorliegenden Ausgabe dreizehn Blätter zählt. Eine eingehende Vergleichung beider Teile klärt uns über die Entstehung dieses Mißverständnisses in völlig einwandfreier Weise auf.

Der eigentliche Text der mir vorliegenden Ausgabe — also die ursprüngliche Handschrift — führt in dieser Ausgabe immer noch den Titel, wie ihn die ursprüngliche Handschrift auch geführt haben wird: „Paratus de tempore: continens evangeliorum de tempore expositiones: necnon de tempore epistolarum sermones: Incipit feciter (sic!)." Der erste sermo de tempore beginnt mit dem Bibelverse: „*Paratus* est iudicare vivos et mortuos. I. Pe. 4." Der zweite Teil führt — wie die ursprüngliche Handschrift — noch den Titel: „*Paratus* continens sermones de sanctis per circulum anni: incipit feliciter." Die Reihe der Heiligenpredigten beginnt mit „De sancto Andrea. Sermo primus" und diese Predigt selbst mit dem Bibelverse: „*Paratus* sum et non sum turbatus, ut custodiam mandata tua. Psal. CXVIII." Es ist infolgedessen klar, daß diese Sammlung von Predigten nach den Anfängen beider Teile „Paratus" heißt und daß die Handschrift an dieser Tatsache bewußt festhält. Der Fall ist auch gar nicht vereinzelt. Es gibt Sammlungen von Predigten, die aus eben dem Grunde „*Abiciamus*" oder „*Suspendium*" heißen (Histoire litt. de la France XXIV [Paris 1862], 2me partie, chap. 5, pag. 373. — Vgl. auch P. Hilarin Felder: Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1904. S. 51. Anmerkung 6). Die Sammlung der Heiligenpredigten des *Jordanus* de Quedlinburg wird, trotzdem ihr Verfasser ja bekannt ist, hie und da auch unter dem Namen „*Dan*" zitiert, da sie mit dem Bibelverse „*Dan* catulus leonis fluit largiter de Basan. Deut. 33, 22" beginnt (Catalogue of the books printed in the XVth century, now in the British Museum. I, 87).



Der Name des Werkes, „Paratus", kann aber noch einen beabsichtigten Nebensinn haben: mit ihm sollte auch der „*concionator paratus*" angedeutet werden, wie etwa Johannes von Verdenna seine Sammlung von Predigten mit dem verlockenden Namen „Dormi secure" versieht und vielversprechend andeutet: „Dormi secure, vel dormi sine cura sunt nuncupati eo, quod absque magno studio faciliter possunt incorporari et populo praedicari!" Daß sich „Paratus" ziemlicher Beliebtheit erfreute, beweisen die Ausgaben, die noch während des 15. Jahrhunderts erschienen, zur Genüge.

Aus dem Namen der Sammlung wurde ein Verfassername erst in den Druckereien. Den Gang dieses Prozesses veranschaulicht das mir vorliegende Exemplar besonders deutlich. Es hat schon einen eigentlichen Titel in einem besonderen, aus verschiedenen Zierleisten gebildeten Rahmen, allerdings noch ohne die Verlagsdaten. Der Titel — rotgedruckt — spricht schon deutlich von den „Sermones *Parati*". Dahinter folgen zweispaltig die Register, deren Titel keinen Zweifel übrig lassen, daß der Herausgeber einen Paratus für den Verfasser dieser Predigten hält. Wir haben zunächst eine: „Tabula alphabetica sermonum *Parati* de Tempore." Darauf folgt — seinerzeit anscheinend schon bei der Handschrift gewesen — ein einfaches Inhaltsverzeichnis, die „Tabula sermonum *Parati* de Tempore et de sanctis secundum anni cursum: continens dies, initia, et numerum eorundem sermonum in hoc libro contentorum: incipit feliciter". Am Schlusse dieses Registers steht: „Finit tabula sermonum *Parati* de tempore et sanctis: qua bene intuita: habendus sermo celeriter inveniri poterit." In dieser unmittelbaren Nähe des Titelblattes und mitten im eigentlichen typographischen Beiwerk hat der Titel schon die mißverständliche Umänderung erfahren.

Das Werk selbst hat sich dagegen noch mit halbem Erfolg gewehrt. Der Kolophon des ersten Teiles hat noch den vollkommen korrekten, ursprünglichen Text, wie er auch in der Handschrift gestanden haben mag: „*Paratus* continens sermones de Tempore anni totius: opus perutile finit feliciter." Im Texte des Kolophons des zweiten Teiles, der an das Ende der Buchausgabe kam, machte der Verleger schon seine Rechte geltend, da er hier seine Daten anbrachte. Und so mußte sich der jedenfalls richtigere Text der Handschrift folgende Umbiegung gefallen lassen: „Sermones *Parati* per anni circulum; de Tempore et de Sanctis: summa diligentia revisi: Impensis ac sumptibus circumspecti viri Joannis Rynman: In officina industrii Henrici Gran, civis in imperiali oppido Hagenaw impressi: finem sortiti sunt feliciter. Anno virginei partus XVII. super millesimum quinquiesque centesimum, prima vigilia nativitatis domini." Infolgedessen war es kein Wunder, daß ein Bibliothekar, der sich bei einem solchen Werke nur an den Titel und den Kolophon hielt — das Werk also nur von vorne und von hinten besah —, überzeugt sein mußte, daß er ein Werk eines sonst unbekannten Verfassers „Paratus" in den Händen halte.

2.

Schon *Cruel* (Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Detmold 1879. S. 474—478) hat die Anonymität des Paratus erkannt und richtig gedeutet. Bei einem ähnlichen Predigtmagazin, das er in demselben Abschnitte behandelt (S. 486—493), ist sie ihm aber entgangen. Diese Sammlung führt den Namen *Meffreth*, ist von einem sonst unbekannten Prediger in Meißen um die Mitte des 15. Jahrhunderts zusammengestellt worden und gilt gewöhnlich als das Musterbeispiel jener scholastischen Richtung, in der die Tüfteleien mit Partitionen auf die Spitze getrieben sind. Dieser Sammlung hat der Verfasser selbst den Namen „Meffreth" gegeben; in der Folgezeit ist aber aus dieser Bezeichnung der Name des Verfassers geworden. Seitdem im alten Zedler (XX, 216) ein „Meffretus, ein Deutscher von Geburt" aufgetaucht ist, schreiben es ihm andere gedankenlos nach. Nur einige Beispiele aus der neueren Zeit: *Stanonik* in der „Allg. D. Biographie" (XXI, 175); *Krügers* Handbuch der Kirchengeschichte (III. Teil 1911, S. 29) weiß von einem „Hortulus reginae (der Kirche) des Meißener Prädikanten Meffreth" zu erzählen, der in den Jahren 1440 (!) bis 1520 zehn Auflagen erlebt haben soll. Das Werk „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" III. (Tübingen 1912), Sp. 2241 schreibt: „Große und verbreitete Predigtenmagazine lieferten im 15. Jahrhundert der Franziskaner Johannes von Werden (Dormi secure), der Dominikaner Johannes Herolt (Parati sermones), der Geistliche Meffreth (Hortulus reginae)." Hier ist „Paratus" gar noch zu einem illegitimen Vater gekommen; man hat ihn Johannes Herolt zugeschrieben, da man seine „sermones *discipuli*" mit den „sermones *parati*" verwechselt hat. Wenn der Fehler nicht — was höchstwahrscheinlich ist — infolge eines Mißverständnisses beim Exzerpieren aus Wetzer-Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl. X, Spalte 337 entstanden ist! Dort werden neben anderen Predigtensammlungen dieser Zeit unmittelbar hinter-



einander die „Parati sermones" und die „Sermones discipuli des Johannes Herolt" angeführt; der unvorsichtige Exzerptor scheint *beide* Titel für Werke des Johannes Herolt angesehen zu haben. In seinen Artikel hat er aber nur den ersten Titel aufgenommen, wodurch sich das Mißverständnis erklärt. —

Nahezu alles, was wir über „Meffreth" wissen, ist aus den Prologen dieses Werkes genommen. Es ist nun ergötzlich zu sehen, wie Verfasser, die über Meffreth schreiben und sich dabei auf die Prologe berufen, vollkommen arglos verraten (z. B. Cruel und Stanonik), wie unbefangen sie über den Titel hinweggelesen haben, der doch *vor* den Prologen steht! Der Titel selbst läßt nämlich gar keinen Zweifel übrig, daß dieses Predigtmagazin „Meffreth" heißt und nicht etwa sein Autor. Das bestätigt jede Ausgabe; mir selbst liegen zwei vor: Nürnberg, Anton Koberger, 1487, fo und der zweite Teil (pars aestivalis) einer sonst nicht näher bestimmbaren Folioausgabe, die aber gleichfalls Inkunabel ist. In beiden heißt der Titel: „Sermones Meffreth *alias* Hortulus reginae"; in anderen Ausgaben heißt er ebenso deutlich (vgl. Hain, Proctor, Pollard-Fortescue): „Sermones Meffreth *vel* Hortulus reginae" — also (es scheint wirklich notwendig zu sein, daß wir den Titel auch übersetzen!): „Meffreth" **oder** „Gärtlein der Königin". Noch deutlicher sprechen aber — für Leute, die Latein verstehen wollen — die Distichen des Epilogs:

Mellifluos fructus frondosis lector in hortis
  Invenies: nardum, balsama cumque croco.
Saepe etiam succos hortus desudat amaros
  Et salices lentos fert simul et tribulum.
Hic varios fructus noster, tibi, candide lector,
  Dat liber; en, quicquid percupis, emptor habes.
Hortulus oblectat speciosas saepe puellas,
  Redditur et per eum, qui perit ante, vigor.
Hortulus iste ferax herbas (mihi crede) salubres
  Cultori referet, ac medicamen holus.
Languoresque graves animae demunt tibi flores
  Illius; hi tribuunt gaudia multa tibi.
Hortulus iste quidem, de cuius gramine pascit
  Se regina Sabae, sponsaque sancta dei.
Plurima quid referam, dictu memorabile si quid
  Praecepere patres, hortulus iste dabit.
At **libri** (!) nomen, lector, si forte requiris:
  Reginae Meffret hortulus. Ipse vale.

Der letzte Hexameter weist mit Nachdruck auf den Namen des *Werkes* hin und nicht auf den Namen des *Autors*. Das *Werk* heißt also „Meffreth" oder „Gärtlein der Königin". Das „Gärtlein der Königin Meffreth" — wie man aus dem letzten Pentameter schließen könnte — heißt es ganz gewiß nicht. Die Wortfolge, wie wir sie hier haben, ist ganz vereinzelt, steht im offenbaren Widerspruche zum „alias" oder „vel" des ursprünglichen Titels und ist zweifellos unter dem Verszwange entstanden.

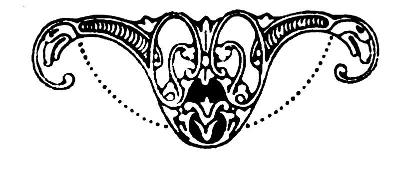
Was heißt nun „Meffreth" eigentlich? Ich muß — leider! — gestehen, daß ich es auch nicht weiß. Ein Zuname kann es schon aus den hier angeführten Gründen nicht sein; seine Form ist viel zu ungewöhnlich, wir würden zudem den Genitiv der latinisierten Form erwarten; außerdem würde Meffreth als Personenname in dieser Form und Stellung gegen die damalige Praxis der Titelgebung bei Predigtensammlungen verstoßen. Viel eher wäre ich geneigt, darin eine gelehrte Spielerei eines Mannes, der vielleicht eine orientalische Sprache gelernt hat, zu erblicken. Oder ein verschmitztes Versteckenspielen eines neckisch bescheidenen Autors, der einigen Grund gehabt haben mochte, anonym zu bleiben. Immerhin haben wir eine leise Spur, die vielleicht jemand Glücklicheren auf die richtige Fährte leiten kann. Der alte Zedler weiß — was unbeachtet geblieben ist — von den Predigten des Meffreth noch folgendes zu sagen: „Weil aber Meffreth ausdrücklich in denselbigen behauptet, daß die heilige Jungfrau Maria nicht ohne Erbsünde empfangen worden, so hat bey der anderen Herausgabe [die erste erschien schon 1476] Johann de Lapide eine ausführliche Vorerinnerung hinzugethan, darinnen dessen Meinungen widerlegt, und der Ketzerey beschuldigt werden." Das würde — den Hinweis verdanke ich H. Prof. A. Michelitsch — darauf schließen lassen, daß der Verfasser des „Meffreth" ein Dominikaner gewesen sei.

3.

Was ich hier mitteile, stammt aus Seitentälern, die abseits von der großen Heerstraße der Wissenschaft liegen. Für den Kenner haben sie einen eigentümlichen Reiz; kein Wunder, wenn er sich versucht fühlt, wenigstens etwas zur Kenntnis ihrer Geographie beizutragen. Kennt man erst ihre Geographie — so denkt er! — wird man bald auch selbst in sie einzudringen versuchen und Sinn für ihre landschaftlichen Reize gewinnen. Und wie vieles wäre da noch zu tun!

Selbst der neue Katalog der Inkunabeln des Britischen Museums mit seinen ausführlichen, schönen Beschreibungen enttäuscht in dieser Hinsicht ein wenig. Liest man in ihm (III, S. XIX): „As to sermons the outpout of these was very great. They will be found in the Index under Albertus Magnus . . . Caracciolus . . . Vincentius Ferrerius . . . Gritsch . . . Guillermus . . . Herolt . . . Michael de Hungaria . . . Hugo de Prato Florido . . . Jacobus de Clusa . . . *Meffreth* . . . *Paratus* . . . Pelbartus de Themeswar . . . Petrus de Palude . . . Soccus . . . Leonardus de Utino . . . Johannes de Verdena . . . Paulus Wann" — so weiß man nicht, ob sich die Herausgeber bewußt waren, daß sie hier neben echten Verfassernamen auch zwei unechte anführen. Oder wollen sie etwa bloß die Ordnungswörter angeben, unter denen man die einzelnen Sammlungen im Index suchen soll? Dazu ist aber das, was Pollard in der Einleitung des Werkes (I, S. XVII—XVIII) über die Wahl des Ordnungswortes sagt, bei der Fülle der Probleme, die an einen Bibliographen bei der Beschreibung von Inkunabeln herantreten, doch ziemlich wenig. Auch die Praxis der Herausgeber läßt nicht darauf schließen, daß sie sich auf ein einheitliches Vorgehen in dieser bibliographisch doch so wichtigen Angelegenheit geeinigt hätten. So stehen — um nur einige Beispiele zu nennen — die „Sermones Dan de sanctis" des Jordan von Quedlinburg einmal (I, 87) unter „Sermones Dan", anderswo aber (I, 102) unter „Jordanus de Quedlinburg". „Philippi de Bergamo Speculum regiminis alias Catho moralisatus" steht (I, 100) unter „Cato moralizatus", die „Historia Trojana" einmal (I, 134) unter „Columnis, Guido de", ein anderesmal wieder (I, 164) unter „Colonne, Guido delle".

Für den Index, der allerdings noch aussteht, ergeben sich in unseren zwei Fällen, sollen sie folgerecht durchgeführt werden, folgende Normen: alle Ausgaben des ersten Werkes werden unter „Sermones (parati)" zusammengestellt, bei „Paratus" wird darauf hingewiesen; die Ausgaben des zweiten kommen ebenfalls unter „Sermones (Meffreth)" und bekommen Hinweise von „Meffreth" und „Hortulus reginae". Das würde zwar den völligen Bruch mit dem jetzigen Modus der Beschreibung bedeuten, aber weiter keinen Schaden stiften. Verständige Benützer würden darin die auffallende und nützliche Warnung sehen, daß sie sich hüten sollten, „Paratus" und „Meffreth" noch weiterhin als *Verfassernamen* anzusehen.





Richard Wagners „Liebesverbot" und seine literarische Vorlage.

Von

Dr. Eugen Kilian.

Shakespeares Tragikomödie „Maß für Maß" blickt auf eine eigentümliche Geschichte auf dem deutschen Theater zurück. Schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, als man eben erst anfing, die Werke des Briten auf deutschem Boden zu spielen, erschien das Stück, von dem großen Friedrich Ludwig Schröder gefördert, auf der Hamburger Bühne und kurz darauf in derselben Bearbeitung auf dem Berliner Nationaltheater. Dort spielte Schröder, hier Fleck die Rolle des Herzogs. Sie scheint besondere Anziehungskraft auf die beiden Künstler geübt zu haben.

Mit Schröders Bearbeitung ist auch das Stück wieder von den Theatern verschwunden. Erst in den vier letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begann sich ihm die Teilnahme einzelner Bühnen wieder zuzuwenden, meist allerdings in freien willkürlichen Bearbeitungen, die in verkehrter Zimperlichkeit das eigentliche Kolorit und damit den Sinn des Originales zerstörten. Erst im Laufe des letzten Jahrzehntes ist darin eine entschiedene Wendung zum Bessern eingetreten. Seit dem nachhaltigen Erfolge, den das Stück in meiner Inszenierung am Münchner Residenztheater errungen hat, haben sich auch verschiedene andere Bühnen des Lustspiels mit größerem oder geringerem Glücke bemächtigt, und alle Zeichen deuten darauf hin, daß gleich „Wie es euch gefällt" auch „Maß für Maß" eine Renaissance auf dem deutschen Theater beschieden ist.

Zwischen jenen ältesten Aufführungen in Schröders Bearbeitung und den ersten neueren Versuchen mit dem Stücke klafft in der Bühnengeschichte eine Lücke von etwa sechs bis sieben Jahrzehnten. In der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und noch lange darüber hinaus haben sich die Spuren des Stückes ganz und gar auf dem deutschen Theater verloren. Nur vorübergehend ist es ein einziges Mal aufgetaucht, um alsbald meteorgleich wieder zu verschwinden. Diesmal freilich in musikalischer Fassung: in Richard Wagners Jugendoper „Das Liebesverbot oder Die Novize von Palermo" (1834). Über die einzige Aufführung des Werkes in Magdeburg (1836) und ihre seltsamen Begleitumstände hat Wagner selbst in seiner Autobiographie in sehr fesselnder und ergötzlicher Weise berichtet.

Wagners Umdichtung der Shakespeareschen Vorlage ist man bis jetzt nicht ganz gerecht geworden. Man hat wohl im Anschluß an Wagners eigene spätere Aufzeichnungen hervorgehoben, daß der ganze Charakter dieser Umdichtung mit ihrer Ausschaltung alles sittlichen Ernstes und ihrem rücksichtslosen Eintreten für die Berechtigung eines heiter-sinnlichen Lebensgenusses in einem gewissen Zusammenhang steht mit den Tendenzen, wie sie in dem gleichzeitigen Schaffen des Jungen Deutschland (Heinses Ardinghello u. a.) zutage tritt. Aber man tut Wagners Dichtung trotzdem Unrecht, wenn man sie mit dem von ihm selbst geprägten, aber nichtsdestoweniger unzutreffenden Schlagwort einer Verherrlichung der „freien Sinnlichkeit" kurzweg abtun will.

Shakespeares Stück hat eine ernste und eine heitere Seite: es birgt, wie so viele Werke des Dichters, die Elemente einer Tragödie und gleichzeitig die einer Komödie. Dem meisterhaften Schlußakt ist es geglückt, die heterogenen Bestandteile des Werkes zu wundervollem Zusammenklang zu vereinigen und alle Dissonanzen ohne Störung unseres sittlichen Empfindens in reine Harmonie verklingen zu lassen. Wagner hat auf die ernste Seite des Vorwurfs von vornherein verzichtet. Er wollte, wie schon der Titel zeigt, eine „komische" Oper schreiben. Alle schweren tragischen Akzente, mit denen Shakespeare seine Dichtung belastet hat, wurden ausgemerzt, die tiefsinnige sittliche Grundidee mit ihrer eigenartigen Variierung der Vergeltungstheorie außer acht gelassen. Für Wagner spitzte sich der ganze Vorwurf einfach auf den Kampf gegen einen verlogenen und heuchlerischen Puritanismus zu. Gibt man die Berechtigung dieses Standpunkts gegenüber dem rein Stofflichen des Werkes einmal zu, die Berechtigung, daraus ausschließlich die *Komödie* loszulösen, so muß man anerkennen, daß Wagner mit seiner Umarbeitung eine ganz vortreffliche musikalische Komödie geschaffen hat.



Die hierfür notwendige Umgestaltung mußte sich, abgesehen von der Verpflanzung der ganzen Handlung auf den südlichen Schauplatz Siziliens, in erster Linie auf zwei Punkte richten: die bedeutende Gestalt des Herzogs, der bei Shakespeare gleichsam als Träger der sittlichen Idee in unantastbarer Reinheit wie ein über den Parteien schwebender Chorus die ganze Handlung begleitet und damit allen Vorgängen ihre Ranghöhe und ihren sittlichen Hintergrund wahrt, diese Gestalt mußte in der Komödie völlig ausgeschaltet werden. Und weiterhin mußte die etwas kalte, starre und abstrakte Tugend, wie sie in Shakespeares Isabella verkörpert ist, eine leise Beugung nach der Seite des Menschlichen erfahren, sie mußte der Atmosphäre des Lustspielmäßigen einigermaßen angepaßt werden. Das ist Wagner ausgezeichnet geglückt. An Tiefe und an dichterischem Gehalt hat diese Gestalt gegenüber dem Originale bedeutend eingebüßt, aber was sie hier verloren, hat sie an rein menschlichem Interesse und an — Sympathie unzweifelhaft gewonnen. Ihre allzu wissende und selbstbewußte Tugend, die bei Shakespeare mehr unsere Bewunderung als unsere Liebe zu erregen vermag, ist bei Wagner — im Einklang mit dem ganzen Charakter seiner Dichtung — einer natürlichen Frische, einem wohltuenden menschlichen Empfinden gewichen. Als sie beim Statthalter mit der „steifen Seele“ um des Bruders Leben fleht, versäumt sie nicht, des innigsten Verständnisses voll, die Macht der Liebe zu preisen:

> Du schmähtest jene andre Liebe,
> Die Gott gesenkt in unsre Brust;
> O, wie so öd' das Leben bliebe,
> Gab er nicht Lieb' und Liebeslust!

Ihre im Original beinahe abstoßende Härte gegen den Bruder, als dieser im Kerker sie anfleht, sein Leben zu retten, wird bei Wagner dadurch bedeutend gemildert, daß sie Claudio hiermit zu prüfen sucht. Sie hat, im Gegensatz zu Shakespeare, in das Ansinnen des Statthalters hier scheinbar bereits eingewilligt und glaubt dadurch die Bürgschaft zu haben, daß das Leben des Bruders gerettet ist. Als er jene Prüfung durch seine Todesfurcht so wenig rühmlich bestanden hat, beschließt sie, ihm die in Aussicht stehende Begnadigung zu seiner Strafe zunächst noch vorzuenthalten:

> So sei's! Für seinen feigen Wankemut
> Sei er durch Ungewißheit seines Schicksals,
> Das ich so lang ihm berge, streng bestraft! —

Selbst gewisse humoristische Züge hat Wagner seiner Novize zu geben gewußt.

Vor allem aber wird Isabellas klösterliche Tugend durch ihre Neigung zu dem Sausewind Lucio bei Wagner stark vermenschlicht. Die Gestalt des Shakespeareschen Wüstlings ist hier, ohne die Züge des lebensfrohen Schürzenjägers völlig einzubüßen, in eine etwas höhere Sphäre gehoben, so daß er am Schluß nicht als unwürdig erscheint, mit Isabellas Hand beglückt zu werden.

Äußerst gelungen ist der ganze theatralische Aufbau des ersten Aktes. Drei szenische Bilder: zuerst eine zweifelhafte Straße in der Vorstadt, wo das strenge Liebesverbot des neuen Statthalters zur großen Empörung des Volkes verkündet und der verhaftete Claudio zum Kerker geführt wird. Als wirksam kontrastierendes Bild der Klosterhof, wo neben Isabella auch Mariana, die verlassene Geliebte des Statthalters ihre Zuflucht gefunden und jene bereits hier in ihr Unglück eingeweiht hat; Isabella wird durch Lucio über das Geschick des Bruders unterrichtet. Endlich als große, sehr wirkungsvoll sich aufbauende Schlußszene des Aktes die Gerichtssitzung beim Statthalter, eingeleitet durch eine burleske Szene Brighellas, des Führers der Sbirren. Dann Isabella vor dem Statthalter. Als sie sich dessen schnöden Gelüsten gegenübersieht, erwacht schon hier in ihr der Gedanke, in sein Verlangen scheinbar einzuwilligen und die verlassene Mariana an ihre Stelle zu schieben. Es ist kein Zweifel: Das Heikle, das dem Unterschiebungsmotive bei Shakespeare anhaftet, wo sich Isabella durch den ihr bis dahin völlig unbekannten Pater, den verkleideten Herzog, zu ihrer Vertauschung mit der ihr ebenfalls noch unbekannten Mariana bestimmen läßt, wird durch die Gestaltung der Vorgänge bei Wagner erheblich gemildert. Schon dadurch, daß der Gedanke der Unterschiebung ihrem eigenen Kopfe entspringt und durch ihre vertraute Bekanntschaft mit Mariana genügend vorbereitet ist. Insbesondere kommt diese Erfindung der rein lustspielmäßigen Gestaltung bei Wagner vortrefflich zustatten. Ein tragischer Ausgang scheint von vornherein ausgeschlossen; alles deutet auf eine fröhliche und versöhnliche Wendung hin. Das große Finale des ersten Aktes erhält eine ausgesprochene Lustspielstimmung, gehoben vor allem durch die zuversichtlich-übermütige Laune, womit Isabella der Entwicklung der Dinge entgegenblickt:

Ha, welche Lust, er ist gefangen,
Gelingen soll die schönste List; —
O, du sollst kühlen dein Verlangen,
Bis du mir satt voll Liebe bist!
Du sollst mir zappeln in der Falle
Für deine Narrheit, deine Heuchelei!
Ich räche mich und mache alle
Aus deinen Narrenketten frei!

Auch der zweite Akt hält sich auf achtunggebietender Höhe. Er beginnt im Gefängnisgarten mit den Szenen zwischen Claudio und Isabella, führt dann zum Statthalter, der seiner Zusage ungeachtet das Todesurteil an Claudio vollziehen lassen will, in der Absicht, nach der Liebesnacht sich selbst dem Tode zu weihen („es harret Tod und Wollust mein“); endlich die große Schlußszene auf dem Korso, wo die sinnenfreudige Stimmung des tyrannisierten Volkes in Lucios ausgelassenem Karnevalslied („Wer sich nicht freut im Karneval, dem stoßt das Messer in die Brust“) ihren taumelnden Ausdruck findet. Der Entlarvung des Statthalters, dem das Volk das gnädige Urteil spricht:

Nein, das Gesetz ist aufgehoben!
Wir wollen gnäd'ger sein als du

folgt die Vereinigung Isabellas mit Lucio und der Beschluß, dem heimkehrenden König in frohem Karnevalszuge entgegenzueilen.

Es wäre völlig verkehrt, gegen Wagners Dichtung etwa den Vorwurf der Frivolität erheben zu wollen. So wie er den Gegenstand einmal erfaßte, durfte die ausgelassene Lustspielstimmung des Schlusses nicht durch ernstere Akzente in der Lösung des Konfliktes beschwert werden. Wollte man Shakespeares Stück ausschließlich von der Seite des Lustspiels erfassen, so konnte die Aufgabe kaum besser und wirksamer gelöst werden. Seinen sicheren und scharfen Theaterinstinkt hat Wagner aber schon in dieser Jugendarbeit in wahrhaft glänzender Weise bekundet.

Wie eine Eintagsfliege ist diese musikalische Bearbeitung von „Maß für Maß“ in der Kunstgeschichte wieder verschwunden. Erst wenn neben der Dichtung auch die Partitur wieder ans Tageslicht gekommen ist, wird es der Zukunft beschieden sein, das merkwürdige Werk trotz des verdammenden Urteils, das Wagner selbst in späteren Jahren über diese Jugendsünde gesprochen hat, einem gerechteren Schiedsspruch der nachkommenden Geschlechter zuzuführen.



Noch ein Exlibris von Walter Leistikow.

Von

Ida Schoeller, gestorben am 30. Oktober 1917.

Die wertvolle Mitteilung im vierten Hefte des laufenden Jahrgangs „Ein Exlibris von Walter Leistikow" von Professor Dr. Georg Minde-Pouet gibt mir Veranlassung, etwas über das Buchzeichen zu berichten, das Leistikow im Jahre 1902 für mich gezeichnet und das, wie ich nach seinem Ausspruch annehmen mußte, das einzige geblieben war, das er gemacht. Erst durch obigen Artikel erfuhr ich, daß er zwei Jahre später das Buchzeichen für die Stadtbibliothek in Bromberg angefertigt hat, das aber nicht in Gebrauch genommen wurde.

Vielleicht werden Fernerstehende fragen, wo Leistikow das Eifelmotiv fand, er, der bisher als Maler die stillen Schönheiten der Grunewaldseen ausdeutete, und dessen nordische Küsten- und Schärenlandschaften die Heimat seiner Gattin verherrlichten, von dem jedoch kaum eine Eifellandschaft bekannt geworden ist. — Gerne gehe ich in meinen Erinnerungen zu der Bekanntschaft mit Leistikow zurück, war es doch für mich ein Erlebnis, den Künstler persönlich kennen zu lernen, dessen Bilder schon lange einen einzigartigen Zauber auf mich ausübten.

Eines Winterabends in Berlin war es, daß sich eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden bei dem mir befreundeten Bildhauer Professor Uphues zusammenfand, von dessen Hand verschiedene Denkmäler, Grabmäler und Porträtbüsten im kleinen Düren vereinigt sind. Hier sprach Leistikow sein Verlangen aus, eine Studienreise in die Eifel zu machen, und ergriff gerne meinen Vorschlag, als Standquartier mein Landhaus in Nideggen zu benutzen, das im schönsten Teil der nördlichen Eifel gelegen ist. Andern Tages wollten wir das Nähere in seinem Atelier am Steinplatz verabreden. — Wie eigen wirkte der große Raum mit seinem bläulich-seegrün gemalten Fußboden, von dem die Landschaften sich prächtig abhoben! An den Wänden hingen die handgewirkten Wandbehänge mit den bekannten Darstellungen nach Leistikows Zeichnung: die mit gereckten Hälsen über stille See am Waldabhang herfliegenden Schwäne und die über Felsenküsten und mondbeschienenem Meer erregt flatternden Raben; und daneben seine Aquarelle und Ölgemälde aus den nordischen Ländern, aus der Umgegend Berlins und aus anderen Orten. Aber am meisten leuchtete mir entgegen eine größere Grunewald-Landschaft, die im Hintergrund des Ateliers auf einer Staffelei stand und die mich gleich so fesselte, daß ich bat, sie besitzen zu dürfen. Ein Berliner Sammler jedoch hatte seine Hand darauf gelegt und erst mußte die Wahl zwischen diesem und einem streng stilisierten Bild Leistikows entschieden werden, ehe ich mich des Besitzes freuen konnte. — Nun aber fällt mein Blick beim Musizieren auf das Bild und es lockt der letzte Abendsonnenstrahl, der die Fichten am dunkelspiegelnden See streift, in das Geheimnis des Waldes hinein. — Später wurde mein Bild auf Leistikows Wunsch in München vervielfältigt und dadurch in weiten Kreisen bekannt.

Einige Monate nach dieser Begegnung schrieb mir Leistikow aus Särö (den Brief ziert eine Federzeichnung des schwedischen Schärengartens), daß er im September kommen könnte; und er traf dann auch ein, erst in Düren bei meinen Verwandten und bei mir verweilend, um hierauf für einige Zeit nach Nideggen überzusiedeln.[1]) Dort, von Haus Friedewalt aus, streifte er in die nähere Umgegend und liebte besonders die Wellenlinien der Ginster- und Heidekrauthügel, deren bräunlich abgeblühtes Laub seinen Farbensinn fesselte. Erstaunlich war das Farbengedächtnis des Meisters und ergötzlich, mit welcher Selbstverständlichkeit er die gleiche Fähigkeit bei andern voraussetzte und Angaben erbat über bestimmte Töne bei gewissen Beleuchtungen und Stimmungen, die natürlich nur ungenau von den Ungeschulten gegeben werden konnten. Daß Gespräche über Kunst und Literatur immer von neuem Genuß gewährten durch das ruhige, vermittelnde Urteil, das auch Andersstrebenden stets gerecht zu werden versuchte, wird jeder verstehen, der den Künstler kannte. Leistikow sah auch meine Bibliothek und ging gerne auf meinen Wunsch ein, von ihm ein Buchzeichen zu besitzen, das in meine Sammlung alter Holzschnittwerke hineinpaßte.

1 Lovis Corinth in seinem Buche „Das Leben Walter Leistikows" (Berlin 1910, Cassirer) erwähnt diese Freundschaft, verwechselt aber die Stadt Düren mit Duisburg.



Wir wählten dazu den Blick aus meinem Landhaus auf das alte Jülichsche Ritterschloß und die sich dahinter bis zum Hohen Venn hinziehenden Eifelberge, über die der stärkende Sturmwind die Wolken ballt.

Im ersten Entwurf schloß das Blatt mit dem schwedischen Spruch, den mir einst Niels Gade im Elternhaus in Düsseldorf in mein Kinderalbum geschrieben und der mir in seiner tiefen Deutbarkeit wie ein Wahlspruch geworden: Lefve allt skönt och ädelt. Da aber beim Buchzeichen der Name des Besitzers unumgänglich nötig ist, wurde der untere Teil hinzugefügt.

Beim Vergleich mit dem zwei Jahre später entstandenen, von Professor Minde-Pouet veröffentlichten Exlibris fällt die Ähnlichkeit der Form, der Umrahmung und der Baumbehandlung auf. Auch hier hat der Künstler zum Besten der Raumwirkung den Naturausschnitt einer leichten Veränderung unterzogen, indem er die Linien der Berge zusammenrückte und die Baumgruppen stilisierte. So eignet sich das Blatt in seiner Holzschnittart vorzüglich für seinen Zweck. Leistikow selbst hatte Freude an dem kleinen Werk und brachte mir das Leistikowheft der Zeitschrift „Die Kunst für Alle" vom 1. Mai 1903, wo unter 25 Abbildungen seiner besten Werke sich auch mein Buchzeichen befand.



Ida Schoeller †.

Von

Georg Witkowski.

In tiefem Schmerze übergebe ich den Lesern der Zeitschrift für Bücherfreunde den ersten Beitrag, den ihnen Ida Schoeller, die beste deutsche Sammlerin und Kennerin des schönen Buches, spendete. Denn es ist zugleich ihr letzter. Am 30. Oktober 1917 wurde sie in der Fülle der Kraft und der Lebensfreudigkeit durch ein tückisches Ungefähr, eine Kohlenoxydgasvergiftung, hingerafft, nachdem ihr starker Körper noch neun Tage dem Tode getrotzt hatte.

Ida Schoeller entstammte einem jener rheinischen Häuser, denen die Industrie des Wuppertales ihr gewaltiges Wachstum dankt. Der älteste nachweisbare Vorfahr, Andreas Möller (1650—1703), war Kaufmann in Elberfeld, dessen Urenkel Johann Anton Arnold (1732 bis 1806) wirkte segensreich und geehrt als Kaufmann und Bürgermeister zu Lippstadt, späterhin als Kommissionsrat bei der Kammer zu Hamm. Der einzige Sohn, Anton Wilhelm Peter (1762—1846), ergriff das Studium der Theologie und starb als Oberkonsistorialrat in Münster i. W. Die innige Verbindung von strenger evangelischer Frömmigkeit und hohem praktischen Können, die das rheinische Protestantentum so eigenartig kennzeichnet, bewährte sich darin, daß der Sohn des einstigen Theologieprofessors, Johann Jakob Julius (1793—1877), als Kaufmann zu hohen Erfolgen gelangte; er starb als Handelskammerpräsident in Elberfeld.

Aus der Ehe seiner Tochter Ida mit dem Essener Fabrikbesitzer Eduard Schulz, der früh der Erwerbstätigkeit entsagte und sich seiner Neigung zur Malerei hingab, ging am 3. März 1863 eine Tochter hervor, die den Namen der Mutter empfing. Schon mit drei Jahren verlor die kleine Ida den Vater, fand jedoch reichsten Ersatz in dem zweiten Gatten der Mutter, Sven Viktor Helander aus Gotenburg, der in Düsseldorf als schwedisch-norwegischer Konsul waltete, aber seiner eigentlichen Neigung und Begabung nach Maler war. Von diesem trefflichen Stiefvater, dessen schwedisches Heimatland für Ida Schoeller fast zu einer zweiten Heimat wurde, empfing ihre Jugend die wichtigsten Anregungen, aus denen sehr früh die Neigung zur Kunst und insbesondere zur Buchkunst erwuchs. Sie selbst schildert uns, wie sie als kleines, langzöpfiges Mädchen sich für alte Mönchsschriften begeisterte und in ihrer freien Zeit eifrig schöne Majuskeln mit ihren krausen Ranken und Vergoldungen auf Festprogramme oder in Familienbücher malte, wie sie den Katalog der elterlichen Bibliothek mit bunten Farben schrieb, die einzelnen Abteilungen mit sorgsam ausgeführten Titelblättern schmückend, wie sie dem Vater im Verlangen nach dem Besitz alter Pergamentschriften ein hübsches schwedisches Blatt aus einem Missale des 14. Jahrhunderts abbettelte.

Als Ida Schulz dann dem Fabrikbesitzer Guido Schoeller in Düren vermählt worden war, unterstützte der Gatte in erhöhtem Maße ihre edle Liebhaberei durch Geschenke von prächtigen Blättern aus Antiphonarien und anderen Pergamenthandschriften. In dem kunstgeweihten Hause, das sie sich in Düren erbauten, und auf dem heiteren, in das Eifelland hinausblickenden Landsitz Friedewalt zu Nideggen fanden solche Schätze die würdigen Stätten, und an ihnen erwuchs das aus der Liebhaberei keimende Studium, das mit der Freude am Besitz eng verschwisterte Streben nach tieferem Verstehen und reicherer Anschauung alter Buchkunst.

Mit 35 Jahren schon verlor Ida Schoeller den Lebensgefährten, und nun, als ihr Muße und Zeit mehr als gewünscht zuteil wurde, begann bald, wie sie erzählt, das künstlerische Buch ihr ein Trost zu werden. Den ersten Kern ihrer Sammlung bildete eines der schönsten Pergament-Exemplare des „Theuerdank" und ein ebenfalls hervorragender Abdruck des „Weißkunigs", des zweiten Werkes Kaiser Maximilians. Organisch schlossen sich um diesen Mittelpunkt die anderen Erzeugnisse der großen Buchkünstler des 15. und 16. Jahrhunderts, an sie reihten sich die Vertreter der späteren deutschen Buchillustration bis zur Gegenwart, und zum Vergleich wurden die besten Leistungen des Auslandes, zumal aus den englischen Werkstätten der „Sixties" und der neuesten Zeit (Kelmscott Press usw.) hinzugefügt.

Die erste Kunde von der so entstehenden Sammlung gab eine Ausstellung „Die Kunst im Buchdruck des 15. Jahrhunderts", die Ida Schoeller mit einem von ihr verfaßten Katalog 1905 im Leopold Hoesch-Museum in Düren veranstaltete. Zum zweiten Male bot sie dann der Öffentlichkeit einen beträchtlichen Teil ihrer inzwischen sehr vermehrten Schätze dar, als im März 1912 die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" in Berlin auch den Sammlerinnen Raum gewährte, diesmal ausführlicher über Absicht und Werden ihrer Bibliothek berichtend. Aber für die Gesamtheit der Bücherfreunde und weit über sie hinaus gewann der Name Ida Schoeller erst den gebührenden Klang, als im Sommer 1914 auf der Bugra in Leipzig



ihre Sammlung zum Glanzstück der Abteilung Bibliophilie wurde und als im folgenden Jahre der schöne, durch die reiche Beihilfe Ida Schoellers zu einer prächtigen Publikation gestaltete Katalog ihrer in Leipzig gezeigten Bücher den Mitgliedern der Gesellschaft der Bibliophilen dargeboten ward.

Und doch bedeutete das, was hier unter dem Titel „Die Kunst im deutschen Buchdruck" von der Sammlerin mit so vieler Sachkenntnis verzeichnet war, nur einen Teil der Ernte, die sie in fast zwanzigjährigem beglückenden Eifer zusammengelesen hat. An einer anderen Stelle der Bugra, im Hause der Frau, waren reiche Proben ihres Besitzes an Büchern der jüngsten Vergangenheit zu finden, und keineswegs war die ganze Bibliothek in Leipzig zur Schau gestellt worden.

Galt es doch nicht etwa, vor allem durch die Fülle des Dargebotenen auf die Beschauer zu wirken. Die mit feinstem Empfinden geschaffene Gesamtstimmung einte das Einzelne zur allgemeinen Weihe und bereitete dem, der diese zwei Zimmer einer deutschen Bibliophilin betreten hatte, einen künstlerischen Eindruck unvergeßlicher Art. Aus alten Rokokomöbeln und -Schränken hatte nach der Angabe von Frau Schoeller Regierungsbaumeister Schleicher in Düsseldorf Innenräume hergestellt, die Vornehmheit und Behagen durchflutete und die so aufs glücklichste das Wesen ihrer Besitzerin abspiegelten. An ein großes, fast quadratisches Gemach schloß sich ein längliches, galerieartiges Zimmer, beide mit Schreibgelegenheiten und bequemen Sitzen zum Verweilen und Versenken ladend und durch allerlei alte schmückende Kostbarkeiten dem Auge die angenehmste Erholung darbietend. Die Schlußtafeln des Katalogs, die den Hauptraum zeigen, können von seiner intim vornehmen Wirkung denen, die nicht selbst die Leipziger Ausstellung gesehen haben, kaum einen Begriff geben. In seinem vollen Wert trat das erst zutage, als die endgültige Aufstellung in dem Hause Ida Schoellers in Düren erfolgt war.

Die Herrin dieses Hauses fand neben einer ausgebreiteten gemeinnützigen Tätigkeit noch immer reichlich Zeit für die Pflege und das Mehren ihrer Kostbarkeiten, nicht nur ihr selbst zur Freude, sondern auch allen denen zu reichem Gewinn, denen das Glück persönlicher Beziehungen oder Studienzwecke den Zutritt verschafften. Unermüdlich war sie im Herbeitragen und Erläutern, wo ihr Verständnis und Ernst entgegenkam, und mit größter Liberalität lieh sie für öffentliche Zwecke ihren Besitz her, so aus der besonders reichen Sammlung zur Geschichte der Kunst Düsseldorfs für die dortigen Andreas Achenbach- und Mintrop-Ausstellungen. Eine im Werden begriffene wissenschaftliche Arbeit über die Düsseldorfer Kunst ist zum großen Teile an der Hand der Besitztümer Ida Schoellers in ihrem Hause entstanden.

Dabei mangelte ihr jene leichtverzeihliche, aber doch nicht angenehme Eitelkeit des Sammlers, die aus dem Staunen und dem Neid der Betrachter ihre höchste Befriedigung schöpft, ebenso wie auch jenes Prunken mit bibliographischen Kenntnissen, das dem Platzregen gleich sich über den duldenden Besucher ergießt. Im Gegensatz dazu verbarg Ida Schoeller sorgsam ihr reiches Wissen, ihr feines Urteil; höchstens vernahm man einmal, wenn sie eines ihrer Lieblingsbücher aufschlug, in dem warmen, hellen Klang ihres rheinischen Deutsch den Ausruf: „Das ist doch schön!" Sie wollte keine Gelehrte und keine „Sammelnärrin" sein. Gesund war ihr Verhältnis zu ihren Büchern, aufgebaut auf der Liebe zur Kunst und zu den in ihnen ausgeprägten seelischen und geistigen Werten, genau entsprechend ihrer klaren, harmonischen, gütigen und willenskräftigen Wesenheit.

Ihre Bibliothek wurde zu ihrem Abbild und wird es, wie wir hoffen dürfen, für alle Zeiten festhalten. Denn diese Sammlung soll nicht, gleich den meisten ihrer Art, wieder zerstreut werden, sondern der Belehrung und dem Genießen dienstbar bleiben. Mit dem Ernst, der sich hinter der heiteren Außenseite Ida Schoellers barg, hat sie seit langer Zeit immer wieder die Frage erörtert, wo nach ihrem Tode ihre geliebten Bücher am nutzbringendsten und würdigsten aufzubewahren wären. Wer hätte denken sollen, daß diese Frage schon so schnell eine endgültige Antwort heischen würde! Nun sind diejenigen, die ihr am nächsten standen, gezwungen, die Entscheidung zu fällen. Mit ihnen trauern an dem frischen Grabe viele, denen sie viel gewesen ist, und dankbar legt zu den Kränzen, die den Hügel mit freundlichen Farben decken, die Bibliophilengemeinde im Geiste den ihrigen und fügt die Inschrift hinzu: „Der besten unter den Bücherfreundinnen unserer Zeit".

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek in Darmstadt und ihre Jubiläumsausstellung im September 1917

Zu dem Aufsatze von Dr. Adolf Schmidt



Bild 1. Hs. 1948. Der Schreiber überreicht dem Erzbischof Gero von Köln die Handschrift



Bild 2. Hs. 1948. Der Erzbischof Gero von Köln bringt dem hl. Petrus die Handschrift dar



Bild 3. Hs. 1948. Der thronende Christus aus dem Gerokodex



Bild 4. Hs. 1948. Der Evangelist Matthäus aus dem Gerokodex



Bild 5. Hs. 1948. Der Evangelist Markus aus dem Gerokodex

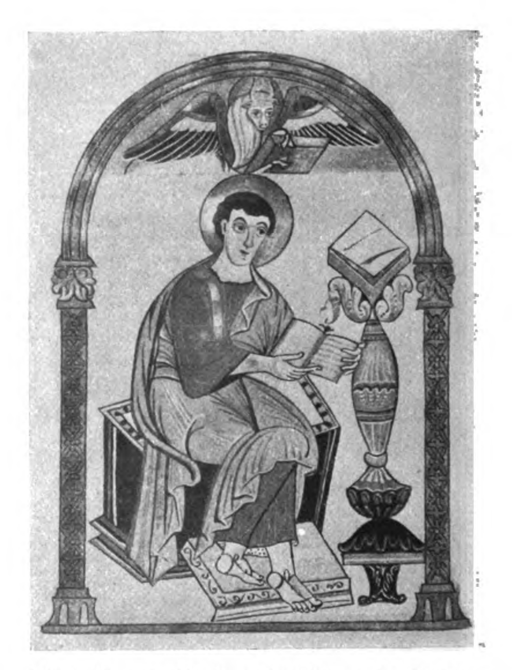


Bild 6. Hs. 1948. Der Evangelist Lukas aus dem Gerokodex

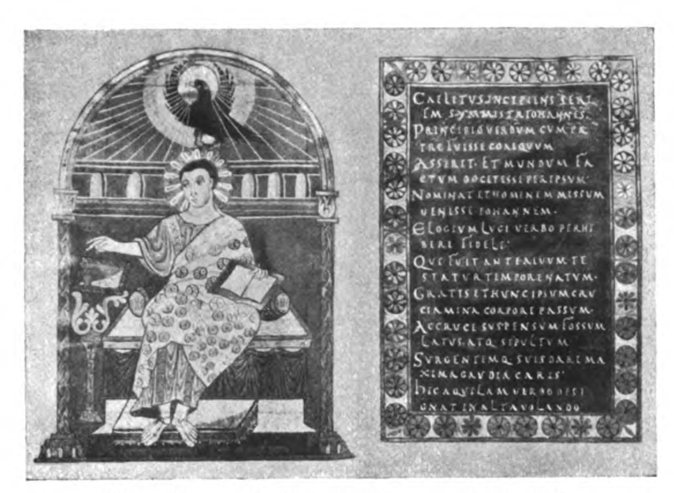


Bild 7. Hs. 1948. Der Evangelist Johannes aus dem Gerokodex

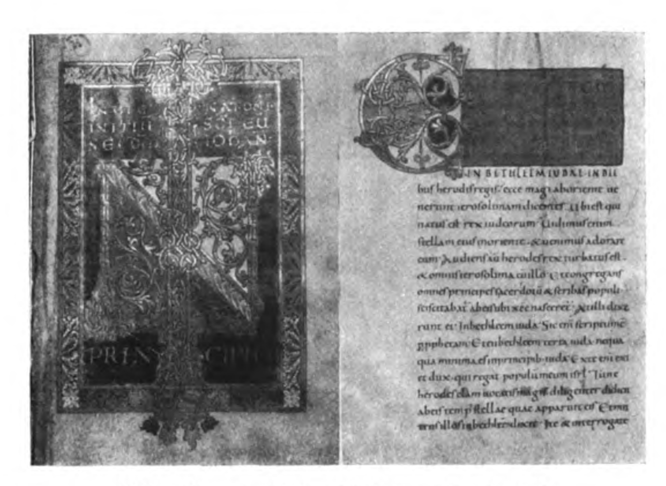


Bild 8. Hs. 1948. Initial und Textseite aus dem Gerokodex



Bild 9. Hs. 530. Thronender Christus eines Evangeliars aus München-Gladbach



Bild 10. Hs. 1640. Die Äbtissin Hidda überreicht der hl. Walburg, der Patronin des Frauenklosters zu Meschede, die Handschrift



Bild 11. Hs. 1640. Christi Taufe aus dem Hiddakodex

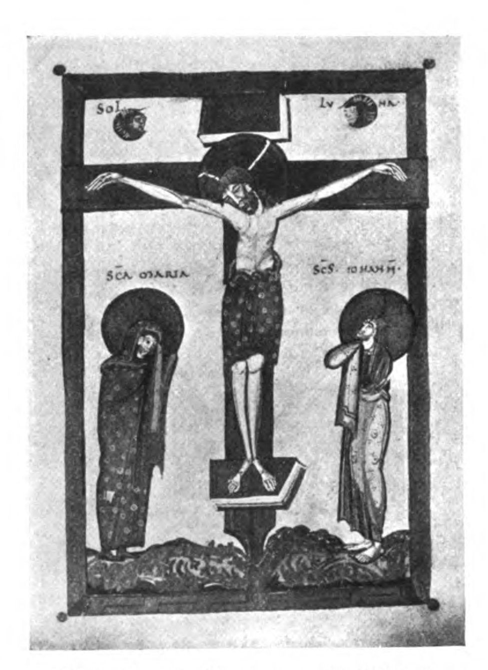


Bild 12. Hs. 1640. Kreuzigung aus dem Hiddakodex



Bild 13a. Hs. 891. Aus Kloster Laach



Bild 13b. Hs. 891. Aus Kloster Laach



Bild 14. Hs. 945. Aus Grafschaft. Der hl. Anno, Erzbischof zu Köln, als Kirchenerbauer



Bild 15. Hs. 874 Kanonbild aus einem Kölner ,Missale



Bild 16. Hs. 60. Verwandt dem Breviarium Grimani in Venedig



Alre sunc
kede mar
tir senn
cristofore
die den
heren
hais vā
grunde
geminn
net und hais martilie umb
synen willen geleden in de
sem dale der trene. wir bid
den dich untbynde uns van
allen benden der sunden und
up dat wir beschirmet wer
den van alme ungelucke und
vur den viant. O gloriose

Bild 17. Hs. 70. Seite aus dem Kölner Gebetbuch aus der Schule Stephan Lochners



Bild 18. Ex-Libris Johann Fischarts, gezeichnet von Jobst Amman. Einziges bekanntes Exemplar

Die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek in Darmstadt und ihre Jubiläumsausstellung im September 1917.

Von deren Direktor Dr. Adolf Schmidt.

Mit achtzehn Bildern.

Wenn die Stadt Darmstadt und mit ihr das ganze Hessenland heute in der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek eine Anstalt besitzt, die an Größe und Bedeutung die Landesbibliotheken der dem Großherzogtum gleichstehenden Bundesstaaten weit überragt und ebenbürtig neben den königlichen Bibliotheken zu Dresden und zu Stuttgart steht, so verdanken sie dies in erster Linie dem hessischen Fürstenhaus, das die Bibliothek gegründet, sie jahrhundertelang mit großer Sorgfalt und bedeutendem Aufwand immer weiter ausgebaut und die gesammelten Schätze endlich in hochherzigem Entschlusse dem Staate als Eigentum überwiesen hat. Die Anfänge der Bibliothek gehen bis in die Zeit der ersten Darmstädter Landgrafen Georg I. (1567—1596) und Ludwig V. (1596—1626) zurück. Wenn deren Bücherkäufe auch zumeist praktischen und namentlich erbaulichen Zwecken dienten, so wurden die Bücher doch sorgsam gesammelt und schon unter Georg I. in Katalogen verzeichnet. Von einer größeren Schloßbibliothek kann man indessen erst seit Georg II. (1626—1661) reden, dessen Gemahlin Sophie Eleonore neben einem ansehnlichen Büchervorrat die von ihren Vorfahren ererbte Liebe zu schönen Büchern aus ihrer kursächsischen Heimat mitgebracht und auf ihren Gemahl und ihren Sohn Ludwig VI. (1661—1678) übertragen zu haben scheint. Noch heute bilden die Bücher der Landgräfin, die z. T. mit kostbaren sächsischen Einbänden geschmückt sind, hervorragende Prachtstücke der Darmstädter Bibliothek. Eine ungemein wertvolle Bereicherung, die ihr zu verdanken ist, war der von dem pfälzischen Kirchenrat Markus zum Lamb um 1600 angelegte Thesaurus Picturarum, eine Sammlung von jetzt 32 Bänden mit Bildern jeder Art und geschriebenen und gedruckten Erläuterungen. (Vgl. Eduard Otto in dieser Zeitschrift N. F. 1, Heft 12, 1910, S. 404ff.)

Eine weitere sehr schätzenswerte Vermehrung bildete die durch Erbschaft an Georg II. gefallene reiche Bibliothek des gelehrten Landgrafen Philipp von Butzbach (1581—1643), eines Sohnes Georgs I., die der Fürst nicht nur durch Einzelkäufe und seine Verbindung mit zahlreichen Gelehrten, sowie durch Bevollmächtigte in verschiedenen Städten zusammengebracht, sondern auch durch Ankauf ganzer Bibliotheken vergrößert hatte, unter denen eine aus dem Besitz des württembergischen Hofbeamten Hans Georg von Berlichingen stammende (vgl. diese Zeitschrift N. F. 9, Heft 2, 1917, S. 41 ff.) und die des Professors der Medizin Joseph Lautenbach in Gießen, die z. T. von dessen Vater, dem elsässischen Theologen und Dichter Conrad Lautenbach ererbt war, besonders wertvoll waren.

Ludwig VI. kaufte ebenfalls nicht nur einzelne kostbare Bücher, wie das herrliche Pergamentexemplar des Neuen Testaments aus der von Fust und Schöffer zu Mainz 1462 gedruckten lateinischen Bibel, sondern auch ganze Bibliotheken, so 1669 die des Satirikers Hans Michael Moscherosch, die nicht nur an wissenschaftlicher wie an schöner Literatur ungemein reich war, sondern auch einige Handschriften mit prächtigen Miniaturen gebracht hat. (Vgl. Zs. 2, 2, 1899, S. 498 ff.) In Moscheroschs Sohn, dem Sprachmeister Johann Balthasar Moscherosch, gab Landgraf Ernst Ludwig (1678—1739) der damals im oberen Stockwerk des Glockenbaues des landgräflichen Schlosses aufgestellten Hofbibliothek 1692 ihren ersten Bibliothekar. Eine ganz hervorragende Bereicherung bildete die sog. „Hanau-



ische Bibliothek", die der letzte Graf von Hanau Johann Reinhard von einem seiner Beamten namens Henning, der zur Befriedigung seiner Bücherliebhaberei herrschaftliche Gelder verbraucht hatte, als Schadenersatz für 10000 fl. übernommen und seinen Enkeln, den Söhnen Ludwigs VIII. (1739—1768) geschenkt hatte. Der Landgraf kaufte 1762 den Anteil seines zweiten Sohnes, des Prinzen Georg, zur Vermehrung des dem Erbprinzen, dem späteren Landgrafen Ludwig IX. (1768—1790) zustehenden Teiles an, und die ganze „Bibliotheca Hasso-Hanoica" wurde der Hofbibliothek einverleibt. Die Erwerbung der an Werken über deutsche Geschichte und deutsches Staatsrecht besonders reichen Bibliothek des 1765 gestorbenen Geh. Reg. Rates Johann Jakob Hombergk, die Ludwig VIII. von dessen Witwe für 5000 fl. kaufte, war die Veranlassung, daß die Bibliothek aus den zu eng gewordenen Räumen im Glockenbau 1768 in das nordwestliche Erdgeschoß des neuen Schlosses nach dem Paradeplatz zu verbracht, dort nach Wissenschaften aufgestellt und im Jahre 1778 zum ersten Male einem größeren Kreise zugänglich gemacht worden ist, zunächst allerdings nur dem Hof und der Regierung bis zu den bei den Kollegien wirklich angestellten Räten herab.

Ihre Glanzzeit erlebte die Hofbibliothek unter der Regierung Landgraf Ludewigs X., des späteren Großherzogs Ludewig I. (1790—1830). Schon als Erbprinz hatte er die schöne von seiner Mutter, der großen Landgräfin, ererbte, hauptsächlich aus französischen Büchern bestehende Bibliothek durch Ankäufe aus seinen eigenen Mitteln zu einer nicht unbedeutenden Kabinettsbibliothek, die wieder im Glockenbau untergebracht wurde, erweitert. Es wurde nun und zwar, wie sich aus den Akten ergibt, auf eigene Anordnung des Landgrafen hin, zum erstenmale der Versuch gemacht, die beiden Bibliotheken, die sich gegenseitig ergänzten, zu einer großen alle Wissensgebiete umfassenden Bibliothek auszubauen. Als Richtschnur gab er dem Bibliothekar, dem hessischen Geschichtschreiber Helfrich Bernhard Wenck, durch eine Verfügung vom 7. November 1791 die Weisung, bei der Auswahl durchaus mehr auf größere, seltnere, ausländische und vorzügliche Hauptwerke, als auf neuere, besonders Handbücher, deren jeder vom Métier doch immer selbst haben und sich anschaffen müsse, Rücksicht zu nehmen, „indem doch die Absicht öffentlicher Bibliotheken nicht eigentlich ist, die Anschaffung von Privatbüchersammlungen entbehrlich zu machen, sondern diesen nur durch ihre reichere und seltnere Schätze zu Hülfe zu kommen und Privatgelehrte in ihren Bemühungen zu erleichtern." Zu den aus der Staatskasse für die Hofbibliothek bezahlten 1100 fl. stellte der Fürst aus seiner Privatkasse alljährlich reiche Mittel zur Verfügung, die jenen geringen Betrag manchmal um das Zwanzigfache übertrafen. Mit den zu besonderen Erwerbungen vom Staate bewilligten außerordentlichen Beiträgen sind damals in Darmstadt für Bibliothekszwecke Summen ausgegeben worden wie in wenigen anderen deutschen Ländern. Die Ankäufe ganzer Bibliotheken aus den verschiedensten Wissensgebieten zeigen, wie planmäßig man dabei verfuhr, und wie sehr man bemüht war, überall Lücken auszufüllen.

Ein besonderer Glücksfall war das Vermächtnis des am 1. Januar 1805 verstorbenen Sammlers Baron Hüpsch in Köln an den Landgrafen, das neben mehr als 4000 Druckwerken allein einen Zuwachs von 868 Handschriften brachte, unter denen sich namentlich kostbare liturgische Schriften mit herrlichen Miniaturen aus niederrheinischen und niederländischen Klöstern befanden. (Vgl. mein Buch „Baron Hüpsch und sein Kabinett". Darmstadt 1906.) Auch die hessischen Klosterbibliotheken der Kapuziner zu Bensheim und Dieburg, der Karmeliter zu Hirschhorn, der Benediktiner zu Seligenstadt und der Dominikaner zu Wimpfen, wenn sie auch nicht besonders reich an älteren Werken waren, brachten doch gerade auf solchen Gebieten Zuwachs, die seither weniger gut vertreten waren. Sehr wertvolle Handschriften ließ Großherzog Ludewig I. als Herzog von Westfalen aus den Klöstern des kölnischen Westfalens, den Abteien Bredelar, Grafschaft und Wedinghausen, dem Minoritenkonvent zu Brilon und den Klöstern zu Ewig und Glindfeld nach Darmstadt verbringen.

Durch diese verschiedenen Ankäufe und Schenkungen waren die beiden Bibliotheken



an Bändezahl wie an innerem Werte so gewachsen, daß sie nach Neuaufstellung in den beiden oberen Stockwerken des nach dem Marktplatz zu gelegenen südöstlichen Schloßflügels zu den größten und bedeutendsten Bibliotheken Deutschlands gehörten. Bekannt sind die bewundernden und anerkennenden Worte, die Goethe in seiner „Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" der Darmstädter Bibliothek gewidmet hat: „Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können."

Es war ein weiteres Verdienst des Großherzogs, daß er mit der Ordnung dieser gewaltigen Büchermasse, die er bis zu seinem Tode in derselben freigebigen Weise aus seinen eigenen Mitteln vermehrt hat, in Andreas Schleiermacher den richtigen Mann betraut hat. Als Bibliothekar seit 1811 und bald darauf als Direktor der Hofbibliothek entwarf Schleiermacher sein 1847 in einer Umarbeitung gedrucktes „Bibliographisches System der gesamten Wissenschaftskunde", auf Grund dessen ein systematischer Katalog der Bibliothek ausgearbeitet worden ist, dem damals und noch auf lange Jahre hinaus kaum eine andere große deutsche Bibliothek eine ähnliche Leistung an die Seite stellen konnte.

Die durch die Vereinigung der alten Kabinettsbibliothek mit der alten Hofbibliothek entstandene neue Hofbibliothek wurde im September 1817 dem Publikum zur allgemeinen Benutzung geöffnet. Noch über seinen Tod hinaus war Ludewig I. dafür besorgt, daß die ihm ans Herz gewachsene Bibliothek wie seine unter dem Namen „Museum" vereinigten übrigen Sammlungen stets dem Zwecke, zu dem er sie sie gegründet und ausgebaut hatte, erhalten blieben. Er verfügte deshalb in einem 1820 abgefaßten besonderen Testament, daß sie kraft eines beständigen, unteilbaren und unveräußerlichen Fideikommisses bei dem Großherzoglichen Hause verbleiben, als Staatseigentum betrachtet und behandelt werden und auch in Zukunft wie bisher zur Unterhaltung und Belehrung des Publikums offen stehen sollte.

Nach dem Tode des hochherzigen Fürsten folgten für seine Schöpfung zunächst einige Jahre, in denen ihr nur sehr geringe Mittel zur Verfügung standen, da die bedeutenden Zuschüsse aus der Kabinettskasse aufhörten, und die Stände sich erst im Jahre 1836 bereit erklärten, die vollen Kosten für die Erhaltung und Vermehrung der Bibliothek auf den Staat zu übernehmen. Damit war eine gedeihliche Weiterentwicklung im Sinne ihres erhabenen Stifters verbürgt und die Bibliothek konnte dank dem Verständnis der Regierung und der Landstände ihre hervorragende Stellung als eine der ersten deutschen Bibliotheken seither stets behaupten. Die käufliche Erwerbung ganzer Bibliotheken hat zwar mit wenigen Ausnahmen aufhören müssen, an ihre Stelle sind aber namentlich in den letzten Jahrzehnten viele Schenkungen und Vermächtnisse getreten, die das große Interesse bezeugen, das weite Kreise erfreulicherweise an der Landesbibliothek nehmen.

Es fehlen leider genaue Angaben über den Umfang der Hofbibliothek beim Tode Ludewigs I. Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dürfte die Bändezahl etwa 250000—300000 betragen haben. Heute sind wir bei 603000 Bänden angelangt. Die Bibliothek steht darnach unter den großen deutschen Bibliotheken gegenwärtig an neunter Stelle. Der gewaltige Zuwachs springt besonders in die Augen, wenn wir die Zahl der nach Walthers „Neuen Beiträgen zur Geschichte der Hofbibliothek" im Jahre 1870 in der Hofbibliothek vorhandenen laufenden Zeitschriften mit der des letzten Jahres vor dem Kriege vergleichen. 1870 waren es im ganzen 281 Zeitschriften, 1914 fast zehnmal so viele, nämlich rund 2700. Den 17 medizinischen Zeitschriften von 1870 standen 126 gegenüber, den 33 juristischen und staatswissenschaftlichen 160. Und so ist es auf fast allen Gebieten des Wissens.

Von dem Geldwert, der in einer so bedeutenden Bibliothek steckt, können sich die wenigsten eine richtige Vorstellung machen. Als Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahr-



hunderts eine Feuerversicherung der Bestände der Großherzoglichen Hofbibliothek abgeschlossen werden sollte, schätzten zwei von beiden Seiten als Sachverständige zugezogene Antiquare deren Wert auf über vier Millionen Mark, wobei die Kostbarkeiten noch nicht einmal nach ihren auf dem antiquarischen Büchermarkte jederzeit zu erzielenden Preisen, die seitdem noch gewaltig in die Höhe gegangen sind, angesetzt wurden, sondern nur zu den für die übrigen Bücher angenommenen Durchschnittssätzen. Heute ist die Bibliothek bei elf Gesellschaften zu einem Satze von $^1/_2{}^0/_{00}$ bei Annahme von Durchschnittspreisen je nach den Formaten für M. 5374937 versichert. Wenn man die Kostbarkeiten nach ihren heutigen antiquarischen Preisen ansetzen wollte, kämen leicht noch ein paar Millionen Mark mehr heraus. Aber der Geldwert der Bibliothek ist nicht die Hauptsache. Er wird weit übertroffen durch die ideale Bedeutung, die die Hofbibliothek als Landesbibliothek für das geistige Leben unseres Landes hat, namentlich seitdem sie im Jahre 1885 als erste deutsche Bibliothek durch die Einführung der portofreien Versendung ihrer Bücher im ganzen Großherzogtum es versucht hat, die Benutzer im Lande denen der Hauptstadt einigermaßen gleichzustellen. Die gewaltige Steigerung der Benutzungszahlen hat gezeigt, wie sehr sie dadurch einem Bedürfnis entgegengekommen ist. Es wird manchen überraschen, zu hören, daß die Landesbibliothek des kleinen Großherzogtums Hessen in den letzten Jahren vor dem Kriege mehr Bücher in das Land verschickt hat als die beiden Hauptbibliotheken des fast viermal so großen Königreichs Sachsen, die Kgl. Öffentliche Bibliothek zu Dresden und die Universitätsbibliothek zu Leipzig zusammen genommen. Auch die Benutzung im Lesesaale ist eine ungewöhnlich starke, obgleich hier die mißlichen Raumverhältnisse einer vollen Ausnutzung der reichen Bücher- und Zeitschriftenschätze hindernd im Wege stehen.

Zur Erinnerung an ihre hundertjährige öffentliche Wirksamkeit hat die Bibliothek vom 13.—21. September in ihrem Lesesaale eine Ausstellung von kostbaren Handschriften mit Miniaturen, bemerkenswerten Einbänden und alten Drucken, zumeist mit Holzschnitten veranstaltet, die sonst bei dem Mangel eines Schausaales nur wenigen zu Gesichte kommen, so daß man selbst in Darmstadt über diese ungeahnte Fülle erlesenster Schätze aufs höchste erstaunt war. Die über alle Erwartung hinausgehende Menge der Besucher sowie die bewundernden Äußerungen über die prächtigen Stücke zeigten, wie sehr weite Kreise durch die Ausstellung interessiert waren und befriedigt worden sind. Es ist bei dem Reichtum, der zur Veranschaulichung kam, natürlich nicht möglich, hier auch nur die hervorragendsten Sachen anzuführen, es soll nur in großen Zügen darauf hingewiesen werden, was alles zu sehen war. Bei den Handschriften überwogen, der Entstehung der Bibliothek entsprechend, die rheinischer Herkunft, die zum größten Teile aus dem oben erwähnten Vermächtnis des Kölner Sammlers Baron Hüpsch oder aus westfälischen Klöstern stammen. An der Spitze der berühmte, um die Mitte des 10. Jahrhunderts geschriebene Gerokodex, ein Lektionar mit prachtvollen Bildern und Initialen (Bild 1—8), ein Missale und Antiphonar des 10. Jahrhunderts aus Echternach, ein gleichaltriges Evangeliar aus dem Mariengradenstift in Köln mit interessantem Seidenstoffeinband, ein Evangeliar des 11. Jahrhunderts aus Seligenstadt mit prachtvollem vergoldeten Metallschmuck, der z. T. mit Benutzung älterer Stücke im Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Vorderdeckel angebracht worden ist, und weitere Handschriften aus München-Gladbach (Bild 9), Meschede (Bild 10—12), Kloster Laach (Bild 13a-b), Grafschaft (Bild 14), Bredelar, Lüttich, Corbie, Weingarten in Schwaben und anderen Orten. Besonders bewundert wurden vor allem die großartigen Kanonbilder einer Reihe von Meßbüchern, zumeist aus Köln (Bild 15), wie sie in dieser Fülle und Schönheit kaum eine andere Bibliothek aufzuweisen haben dürfte. Auch ein Band der fünfbändigen, von dem Verfasser der Imitatio Christi, Thomas a Kempis, 1427—1439 auf dem Agnetenberg bei Zwolle eigenhändig geschriebenen Bibel fand viele Beachtung, ebenso ein Petrarca de viris illustribus, italienisch, zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Padua geschrieben, mit Nachbildungen jetzt verschwundener



Fresken von Avanzi und Altichieri, und einem sehr interessanten Titelbild, Petrarca in seinem Studierzimmer. Lebhafte Bewunderung erregte ein ganzer Schaukasten voll von Andachtsbüchern vom Niederrhein, aus den Niederlanden und Nord-Frankreich (Bild 16), vor allem das entzückende Kölnische Gebetbuch aus der Schule Stephan Lochners um 1451—1453, eines der schönsten deutschen Miniaturwerke jener Zeit (Bild 17). Eine für Karl den Kühnen von Burgund geschriebene Pisaner Chronik, ein Froissart, deutsche Handschriften mit kulturgeschichtlich wertvollen Bildern mögen nur kurz erwähnt sein und ebenso die berühmte, um 1400 geschriebene, reich mit Bildern und Initialen geschmückte Passah Haggada (vgl. Zs. 5, 2, 1901; 6, 2, 1903), sowie einige wundervolle persische Handschriften.

Bei den Einbänden sollte ein Überblick über die Entwickelung des Bucheinbandes hauptsächlich in Deutschland gegeben werden, der mit den einfachsten Strichverzierungen begann, über Zier- und Plattenstempel, die Schweinslederbände mit Blindpressung, die im 16. Jahrhundert der Gebrauchs- und Bibliotheksband waren, zu den reich verzierten Kalblederbänden seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, den Bänden mit Fächer- und Spitzenvergoldung, den bemalten Pergamentbänden, den bestickten und bemalten zierlichen Kalendern der Rokoko- und Empirezeit führte. Besonders bemerkenswert waren der Originaleinband der goldenen Bulle von 1356, einige Lederschnittbände aus dem 15. Jahrhundert (vgl. Zs. 5, 2, 1901, S. 330ff.; N. F. 2, 1, 1910, S. 70), italienische Bände in orientalischem Stile, ein Grolierband und vor allem der große Reichtum sächsischer Bände aus der Bibliothek des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, die z. T. von dem berühmten Jakob Krauße gebunden sind. Die Zeitschrift wird in einem der nächsten Hefte einen Aufsatz mit Abbildungen über diese sächsichen Bände bringen.

Bei den alten Drucken war ein Holztafeldruck der Biblia Pauperum ausgelegt, eines der sieben erhaltenen Exemplare des Schoefferschen Psalteriums von 1457, das von Gutenberg 1460 gedruckte Catholicon, die Schoeffersche Bibel von 1462 in einem wundervollen Pergamentexemplar und andere Mainzer Drucke der Frühzeit, an die sich eine lange Reihe mit Holzschnitten geschmückter Wiegendrucke aus den hauptsächlichsten Druckorten Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Niederlande anschloß. Einige ausgewählte Ex Libris, darunter das ungemein fein von Jobst Amman gezeichnete Johannn Fischarts, das nur in diesem einen Exemplar bekannt ist (Bild 18), schlossen diese Abteilung ab.

Die Ausstellung ist in den paar Tagen, an denen sie zugänglich war, von über 3000 Besuchern besichtigt worden, auch Ihre Kgl. Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin, sowie die Großherzoglichen Prinzen haben mit großem Interesse die ausgelegten Schätze, die ja zum größten Teile alte Besitzstücke des landesfürstlichen Hauses sind, betrachtet. Der Großherzog hat bei dieser Gelegenheit einen alten Wunsch der Bibliothek erfüllt, indem er zur Umänderung des heute nicht mehr zutreffenden Namens „Hofbibliothek" in *„Hof- und Landesbibliothek"* seine Genehmigung erteilt hat, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß die alte von seinen Vorfahren gegründete und Jahrhunderte lang ausgebaute Bibliothek nun bestimmt ist, dem ganzen Lande zu dienen, zu dessen wertvollsten Besitztümern sie gehört.



Wie Heinrich Heine las.

Mit ungedruckten Aufzeichnungen des Dichters.

Von Professor Dr. Friedrich Hirth (z. Z. im k. u. k. Heere).

In der zwanzigbändigen historisch-kritischen Ausgabe der Werke Schillers, die *Otto Güntter* und *Georg Witkowski* herausgaben (Leipzig, Hesse & Becker, Verlag), kann unter den vier musterhaft gearbeiteten Registern, die den Abschluß bilden, ein von *Conrad Höfer* und *Richard Schuhmann* zusammengestelltes Verzeichnis aller in der Ausgabe erwähnten Bücher und Aufsätze besonders fesseln. Denn nach Ausscheidung der Autoren, die nach Schiller lebten, ergibt sich aus dieser Buch- und Aufsatzverzeichnung ein nahezu lückenloses Bild von der Lektüre des Dichters, das durch Heranziehung der in seinen Briefen erwähnten Werke die notwendige Ergänzung bekäme. Man darf eine derartige Zusammentragung von Büchertiteln nicht unterschätzen, da sich daraus sichere Schlüsse auf die geistige Richtung, die Lieblingsbeschäftigung, das Interesse eines Dichters ziehen lassen, und wenn die von Goethe und Hebbel während ihrer Lebenszeit gelesenen Bücher nach ähnlichen Gesichtspunkten zusammengestellt würden, so würde dadurch die literarhistorische Erkenntnis zweifellos gefördert.

Für Heine existiert ein ähnliches Verzeichnis noch nicht, und seine Anlage wäre vielleicht schwieriger als bei den genannten Dichtern, die meistens das Bedürfnis hatten, sich über alles Gelesene schriftlich (in eigenen Aufzeichnungen oder Briefen) Rechenschaft abzulegen. Daß Heine nur selten dazu gelangte, sich über Bücher ausführlich zu äußern, muß bedauert werden. Denn seine zusammenfassenden oder eingestreuten Bemerkungen über gelesene Werke zeigen, daß er ein kritisches *Genie* war, das, wenn es sich nicht von persönlichen Zu- oder Abneigungen leiten ließ, mit durchdringender Schärfe Urteile zu fällen wußte, wobei man nur an die hinreißende Sicherheit zu erinnern braucht, mit der er Hebbels Größe unmittelbar nach der Kenntnis eines einzigen Werkes, der „Judith", verkündete. Daß Heine in seinen Briefen nur selten auf Bücher zu sprechen kam und dann nur rasch hingeworfene Bemerkungen machte, steht mit dem allgemeinen Charakter seiner Episteln in engstem Zusammenhange. Sie, die wegen der Hast, in der sie abgefaßt wurden, niemals ein längeres Verweilen bei einem Gegenstande gestatteten, waren nicht der Ort, an dem sich der Dichter hätte eindringlicher über seine Lektüre aussprechen können. Wenn Hebbel öffentlich kritisierte, findet sich ein Niederschlag seiner Eindrücke beim Lesen auch in seinen Briefen. Heine las zwar sehr viel (und die Durchmusterung seiner Werke ergibt darüber oft und oft nur aus irgendeinem kurzen Parenthesesätzchen Kunde), aber vor Fremden und Verwandten fand er selten Gelegenheit, über Gelesenes Aufschluß zu geben.

Wieviel er las, ersieht man am offenkundigsten aus den Anweisungen, die er in den letzten Lebensjahren an seinen Verleger *Julius Campe* und an den Kölner Musikverleger *Michael Schloß* sandte, um mit Vorlesestoffen versehen zu werden. In Heines Nachlaß finden sich eine Reihe von Zetteln, auf denen er selbst mühsam aus den Katalogen der Leihbibliotheken von Laeiszt und Bernhardi die Nummern der von ihm gewünschten Bücher vermerkte[1]. Aus seines einstigen Sekretärs, Karl Hillebrands, Mitteilungen[2] wissen wir, wie mannigfaltig und umfangreich das Bedürfnis Heines war, nicht nur gerade erschienene Werke, sondern auch solche aus älteren Zeiten eindringlich kennen zu lernen. Außer der Bibel, der das tiefstgehende Studium seiner letzten Lebensjahre galt, waren es ethnographische, politische, historische und belletristische Bücher, die dem blind Gewordenen vorgelesen werden mußten. Auffallen kann, daß wir aus den Jahren 1848 bis 1856 fast nichts über Lesungen von neuen lyrischen Gedichten erfahren, obwohl Heine in dieser Zeit seine reifsten und vielleicht wertvollsten Dichtungen („Romanzero", die Gedichte in den „Vermischten Schriften", die „letzten Gedichte") verfaßte und ihn wohl das Bedürfnis hätte er-

1 Unter den vielen derartigen Zetteln lautet einer: 1631, 6054, 8558, 8876–7, 15653, 15806 das ganze Werk†, 17786†, 18523, 18533†. „Die bekreuzten Nummern werden vorzugsweise erbeten." Durch die Auffindung dieser Leihbibliothekskataloge könnte sich ergeben, was Heine in den Fünfzigerjahren las.

2 Vgl. Heinrich Heine von Hermann Hüffer. Herausgegeben von Ernst Elster. Berlin 1906, Seite 102/3.



füllen müssen, sich darüber Rechenschaft zu verschaffen, welche Art von Lyrik besonders gepflegt und begünstigt wurde, worüber Heine in seinen früheren Lebensperioden sich immer sehr genau unterrichtete. Dagegen ergab seine historische Lektüre für die letzten lyrischen Schöpfungen stärkste Beeinflussung, wie auch die ethnographischen Werke, die sich Heine vorlesen ließ, in der Wahl exotischer Milieus (Orient, Zentralamerika usw.) ihren Niederschlag fanden. Man kann immer erkennen, daß Heine nur nach sehr sorgfältigem Studium fremder Länder und Zustände Schilderungen in episch-lyrischen Dichtungen versuchte, und wenn Schiller wegen des ausgezeichnet getroffenen Lokalkolorits im „Tell" bewundert wird, so verdient Heine für die Zeichnung der mexikanischen Landschaft in seiner von *Erich Schmidt* mit Recht am höchsten geschätzten fragmentarischen Dichtung „Bimini" dieselbe Anerkennung.

An historischer Lektüre begeisterte sich Heine von seiner Studentenzeit her. Die Beschäftigung mit deutscher, namentlich mittelalterlicher Geschichte, dann aber auch mit spanischer und indischer begleitet ihn die überlange Universitätszeit hindurch, und sie drückt seinen poetischen und prosaischen Schriften das Gepräge auf. Namentlich das Schmerzenswerk seiner ersten Epoche, die nie vollendete Novelle „Der Rabbi von Bacharach", wurde erst auf Grund sorgfältiger Durcharbeitung geschichtlicher Quellenwerke in Angriff genommen, und es läßt sich nicht nur auf Grund brieflicher Mitteilungen an Moses Moser, sondern aus der Vergleichung der vorhandenen Teile der Novelle mit den Vorlagen feststellen, nach welcher genauen und sorgfältigen Vorbereitung Heine an die Niederschrift des „Rabbi" gegangen war. Diese Feststellungen können mit um so größerer Sicherheit vorgenommen werden, als es mir gelang, in Wiener Privatbesitz eine Reihe von Exzerpten aus den Werken aufzufinden, die Heine nach eigenem Bekenntnis für die Milieu- und Lokalkoloritzeichnung verwertete. Es sind Schudts „Jüdische Merkwürdigkeiten" (Frankfurt 1717—18, 4. Bd.), Jacques Basnages „Histoire de la religion des juifs depuis Jésus-Christ jusqu'à présent (Rotterdam 1707, 5 Bände) und Kurt Sprengels „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunst" (Halle, 1823).

Es sind im ganzen vier Seiten grünlich-blauen, steifen Papiers, wie es Heine in seiner Jugendzeit für Dichtungen und Briefe ausschließlich verwendete, und auch aus der Betrachtung der Schriftzüge ergibt sich unwiderleglich, daß die Auszüge, die er sich anlegte, zwischen 1824 und 1825 angefertigt worden sein müssen. Die Auffindung dieser Handschriftenblätter und die Zeit der Niederschrift eröffnet übrigens eine wichtige Feststellung. Bekanntlich besteht der „Rabbi von Bacharach" aus drei Kapiteln, wovon zwei ungefähr im März 1825 fertig waren, während das dritte in der ersten Hälfte des Jahres 1840 eilends niedergeschrieben wurde. Es ist zweifellos, daß vor Heines Abreise nach Paris nicht mehr als die ersten zwei Kapitel niedergeschrieben waren, und die Behauptung Heines in einem Briefe an Julius Campe vom 17. Juli 1840, daß die Fortsetzung des „Rabbi" im Hause seiner Mutter verbrannt sei, ist unrichtig, trotz der Mitteilung an Friedrich Merkel (24. August 1832), er werde in eine Sammlung, die er „in diesem Winter" besorgen wolle, den „Rabbi" hineinschmeißen. Man darf die Stelle nur so auffassen, daß Heine bloß die damals fertiggestellten zwei Kapitel veröffentlichen wollte. Daß das Novellen-Manuskript nicht verbrannt sein könne, erweisen mit Sicherheit zwei Umstände: einmal der, daß sich die Handschriften der Vorstudien Heines zum „Rabbi" erhalten haben, er sie also von Hamburg nach Paris mitgenommen hatte, von wo sie nach seinem Tode in den Besitz seiner Verwandten übergingen, dann aber die Betrachtung des Druckmanuskriptes der Novelle. Die beiden 1825 fertiggestellten Kapitel sind nur in einer Abschrift von Schreiberhand vorhanden (77 Seiten blauen Quartpapieres), während 15 Seiten, die das 3. Kapitel enthalten, Heines eigene Schrift aus dem Jahre 1840 aufweisen. Daraus ergibt sich der Schluß, daß er den aus Deutschland mitgebrachten Entwurf im Jahre 1840 von einem Schreiber für den Druck abschreiben ließ und das 3. Kapitel in diesem Jahre selbst rasch hinzufügte. Daß dieser Abschnitt, der das Fragment nicht einmal notdürftig schließt, ja mit dem Inhalte der vorangehenden Kapitel im schroffsten Widerspruch steht, 1840 verfaßt sein müsse, ergibt der nahe Zusammenhang des dort ausgesprochenen Gedankenganges mit der 1839 und 1840 verfaßten Biographie *Ludwig Börnes*. Dort wie hier verkündet Heine sein dualistisches Glaubensbekenntnis, wie es schon Schiller und Friedrich Schlegel getan hatten (naiv und sentimental, griechisch und modern), daß das Menschengeschlecht sich aus zwei Kategorien, Hellenen und Nazarenern, zusammensetze (vgl. Ausgabe von Elster IV, 486), mit der leisen Modifikation, daß nicht die Griechen als die Heiteren, Lebensfreudigen und Lebenskräftigen angesprochen werden, sondern, dem alttestamentarisch-orientalischen Milieu der Novelle entsprechend, die Babylonier und Phönizier.

Auch der Gedanke des Börnebuches, daß die jüdische Kost für die Erhaltung des Glaubens vieles bewirkt habe, findet sich im 3. Kapitel des „Rabbi". Diese Gedanken lagen Heine damals sehr nahe, und es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß sie ihm 1825, als er noch religiös-



jüdischer empfand, unbekannt waren. Endlich aber muß festgestellt werden, daß von den Notizen, die sich Heine für die Bearbeitung des „Rabbi" in den zwanziger Jahren gemacht hatte, keine einzige in dem dritten Kapitel Aufnahme fand, während man in den beiden vorhergehenden auf Schritt und Tritt feststellen kann, wie sehr er seinen Quellen gefolgt war. So geht die Erwähnung des heiligen Werner (Elster IV, 451) auf das von Heine exzerpierte Werk von Schudt zurück, die Stelle über den Aufenthaltsort der Frankfurter Juden (Elster IV, 467), die Bemerkung (Elster IV, 474) über die Synagoge in Frankfurt, die Beschreibung der jüdischen Kleiderordnung (Elster IV, 478) auf dasselbe Werk.

Wie Heine die übrigen Notizen zu verwerten gedachte, ist leider nicht mit Sicherheit auszumachen. Soviel kann man aber annehmen, daß er nur das aus seinen Quellen aufzeichnete, was ihm für die Gestaltung oder Ausschmückung seines Stoffes von Wert erschien, und die zahlreichen Auszüge, die er anfertigte, vermögen jedenfalls Fingerzeige für die Fortsetzung des Werkes zu geben, das in Heines Kopfe fertig stand. Damit erledigen sich auch alle Fortsetzungen des „Rabbi", die bisher versucht wurden (zuletzt von *Max Viola*), und nur die Notizen Heines, die im folgenden mitgeteilt werden, vermögen Hinweise auf die Absichten des Dichters zu eröffnen.

Für diese Exzerpte, die auch wertvolle Streiflichter auf die sorgfältige Art fallen lassen, wie Heine las, bediente er sich einer Kurzschrift, die sich sonst in seinen Handschriften niemals findet. So schreibt er niemals „mit", sondern nur t, die Nachsilbe „gung" oder „ung" wird gg resp. g geschrieben. Die übrigen Abkürzungen sind ohne weiteres verständlich.

Die Aufzeichnungen Heines lauten:

Jüdische Merkwürdigkeiten v. J. Jac. Schudt. Ffurt u Leipz. 1714[1].

S. 50. wo v[on] 1349 bis 1462 die Juden (in Ffurt) gwohnt ist so gewiß nicht zu sagen die mehrsten, sammt ihrer Synagog haben an den Gräbgn der alten Stadt sich niedergelassen, welcher allem Anshen nach der Ort ist wo jetzt die Judengasse [mi]t d[e]r Synagog steht — — — —

S. 51. — anno 1462. wird die Judengasse bezogen.

S. 71. — Großer Brand. angezündet v einem feurbeschwörenden Kabalisten, dem Rabiner. Bal Schem

S. 74. — Feurbeschwörung.

S. 173. Spottbild f[ür] getaufte Juden.

S. 240. Kleidung dr Ffurtr Juden. S. 248. jetzge Kleidg. Juden tragen sich wie Geistl. in den epist. vir. obs.[2].

S. 251. wie d J[uden] geputzt ds Samstags zr Synagog gehn.
Schwarze Mantel, rundes gekrose u spitze Bärte.

S. 3. (Cap. XXV v Eheverlöbnissen) Formel beim Kodescherring. [Trauring des Bräutigams.]

S. 40. — dr getaufte J. Christiani schrieb „v dr Juden Glauben"' Aberglauben.

S. 85. v[on] getauften Juden. ihnen Ø[3] *z trauen. S. 87. Jüdinnen in Rom taufen sich um Huren werden z dürfen. etc. etc. etc.*

S. 205. Kabalistik — S. 207, Golem. — S. 208 — Beschwörung der Königinn von Saba.

S. 218. Schulklopfer. [Tempeldiener, die von Tür zu Tür gehen und durch Anklopfen das Zeichen zum Beginne des Gottesdienstes geben.]

S. 222. Kodesch[4]*-hüpfen. — Dr Chassen*[5] *legt d Daumen hinter d Ohren um besser zu schreyn. —*
IV. Theils die Continuation alles dessen was im 1sten Theil der jüd. Merkw. angeführt worden v Schudt. Ffurt a/M. 1717.
95 — 5 — Altr dr Juden in Spanien.

S. 288. — An. 1287 ist es übr d J am Rhein herggangen. denn s sind zu Wesel, Poppert, Bachtrach theils getödtet theils heftig vfolgt worden wegen Ermordg eines Jünglings, Werner genannt. Dsem sind 4 Kirchen am Rhein erbaut worden. —

Weitre Continuatio. S. 10. — Von dr. Wohng dr Ffurter Juden.

S. 19. — Schwert t dem Mogen David[6] *drauf z Cabalistik.*

S. 26. — Nur in Ffurt sind d. J. keine Bürger, in andren Städten sind s[ie] es immer gewesen. Merkw. kl. Notiz.

---

1 Stellen in eckigen Klammern [ ] sind Zusätze des Herausgebers.

2 Epistulae virorum obscurorum, Dunkelmännberriefe, das berühmte satirische, gegendie Geistlichkeit gerichtete Werk, daß nach *W. Brechts* Feststellungen von Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten herrührt.

3 nicht.

4 Heilig.

5 Vorbeter.

6 Schild Davids (2 gekreuzte Dreiecke). [Durch Erklärung der hebräischen Ausdrücke verpflichtete mich Herr Feldrabbiner *Grünwald* zu Danke.]



S. 46. — An. 1414 sind die Ffurt nur 2 jüdische Hausgesäß gewesen. An. 1416 sind 104 Jüd. Seelen. An. 1439 nur 6 Familien. An. 1436 [schon — von Heine gestrichen] 58 Hausgesäß.

S. 379. — Juden haben sehr frühe Comödien gehabt.

[1 Seite grünen Quartpapiers.]

* * *

Basnage. (à la Haye 1716.)
(Tome semptieme.)

11ter Band. S. 240. Ueber das Altr dr spanischen Juden.
S. 261. z Adrian Zeit d. Juden in Cöln als Decurionen[1].
12ter Band. S. 123. Vboth in Spanien [mi]t den J z[u] essen.
S. 137. E[in] Jude findet das Kreuz. rome et tous ceux qui adorent la croix, se trouvent par la plus obliges aux juifs qu'ils ne le croient.
13ter Band. S. 62. Juden sind in Byzanz Schuld an dr Bilderstürmerey.
S. 109. E abassidischer Kalif ließ den Furst dr Gefangenschaft t seiner gzen Familie umbringen, a l'exception de deux enfants qui se refugierent au Espagne.
S. 134. R. Samuel Levy devint (1027) le secretaire et ministre d'Etat du roi de Grenade, qui l'etablit ensuite prince de sa nation. Sein Sohn folgt ihm. Indessen e[in] J will d Mahometaner bekehren [et[2]*] wurde gehenkt, et la persecution commenca par ordre du roi. Il y avait 1500 familles dans ce royaume qui soufrirent beaucoup.*
S. 330. J. alleinig im Besitz der Bibel.
S. 349. J. ils disent que Dieu les a dispercés pour avoir des temoins de son unité dans toutes les nations idolatres.
S. 375. Ueber Kindermord dr J. Raisonnement. — am Rhein dasselb. — bis 388. Dies ist dr Hptartikel oh Bilder in faltiry, Hostienmord.
Ursachen des Christenhasses } *S. 390. E Jude vursacht einen Sturm weil er ein Heilgenbild beleidigt.*
S. 391. Rebellion dr Juden in Rom gegen Theoderich.
S. 449. getaufter J erregt Judenvfolgg in Anjou Poitou, Bretagne. 3000 J ermordet. Abscheu ggen d JMarke.
S. 450. En allemagne le concile de Ravenne (1311 obligea les femmes de porter la roue rouge comme les hommes.
on changea depuis et le concile de Cologne (1442) ordonna que les juifs porteronnt sur leurs habits un roue composé de fils jaunes.
14ter Band. S. [495[2]*.] 512. Bösewichter werfen (in Spanien) Leichen in Judenhäuser zr Osterzeit — Ermordg — erkannter Irthum.*
S. 549. Juden in Neapel erfahren ähnliches.
S. 584. Hostienmord — Juden werden desw s Freich vtricben v Philipp le bel.
S. 586. gtauftr schreibt ggen d Juden
14ter Band. S. 624. Kindermord z Norvich. 625. z London.
S. 655. Kindermorde in Deutschl. 1236. les pleintes en furent portées a l'Empereur, qui repondit qu'il fallait enterre[e][3] *ces enfants puis qu'ils étaient morts.*
S. 657. Kindermord, Kindermord z München. Juden alle vbrannt in ihrer Synagoge.
S. 658. St. Werner von Würzburg umgbracht. Rudolph Matyrkind z Bern.
S. 677. Flagellanten in Ffurt.
S. 678. Brunnen Flüsse u Quellenvgiftg.
S. 685. getaufte J ggen J [au]ftretend in Spanien. D J nehmen dort den Titel Don an.
S. 699. gtauftr Ggner.
S. 707. do.
S. 721. Leben Abravanels. In Sr erste Jugend erschien er am Hofe v Alphons v Portugal dr ihn sehr begünstigte. als Johann II zr Regierg kam ging er nach Castilien. Ferd. u Is. begünstigten u v[er]jagten ihn. weitre Lebensgsch.
S. 734. D Scheinjuden 1560 in Spanien umgebracht.
S. 837. jüdige Druckerrey z Constantinopel. Mufti deßh[alb] in Angst.
S. 891. Getaufter Gegner.

---

1 **Feldhauptleute.**
2 **Von Heine durchgestrichen.**
3 **Von Heine gestrichen.**



15. Band. *S. 912.* *Louis X de Baviere (1454) jagt d J s s Stten.*
S. 912. *Victor a Carbe tauft sich u wird Ggner. les prosiletes croient qu'il faut tomber dans l'Exces — Reflexion übr d gtauften Gegner.*
S. 923. *Pfefferkorn. wildester J-Gegner — Reuchlin gar*
S. 949. *Synagoge zu Crakau. 1590 Synagogenbrand a Pasnanin*
S.1001. *Menathe ben Is wollt e jüd Gsch schreiben*
S.1212. *St. Augustin appelle les juifs les libraires des chrétiens*
S. 972. *Concilium der J. in Ungarn 1650*

In „Aratin" übr d Juden in Bayern ist viel übr den Kindermord auch ein drauf sich beziehendes Schauspiel, der Rezens. in dr Jen.Lit.Zeitg bemerkt die Feinheit daß keine Geistliche im Stück erwähnt sind
Die Griechen glauben dß d J einen Eselskopf verehr[t]en, wie b Tacitus. (Siehe Pouqueville)

[2 Quartseiten grünen Papiers.]

* * *

Histoire des rois catholiques Ferdinand & Isabelle (par M. l'Abbée Mignot) a Paris 1766. 2 Vol. (ein sehr mittelmäßiges Werk, sagt Spittler.)

Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne par J. A. Lorente. T. 1—4. Par. 1817—18. Der Ursprung der Inquisition wird Ferdinands Plünderungslust der Juden u der Hersucht des Pabstes Sixt beigmessen.

Moldenhauer über die Juden in Spanien, aus dem Dänischen, nebst einem Zusatze in F. Ruhs Ansprüchen der Juden auf das deutsche Bürgrrecht Berlin 1816. 8[1].

Kurt Sprengel: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunst. Halle 1823, 3te Flge.

2ter Theil. *S. 349.* *Ueber den Wissenschaftsgeist der Mauren in Spanien.. Ihre Akademien u Bibliotheken (Pabst Gerbert studirt dort). (1236 Cordova errobert)*
S. 523. *Fahrende Frauen im Mittelaltr*
S. 528. *lche Christen zum Studiren [nach]*[2] *zu den Mauren gingen.*
S. 529. *Aristoteles im Mittelaltr.*
S. 545. *drs.*
(S. 546. Schon in dsem Jahrh. (13) fingen die Theologen in Paris an academische Würden zu ertheilen. Dse Sitte war von den Juden u Nestorianern zu den Arrabern übergegangen, u die salernitanische Schule hat zuerst im christl occident dsen Gebrauch eingführt).
S. 597. *14tes Jahrhundert.*
S. 600. *Petrarcha ggen Averrhör u d Arraber*
S. 645. *15tes Jahrh. Ausbreitg dr türkischen Macht Veranlassg dr Flucht griechischer Gelehrten nach Italien. (vgl Gibbon Vol 11.) S. 647. Das Studium Platos kommt in Schwung. Streitigkeiten der Averhöisten u Platoniker (vgl drüber Boivin in Memoir. der Inscriptions Vol 2. p. 715. — Boscoe S. 94).*
S. 684. *neue Krankheiten. 1414 in Frankreich dr Keichhusten. 1485 das engl. Schweißfieber. Lustseuche zu Ende ds 15 Jahrh.*

Curiositäten von Bartuch. 9ter Band. III Stück. S. 217. Im Leben des Abts Johannes Trittheim [† 1516]: Einen getauften Juden, bey dem er zu Heidelberg hebräisch gelernt hatte, unterhielt er solange er lebte, im Kloster, Spanheim.

[1 Seite grünen Papiers]

1 **Exzerpte aus den drei hier notierten Werken fanden sich nicht vor.**
2 **Von Heine gestrichen.**



Die Drucker von Luthers Ablaßthesen 1517.

Von

Oberbibliothekar Dr. Otto Günther in Leipzig.

Mit zwei Bildern.

Bekanntlich führt die Weimarer Lutherausgabe I. 230 f. (vgl. dazu Luthers Werke in Auswahl. Hsg. von O. Clemen. Bonn 1912, Bd. I, 2 f.) drei Drucke von Luthers Thesen 1517 auf, die sie als A, B und C bezeichnet. Uber die Druckorte werden nur Vermutungen geäußert, für B wird Nürnberg, für C Basel vermutet. Seitdem ist zunächst A, das durch ein in vielen Bibliotheken vorhandenes Faksimile „Nachbildung des in der Kgl. Bibliothek zu Berlin bewahrten Originalexemplars des von Luther i. J. 1517 veranstalteten Druckes seiner Thesen. Zur Erinnerung an den 31. Oktober 1892", bekannt geworden ist (neuerdings findet man auch in Band 1 von Clemens Lutherausgabe ein Faksimile von A), durch Proctor, An index to the early printed books in the British Museum II. I. 11017 als *Nürnberg*, *Hieronymus Hölzel* bestimmt worden. Proctor bildet in den beigegebenen „Illustrations to the type-register" die beiden im Drucke enthaltenen Typen aus bezeugten Hölzeldrucken ab; von der Richtigkeit seiner Zuweisung kann sich daher jedermann sofort überzeugen.

Auch B und C können, da auch sie Erzeugnisse größerer Druckereien sind, ohne besondere Mühe und mit völliger Sicherheit bestimmt werden.

B ist weniger bequem zugänglich als A. Zwar ist in dem von Kaulfuß-Diesch herausgegebenen „Buch der Reformation", Leipzig, Voigtländer 1917 ein Faksimile vorhanden, aber nicht in Originalgröße, sondern verkleinert und zwar, was sehr tadelnswert ist, ohne daß die Verkleinerung verlautbart würde. Nach einigen Teilaufnahmen in Originalgröße, die ich Herrn Gymnasialoberlehrer Nieländer in Brieg verdanke (die Festgabe des Königlichen Gymnasiums zu Brieg zum 31. Oktober 1917. Faksimiledruck der Ablaßthesen D. Martin Luthers war, als ich meine Beobachtungen machte, noch nicht erschienen), handelt es sich in B einmal um eine Antiqua (vier Zeilen), von der 20 Zeilen circa 93 mm messen würden, mit doppelten Teilungsstrichen und fehlendem W (dieses letztere ist durch ein gotisches ersetzt) und zweitens um eine gotische Schrift, 20 Zeilen = 71/2 mm, charakterisiert durch ein gebrochenes D und ein gespaltenes M (M 87), mit doppelten, ziemlich steilen Teilungsstrichen. Nun gibt es einen wohlbekannten Drucker, der beide Typen von B, die W-lose Antiqua (vom Sommer 1511 bis zum Jahre 1528) und die gotische Schrift mit M 87 (von 1517—1524) besitzt: *Jacob Thanner Herbipolensis in Leipzig*. Das beigegebene Faksimile aus Aristoteles, Parva naturalia (Bild 1) zeigt wie im Thesendruck die beiden Typen untereinander, die gotische Schrift mit den charakteristischen Majuskeln D und M und den ziemlich steilen doppelten Divisen.

IOANNES NICOLAVS BIEVS BONARVM ARTIVM &
Philoſophię Magiſter ac Medicinę Studioſus Emunctioris Phi
loſophię Lectori Salutem.

Diuinum illud et terſum Sapientie ſtudium: lector ſtudioſiſſime: quod Cyclopediam totumq;
diſciplinarum orbem continet: feda barbarorum ſorde coinquinatum multos iam per annos
neglectum iacuit: Tum ꝙ philoſophiã latine non poſſe tradi barbarici milites ballutiebãtur:
Tum Maxime ꝙ linguarum peritia: qui multum momenti hac in re preſtat ab huiuſmodi phi
loſophaſtris: ꝙ tamẽ nõ tam ipſis ꝙ̃ temporibus imputandum eſt: longe abfuit. Nunc vero

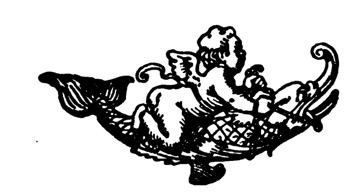
Bild 1

Thanner, nicht Lotter, wie bisher wohl jedermann angenommen hat, ist mithin der erste Leipziger Lutherdrucker. Die Antiqua (Type 7 nach Proctors Zählung) tritt bei ihm ungefähr zur selben Zeit wie bei Lotter auf. Simon Eisenmann, Enchiridion arithmetices 1511 Juli 24 ist das erste Buch mit Tagesdatum, in dem ich sie nachweisen kann. Sie ist der

Lotterschen sehr ähnlich und ungefähr gleich groß (20 Zeilen=93/4 mm), hat aber durchgängig Q + u, während bei Lotter Qu und Q + u abwechseln. Das der Type fehlende W entnahm Thanner seiner Type 6, noch 1523 in seinen beiden Drucken von Hadrians Bulle über die Kanonisation Bennos von Meißen hat er dies getan. Die gotische Type kommt in dem Proctor zugänglichen Material nicht vor, er nennt sie nicht, ich bezeichne sie als Type 8. Sie wird von Thanner meines Wissens niemals in größerem Umfange benutzt, B dürfte eins der umfänglichsten Denkmäler für sie sein, in Widmungen oder als Marginaltype findet sie — und zwar ziemlich oft — Verwendung, ich kenne fast zwei Dutzend Drucke, in denen sie vorkommt, 1517 hat sie den Reiz der Neuheit. In Wimphelings Elegantiae maiores von diesem Jahre (Exemplar in der Hof- und Staatsbibliothek in München) ist sie mir zuerst begegnet.

Der Nachweis, daß B von Thanner gedruckt ist, wird die Meinung verstärken, daß B wie A und C Nachdruck eines verlorenen doch wohl Wittenbergischen Urdrucks ist, und zwar ein verkürzter, denn er hat nur 87 Artikel gegen $3 \times 25 + 20$ in A. Eine Verbindung Luthers gerade mit Thanner ist unwahrscheinlich. Dieser ist in Lutherdrucken noch zurückhaltender als sein Leipziger Kollege Landsberg. Von solchen kann ich nur die 7 Bußpsalmen (1518, 19 und 20) in seinem Repertoire namhaft machen; hinzukommen würde der einigermaßen sagenhafte Druck des Neuen Testaments von 1524, von dem aber angeblich kein Exemplar erhalten ist, vgl. P. Pietsch: Bibliographie der deutschen Bibel Luthers S. 304 Nr. 38. Ob nicht statt dieses verschwundenen Thannerdrucks an die gleichzeitige Unternehmung des Druckers Nickel Schmidt in Leipzig zu denken ist, lasse ich dahingestellt. Dagegen ist nicht von Thanner gedruckt der ihm in der Weimarer Ausgabe 2. 42. I wegen des It unten im Wappenschild der Titeleinfassung vermutungsweise beigelegte Druck (Sermo de triplici iustitia, Exemplar in der Kgl. Landesbibliothek in Dresden). Dieser ist kein Leipziger Erzeugnis.

Der Drucker von C, von dem ich zwei Exemplare in Leipzig, Universitätsbibliothek und in Arnstadt, Kirchenbibliothek kenne, verrät sich ohne weiteres durch das Initial D am Anfang des Textes (24×26 mm). In den Sammlungen der Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig findet sich das vollständige Alphabet, dem es angehört, vergleiche das beigegebene Faksimile (Bild 2). Es entstammt der Druckerei des *Adam Petri in Basel.* Die einzige Type von C findet sich z. B. 1517 in dem bezeugten Petridruck Amedeus, episcopus Lausaniensis, De Maria virginea matre homiliae VIII. (Exemplar in der Universitätsbibliothek in Leipzig). Auf der Versoseite des Titels steht auch das Initial D des Thesendrucks, aber verkehrt genommen und als Q verwendet (Querenti mihi sollicitius), was einigermaßen auffällt, da in dem Alphabet ein eignes Q vorhanden ist. Bekanntlich ist Petri ein sehr eifriger Lutherdrucker der ersten Zeit.



Zu dem Aufsatz:

Die Drucker von Luthers Ablaßthesen 1517.

Von Oberbibliothekar Dr. Otto Günther in Leipzig.

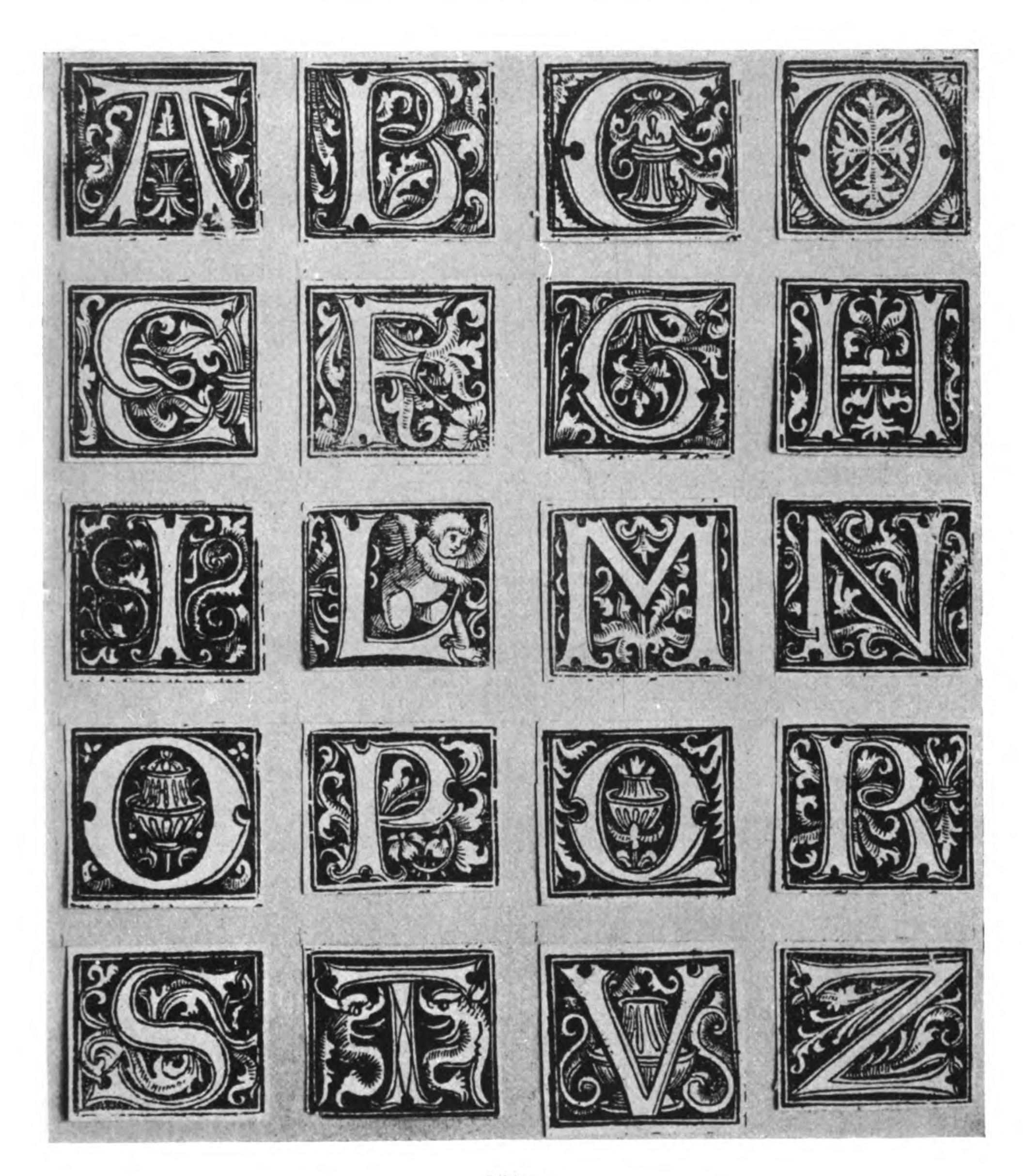


Bild 2

Grundsätzliches zur Buchgestaltung der Gegenwart.

Von

Geh. Hofrat Professor Max Seliger in Leipzig.

Mit einem Briefe.

Sehr geehrter Herr Professor Witkowski!

Ihrer freundlichen Aufforderung, einige Worte für Ihre schöne Zeitschrift zu schreiben, bin ich in der Lage sogleich zu folgen. Ich erhalte soeben den Brief eines Gymnasiallehrers über einige Übelstände bei der Anfertigung von Druckwerken. Dieser Brief gibt mir den Stoff zu dem gewünschten Aufsatz. Ich wüßte auch keine bessere Stelle als die Zeitschrift für Bücherfreunde, an der die in dem Briefe berührten und einige verwandte Fragen über das Kapitel Buch zum allgemeinen Nutzen besprochen werden könnten. Der Brief lautet:

An den Direktor der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe,
Herrn Geh. Hofrat Professor Seliger in Leipzig.

Sehr geehrter Herr Geheimrat,

„Ich beehre mich, auf drei Übelstände, die bei der Anfertigung von Druckwerken immer mehr hervortreten, aufmerksam zu machen:

1. Verbreitet sich immer mehr die Unsitte, Titel, Namen hervorgehobene Stellen usw. nur in großen Buchstaben zu drucken. Es ist für den Leser eine Qual, solche Worte zu entziffern und zudem geben sie vielfach zu Fehlern Veranlassung.

2. Werden vielfach die Buchstaben für Titel, Hervorhebungen usw. in Abständen auseinandergezogen, die für eine schnelle Übersicht wenig nützlich sind.

3. Verbreitet sich die Unsitte, auf die erste Seite von Abschnitten, Kapiteln, bei Tabellen usw. keine Seitenziffern zu setzen immer mehr. Das ist für das Suchen, Aufschlagen usw. sehr unangenehm und gibt auch sehr leicht zu Fehlern Veranlassung.

Ganz besonders bedaure ich mit anderen diese Übelstände bei Fachschriften. Der einzelne Buchdrucker und Verleger ist für eine Ausmerzung dieser Übelstände immer schwer zu haben, indem er sich hinter die Gewohnheit verschanzt.

Vielleicht sind Sie bei Ihrem großen Einfluß auf das Buchgewerbe in der Lage, uns gequälte Leser bei der Abschaffung dieser Unsitten kräftig zu unterstützen."

Prof. K ...., Gymnasium in .....

Den beigehenden Aufsatz überreiche ich Ihnen mit der Bitte, zu prüfen, ob er zum Abdruck geeignet ist und, falls Sie, verehrter Herr Dr., zustimmen, ihn, sobald die Kriegsverhältnisse es gestatten, zu bringen. Der Aufsatz kann gewissermaßen mein Antwortbrief für meinen Gymnasialprofessor sein — doch dürfte er auch die breiten Kreise der Bücherdrucker, Bücherverleger und Bücherfreunde berühren und zu Äußerungen bewegen. Das würde ich zur Abstellung mancher Unsicherheiten im Reiche der Buchgestaltung durchaus für wünschenswert halten.

In hochachtungsvollster Ergebenheit

Ihr

Seliger.



Der vorliegende Fall regt an zu einer allgemeineren Betrachtung über diese Buchdruckfragen, denn er ist interessant, weil die hier beklagten Erscheinungen von einer großen Gruppe von Bücherfreunden als Mißstände *nicht* empfunden werden.

Andererseits sind die vorgetragenen Klagen aber begreiflich, weil sie vornehmlich aus unserer Schulbildung entspringen.

Es wird bei diesen Buchfragen offenbar, daß sich hier zwei Weltanschauungen gegenüberstehen. Denn der Herr Briefschreiber steht, wie er auch schreibt, keineswegs allein. Er äußert sich vielmehr als Vertreter einer ganzen Bildungsschicht, die die Buchfragen ganz naturgemäß unter dem Gesichtswinkel ihrer Erziehung und Hauptbeschäftigung ansieht. Andererseits ist neben dieser Gruppe eine andere vorhanden, die jene im Druckgewerbe bemängelten Bräuche nicht nur nicht als Unsitten empfindet, sondern weil sie andere Ziele verfolgt, geradezu ihre Ziele ohne diese Mängel nicht erreichen könnte! Die Ziele dieser Gruppe sind ästhetische Ziele, während die Ziele der Gruppe des Herrn Briefschreibers vorherrschend praktische sind. Weil der Herr Briefschreiber aber eine große Schicht von Buchbenutzern und -freunden vertritt, sind seine Ausführungen bedeutungsvoll und würdig einer eingehenden Betrachtung.

Diese große Schicht — genannt die „Gebildeten" — will vom Buch vornehmlich den guten, leicht und schnell lesbaren textlichen Inhalt. Die Schrift ist nur Mittel zur Mitteilung. Das Buch als Gefäß, als Form, ist gewissermaßen von ihr noch nicht entdeckt oder diese Seite des Buches gilt als minder wichtig. *Form* ist ihr ein Faktor, der für die Sprache des Textes in Betracht kommt — höchste Form die Dichtkunst. Die optischen Gesichtspunkte fehlen zumeist oder werden doch nur gering geschätzt. Alles, was dem Auge angenehme Reizungen bringen könnte, ist eine noch unbekannte oder eine nicht begehrte Welt. Dem Herrn Briefschreiber mußte deshalb entgehen, daß die meisten jener als Mängel gekennzeichneten typographischen Erscheinungen ihre Ursache und Erklärung in berechtigten, *ästhetischen* Forderungen finden.

Jener Gruppe von Bücherfreunden kann, wie gesagt, eine andere gegenübergestellt werden, die ähnlich einseitige Forderungen aufstellt und sie praktisch bei ihren Handlungen vertritt. Diese Gruppe sind die Künstler und die ästhetisch veranlagten oder erzogenen Bücherfreunde — sie will vor allem das schöne Druckwerk und Buch. Dieser Gruppe bedeutet der Inhalt, der literarische Stoff des Buches, vielfach nichts und oft nur wenig. Es ist ihr ziemlich gleich, was in dem Buche steht — aber nicht gleichgültig, wie es gedruckt ist und überhaupt aussieht. Sie haben ein sehr empfindliches Organ in ihrem Auge, das optische Freuden und Schmerzen genauestens verzeichnet. Viele Künstler und Drucker, die Bücher sehr schön ausstatten oder drucken, lesen sie nur flüchtig oder wohl gar nicht ,ihre Teilnahme ist also sehr einseitig, wie ihre Bildung!

Diese beiden Interessen, die sich jetzt fremd gegenüberstehen, gilt es künftig in Deutschland zu verbinden. Dazu muß jede Vertretergruppe von der anderen lernen. Dazu ist zuerst die Bereitwilligkeit nötig, einzusehen, daß jedes dieser Ideale allein eine einseitige und unvollständige Bildung bedeutet, aber eine Verbindung mit dem Ideal der Gegengruppe eine Stärkung und Veredelung, eine Verfeinerung der Empfindung und einen Zuwachs, — zuletzt eine Erhöhung der Kultur und des Glückes aller.

Ganz naturgemäß ist die erste Gruppe der rein literarisch oder literarisch-künstlerisch Empfindenden größer. Denn jene Bildung, die das Buch nur oder vorwiegend als eine literarische Sache ansieht, ist das breite Ergebnis unserer üblichen Schulbildung, einer Schulbildung, der die geeignete Vorbereitung auf die Probleme der bildenden Kunst mangelt. In der Schule finden wir das Überwiegen der Wortfreuden und des blinden begrifflichen Denkens. Die Erschließung des sehenden erscheinungsgemäßen Denkens fehlt dem deutschen Volke.

Ich gehe nun ein auf die einzelnen Klagen des Unterstützung suchenden Professors:

Bei allen Druckwerken regelt sich die Berechtigung solcher Forderungen, wie sie der Brief enthält, nach dem Zweck und der Bestimmung des Druckwerkes und nach seinem Benutzerkreise. Demgemäß müssen die praktischen oder die schönen Ziele vorangestellt werden. Allerdings sollten selbst die den rein praktischen Zwecken dienenden Druckwerke das Ziel schöner Gestaltung nicht ganz außer acht lassen. Denn es läßt sich das Praktische und Schöne vermählen, ohne daß eines das andere schädigt. Die verschiedenen Aufgaben des Druckwerkes können natürlich nicht mit einem einzigen technischen oder ästhetischen Normalgesetz gelöst werden. Darum können so allgemein ausgesprochene Forderungen auch

nicht ganz befriedigend und klar beantwortet werden. In bezug auf Fachschriften bin ich geneigt, die Berechtigung der Wünsche des Herrn Briefschreibers eher anzuerkennen. Aber dabei erhebt sich gleich die Frage, welche Fachschriften sind gemeint! Es gibt doch auch ästhetische Fachschriften. Unendlich viele auf dem Felde der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes, bei denen der Gesichtspunkt der augentreffenden Form doch nicht hintangestellt werden darf.

Der Herr Beschwerdeführer sagt: „Der einzelne Buchdrucker und Verleger ist für eine Ausmerzung dieser Übelstände immer schwer zu haben, indem er sich hinter die Gewohnheit verschanzt".

Hier liegt allerdings der Kern des Rätsels. Die Regeln, nach denen in den meisten Druckereien die Herstellung von Druckwerken vorgenommen wird, sind sehr alten Herkommens, doch sind sie nicht starr, sondern sie unterliegen steten Veränderungen und Verbesserungen im Sinne des Zeitgeschmackes. Man kann sagen, daß diese Regeln vernünftig und gut sind, weil sie einigermaßen sichere und dauernde Verhältnisse schaffen und den Tausenden von Setzern, die in dem gewaltigen Buchgewerbe wirken, einen sicheren Halt geben. Jedenfalls wirken sie mehr Segen, als das Fehlen aller Regeln — die völlige Freiheit und Willkür — bringen würde! Diese Buchdruckerregeln enthalten auch viele Forderungen, die aus dem Bestreben entsprossen sind, schöne augenfällige Wirkungen des Satzes und Druckes zu erreichen. Diese Setzer- und Druckerregeln, die in zahlreichen Lehrbüchern — aber keineswegs in allen ganz übereinstimmend — niedergelegt sind, sind auch in unserem Falle die Ursache der gerügten „Unsitten" und „Übelstände". Diese Regeln sind vermehrbar und veränderbar. Ich kann in dieser Verbindung aus Raumgründen nicht näher darauf eingehen, wo jetzt zu ändern wäre. — Doch möchte ich bemerken, daß es kein anderes Gewerbe geben dürfte, in dem sich so viele Regeln festsetzen und solange brauchbar erweisen konnten, als in dem geistigsten aller Gewerbe — in dem Buchgewerbe — und dort besonders bei der schwarzen Kunst des Buchdruckes. Das ist hauptsächlich eine Folge von den jahrhundertelang ziemlich gleichbleibenden technischen Grundzügen des Setzens und Druckens von beweglichen Lettern.

Zu dem Kapitel der typographischen Werkstattregeln hat Paul Renner im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels (Jahrgang 1917, Nr. 65) und zu dessen Ausführungen Herr H. Schwarz (ebenda 1917, Nr. 88) sich eingehend ausgesprochen.

Ich möchte zu diesen Betrachtungen mir nur die eine Bemerkung erlauben: Ich erkenne durchaus die Nützlichkeit und Notwendigkeit wohlerwogener Regeln an. Aber das Leben ist so viel reicher als alle bisher erfaßten Erfahrungen, daß durch die immer neuen Anforderungen fehlende Regeln offenbar und neue geschaffen werden. Die Regeln sind deshalb besonders nützlich, weil sie viel Schlechtes verhüten; sie wirken aber mehr das vorhandene Gute erhaltend als das Fehlende neu gestaltend. Dem Starken dürfen sie nicht zu Schranken werden. Das Beste und Schönste ergeben sie nicht. Das kann nur künstlerische und technische große Begabung wirken, der die Freiheit des Handelns — die Ausnahme von der Regel — gestattet ist! Nur sie wird den Fortschritt und neue Schönheit schaffen, die ebenbürtig ist der alten und die später als neue und zeitgemäße gelten wird.

Die großen Frakturbuchstaben sind meines Wissens übrigens auch bei älteren Titeln öfter als heute zu finden. Die heutigen Buchgewerbekünstler erlauben sich gern die Versalienzeilen, besonders in gezeichneten Überschriften und Aufschriften, aus ästhetischen Gründen. Auch bei den Werbedrucken muß man um des künstlerischen Reizes willen ausnahmsweise die Verwendung von Versalien billigen. Es wäre wohl gut, sie nicht zu vielfach, besonders nicht beim Werksatz seitenlang zu verwenden. Wenn es auf den vielartigen Einblattdrucken aber geschieht, so hat der Drucker auch wohl das Einverständnis des Auftraggebers gefunden, sonst würde dieser sich rechtzeitig zur Wehr gesetzt haben. Im Interesse des Auftraggebers liegt es durchaus, daß seine Texte leicht und schnell gelesen werden können. Für ein Entziffern von Zeilen hat heute niemand viel Zeit!

Bei dieser Gelegenheit kann ich mitteilen, daß ich jüngst selbst eine entscheidende Belehrung über die Verwendung von Versalbuchstaben in Sätzen erfahren habe. Ich hatte Titelüberschriften in die Schreibmaschine diktiert und gebeten, zum Unterschiede zu den Erläuterungen diese Überschriften als solche recht erkennbar zu machen und dabei auch schon die Gruppierung der Zeilen zu zeigen. Da meine Schreibmaschine aber nur schrägstehende Antiqua schreibt und als Auszeichnungs- und Hervorhebungsmittel keine anderen Möglichkeiten als die Sperrung oder den Versaliensatz hat, so hatte ich Zuflucht zu Ver-



salien genommen. Die Wirkung war aber so ungünstig in bezug auf die Lesbarkeit, daß ich vorzog, das Manuskript nochmal umarbeiten zu lassen. Als Beispiel mögen die beistehenden Sätze dienen, welche die schlechte Lesbarkeit von Versalien erweisen:

MIT ORDEN UND EHRENZEICHEN GESCHMUECKTE GEMEINDEMITGLIEDER.

ZUM GEDAECHTNIS IHRER HELDENSOEHNE DIE DANKBAREGEMEINDE.

Übrigens muß man bei dem Punkte Schwerlesbarkeit der Versalien bedenken, daß sie auch eine persönliche Übungssache ist und daß sich nicht jede Antiqua gleich leicht liest. Es kommt viel darauf an, wie die Antiquaversalien aussehen, ob sie gut charakterisiert sind und klar nebeneinanderstehen, auch nicht zu dicht in den Zeilen.

Wie die Versalien auf den Inschriften der Monumente am meisten zu finden sind, also an Stellen, die nicht schnell und täglich gelesen werden müssen, so verbindet sich uns mit ihnen heute der Begriff des Monumentalen, Denkmalhaften. Auf den Buchdruck übertragen ergibt sich daraus die Lehre: Man verwende den Versaliensatz möglichst auch nur für Zwecke, die Ungewöhnlichkeit und Dauer des Inhaltes und besonders Würde erfordern. Also wohl für Urkundensatz, Zeugnisse, Buchtitel u. a., Dinge dauernder Wahrheit. Aber man verwende den Versaliensatz nicht für alltägliche vorübergehende Mitteilungen und Anzeigen in den gewöhnlichsten Akzidenzarbeiten!

Auch in dem zweiten Punkte des Briefes, der die Sperrung bekämpft, kann ich nicht bedingungslos beistimmen. Beim Titelsatz, beim Plakat, dem Anzeigen- und Programmsatz — bei allen Einblattdrucken, den sogenannten Akzidenzen — muß dem setzenden Buchdrucker oder dem zeichnenden und schreibenden Künstler die Möglichkeit, selbst der stärksten *Sperrung*, gestattet sein. Die Auseinanderziehung einer Zeile kann bisweilen einen entscheidenden oder rettenden Reiz in eine Drucksache bringen, sie kann ihr das ästhetische Salz und Gewürz bedeuten. Hier Vorschriften oder Behinderungen aufzurichten, ist aus künstlerischen Gründen durchaus nicht ratsam.

In allen Angelegenheiten der Form sollte der persönliche Schönheitssinn geduldet sein und Freiheit der Gestaltung bleiben. Ich gebe zu, daß hierbei die Lesbarkeit bisweilen leidet. Da es sich aber meist um quantitativ kleine Druckwerke handelt, so dürfte die Behinderung nicht erheblich und kein öffentliches Übel werden können.

Man sehe sich die Gestaltungen durch Sperrung einmal genau an. Man wird oft finden, daß die Zeilen nicht nach einer Laune oder Modetorheit, sondern nur deshalb auseinandergezogen sind, um auf der Seite ein gefälligeres Bild, z. B. bessere Übereinstimmung mit der Textspiegelbreite, zu schaffen! Wären sie umgekehrt dicht zusammengeschoben, so würde ein kurzes Wort zu verloren sitzen oder eine Wortgruppe in dem leeren Raum zu klein wirken und aussehen wie ein Stück gewöhnlichen ausgebrochenen Textsatzes. Unterschriften unter oder neben Bildern aber würden eng gesetzt zu dunkel und auffallend wirken. Durch größeste Lockerung oder Sperrung sitzen sie gefälliger (wie ein Sockel oder eine Franse) unter dem Bilde. So fallen sie nicht mehr störend auf und unterscheiden sich andererseits gut von dem gewöhnlichen dichteren Werksatz des fortlaufenden danebenstehenden Textes.

Klarer wird einem das alles noch, wenn man die Frage an guten Titel-, Vor- und Zwischen-Titelsätzen, z. B. des Tempel- oder Inselverlages, nachprüft. An der „Berliner Illustrierten Zeitung" und anderen Blättern kann man sehr gut das Problem des gesperrten Über-, Unter- und Beischriftensatzes studieren.

Man darf bei der Frage des Sperr- und Versaliensatzes nicht vergessen, mit welchen Mitteln überhaupt der Buchdrucker Reize und anziehende Wirkungen beschaffen kann. Die gute Erscheinung einer ganzen Buchdruckseite ist nur durch wenige eng begrenzte Mittel zu erreichen. Durch das Mittel der Formen der Buchstaben (der Schrift) selber, der Wortbilder und Zeilen. Durch die Form oder Figur der bedruckten dunklen Fläche und die Figur der nicht bedruckten weißen Fläche. Die Lockerheit oder Dichtigkeit des Satzes, die Gliederung in Absätze, Einzüge, Auszüge, seine ganze Verteilung und Ausbreitung auf dem Blatt gehören noch zu den möglichen Wirkungsmitteln. Bei dem ästhetischen Problem des Buchdrucks handelt es sich immer um die Abstufung des gesamten Dunkelheitsbildes, die reizvolle Gestaltung der Zeilengesamtfigur auf dem Papier. Um ein fortwährendes Spiel der negativen und positiven Wirkungen, um ein Verteilen und Ausgleichen der schwarzen Orna-



mentik. Hierbei spielt auch die Dichtigkeit der Buchstaben und Zeilen eine große Rolle. Darum darf man nicht grundsätzlich sagen, eine Sperrung darf nur so oder so weit gehen oder der Versaliensatz nicht angewandt werden. Natürlich wird man im fortlaufenden Werksatz eine übertriebene starke Sperrung des Wortbildes aus Gründen bequemer Lesbarkeit nicht erstreben und nicht die seitenlange Anwendung, schon aus Gründen des Papierverbrauches. Aber bei Überschriften, Titeln oder seitlichen Beischriften — beim ganzen Akzidenzsatz — ist die Sperrung ein unentbehrliches ästhetisches Mittel zur Beschaffung des Reizes und der Klarheit der Druckseite.

In Klage 3 behandelt der Herr Briefschreiber die *Fortlassung der Seitenziffern* bei einigen Seiten der Druckwerke.

Ich habe den Eindruck, daß hier eine berechtigtere Forderung erhoben ist, und daß es wünschenswert wäre, hier mehr Klarheit zu schaffen. Der Grund für die *Fortlassung der Seitenziffer auf einigen Seiten dürfte aber auch nicht Willkür sein,* sondern in den meisten Fällen ebenfalls ein künstlerischer.

Auf den Seiten, die ein Bild oder z. B. nur ein kurzes Wort des Titels oder Abschnittes enthalten, würde die strenge Durchführung des begonnenen Systems der Seitenzifferstellung die Seitenziffer bisweilen auf eine Stelle führen, wo sie den Eindruck der Seite leicht schädigen könnte. Deshalb läßt man sie lieber fort und führt ein System nicht mechanisch durch. Man nimmt an, der Leser wird an diesen Stellen die Ziffer der Seite selber auszählen. Doch sollte das Fortlassen möglichst selten geschehen.

Ich stehe auf dem Standpunkte, daß Genauigkeit stets eine Tugend ist und daß sie öfters Vorteile als Nachteile mit sich bringt. Ich meine, es wäre erwünscht, daß jedes Buch und jede mehrblätterige Drucksache auf jeder Seite die Seitenziffer trägt. Ich würde sogar wünschen, daß alle, auch die vom Buchbinder einzeln eingefügten Abbildungen mitnumeriert oder doch am Schlusse ausdrücklich gemeldet würden. Womöglich in einem Register, das angibt, welche Seiten Text und welche nur Bilder zeigen. Für den Wert und das Schicksal der Bücher dürften solche Angaben nützlich sein. Es würde sich dann immer schnell feststellen lassen, ob Blätter herausgerissen sind oder Beilagen fehlen. Sogar über die Blattzahl der vor- oder nachgesetzten Geschäftsanzeigen, die ich aber nicht mit der Seitenziffer versehen würde, sollten besondere Angaben gebracht werden, so daß überhaupt alle bei der Herausgabe vorhandenen Blätter nachgezählt werden können. Auf diese Weise wäre der Zustand des Buches als historisches Dokument und Spiegel der Sitten und Bräuche einer Zeit immer nachweisbar.

Über die Paginierung selbst sollten sich noch andere Stimmen vernehmen lassen.

Die Sitte, das Vorwort des Herausgebers oder Verlegers mit lateinischen Ziffern im Gegensatz zu dem Text des Verfassers besonders zu zählen, will mir auch nicht behagen. Wie könnte man hier helfen?

Die Einführung eines anderen Papieres für diese Vorworte oder Nochnichtbuchteile würde große Häßlichkeiten bewirken und es wäre auch keine bessere Lösung als die Anwendung römischer Zahlen. Das Vorwort als Nachwort zuletzt zu bringen, würde bewirken, daß es zu spät oder nicht gelesen würde — was für das Verständnis des Buches nachteilig wäre. Zudem ist dann dieselbe Numerierungsnot, nur in Umkehrung, da. Zu erwägen wäre, ob es zur allgemeinen Sitte erhoben werden könnte, das Buch selbst gleich nach dem Titel und Widmungsblatt beginnen zu lassen — alles andere praktische Zubehör, Inhaltsverzeichnis, die Vor- oder Begleitworte aber als Nachworte, Register, technische und andere Angaben stets am Ende zu bringen. Ein Beschluß des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels aber wäre dazu nötig, diese Sitte einzuführen. Bleibt man beim jetzigen unfesten Zustand, so kann man vielleicht fortlaufend numerieren, aber die Vorwortüberschrift und den Namen des Vorwortgebers recht deutlich vorandrucken. Am Beginn des eigentlichen Buchteiles sollte man den Titel und Verfasser nochmal ähnlich oder gleich groß wie den Haupttitel des ganzen Buches bringen.

„Die Weltliteratur", Verlag W. C. F. Hirth-München, unterscheidet ihre Einführungs- und Auskunftsworte über die Schriftsteller der Romane und Novellen sehr klar und augenfällig von den Erzählungen selber.

Als Mittel einer sich klar vom eigentlichen Buche sondernden Gestaltung kämen etwa in Betracht:

1. Eine andere Vorwortschrift, vielleicht eine schrägliegende (Kursiv).



2. Im Vorwort ein kleinerer Grad der Buchschrift — locker gesetzt, auch in den Zeilenabständen nicht zu nah gerückt.

Aber alle diese Abhebungen des Nichtbuchteiles müssen sich doch harmonisch mit dem eigentlichen Buchteil verbinden. Dazu wird immer Geschmack oder künstlerisches Empfinden des Verfassers, des Verlegers oder des Setzers nötig sein. Alle Wünsche oder Befehle für die Druckgestaltung, von welcher Stelle sie auch ausgehen. erfordern einen Sinn, der die optische Schönheit der Seite erstrebt.

Ein sehr genaues Register wird niemals Schaden tun, sondern oft wertvolle Klarheiten schaffen.

In dem Register sollten auch über den Buchdeckel Angaben erfolgen. Manche Sammler lassen sich sogar den vorübergehenden Umschlag (Deckel, Broschur) mit einbinden, wenn sie sich ihr Buch endgültig zusammenfügen lassen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mir noch einige Anregungen erlauben. Bei den meisten Büchern, die Bilder enthalten, fehlen Angaben über die Größe der Nachbildungen oder die Größe der nachgebildeten Originale. Merkwürdigerweise pflegt sogar die Wissenschaft derartige Angaben zu versäumen! Es ist aber oft von ausschlaggebender Bedeutung, zu wissen, wie groß das Original ist und wie stark es in der Nachbildung verkleinert ist, wieweit die Wirkung des Urbildes gemindert oder durch Nachbildung aus der zweiten oder dritten Hand geschwächt ist. Wenn solche Angaben über die Größe des Urbildes oder über den Grad der Verkleinerung versäumt werden, entstehen ganz falsche Vorstellungen über das Urbild und auch über den Wert der Nachbildung. Bekanntlich verdichten sich bei Strichzeichnungen (z. B. bei einer Federzeichnung) bei einer vielfachen Verkleinerung die Striche derart, daß die weißen Zwischenräume nicht mehr leuchten können und dadurch die optische Wirkung des Urbildes ganz entscheidend verschlechtert wird. Es sind also wissenschaftliche Werte und Wahrheiten und künstlerische Werte, die hier gefälscht oder unterdrückt werden. Es erscheint mir deswegen notwendig, daß namentlich die Wissenschaft und Kunst in ihren Büchern mit Abbildungen über die Verkleinerung genaue Angaben macht. Am besten gleich unter dem Bilde, mindestens im Register.

Der Schriftsteller wird eine Anweisung an den Verleger oder den Photographen ergehen lassen müssen. Und die Reproduktionsphotographen werden zu einer genauen und klar verständlichen Maßangabe erst erzogen werden müssen. Jedenfalls ist noch kein allgemeiner Brauch des Messens vorhanden oder ein solcher nicht gut ausgebildet. Vielleicht kann immer eine Zentimeterlatte am Rande der Platte mitphotographiert werden. Oder es sollte in die Negativplatte stets das Maß einer Seite oder einer sicher wiederfindbaren Länge eingekratzt werden; z. B. „Länge Augenbrauen — Kinnbasis 12 cm". Oder „Postament des Denkmals in der größten Ausladung der horizontalen Platte 2,15 m".

Noch einen Wunsch hätte ich persönlich. In Lebensbeschreibungen sollten neben dem Bilde der Helden des Buches auch Proben ihrer Handschrift in Urbildgröße abgebildet werden; womöglich aus verschiedenen Lebensaltern (Jugend, mittleres und hohes Alter). Die Handschrift ist für viele Leser ein guter Spiegel des Schönheitssinnes des Schreibenden, also auch eine wichtige Wahrheit über den Helden.

Einen Mangel sehe ich auch noch darin, daß viele Bücher und Zeitschriften nicht die *Jahreszahl der Drucklegung* oder des Erscheinens bringen.

Beim Ordnen der Bücher zum Einstellen in den Bücherschrank oder beim Zusammenlegen für Bindezwecke ist es sehr zeitraubend und hindernd, wenn die Jahreszahl ganz fehlt oder sehr versteckt, oft erst durch langes Blättern im Buche irgendwo zu entdecken oder indirekt durch Angaben zu ermitteln ist. Die Jahreszahl sollte immer und möglichst deutlich an augenfälliger Stelle, sogleich findbar, mitgedruckt werden, sie scheint mir wichtiger als die Jahrgangangabe. Diese kann für den Herausgeber empfehlend und ein Ruhmesblatt sein. Aber dem Leser wird sie besser ersetzt durch Jahr, Monat, Woche oder Tag.

Auch die Antiquariatsverzeichnisse und Versteigerungskataloge könnten doch wohl das Jahr des Druckes angeben.

Die Lexika sind ein Sonderkapitel. Nur die Herausgeber der Lexika scheinen mir ein mehr berechtigtes Interesse zu haben, das Jahr der Herausgabe zu verschweigen. Einerseits dauern die Herausgaben und Neubearbeitungen der großen Lexika wohl oft sehr lange Zeit, andererseits fordern sie sehr große Unkosten. So schweigt man lieber und macht dem Käufer nicht ganz klar, wieweit die Inhalte noch modern oder schon veraltet sind, damit nicht eines Kon-



kurrenten jüngst herausgebrachte Neuauflage gekauft wird. Doch der Käufer und Leser wünscht Klarheit. Wenn ein Lexikon gut ist, dürfte die Neuheit der Auflage allein nicht entscheidend für einen Kauf sein. Der Mut zur Ehrlichkeit ist doch auch ein empfehlender und bezwingender Faktor.

Herr Prof. Witkowski erwähnt noch als weitere Blüte im Strauße der berührten Mißstände, „daß in allen illustrierten Zeitschriften und den meisten Büchern das Wort ‚*Abbildung*‘ (die Bezeichnung für die Tätigkeit des Abbildens) *fälschlich für Bild* gebraucht werde“.

Ich glaube, daß man hier unterscheiden müßte zwischen dem Bilde im Buche, das eigens dafür als Urbild geschaffen wird — wie die Illustration oder das Buchbild — und zwischen den Nachbildungen (Abbildungen) von bestimmten nicht in Rücksicht auf das Buch erzeugten Urbildern, meist anderer Technik und Maße — wie Zeichnungen, Gemälde, Skulpturen, Landschaften, Photographien usw.

Wie wäre es mit dem Worte Nachbild oder Abbild, wenn es sich um solche Reproduktionen oder Nach- oder Abbildungen handelt? (Bezeichnet das Wort nicht auch neben der Tätigkeit das Ergebnis — den Zustand?); oder man sollte stets gleich darunter drucken „*½ großes Nachbild*“, oder „*⅛ großes Nachbild*“ — „*Abbild in $^1/_{10}$ Größe*“, oder „*Das Urbild ist groß 82:211 cm*“. Ebenso sollte ein technisches Register über diese Dinge genau Auskunft geben.

Zum Schluß möchte ich noch die Frage der Buchrücken-Aufschrift berühren. Sollte sich der Streit um den Buchrückenaufdruck nicht endgültig lösen lassen?

Ich meine, *es kann nur der Aufdruck von oben nach unten in Frage kommen.* Dieses Ergebnis erhält man beim genauen Durchdenken des Problems.

Hier meine Gründe. Es gibt nur zwei Möglichkeiten der Buchbewahrung und Buchbenutzung.

1. Die senkrechte Aufstellung neben anderen Büchern.
2. Die Auflegung des Buches im Büchergestell oder auf dem Tisch.

1. Bei der senkrechten Aufstellung des Buches ist es einerlei, ob man den Kopf nach links oder rechts beugt, um den Titel herunter oder heraufzulesen. Es wird doch keiner behaupten wollen, daß das Neigen des Kopfes nach links für das Aufwärtslesen des Rückentitels bequemer sei als das Neigen des Kopfes nach rechts für das Abwärtslesen. Der Mensch ist doch symmetrisch, rechts und links gleich gebaut und gleich fähig.

2. Bei der Lagerung des Buches gilt folgendes:

Im Büchergestell werden besonders die rückendünneren Zeitschriften übereinander gelegt und aufgestapelt. Wenn ein solcher Stapel übereinandergeschichtet wird und diese Büchersäule sich über die Augenhöhe erhebt, so leuchtet es sofort ein, daß die Rückenaufschriften von oben nach unten gehen müssen, d. h. bei richtiger Legnng — bei lesbarem Deckeltitel. Würde man die Rücken nicht herabsteigend bedrucken, so würde der (aufsteigende) Titel bei richtiger Buchauflegung auf den Kopf zu stehen kommen und nicht lesbar sein. Oder der Mensch müßte sich jedesmal senkrecht über dem Buch oder dem Stapel befinden und vom Himmel her die umgekehrten Aufschriften ablesen. Die hierzu nötige Haltung des Kopfes ist oft gar nicht zu bewerkstelligen.

Ist ein Buch bereit zum Umblättern mit dem Titel auf den Tisch gelegt — so kann man umgekehrt den absteigenden Rückentitel nach Zurseitetreten sofort bequem lesen. Das wird noch klarer, wenn man einen Stapel von richtig mit den Oberseiten übereinandergeschichteten Büchern vor sich auf dem Tische hat oder wenn diese im Büchergestell lagern. Sogar wenn sie dicht über dem Boden im Regal lagern — nicht nur in Hüfthöhe oder Augenhöhe, sondern hoch in Überaugenhöhe — lesen sich dann die Buchtitel leicht und bequem.

Aber bei aufsteigenden Titeln wäre das unmöglich — oder man müßte diese Bücher stets die Oberseite mit dem Deckelaufdruck zu unterst gekehrt auflegen und sie im einzelnen Falle zur Benutzung erst wieder wenden, um das Umblättern vornehmen zu können.

Weil nun die unter 2 dargestellte Art der Buchaufhebung und Lagerung auch in Betracht kommt, so muß die hierbei richtige Anordnung auf dem Rücken den Ausschlag geben!

Aus obigem ergibt sich: *Der Rückentitel muß von oben nach unten geschrieben oder gedruckt werden.* Und es darf nicht mehr Sitte sein, ihn umgekehrt anzuordnen, ebensowenig ihn überhaupt wegzulassen! Denn es ist recht ärgerlich, daß man das eingestellte Buch, auch wenn es schmal ist, nicht schon im Rücken in seinem Titel feststellen kann. Die Verleger sollten für dünne Bücher oder Broschüren dickere Deckel, für dicke Bücher aber dünnere Deckel geben. Damit ein Rückenaufdruck n öglich ist oder ein Rückenschildchen aufklebbar.



Chamisso-Autographen auf der Rigaschen Stadtbibliothek.

Von Prof. Dr. O. Clemen in Mitau.

Die Autographensammlung der Rigaschen Stadtbibliothek verwahrt folgenden Brief des Dresdner Oberbibliothekars Konstantin Karl Falkenstein an Johann August Zeune in Berlin, bekannt als Blindenpädagog, Geograph und Germanist:

Gruß und Handschlag zuvor!

Mein edler Freund Zeune! Ich komme durch die gütige Vermittlung unseres gemeinschaftlichen Freundes Dr. Thienemann mit einer Bitte angestiegen, die Sie Ihrem alten Falkenstein gewiß erfüllen werden: Mir fehlt nämlich in meiner Autographensammlung noch der kindlich-großartige Sänger Chamisso. Könnten Sie mir nicht einige Zeilen von seiner Hand (aber mit Unterschrift!) verschaffen? Innig dankbar würde ich Ihnen sein. Überhaupt, — wenn Sie mir aus dem reichen Schatze Ihres Briefwechsels einige Blätter für die hiesige Bücherei (denn für diese ist das Ganze bestimmt) geben wollten, so küßt und umarmt sie dafür

Ihr
treu ergebener

Dresden, 1. April 1841. Falkenstein, Oberbuchwart.

Der im Eingang des Briefes genannte Dr. Thienemann ist der Ornitholog Friedrich August Ludwig Thienemann, 1824—42 Inspektor des Naturalienkabinetts in Dresden. —

Behält man diesen Brief im Gedächtnis, so drängt sich einem die Vermutung auf, daß die beiden Chamisso-Autographen, die sich in einem anderen Konvolut der Rigaschen Autographensammlung finden, ursprünglich zu Zeunes Sammlung gehört haben. Bei dem ersten Schriftstück ist das so gut wie sicher. Es ist das Gesuch eines Leutenant v. Blum, z. Z. kommandiert bei dem Kgl. Kadettenkorps, Berlin 27. Februar 1832, an den Hauptmann und Kompagniechef im Kadettenkorps v. Herrmann um Aufnahme in den „Litterarischen Verein". Darunter stehen drei kurze Empfehlungen des Antragstellers von seiten v. Herrmanns, Zeunes und Chamissos. Diese lautet: „Ich schließe mich gern dem Hauptmann v. Herrmann an, Herrn v. Blume [!] zum Mitglied vorzuschlagen, der mir oft ein lieber Gast gewesen." — Es muß sich um die 1815 gegründete, von Zeune geleitete „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache" handeln, eine „stark dilettantisch angekränkelte unter den wirklichen Germanistenkreisen bald, wenn auch nicht von vornherein übel angeschriebene Genossenschaft". Bisher wußten wir nur, daß Chamisso neben E. T. A. Hoffmann, Willibald Alexis, Fouqué, Holtei, Eichendorff, Wilhelm Müller, Raupach, Zelter Mitglied der von Hitzig 1824 gestifteten „Mittwochsgesellschaft" war.

Aber auch das zweite Chamisso-Autograph wird aus Zeunes Besitz stammen. Es ist ein Oktavzettel, der auf der Rückseite quergeschrieben eine Zinsenberechnung, auf der Vorderseite aber, von Chamisso geschrieben, die Anfänge zu einem unbekannten Gedichte desselben aufweist. Die Pointe besteht darin, daß der Dichter einen Drachen, der ihn angreift, sich vom Leibe hält, indem er ihn mit Büchern seiner Bibliothek bombardiert. Der Anfang ist gut lesbar:

Die hier gehäuften Bücher seht Und wenn der Wurm so nach mir gehnt
Sind schwere Felsenmassen Ich werd ihn listig fassen

Nun schrieb der Dichter ursprünglich weiter: „Die werf ich erst ihm in den Schlund", korrigierte aber und fuhr fort:

In seinen Rachen werf ich sie Du Unthier so verdaue die Bevor du mich sollst beißen.

Dann neue Ansätze:

Paß auf die große Schlacht beginnt Zuerst den dicken . . . Der Wurf war gut
daneben: wohl aufgepaßt
nun
wie fliegt
angefaßt
fehlen.

Nun sollte der Haupteffekt kommen: der Dichter ergreift Buttmanns Griechische Grammatik, holt damit zum Wurfe aus, trifft aber unglücklicherweise statt des Untiers den Spiegel. — Es ist Chamisso nicht gelungen, für dieses Gesicht die feste poetische Form zu finden und das Gedicht zum Abschluß zu bringen. Wir stolpern nur noch über einige Trümmer:

Dann kommen alle an die Reihe [alle — Reihe durchgestrichen]
Dumm . . .
Was Buttmann hast du da gethan
Den Spiegel ungeschickter
Den ungeschickten Spiegel hast du gar
Du dummer Buttmann der Spiegel ist zerbrochen
Du trafst den Spiegel nicht das Thier . . .

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Zu dem Aufsatze

Zur Praxis und zur Psychologie der älteren Buchbinder

Von Hilfsbibliothekar Dr. phil. M. J. Husung in Münster i. W.



Bild 1. Stempel des Johannes von Wesel. — Universitäts-Bibliothek Münster Cb 385

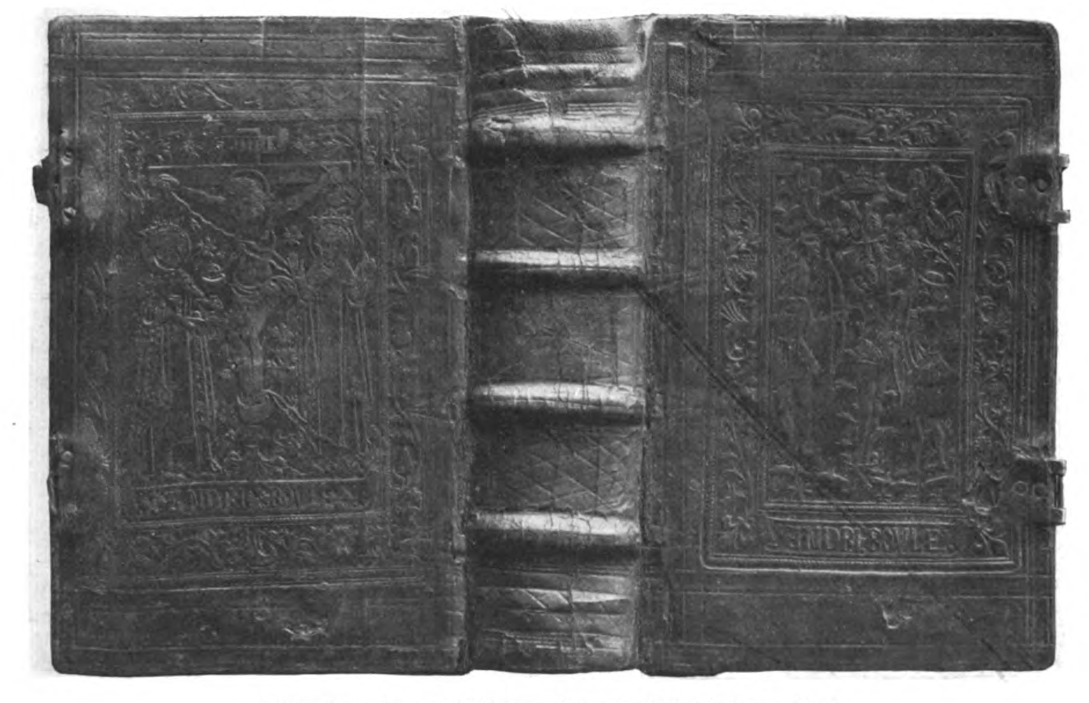


Bild 2. Einband von André Boule. — Universitäts-Bibliothek Münster D² 584



Bild 3. Französischer Einband. — Universitäts-Bibliothek Münster G² 4921

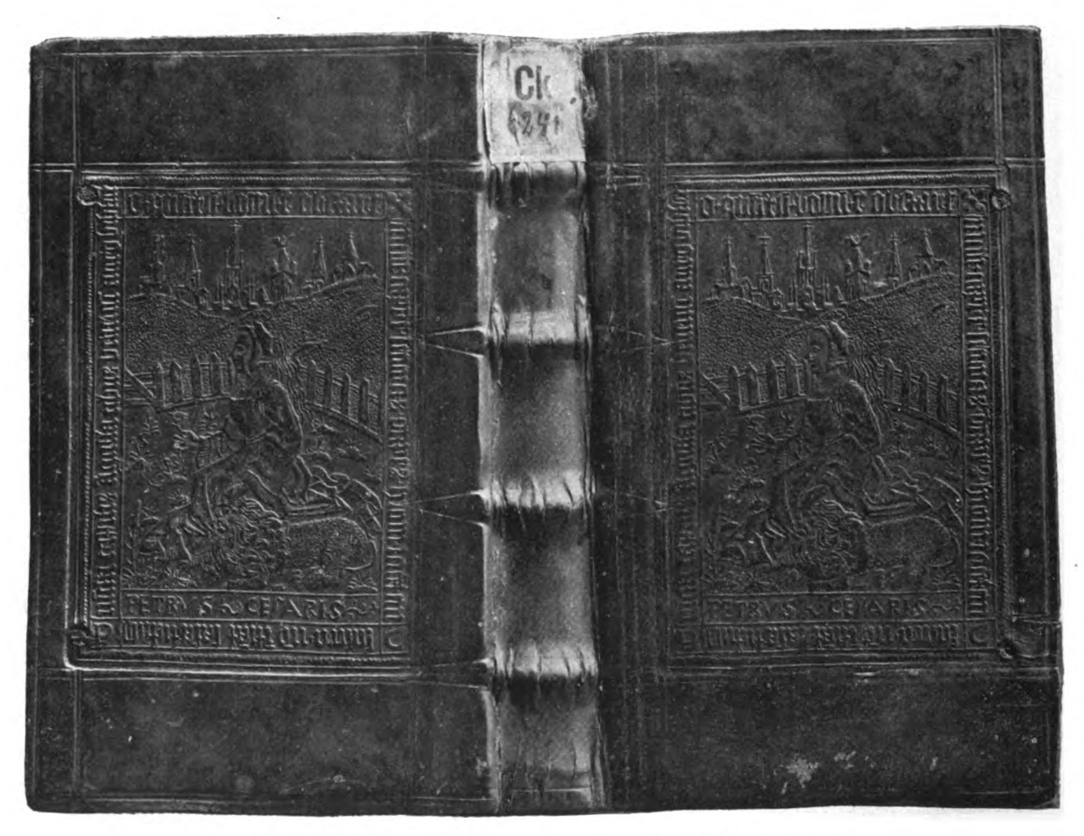


Bild 4. Einband von Petrus Cesaris. — Universitäts-Bibliothek Münster Ck 6241



Zur Praxis und zur Psychologie der älteren Buchbinder.

Nach Einbänden in der Universitäts-Bibliothek zu Münster i. W.

Von

Hilfsbibliothekar Dr. phil. M. J. Husung in Münster i. W.

I. Der Plattenstempel.

Mit vier Bildern.

Bis um die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Handstempel das gebräuchlichste Instrument des Buchbinders beim Schmücken des Deckels gewesen. In der richtigen Verteilung der einzelnen Stempel über die Deckelfläche hin oder im kunstfertigen Zusammenstellen der verschiedenen kleinen Muster zu neuen, großen Mustern, sodann beim mühevollen Einprägen derselben in das Leder konnte der Buchbinder sich auch wirklich als Meister erweisen.

Da führte dann etwa im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts die durch Gutenbergs Erfindung bewirkte Mehrproduktion an Büchern zur Erfindung des Plattenstempels, des neuen, viel größeren Zierstückes. Jetzt konnte man die Menge der Bücher, ob groß oder klein, schnell mit Deckelschmuck versehen, indem die vom kunstfertigen Metallschneider gearbeitete Platte einmal oder öfter in das Leder der Buchhülle eingedrückt wurde. Diese letztere Arbeit besorgte jetzt aber nicht mehr mit vieler Mühe die Hand, sondern leicht und einfach die Buchdruckerpresse. Buchdrucker und Buchbinder gehören in jener Zeit überhaupt noch eng zusammen. Und so kam es denn, daß bei dem Wandertrieb der Buchdrucker mit der neuen Kunst des Druckens auch jene neue Art des Deckelschmuckes von den Niederlanden und dem Niederrhein, wo er zuerst aufgetaucht war, und woher er auch seinen Namen „niederländischer Einband" führt, noch im 15. Jahrhundert sich in alle Welt verbreitete. Der Eigenart des Landes, in das sie kamen, paßten sich jedoch die Jünger der neuen Kunst in der Art an, daß sie in Frankreich meist figürlichen Schmuck, in England große Wappen auf den Plattenstempeln zum Schmuck des Deckelleders verwandten, während Niederländer und Deutsche S-förmig gewundene Ranken mit öfter grotesken Tierbildern bevorzugten.

1. *Johann von Wesel.*

Spezifisch niederländisch ist der Einband, den ich um ein Exemplar des Buches: Theodori Gazae introductionis grammaticae libri quattuor ... Coloniae opera et impensa Joan. Soteris anno MDXXV gefunden habe (Bild 1). Der Band gehörte, wie es auf dem Titelblatte heißt, einst dem Jesuitenkollegium in Münster. In einem Abstande von etwa $1^1/_2$ cm ist auf Vorder- und Rückseite je zweimal derselbe Plattenstempel eingeprägt, nämlich die in den Niederlanden und am deutschen Niederrhein beliebten S-förmig gewundenen Ranken mit Tieren und Früchten, dazu eine Umschrift. Obwohl nun gerade in den genannten Gegenden gotische Lettern länger als anderswo beibehalten wurden, schienen mir die Buchstaben des Plattenstempels mit dem Jahre 1525 als terminus post quem denn doch zu antiquiert, und ich suchte nach einer Lösung des Rätsels.

Die Umschrift lautet: Fr. johēs de weesalia ob laudem xpristi librum hunc recte ligavi, also: „Ich, der Frater *Johannes von Wesel*, habe dieses Buch hier, Christo zum Lobe[1],

1 Diese Redewendung ist nicht nur Ordensleuten zu eigen; sie stammt wohl aus der Phraseologie der mittelalterlichen Schreiber und Binder. Dieselben gebraucht z. B. ein Ludovicus Bloc aus Brügge ebenso wie Victor van Crombrugghe, und von letzterem ist überliefert, daß er eine Witwe hinterlassen hat, daß er also sicherlich kein Kleriker bzw. Ordensmann gewesen ist.



kunstgemäß gebunden." Nun sind von einem Frater Johannes von Wesel schon zwei Plattenstempel bekannt, die L. Gruel[1] nach Lempertz abgebildet hat. Man sieht auf dem einen den Einzug Christi, wie er auf einem Esel reitet, während man vor ihm Kleider ausbreitet. Der andere Stempel zeigt die Anbetung des Kindes Jesu durch die hl. drei Könige. Beide Plattenstempel sind auf einem Einbande vereint, der ein niederdeutsches Pergamentmanuskript mit Miniaturen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts umschließt, das i. J. 1858 durch Lempertz[2] nach England verkauft wurde. Dieselben beiden Stempel sind übrigens, worauf mich Universitäts-Bibliothekdirektor Prof. Dr. A. Bömer aufmerksam gemacht hat, auch verwandt worden auf dem Deckel eines niederdeutschen Gebet- und Betrachtungsbuches, das im 15. Jahrhundert geschrieben wurde und jetzt sich im fürstl. Salm-Salmschen Archiv auf dem Schlosse Anholt im westfälischen Kreise Borken befindet.[3] Daß es sich aber auch bei diesen beiden Plattenstempeln um denselben Frater handelt, beweist die fast gleiche Umschrift: Frater johannes de weesalia ob laudem xpristi et matris eius librum hunc recte ligavi. Wurden also die beiden Handschriftenbände zu ihrer Zeit, d. h. zur Zeit ihrer Fertigstellung gebunden, so hätten wir die Tatsache, daß der Binder, der i. J. 1525 oder später das in Köln gedruckte Buch band, zum Schmücken des Deckels einen Stempel benutzte, der einen ganz anderen Namen als den seinen trug, und der für einen Meister hergestellt worden war, der ein halbes Jahrhundert vorher gewirkt hatte. Aber das störte, wie wir weiter unten noch an einem anderen Beispiele sehen werden, damals nicht, und das ist bis zu einem gewissen Grade auch zu verstehen. Denn der Plattenstempel, den der zu damaliger Zeit auf ziemlicher Kunsthöhe stehende Metallschneider gearbeitet hatte, war eben wirklich sein Werk, das der Buchbinder nur in den Buchdeckel einzupressen brauchte, und der bloße Namen, wenn ein solcher überhaupt darauf verzeichnet war, verband die Seele des bestellenden Buchbinders ebensowenig mit dem Stempel, wie er den Meister aus späterer Zeit vor neuer Benutzung des Stempels eines seiner Vorgänger abschrecken konnte. Zudem war der Stempel in erster Linie als Schmuck gedacht, und trug derselbe überhaupt keinen Namen, so stand, wenn er nicht gar zu „unmodern" geworden war, seiner Weiterbenutzung durch spätere Generationen überhaupt kein Bedenken entgegen.

Nun hat Gruel den Frater Johannes von Wesel — kurzerhand — zum Kartäuser gemacht, und zwar in jenem Kloster, das einst in Wesel bestanden. Ich möchte jedoch glauben, daß Johannes von Wesel ein Fraterherr gewesen ist, ein aus Wesel stammender und eventuell auch s. Z. in Wesel[4] eingetretener Angehöriger des Ordens der Brüder vom gemeinsamen Leben, und ich hoffe auch das Kloster gefunden zu haben, in dem der Frater die größte Zeit seines Lebens gewirkt hat.

Daß die Fraterherren um die Literatur des ausgehenden Mittelalters überhaupt und um das Schriftwesen im besonderen nicht geringe Verdienste gehabt haben, ist bekannt und auch schon in dieser Zeitschrift[5] behandelt worden. Eine Krise entstand für die Brüder, als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ein wichtiger Zweig ihrer Ernährungsarbeit, das Schreiben und Schmücken der Bücher, wegzufallen drohte. War es doch gerade ihr Grundsatz gewesen, den Lebensunterhalt — im Gegensatz zu den anderen Orden — durch ihrer Hände Arbeit sich zu gewinnen. Jetzt galt es nun, sich den veränderten Umständen anzupassen. Wenn auch die solide Grundlage, auf der die Einrichtung des Fraterherrenordens im eigentlichen Sinne beruhte, die Beschäftigung mit Abschreiben von Büchern, im Grunde doch beseitigt wurde, so überwand der Orden dennoch, dieses Mal noch, die Gefahr. Noch schrieb man ja, wenn auch in beschränktem Maße, weiter, besonders die liturgischen Bücher größeren und größten Formates. Und dann verstanden es die Brüder, sich an der neuen Kunst zu beteiligen, sei es, wie in Köln, durch Vorbereiten der Handschriften für den Druck oder durch Hilfe bei der Druckarbeit, sei es, wie in Rostock, sogar durch eigenen Verlag.

Das Buchbinden hatten die Brüder vom gemeinsamen Leben längst schon gepflegt, und zwar nicht nur für ihre eigenen Bücher. In ihren sehr alten, lateinischen Statuten heißt

1 Manuel historique et bibliographique de l'amateur de reliures. (1). Paris 1887. Taf. 40.

2 Bilderhefte zur Gesch. des Buchhandels... Hrsg. von Heinr. Lempertz. Cöln 1853—65. Abtlg. Buchbinderei. Taf. 3, Abb. A.

3 Veröffentlichungen der Historischen Kommissionen der Prov. Westfalen. Inventare der nichtstaatl. Archive. Bd. 1, H. 2, S. 19. Münster 1901.

4 Hier gab es nämlich auch ein Fraterhaus zum hl. Martin, aus dem uns sogar durch Gruel (2, S. 161), zwei Plattenstempel bekannt geworden sind.

5 Jg. 11. 1907—08. Bd. 2, S. 286 ff.: Kl. Löffler: Schrift- und Buchwesen der Brüder vom gemeinsamen Leben.



es im Kapitel 14: „Über den Buchbinder: Zum Binden der Bücher wird vom Rektor des Hauses ein Bruder bestimmt, unter dessen Obhut alle zum Binden gehörigen Instrumente stehen. Dieser wird auch, zusammen mit dem Bruder Geldverwalter, sich um Holz (für die Buchdeckel!), Leder, Messing und die übrigen für seine Arbeit notwendigen Dinge kümmern, damit dieselben zur rechten Zeit gekauft werden und zur Verfügung stehen. Die Bücher, die gebunden werden sollen, erhält der Bruder Buchbinder vom Bruder Oberschreiber, und wenn er sie gebunden hat, gibt er sie ebendemselben zurück, und der übermittelt dann den dafür (d. i. für Schreiben und Buchbinden) erzielten Arbeitslohn dem Bruder Geldverwalter."[1] Es gab hier also schon in früher Zeit ein Binden für Geld. Und da war es denn nur zu natürlich, daß die Brüder, als der Buchdruck ihnen zwar die Hauptarbeit zu nehmen drohte, andererseits aber durch die weit größere Produktion an Büchern andere Arbeitsmöglichkeiten schuf, zugriffen und auch das Binden der gedruckten Bücher — für andere also — besorgten.

So weist auch hier in unserem Falle der Umstand, daß ein Ordensbruder zum mindesten mit drei seinen Namen tragenden Plattenstempeln arbeitet, auf einen gewissen Geschäftsbetrieb hin, und der ist gerade für einen Fraterherrn bezeichnend. Aber die Wahrscheinlichkeit kann bis zur Sicherheit gesteigert werden.

Der Name Johannes von Wesel leitet auf den Insassen einer der deutschen Niederlassungen des Ordens hin. Und so geben denn die Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim (veröffentlicht von Richard Doebner i. J. 1903 als Band 9 der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens) uns Notizen und Daten vom Leben eines Fraterherren Johannes von Wesel (Wesalie, Vesalie), der unser Frater gewesen sein dürfte. Unter den Einwohnern dieses Klosters wird nämlich i. J. 1463 der Priester Joh. Wesalie genannt, ebenso i. J. 1480. Am 7. April 1482 sodann wird derselbe Frater vom Kloster als Abgeordneter zum Colloquium, der Versammlung einer Reihe unter sich verbundener Häuser, nach Münster geschickt. Im nächsten Jahre aber, am 8. August 1483, stirbt Johannes von Wesel in Berlikum in Friesland, wohin er als Rektor einer neuen Niederlassung gesandt war, und wo ihm, dem schon alten Manne, das ungesunde Klima nur eine kurze Wirksamkeit verstattet hatte; die Annalen sprechen nämlich von dem Toten als von einem antiquus presbiter, und ebenso nennt ihn das Verzeichnis der verstorbenen Brüder einen antiquus frater.

Nun waren sicherlich auch die Brüder des Lüchtenhofes eifrig im Schreiben und Binden gewesen. Ihnen war ja von einem Johannes von Köln eine Schreibstube gebaut worden, und der Hildesheimer Augustinerprobst Johannes Busch berichtet, daß die Brüder um das Jahr 1450 für Abschriften und Einbände die zwar wohl etwas übertriebene Summe von über 1000 Gulden verdient hätten. Dabei wird denn auch der langjährige Einwohner des Klosters Johannes von Wesel fleißig mitgeholfen haben. Daß er es überhaupt getan, beweist das Verzeichnis der Bücher, die in der Kirche des Lüchtenhofes gebraucht wurden. Darunter wird ein Brevier angeführt, das Joh. Vesalie geschrieben. Mehr aber noch wird er für Besteller geschrieben haben, getreu der Sitte der Bruderschaft. Und zum Schreiben gehörte in damaliger Zeit meist auch das Binden.

Aber auch zeitlich paßt es, daß die Stempel auf den drei angeführten Einbänden die Stempel des Frater Joh. von Wesel aus dem Lüchtenhofe in Hildesheim sind. Jenen Einband, den Lempertz und nach ihm Gruel als um die Mitte des 15. Jahrhunderts gefertigt ansetzen, wird der Frater in jüngeren Jahren gebunden haben; spätestens i. J. 1463 war er ja schon Priester. Der Einband sodann, der die Anholter Handschrift umschließt, bietet mit der Herstellungsmarke „15. Jahrh." Spielraum genug. Den dritten Einband jedoch, der das gedruckte Buch von 1525 umgibt, hat mit des Johannes Stempel ein anderer Fraterherr, sein Erbe, gebunden, sei es nun im Lüchtenhofe selber, der ja erst i. J. 1611 aufgehoben wurde, sei es in Köln, wo die Fraterherren nachweislich der neuen Kunst dienten, und wo sie sicherlich wohl auch durch Binden für Drucker und Verleger die Mittel für ihren Lebensunterhalt sich mit erwarben.

Frater Johannes von Wesel war ein Priester, also kein Laienbruder. Daß er trotzdem Bücher gebunden, wird uns nicht wundern. Der Welt- und Ordensklerus war von den strengen Vorschriften der Zünfte ausgenommen, und ihre Arbeit wird daher sehr einbring-

1 Vgl. Regulae et constitutiones clericorum in congregatione viventium. Studio Auberti Miraei. Antverpiae 1638. S. 148. Vgl. auch Instituta primaeva fratrum canonicorum seu clericorum Collegii Ssmae Trinitatis ad Fontem salientem Monasterii in communi viventium (Münster 1741). Pag. 66.



lich gewesen sein. So erwähnt W. H. J. Weale[1] einen Priester Thomas van Gavere, der zwischen 1481 und 1501 sich in Brügge buchbinderisch betätigte. Für seine Arbeit hatte der Priester ein Vorbild an dem Bischofe Otto von Bamberg, von dem in der Lebensbeschreibung ausdrücklich erwähnt wird, daß er auch Bücher gebunden. Und zudem handelte es sich bei Johannes von Wesel letzten Endes um einen Fraterherren, dem, ob Priester oder Bruder, die Arbeit eine der ersten Pflichten war.

Nachdem so der Frater Johannes von Wesel sich als Fraterherr herausgestellt hat, dürfte vielleicht die Frage berechtigt sein, ob nicht etwa gerade der aus den Niederlanden stammende Orden der Brüder vom gemeinsamen Leben zur Aufnahme des sogen. niederländischen Einbandes bez. des Plattenstempels in Deutschland stark mitgewirkt habe. Niederlassungen ihrer Bruderschaft gingen ja über das ganze westliche Deutschland bis nach Magdeburg, Merseburg und sogar bis nach Culm hinüber, bis nach Rostock hinauf und hinunter bis nach Württemberg. Die Genter Brüder z. B. werden von Weale als vorzügliche Abschreiber und Buchbinder gerühmt. Und daß die Rostocker die von ihnen gedruckten Bücher auch banden, steht fest.[2] Warum sollten da nicht auch im übrigen die Fraterherren eine blühende Tätigkeit im Buchbinden entwickelt haben? Manchen der auf den Einbänden überlieferten Buchbindernamen in Holland und Belgien und Deutschland müßte man genauer prüfen, um in diesen Namen Angehörige der Bruderschaft vom gemeinsamen Leben ermitteln zu können, und um so den eventuellen Einfluß derselben auf das Buchgewerbe überhaupt und um die Verbreitung des niederländischen Einbandes im besonderen festzustellen. Vielleicht wäre diese Art Nachforschung am ehesten von Erfolg in Köln, wo die Fraterherren mit den Druckern Hand in Hand gingen, und es ist nicht unmöglich, daß sie z. B. für Johannes Soterius oder Heyl, den nicht unbekannten Orientalisten, gearbeitet haben, der das mit dem Stempel des Johannes von Wesel verzierte Buch vom Jahre 1525 gedruckt hat.

2. *André Boule.*

Der Möbelkünstler André Charles Boulle (geb. 1642, gest. 1732), der Schützling Ludwigs XIV., ist nicht unbekannt. In seinem Atelier, das ihm der König im Louvre eingerichtet hatte, legte er die von ihm verfertigten Möbel kunstvoll mit farbigen Hölzern, mit Schildpatt und mit Metallen aus. Weniger bekannt dürfte sein, daß sein Ahn, von dem ihm u. a. auch der Vorname André überkommen, seiner Zeit, ebenfalls in Paris, ein geschätzter Buchbinder gewesen ist.

Über das Leben dieses *André Boule* ist nicht viel überliefert. Weil die Bücher der Einbände, die sich von ihm erhalten haben, in den Jahern 1479—1530 gedruckt sind, wird ihm für sein Arbeiten der weite Spielraum von 51 Jahren eingeräumt und sein Leben und Wirken „um 1500" angesetzt. Natürlich kann er auch schon vor 1479 buchbinderisch tätig gewesen sein, ebenso wie das Buch von 1479 nicht sofort i. J. 1479 gebunden zu sein braucht. Auf gleiche Weise darf man für das Buch von 1530 nicht unbedingt gerade das Jahr 1530 als Bindetermin annehmen; dieses Buch braucht nicht sein letztes Werk gewesen zu sein, und schließlich wäre es sogar noch möglich, daß, der Sitte der Zeit entsprechend, ein anderer Buchbinder mit dem Stempel des schon verstorbenen Meisters Boule den Einband um das Buch von 1530 gearbeitet hätte.

Damit sind wir bei der Frage angelangt, inwieweit das Druckjahr eines Buches herangezogen werden darf zur Datierung des Einbandes und damit des Meisters selber. Druck- und Bindejahr sind dieselben, wenn das Buch sozusagen suo anno, also gleich nach seinem Erscheinen gebunden wurde. Das wird wohl meist der Fall gewesen sein, da man ja das broschierte Buch unserer Tage mit seinem einigermaßen erträglichen Habitus noch nicht kannte. Völlig eindeutig jedoch ist die Datierung, wenn es feststeht, daß, modern ausgedrückt, der Einband des Buches einen Verlegereinband darstellt. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß man auch früher schon der gesamten Auflage eines Buches ein ganz bestimmtes, zu Inhalt und Form passendes Äußere zu geben pflegte; in welchem Maße überhaupt die alten Buchbinder bez. die Verleger eine gewisse Übereinstimmung zwischen Buchinhalt und Schmuck der Deckel angestrebt haben, müßte noch eingehend untersucht werden. Meist zierte man, wie schon zur Zeit des geschriebenen Buches, wahllos das Leder mit den

1 Bookbindings and rubbings of bindings in the National Art Library South Kensington Museum. 1. 2. London 1898 u. 1894. S. LV.

2 Vgl. Kl. Löffler a. o. O. S. 292.



Stempeln, die man eben besaß oder gerade zur Hand hatte. Andererseits kam es doch auch vereinzelt vor, daß für ein bestimmtes Buch ein zu Format und Inhalt passender Stempel geschnitten wurde, wenn dieser Gebrauch auch nicht alt und zuerst bei den Franzosen aufgekommen zu sein scheint. Daß ein bestimmter Verleger seine Bücher einem bestimmten Buchbinder gab, und daß dieser dann die Bücher mit seinen Stempeln mehr oder weniger gleichförmig einband, wird jedoch wohl häufiger der Fall gewesen sein. Dazu kommt noch der Umstand, daß um 1500 der Buchhalter bez. Buchhändler öfter zugleich Buchbinder gewesen zu sein scheint.

Von dem oben erwähnten André Boule fand ich einen mit französischen Plattenstempeln geschmückten Einband (Bild 2), der mir zu diesen allgemeinen Überlegungen den Anlaß gab. Es ist ein brauner Lederband, der auf der Vorderseite mit der Darstellung der Marter des hl. Sebastian geziert ist, während die Rückseite Christus am Kreuze zeigt, dem zur Rechten der hl. Thomas von Aquin, zur Linken die hl. Katharina von Siena stehen. Die beiden Plattenstempel, die den vollen Namen Andri Boule tragen, und die ein Buch vom Jahre 1513 umschließen, sind nicht etwa speziell für dieses Buch gefertigt worden; denn sie sind auch für Einbände gebraucht worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon viel früher als der vorliegende Einband von 1513 hergestellt wurden. So beschreibt Gruel[1], der übrigens von zwei Bouleschen Einbänden aus den Jahren 1497 und 1518 in der Versailler Bibliothek und von einem halben Dutzend zwischen 1497 und 1530 in der Bibliothèque Nationale spricht, den Band aus dem Jahre 1479 näher; dieser Band hat dieselben Stempel und zwar in der gleichen Verteilung auf Vorder- und Rückdeckel wie der unsrige von 1513. Weiter erwähnt Weale[2] unsere beiden Stempel auf dem Einbande eines Buches aus der Königlichen Bibliothek zu Brüssel aus dem Jahre 1491 und notiert noch[3] einen Band aus der Amsterdamer Universitäts-Bibliothek vom Jahre 1497, der mit dem Crucifixus-Stempel geschmückt ist. Sodann war auf der Ausstellung von Bucheinbänden im Alten Schloß zu Straßburg i. E. vom Oktober 1907 ein dem Straßburger Priesterseminar gehöriger Band aus dem Jahre 1509 zu sehen, der wiederum unsere Stempel und zwar in der gleichen Anordnung aufwies.[4] Von diesen Bänden, die also zwischen 1497 und 1509 gedruckt sind, wird, wenn sie nicht überhaupt suo anno gebunden worden sind, sicherlich der eine oder andere vor 1513 mit den Stempeln geziert worden sein; für das Buch von 1513 sind sie demnach wohl bestimmt nicht besonders geschnitten.

Nun ist jedoch noch ein anderer Band anzuführen[5], der zu beweisen scheint, daß der von mir gefundene Einband von 1513, trotzdem seine Stempel schon bei früher gedruckten Bänden benutzt worden sind, in gewisser Hinsicht ein Verleger- bez. ein Buchhändlereinband gewesen ist. Die Stadtbibliothek zu Metz besitzt nämlich einen Boule-Einband, der ebenfalls auf der Straßburger Ausstellung von 1907 zu sehen war[6], und der nicht nur die beiden gleichen Stempel, wenn auch in umgekehrter Folge, sondern vor allen Dingen auch den gleichen Inhalt aufweist wie der Münstersche Band von 1513. Der Metzer sowohl als der Münstersche Band umschließen nämlich ein Exemplar der Quodlibetales quaestiones sancti Thomae aus dem Verlage von Claude Chevallon zu Paris, gedruckt, wie am Schlusse des Textes vermerkt ist, i. J. 1513. Der Umstand aber, daß zwei Exemplare desselben Werkes von demselben Buchbinder gebunden sind, läßt vermuten, daß der Drucker bez. der Verleger die ganze Auflage oder einen großen Teil derselben von ein und demselben Buchbinder hat binden lassen. Es ist auch möglich, daß ein Buchhändler, der zugleich Buchbinder war, eine Reihe von Exemplaren in rohem Zustande vom Verleger gekauft und dieselben sich für seinen Laden gebunden hat. Denn anzunehmen, daß zwei verschiedene Käufer sich das in Paris erschienene Werk bei ebendemselben André Boule haben binden lassen, und daß nach-

1 A. o. O. S. 59.

2 A. o. O. S. 215.

3 Ebd. 216.

4 Vgl. den Katalog „Die Kunst der alten Buchbinder ..." von K. Westendorp. Halle a. S. 1909. Nr. 14.

5 Der bibliographischen Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auf der Ausstellung von Einbänden in der K. K. Hofbibliothek zu Wien vom Jahre 1908 (vgl. den Katalog von Th. Gottlieb. Wien 1908. S. 52. Nr. 163) ein Boulescher Einband mit gleichen Stempeln und in gleicher Verteilung ausgestellt war, der eine Papier-Handschrift von 1532—33 umschließt. Ursprünglich war der Einband jedoch für ein anderes Buch gefertigt, und nur die Hochschätzung Boulescher Arbeit hatte einstmals zum Umbinden geführt. — Die Literatur über Boule verdanke ich übrigens der Liebenswürdigkeit von Prof. Dr. H. Loubier vom Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin.

6 Vgl. den oben erwähnten Katalog, Nr. 13.

her, auf Umwegen natürlich, ihr Besitz an die Stadtbibliothek Metz und an das Kartäuserkloster Grafschaft[1] gekommen ist, diese Fülle von Wahrscheinlichkeiten anzunehmen geht nicht gut an. Viel wahrscheinlicher ist es, daß beide Bände seiner Zeit vom Pariser Verleger Claude Chevallon in die Werkstatt des Pariser Meisters André Boule gegeben worden sind, und daß die dort gebundenen und mit den Zierstempeln bepreßten Bände in die Welt wanderten, oder daß der Buchbinder Boule, wie es damals häufig war, zugleich einen Buchladen hatte, für den er u. a. auch von Chevallon seine Bücher — natürlich ungebunden — bezog.

Daß von diesen beiden Annahmen wiederum die letztere die wahrscheinlichere sei, dafür sprechen verschiedene Gründe. In dem Münsterschen Bande befinden sich nämlich außer den Quaestiones des hl. Thomas noch von demselben Heiligen als Autor die Libri quattuor de regimine principum ad regem Cypri aus dem Verlage des bekannten Pariser Verlegers Johannes Parvus = Jean Petit vom Jahre 1509. Erkundigungen bei der Metzer Stadtbibliothek brachten die Auskunft, daß der dortige Boulesche Einband außer den Quaestiones zwar nicht den gleichen Beiband, wohl aber gleichfalls noch Dominikanerliteratur umschließt, nämlich die Epistolaris oratio eines Ordensbruders und daran anschließend ein Psalterium beati Dominici fundatoris ordinis fratrum praedicatorum von 8 Blatt Umfang. Demnach wird der Meister Boule in seinem Laden[2] u. a. auch dominikanische Literatur gepflegt haben, von der er sowohl im Münsterschen als im Metzer Bande eine Auswahl zusammengebunden hat, beide Male mit den Quodlibetales quaestiones des Heiligen von Aquin von 1513 an der Spitze, deren Erscheinen ihm wohl die Veranlassung zum Binden gegeben. Der Wert genauer bibliographischer Angaben des gesamten Inhaltes von künstlerischen Einbänden aber kann zum Zwecke der Datierung der letzteren und damit des Meisters selber nicht genug betont werden.

Eine besondere Betrachtung erfordert noch die Signatur auf den Einbänden. Bei Johannes von Wesel entschuldigte die fromme Widmung „ob laudem Christi" den Namen des Binders in etwa. Ist es jedoch nicht sonderbar, daß die Besitzer der s. Z. von Boule gebundenen Bücher immerfort auf Vorder- und Rückseite derselben so groß und so breit nur den Namen des Pariser Meisters lesen mußten, und daß dieses Stück Reklame sie immerfort an den Bouleschen Laden erinnerte? Und wie André Boule haben es viele Buchbinder vorher und nachher getan, und doch ist unserem Empfinden nach nur eben noch verständlich, daß etwa der Besitzer seinen Namen auf dem Buche findet[3], wenn nicht überhaupt jenen des Verfassers des Werkes. Und was hat gerade bei dem mit Plattenstempeln bearbeiteten Einbande der Buchbinder anderes zum Schmucke getan, als daß er — vom Binden abgesehen — das vom Stempelschneider gefertigte Zierstück benutzte? Der wahre Meister war dabei doch der Metallarbeiter, der seine Motive, wenn er sie nicht selber erfand, auf Bestellung nach den Werken der Malerei oder der Kupferstecher und Holzschneider in das Metall gravierte! Das war, wie oben schon erwähnt wurde, vor der Erfindung des Plattenstempels bei dem mühsamen Verzieren der Buchdeckel mit dem Handstempel anders gewesen, wobei, wenn der Meister Buchbinder sich wirklich als Meister erwiesen hatte, sein Name auf seinem Werke noch einigermaßen erträglich war. Jetzt beim Arbeiten mit dem Plattenstempel stand der Name des Buchbinders bis zu einem gewissen Grade zu Unrecht auf dem Bande, indem die Tradition, trotz veränderter Umstände, weiter lebte. Aber gerade deshalb wurde es, wie ich meine, dem Buchbinder nicht allzu schwer, einen Stempel, den andere Meister verwandten, sich nachschneiden zu lassen, oder bei einem alten Stempel den Namen des Vorbenutzers

1 Aus diesem im westfälischen Kreise Meschede gelegenen Kloster, das i. J. 1072 von Erzbischof Anno von Köln gegründet und i. J. 1804 säkularisiert wurde, stammt nämlich das jetzt der Münsterschen Bibliothek gehörige Buch.

2 Ob Boule vielleicht, der Sitte der Zeit entsprechend, in Paris bei einem Kloster, hier also bei einem solchen des hl. Dominikus, Werkstatt und Laden gehabt hat? Daß er den Crucifixus-Stempel wählte mit den beiden großen Dominikanerheiligen Thomas von Aquin und Katharina von Siena (kanonisiert i. J. 1462) könnte solche Annahme nur erhärten. — Es ist nicht uninteressant, daß der im übrigen gar nicht untüchtige L. Gruel in seinem Prachtwerke die Personen unter dem Kreuze als Maria und Johannes deutet und sich infolgedessen wundert über Nimbus und Krone der beiden, wofür doch die Denkmäler der gleichzeitigen Kunst kein Gleichnis böten. Daß von Hand und Fuß und der Seitenwunde Christi Strahlen ausgehen zu der Heiligen und diese dadurch als die stigmatisierte hl. Katharina von Siena bezeichnet wird, hat Gruel nicht erkannt. — Natürlich benutzte Boule den Crucifixus-Stempel auch für nichtdominikanische Literatur.

3 Auch die Universitäts-Bibliothek zu Amsterdam besitzt, wie oben bemerkt wurde, einen von Boule gefertigten Einband. Der auf Vorder- und Rückseite des Buches eingeprägte Name „Andri Boule" verführte die Verwaltung dazu, bei Gelegenheit einer Ausstellung (vgl. Notice des objets exposés 1883, pg. 18) diesen Band zu deuten als ehemaliges Besitztum Andries Boulens (1495—1543), eines Bürgermeisters von Amsterdam.



zu tilgen und den eigenen anzubringen, oder einen alten Stempel mit altem Namen weiter zu benutzen.

Das hatten wir schon zum Teil beim Einbande des Johannes von Wesel erfahren. Aber auch die Stempel des Meisters Boule bieten uns hierfür ein Beispiel. Es gibt nämlich sowohl in der Bibliothèque Nationale als in der Stadtbibliothek zu Beaune einen Einband, der als Schmuck die Prägung des Plattenstempels mit der Marter des hl. Sebastian trägt, genau wie wir dieselbe bei André Boule gesehen haben, nur daß an Stelle des Namens von Boule unter dem Bilde der Name eines Meisters Lefevre steht. Gruel, der einen solchen Einband abbildet, scheint anzunehmen, daß Lefevre ein Zeitgenosse Boules gewesen sei, und daß er sich genau denselben Plattenstempel habe schneiden lassen, der sich also von dem Bouleschen nur durch den anderen Namen unterschieden hätte. Weale dagegen, der dem Meister Boule eine spätere Wirkungszeit als Lefevre zuschreibt, ist der Meinung, Boule sei der Erbe des Lefevreschen Prägestempels geworden; er habe den Namen seines Vorgängers in der Platte getilgt und dafür das den Namen André Boule führende Bändchen einsetzen lassen. Aus diesem Grunde, weil er also den Sebastianstempel nicht als volles Eigentum Boules, sondern als Erbstück aus der Werkstatt von Lefevre ansieht, nennt er noch 1910[1] nur den Stempel mit dem Crucifixus-Bilde als dem Boule zugehörig. Wie sich Weale zu der Chronologie der Einbände stellt, weiß ich nicht. Die Bücher mit dem Sebastianstempel von Lefevre haben als Druckjahr 1494 und 1496, während z. B. der das gleiche Bild, aber den Namen Boules führende Einband aus der Bibliotèque Nationale, den Gruel abbildet, einen Band umgibt, der schon i. J. 1479 gedruckt ist. Nach dieser Rechnung, Druckjahr zugleich als Bindejahr gerechnet, wäre doch Boule der frühere.

Ein Vergleich der Abbildung des Lefevreschen Einbandes bei Gruel mit dem Bouleschen Einbande der Münsterschen Bibliothek läßt keine Entscheidung darüber zu, ob das Schildchen mit Boules Namen auf der Platte wirklich erst später eingefügt ist. Das nur ist mir bei der Betrachtung der beiden Bouleschen Stempelbilder untereinander aufgefallen, daß beim Crucifixus-Bilde das Namensschildchen sich direkt unter dem Kreuze findet, daß es also sozusagen mit dem eigentlichen Bilde verbunden ist, während es bei der Sebastiangruppe außerhalb des eigentlichen Bildes, in der das Bild umgebenden Zierleiste steht, ebenso wie beim Stempel des Meisters Lefevre; ein Beweis für die Priorität des letzteren ist damit jedoch nicht gegeben. Der Umstand aber, daß der Lefevresche Einband von 1496 das Werk Dialogus seraphica ac divae Catherinae de Senis, also dominikanischen Inhalt umschließt, könnte eher zu Ungunsten Lefevres auf den Bouleschen Laden schließen lassen, so daß also etwa darinnen Lefevre der Erbe bez. Nachfolger Boules gewesen. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß sich die Frage auch nicht entscheiden läßt durch Vergleichung der eingeprägten Sebastianmarter mit den Darstellungen gleichen Inhalts aus der zeitgenössischen Kunst; dazu ist die Sebastiangruppe ein allzu häufig gebrauchtes Motiv.

3. Ein Einband für Karl V.

Gleichfalls französischen Ursprungs ist ein anderer Einband (Bild 3), der auf der Vorder- und Rückseite die gleiche Plattenstempelprägung aufweist: In der Mitte des hochgestellten Plattenrechtecks findet sich in einem dreifachen Kreise das Bild eines bärtigen Mannes in dreiviertel Länge mit der Krone auf dem Haupte; in der Rechten hat er ein Schwert erhoben, die Linke hält den Reichsapfel mit dem Kreuzchen darauf. Zur Erklärung bringt die Unterschrift unter dem Medaillon die Worte: PLVS . OVLTRE . KAROLVS . V. IMP. Hatten nämlich früher die Säulen des Herkules die Grenzen des spanischen Reiches im Westen gebildet, so war seit der Entdeckung Amerikas diese Beschränkung gefallen; daher plus oultre = plus outre = plus ultra, „darüber hinaus". Diesen Wahlspruch des Kaisers Karl V. (1519—1556) deuten denn auch noch die Säulen an, die sich oberhalb des Bildes rechts und links zur Seite des doppelköpfigen Adlers befinden. Der Einband umschließt den 2. Teil der Sermones dominicalium totius anni des Wilhelm Pepin, die Ambrosius Girault zum Verleger haben und i. J. 1534 in Paris gedruckt sind.

Daß im 16. Jahrhundert der Bürger seine Bücher öfter auch mit dem Bilde seines Fürsten zieren ließ, ist bekannt, und es gibt auch Einbände genug, die zu dem Bilde des Landesfürsten jenes des Kaisers Karl V. mit seinem Wahlspruch tragen. Aber warum sollte

1 In Thieme u. Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, unter Boule.



hier ein Franzose sich das Bild des deutschen Kaisers als Deckelschmuck wählen, oder, wenn hingegen der Band deutscher Herkunft ist, warum würde der deutsche Untertan das ihm ungewohnte plus oultre genommen haben, während ihm doch gerade damals das lateinische plus ultra viel näher gelegen hätte?

Der Deutungen gibt es mehrere. So könnte ein geschäftstüchtiger Buchhändler in Paris speziell für deutsche Abnehmer diesen Stempel benutzt haben. Aber dann wäre der französische Wortlaut des Wahlspruches nicht genügend erklärt. Das Wahrscheinlichste dürfte wohl sein, daß der Band s. Z. schon in Paris für Karl V. bestimmt gewesen ist, indem z. B. ein dortiger Buchhändler, der für den Kaiser Kaufauftrag hatte, diese für den Kaiser bestimmten Bände stets auf dieselbe Weise binden und schmücken ließ; als französisches Produkt in Druck und Einband konnte der Band dann auch den Wahlspruch auf französisch tragen, besonders für den bis zu einem gewissen Grade internationalen Kaiser. Ähnlich scheinen mit Grolier-Bandwerk verzierte und mit dem Wahlspruch force m'est trop versehene Einbände für den Grafen Peter Ernst von Mansfeld gleichfalls in Frankreich hergestellt worden zu sein.[1] Und was Karl V. angeht, so erwähnt Loubier[2], daß es in der Wiener Hofbibliothek einen Einband für denselben Kaiser gibt, der ganz im französischen Grolierstil gearbeitet, wahrscheinlich auch französischer Herkunft sei; das plus ultra und die erklärenden Säulen fehlen nicht.

Interessant wäre nur zu erfahren, ob das vorliegende, für Karl V. bestimmte Buch s. Z. auch wirklich in seinen Besitz gekommen ist, und auf welche Weise es dann in die Bibliothek der Minderen Brüder von der strengeren Observanz nach Rheine[3] überging, von wo es zuletzt nach Münster wanderte.

4. Petrus Cesaris.

Nach den Niederlanden bez. nach Belgien führt ein Einband von Pieter de Keysere, Pierre l'Empereur oder, wie er meist sich selber unterschrieb, *Petrus Cesaris*. Der Meister, der übrigens in Schwebus im Brandenburgischen geboren sein soll, gehört nach Gent und gilt als einer der ältesten belgischen Buchbinder. Dazu war er Papierfabrikant, Buchhändler und sogar auch Drucker. In letzter Eigenschaft verlegte er mit Joh. Stol in Paris zusammen i. J. 1473 verschiedene Werke. Er muß sich sogar den Magistergrad erworben haben; denn der Schluß der von ihm gedruckten Bücher enthielt für gewöhnlich die stolzen Worte: Per venerabilem Virum Petrum Cesaris in Artibus Magistrum, ac huius artis industriosum Opificem et Artificem.

Cesaris scheint Neider besessen zu haben. Ein Julius van de Walle oder de Vallo, ein Bücherverkäufer und Buchbinder, überfiel ihn, wie es heißt, eines Tages aus Geschäftsneid und muß ihn übel zugerichtet haben. Denn die Buße, die die Obrigkeit über den van de Walle verhängte, war groß und schwer. Der Missetäter mußte den Wundarzt bezahlen und für alle Ausgaben aufkommen, die durch die Behandlung entstanden. Und dann war er gezwungen, öffentlich Abbitte zu tun, in Gegenwart des Keysere und seiner Freunde, und nur um der Verdienste Christi willen bekam der Sünder überhaupt Verzeihung. Er mußte auch noch 12 Pfund Wachs zu Kerzen opfern, und die sollten in jener Kirche brennen, die der Verletzte bestimmte. Und zum Sarge des hl. Jodokus an der See, in der Picardie, mußte er wandern, und wenn er von dort zurückgekommen, konnte er abermals auf Pilgerfahrt gehen, und zwar nach Rom, wo er, sich zu bessern natürlich, durch zwei Jahre in der Verbannung weilen mußte.[4]

Gruel hat nun, wie er schreibt, keinen Einband von Petrus Cesaris auffinden können. Und Weale sah auch nur einmal einen solchen, und zwar in der Bibliothek des belgischen Gelehrten F. Vergauwen in Gent, der ehemaligen Arbeitsstätte des Meisters; die Bücher wurden i. J. 1884 in alle Himmelsrichtungen hin versteigert.[5] Es ist das jedoch, wie die

1 Vgl. H. Loubier: Bucheinband (1903). S. 116f.

2 Ebd. S. 117.

3 Der diesbezügliche Eigentumsvermerk trägt die Jahreszahl 1670 (oder 1676).

4 Ob gerade die niederländischen Buchbinder stark zu Gewalttätigkeiten neigten? Ein Meister Gerhard Leeu, Buchbinder und Buchdrucker und deshalb auch Mitglied der Antwerpener Gilde zum hl. Lukas, starb sogar i. J. 1493 an den Folgen einer Kopfwunde, die ihm einer seiner Gehilfen, ein Heinrich van Symmen, im Streite beigebracht hatte. Unwillkürlich erinnert man sich da der Prügelszenen niederländischer Meister.

5 Nachträglich fand ich, daß ein Einband in der Genter Stadtbibliothek vielleicht dieser ehemals dem F. Vergauwen gehörige Einband von Cesaris ist. Vgl. hierüber Inventaire archéologique de Gand. Reliures. 24. Jan. 1897.



Schilderung zeigt, die Weale aus der Erinnerung gibt, ein Einband derselben Art gewesen, wie ich ihn in einem sehr gut erhaltenen Exemplar in der Münsterschen Bibliothek gefunden habe (Bild 4). Der vorzügliche Abdruck eines sehr gut gearbeiteten Plattenstempels bietet — auf Vorder- und Rückdeckel — im Hintergrunde des von einer Umschrift eingerahmten Bildes die Hügel einer Stadt, hinter denen sechs Türme aufragen. Fünf davon sind Kirchtürme, der sechste dagegen, d. h. der dritte von rechts, erweist sich als der Belfried, der berühmte Genter Wachtturm (gebaut 1183—1339), der, fast in der Mitte der Stadt gelegen, mit seiner beträchtlichen Höhe von 118 Metern die beste Übersicht über dieselbe gewährt. Kenntlich ist auf dem Bilde dieser trotzige Turm der einst so reichen und von kriegerischen Zünften bewohnten Stadt an dem in Wirklichkeit über 3 Meter langen vergoldeten Drachen, den die Sage von der Sophienkirche aus Konstantinopel stammen läßt, der jedoch, nach Ausweis der alten städtischen Rechnungsbücher, in Gent selber i. J. 1380 gefertigt wurde. Im Vordergrunde des Bildes sitzt in einem von Planken umgebenen Gärtchen inmitten von Blumen ein Mädchen, das in der Rechten eine Blüte hält, während die linke Hand auf dem Kopfe eines Löwen liegt, der ihr zur Seite ruht. Unter dem Bilde trägt der Stempel stolz den vollen Namen des Binders Petrus Cesaris, und die Anfangsbuchstaben P. C. finden sich zudem noch in den beiden Enden der unteren Umschriftsreihe wieder.

Trotzdem sind diese beiden Motive, die Türme der Stadt und das Mädchen von Gent, auch von anderen Bindern gebraucht worden. So gibt es in der Stadtbibliothek in Beaune einen Einband, der ein i. J. 1528 gedrucktes Buch mit Predigten Savonarolas umgibt, und den die Brüder vom gemeinsamen Leben in ihrer Niederlassung in Gent gefertigt haben; dessen Stempel stellt gleichfalls den Genter Belfried mit dem Drachen auf der Spitze dar nebst den Türmen von drei Kirchen. Türme der Stadt und dazu noch das Mädchen auf der von einem Zaune umgebenen Wiese mit dem Löwen an ihrer Seite bringt ein Stempel Viktors von Crombrugghe, dessen Wirken von 1509—1518 angesetzt wird.[1] Ob Petrus Cesaris als erster beide Motive in den Prägestempel eingeführt hat, kann ich nicht entscheiden.

Sein Einband in der Münsterschen Bibliothek umschließt Oppians fünf Bücher über die Fische und die vier Bücher über die Jagd, gedruckt von Aldus in Vendig i. J. 1517. Cesaris' Name auf dem Einbande kündigt also nicht etwa ein Buch seines eigenen Verlages an. Das Büchlein ist demnach einstmals wohl ungebunden aus Italien nach den Niederlanden gekommen. Später gehörte es, wie ein Vermerk auf dem Titelblatte sagt, dem Jesuitenkloster in Münster, und zwar hat es ein Jesuit Joh. Bolthe seinem bekannteren Ordensbruder Herm. Busenbaum geschenkt.

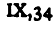
Das Sprüchlein, das sich der mit der Magisterwürde ausgestattete Buchbinder und Verleger ausgewählt, und das er als Umschrift um das Bild des Plattenstempels gelegt, ist nicht gerade kurz und stammt aus Senecas Thyest (Vers 449 ff.):

o quantum bonum est
obstare nulli, capere securas dapes
humi iacentem! scelera non intrant casas,
tutusque mensa capitur angusta cibus;
venenum [in] auro bibitur.

„O, was für ein großes Gut ist es doch, fern von dem Getriebe der Menschen sorglos die Mahlzeit verzehren zu können, schlicht am Boden ruhend! Nicht in die Hütte dringt das Verbrechen, und vom einfachen Tische ißt sich die Speise sonder Gefahr! Nur aus goldenem Becher trinkt man das Gift!"

1 Vgl. zudem noch E. Hannover: Kunstfaerdige gamle Bogbind ... 1907. Taf. 14.







Vom Sterbelager des Gelehrtenlateins.

Von

Dr. W. Ahrens in Rostock.

Die großen Dienste, die das Lateinische als Weltsprache der Wissenschaften Jahrhunderte hindurch geleistet hat, sind bekannt. Es bewirkte, daß die Gelehrtenwelt jener Zeiten ohne Eisenbahnen, ohne Telegraphen, ohne Fernsprecher und ohne alle unsere sonstigen technischen Errungenschaften in manchen Beziehungen kosmopolitischer war als die unserer Tage. Alle Gelehrten sprachen und schrieben in derselben Sprache; sie alle bildeten Glieder ein- und derselben großen Gemeinde, die sich über alle Staaten, über alle Kulturländer erstreckte. Nicht nur in seinen Studien und Schriften, auch in seinem persönlichen Wirken war der Gelehrte früherer Zeiten vielfach durch nationale Schranken weniger beengt als heute: der Schweizer Euler hat seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit den Akademien von Petersburg und Berlin gewidmet, sein Nachfolger in Berlin war der in Turin geborene Lagrange, der nachmals von Berlin an die Pariser Akademie ging; Glieder der berühmten Baseler Familie Bernoulli forschten und lehrten in Groningen, Padua, Berlin und Petersburg; in der Akademie Friedrichs des Großen überwogen an Zahl die Schweizer und Franzosen.

Der unerläßliche Freipaß für die Gelehrtenrepublik jener Zeiten war die Beherrschung der Sprache Ciceros in Wort und Schrift. Das war die Sprache, in der schon die Scholastiker ihre spitzfindigen Streitigkeiten ausgefochten, ihre kunstvollen Syllogismen geschlungen und miteinander verknotet hatten. Nach außen bedeutete sie eine schier unüberschreitbare Schranke, durch die der vir doctus unbedingt vom profanum vulgus getrennt war, — nach unseren heutigen Begriffen ein Nachteil, im Geiste früherer Zeiten gewiß ein Vorzug und ein fester Kitt. Die allgemeine Bildung und das Bildungsbedürfnis waren ungleich geringer, das Gelehrtenvolk, auch relativ genommen, weniger zahlreich als heute. Wie hätten rein wissenschaftliche Werke genügend abgesetzt werden sollen, wenn sie sich in der Hauptsache nur an die wenigen Gelehrten des betreffenden Sprachgebietes gewandt hätten. Auch heute sind große und schwere, nur für eigentliche Fachgelehrte bestimmte wissenschaftliche Werke im allgemeinen nur in solchen Sprachen möglich, die ein großes Gebiet besitzen.

Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschte das Latein in solchem Maße, daß der Mathematiker Gauß seine arithmetischen Untersuchungen, wohl das größte Denkmal menschlichen Scharfsinns, nur in lateinischer Sprache — als „Disquisitiones arithmeticae" — zu veröffentlichen wagen durfte und daher das Manuskript erst von einem guten Latinisten durchsehen lassen mußte. Auch das zweite große Werk des inzwischen zu Weltruhm gelangten Forschers (1809) wollte Perthes, wenn nicht französisch, so nur lateinisch — als „Theoria motus corporum coelestium" — in Verlag nehmen. Selbst deutsche Werke mußten es sich noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gefallen lassen, in lateinischer Sprache rezensiert zu werden, so beispielsweise in den literarischen Ephemeriden, die der Helmstedter Professor v. Schirach und nach ihm andere Professoren der dortigen Hochschule herausgaben.

Selbstverständlich durften unter diesen Umständen auch die Buchhändler jener Zeiten nicht ganz ohne Lateinkenntnisse sein, und der soeben genannte Friedrich Perthes wäre beim Eintritt in den Beruf, in dem er sich nachmals so rühmlich hervortun sollte, fast über die Schranke des Lateinischen zu Fall gekommen. Hatte doch der alte Herr Ruprecht aus Göttingen, dem der vierzehnjährige Perthes auf der Leipziger Messe des Jahres 1786 vorgestellt wurde, sich — nach anfänglich recht freundlichem Entgegenkommen — geweigert, den Jüngling in die Lehre zu nehmen, da sich gezeigt hatte, daß dieser in der Konjugation von *amo*, über die der alte Göttinger Buchhändler von ihm Auskunft begehrte, nur recht mangelhaft bewandert war, ein Vorfall, durch den wir uns unwillkürlich in Heines ergötzliche übermütig-boshafte Schilderung des damaligen Göttingen versetzt fühlen, in dem der eine Knabe mit dem anderen nicht mehr umgehen will, nur weil dieser mit *mensa*, *mensae* auf gespanntem Fuße lebt. Wie viele Buchhändler von heute möchten wohl vor des alten Herrn Ruprecht Examinatorenstuhl bestehen! Manch großer Verleger wird, fürchte ich, von dem „*amo*" — ich meine natürlich in grammatischer Beziehung — herzhaft wenig wissen.



Dennoch neigte sich in der Zeit, von der wir hier sprechen, der Stern des Gelehrtenlateins bereits zu langsamem Niedergange Vom Ende des achtzehnten bezw. vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ab ist diese Bewegung unverkennbar. Beispielsweise wurde bereits bei Begründung der Berliner Universität, und zwar am entschiedensten von der philosophischen Fakultät, der Vorschlag gemacht für die Promotionsschriften im allgemeinen, d. h. mit Ausnahme etwa der philologischen, die deutsche Sprache einzuführen. Es werde, so hieß es da bezeichnend, wenn man die Wissenschaft in deutscher Sprache empfange und erlebe, unmöglich, „wissenschaftlich und zugleich lateinisch zu schreiben". Je mehr die Wissenschaften in die Höhe und in die Weite wuchsen, je mehr sich gelehrte Bildung ausbreitete, je zahlreicher ihre berufsmäßigen Vertreter wurden, desto schwerer ließ sich die Herrschaft des Lateinischen aufrecht erhalten.

Freilich, ein Herrscher, der Jahrhunderte hindurch unumschränkt und, wie nicht zu leugnen, höchst segensreich für seine Untertanen, regiert hatte, war nicht von heute auf morgen zu entthronen. Dank der festgefügten Tradition und dem großen Nimbus, der das Latein umstrahlte, fristete es auch dann noch längere Zeit hindurch eine Scheinexistenz, als es in Wirklichkeit bereis tot war, und einzelne Überreste haben sich ja noch in die Gegenwart hinübergerettet. So blieb für akademische Schriften und Disputationen das Lateinische noch längere Zeit hindurch obligatorisch, als bereits im Grunde niemand gern mehr lateinisch schrieb oder las. Der Habilitation des von einem Humboldt, einem Gauß empfohlenen und vom Ministerium selbst protegierten Mathematikers Dirichlet setzte die Breslauer Philosophenfakultät im Jahre 1827 unter Führung eines Altphilologen heftigen Widerspruch entgegen, einzig und allein, weil der hervorragende junge Gelehrte keine lateinische Disputation halten wollte. Zwei Jahrzehnte später (1846) mußte an der Königsberger Albertina der Doktorand Rudolf Gottschall gegen seine beiden Disputanten, die höchst kampflustig waren und sich nicht, wie es sonst wohl üblich war, vorher mit ihm eingepaukt hatten, und gegen andere, aus der zahlreichen Corona hinzutretende Gegner eine gewaltige lateinische Redeschlacht bestehen. Doch mitten in der Disputation, als die Wolke des Lateinischen, die die Kämpfenden umhüllte, sich dunkler und dunkler zusammengeballt hatte, durchbrach der Hartbedrängte in jugendlichem Ungestüm das Gewölke und fing plötzlich an, deutsch zu sprechen, ein Vorfall, der in diesen heiligen Hallen so unerhört war, daß die beiden Hüter althergebrachter Ordnung, die in ihrer mittelalterlichen farbenprächtigen Amtstracht dasitzenden Pedelle, die bei dem lateinischen, zu ihren Häupten sich entwickelnden Redegefecht sich sorglosem Schlummer hingegeben hatten, ob der an diesem Orte unerhörten deutschen Klänge plötzlich erwachten und mit erstaunten Gesichtern um sich blickten, bis Eduard Simson, der liebenswürdige Dekan, alsbald alles wieder ins rechte Geleis brachte.

So zeigte sich bereits überall die Auflehnung gegen die Tyrannei des Lateinischen. Mancher angehende Doktor und Privatdozent mag vor solchen lateinischen Redeakten lebhaftes Herzklopfen empfunden haben. Mit Herzklopfen hatte Anton Springer, der nachmals berühmte Kunsthistoriker, vor der Bonner philosophischen Fakultät seine lateinische Habilitationsschrift vorgetragen (1852) und mit gesteigertem Herzklopfen sah er nun der anschließenden Disputation entgegen und fühlte sich daher angenehm erleichtert, als der alte Philosophiehistoriker Brandis statt des erwarteten und gefürchteten Latein sich für die Gegenrede der deutschen Sprache bediente. Mit wenigen Ausnahmen empfanden eben auch die Examinatoren die vorgeschriebene, niemandem mehr recht vertraute tote Sprache als große Unbequemlichkeit. So schreibt der Theologe Ernst Ranke nach seiner Berufung zum Marburger Ordinarius an seinen Bruder Leopold, den großen Historiker (26. Januar 1851): „Ferner bin ich als Facultätsmitglied auch Examinator, und da die Examina lateinisch gehalten werden, und noch dazu öffentlich, so bedarf es dazu für mich immer vieler Vorbereitung". Kußmaul (1822—1902) erzählt, er habe, als er in Heidelberg als Student die Preisfrage der medizinischen Fakultät bearbeitete (1844), der vorgeschriebenen lateinischen Abhandlung die deutsche Urschrift beigelegt und bei beiden einige Blätter zusammen an den Ecken umgebogen, um zu sehen, ob weiter gelesen wäre. Als er die Arbeit zurückerhielt, waren die Blätter des lateinischen Exemplars noch immer fest an den Ecken verbunden, die des deutschen dagegen gelöst. —

Nicht selten wurden lateinische Redeakte infolge der unzulänglichen Lateinkenntnis der Hauptpersonen zu einer förmlichen Farce. Höchst ergötzliche Dinge erzählte man sich z. B., wie Hoffmann von Fallersleben angibt, von der Promotion des Chemikers Friedlieb Ferdinand Runge (1795—1867). Der Doktorand, der ursprünglich Apotheker gewesen war, wußte sein unzureichendes Latein nur durch eine gigantische Frechheit zu ersetzen und warf



daher bei der lateinischen Verteidigung seiner Dissertation mit irgend welchen passenden oder vielmehr nicht passenden Redensarten um sich und nahm schließlich, in Augenblicken völliger Ratlosigkeit, seine Zuflucht zu beliebigen Sprichwörtern, wie: „Practica est multiplex — Plenus venter non studet libenter — Post nubila Phoebus — Errare humanum est" — etc. Es läßt sich nicht leugnen: es war wirklich Latein, was er da sprach. Übrigens haben sich dergleichen komische Vorfälle auch wohl schon in der guten alten Zeit gelegentlich, wenn auch gewiß sehr viel seltener, ereignet. So wird von einer höchst seltsamen „lateinischen" Konversation berichtet, die auf dem Konzil zu Basel im Jahre 1434 zwischen einem Hildesheimer Abt und einem Kardinal stattfand. Der Kardinal, der Italiener war, kein Deutsch sprach und den Abt, eine würdige, ansehnliche Erscheinung, für einen höchst gelahrten Herrn ästimierte, redete ihn lateinisch an, doch hatte dieser sich um die Sprache Ciceros und Augustins recht wenig bekümmert und war daher wegen seiner Antwort in Verlegenheit, bis sein bei ihm stehender Kaplan auf seine Frage, wie er antworten solle, ihm den vortrefflichen Rat gab: „Eure Hochwürden nennen einige Amthäuser und Dörfer, so um Hildesheim gelegen sind." „Hochwürden" beherzigten diesen Rat und legten nun los: „Steuerwald, Hasede, Groß-Giesen, Förste, Kalefeld, Itzum usw." Dem Kardinal werden diese Worte zwar nicht wie hannoversche, wohl aber gewiß wie böhmische Dörfer geklungen haben; so fragte er denn den Kaplan auf lateinisch, ob der Herr Abt vielleicht ein Grieche wäre, um, auf die Bejahung dieser Frage, die Unterhaltung abzubrechen.

Nur schwer versteht man es, daß das Latein sich überhaupt noch bis weit ins vorige Jahrhundert hinein zu behaupten vermochte. Die Studenten, wenigstens die nichtphilologischen, konnten schon längst kein genießbares Latein mehr schreiben und ebensowenig vermochten sie einem lateinischen Vortrag ohne Schwierigkeit zu folgen. Vergebens versuchte Friedrich Paulsen (1846—1908) nach drei vorwiegend theologischen Studiensemestern und nach Abwendung von der Gottesgelahrtheit, eine Vorlesung von Haupt über die Wolken des Aristophanes zu hören: Er vermochte dem lateinischen Vortrag nicht zu folgen, obwohl er auf dem Gymnasium in Altona noch im Geiste der neuhumanistischen Gelehrtenschule — mit dem Lateinischen als dem Mittelpunkt des Unterrichts und dem Rückgrat aller Gelehrsamkeit — vorgebildet war. Als höchst unbequem und lästig empfand Heinrich von Treitschke die Übersetzung seiner Doktordissertation in das nun einmal vorgeschiebene und unvermeidliche Latein; sträubte sich doch der durchaus moderne Stoff gegen eine solche Vergewaltigung. Natürlich ging es in solchen Fällen ohne neolatinische Bildungen kaum ab, und selbst das curriculum vitae zeugt hiervon, indem der Vater des Doktoranden, der sächsische Divisionsgeneral, sich die Metamorphose in einen „regis Saxonici vigiliarum praefectus" gefallen lassen mußte.

Das Latein, das die Professoren schrieben, war im ganzen nicht besser als das ihrer Studenten. In Bonn waren die Urteile und Berichte der Dekane bezw. der Fakultäten über den Erfolg der akademischen Preisaufgaben in einem so schlechten und fehlerhaften Latein gehalten, daß Friedrich Ritschl, der große Philologe, dem als Professor eloquentiae die Beförderung zum Druck zufiel, diese Berichte, die nicht selten wie ein Deutsch mit lateinischen Buchstaben anmuteten, alljährlich erst in eine der Würde der Universität angemessene Form brachte, ebenso wie er dies vorher übrigens in Breslau getan hatte. Daß überhaupt ein „Professor eloquentiae" sich mit dergleichen Geschäften belasten mußte, ist gewiß kein erfreulicher und würdiger Zustand, und ebenso liegt es auf der Hand, daß eine solche redaktionelle Tätigkeit, wenn auch vielleicht ein in rein sprachlicher Beziehung gutes Latein das Resultat sein mochte, doch leicht zu Unzuträglichkeiten anderer Art führte. Da wurde beispielsweise im Königsberger Lektionsindex für das Sommersemester 1831 als eine Vorlesung Franz Neumanns angekündigt: „de vermium in corporibus solidis propagatione", und mancher Student mag, wofern der lateinische Index lectionum überhaupt noch gelesen wurde, sich kopfschüttelnd gefragt haben, was denn der ausgezeichnete Physiker und Mineraloge wohl über „die Fortpflanzung der Würmer in festen Körpern" zu sagen haben werde. In Wirklichkeit hatte Neumann für das deutsche Vorlesungsverzeichnis angegeben: „Über die Fortpflanzung der *Wärme*" . . ., aber der Professor eloquentiae, der als solcher Redactor des Lektionskatalogs war, — damals der berühmte Lobeck — oder irgend ein studentischer Adlatus, auf den er, wie man sagte, die Ausführung dieses Geschäfts abzuwälzen pflegte, hatte *„Würmer"* statt *„Wärme"* gelesen. Begreiflicherweise machte der Mißhandelte dem Kollegen von der Eloquenz Vorstellungen. „Ja, warum kündigen die Herrn ihre Vorlesungen nicht in beiden Sprachen zugleich an?" war Lobecks einzige Antwort und Entschuldigung. Geschah dies, kündigten die Professoren also ihre Vorlesungen auch lateinisch an, so wurde an dem Latein wieder allerlei bemängelt.



Dabei soll nun andererseits gewiß nicht geleugnet werden, daß eine solche Sprachkritik in vielen Fällen durchaus angebracht, ja notwendig war. Erzählt man sich doch beispielsweise, daß ein namhafter Naturforscher ein Collegium publicum in der Weise ankündigte, daß er die Vorlesung „frustra" halten wolle. In Berlin gerieten im Jahre 1820 aus ähnlichem Anlaß alle Philologenseelen aus einer Gänsehaut in die andere; hatte doch ein neuberufener medizinischer Extraordinarius, der aus Neustrelitz stammende Wildberg, eine lateinische Antrittsrede gehalten und veröffentllcht, in der sich die feinsten Stilblüten fanden: „Medicinam semper cum amore feci", so berichtete der neugebackene Professor von sich, oder: „mature jam in me progerminatum est votum"; als Ziel seiner Wünsche nannte er einen „orbem extensiorem efficacitatis" („größeren Wirkungskreis") usw.

Die meisten der nichtphilologischen Latein-Schreiber oder -Redner werden sich freilich im Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit rechtzeitig mit irgend einem lateinkundigen Adjutanten verbündet haben, und so erklärt es sich vielleicht, daß die ärgsten Auswüchse des Gelehrtenlateins durchaus nicht immer am trockenen Holze, wie man zunächst erwarten möchte, sondern bisweilen vielmehr gerade am grünen, bei denen, die füglich einige Fertigkeit und Übung im Gebrauch des Lateinischen besitzen sollten, vorgekommen sind. Da kommen bei hochgelahrten und zünftigen Philologen Schnitzer vor, über die nicht Primaner und Sekundaner, nein! Quartaner und Quintaner erröten müßten. So streicht Otfried Müller, der Philologe, seinem früheren Lehrer, dem bekannten Breslauer Graezisten und Lexikographen Franz Passow (1786—1833), einst in einem an August Böckh, den Meister der Altertumswissenschaft, gerichteten Briefe (28. März 1819) die kräftigsten Fehler an: „Passow", so heißt es da, „hat seine diesmalige Einleitung zum Lektionskatalog wieder mit grammatischen und lexikalischen Schnitzern angefüllt. Zwar ist man's von ihm gewohnt, und das Aeschyleische Programm starrt davon, aber in diesem kommt das Allerärgste vor, z. B. *hic arbor*. In einem der letzten Lektionskataloge hat er bei der Correctur *bibliorum sacrorum*, in *bibliae sacrae*, und *de morbis acutis* in *de morbibus acutis* korrigiert." An der altberühmten, heute nicht mehr bestehenden Schule zu Kloster Berge (bei Magdeburg) gab ein im Jahre 1787 dort angestellter Lehrer Christian Heinrich Schultze in seinem curriculum vitae den folgenden Beweis seiner Fertigkeit im Lateinschreiben: „adultior factus et idoneus visus ad publicae scholae doctrinam percipiendam tradidit me pater disciplinae gymnasii urbici (Brunsvicensis), quod Martineum dicitur." Also ein Latein, das sich etwa dem folgenden Satze eines deutschen Romans würdig an die Seite stellen darf: „Erhitzt und des Tanzens müde lockte der prachtvoll beleuchtete Himmel Thusnelda hinaus." —

Kamen dergleichen grobe Fehler selbst beim schriftlichen Gebrauch der Sprache vor, so darf man sich nicht wundern, daß der mündliche womöglich noch ärgere Monstra zutage förderte. Da wirkte z. B. an dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin der Professor und Direktor Gustav Köpke (1773—1837), der ein praktischer Schulmann ersten Ranges war und sich auch in der Philologenwelt durch seine Übersetzung Plautinischer Lustspiele und andere Schriften einen guten Namen gemacht, das Lateinsprechen aber in seiner Jugend wohl nicht genügend geübt hatte. Jedenfalls passierten ihm hierbei gelegentlich grobe und gröbste Fehler; war doch einmal zu allgemeinem Entsatzen der Klasse ein: „hoc verbum utitur apud Virgilium", dem Gehege seiner Zähne entsprungen. „Hoc non stat in biblia sacra", soll in Berlin, etwa in den dreißiger Jahren, einer der theologischen Examinatoren einem Kandidaten zornig entgegengeschleudert haben, und dieser Examinator war in dem damaligen Berlin nicht der einzige, der in dem Ruf einer sehr mangelhaften Latinität stand.

Auf der anderen Seite soll und darf freilich nicht verschwiegen werden, daß es auch noch während der ganzen Periode des Niederganges des Gelehrtenlateins bis auf unsere Tage hin einzelne Männer, freilich nur unter den Altphilologen, gegeben hat, die das Lateinische in Wort und Schrift etwa ebenso vollkommen beherrschten wie die alten Humanisten. Der Göttinger Philologe Heyne (1729—1812) z. B., gewohnt, täglich lateinisch zu schreiben und zu denken, hatte sich im Gebrauch dieser Sprache eine größere Korrektheit erworben als in dem der deutschen Muttersprache, in der ihm Provinzialismen und Unebenheiten nicht selten unterliefen. Aus dem vorigen Jahrhundert preist man als Meister des Lateinischen u. a. den Heidelberger Altertumsforscher Creuzer (1771—1858), den Leipziger Gottfried Hermann (1772—1848) und dessen Schüler den Halleschen Philologen Karl Reisig (1792 bis 1829), aus der zweiten Hälfte den Berliner Vahlen (1830—1911). Dieser hielt am achtzigsten Geburtstage Virchows eine Rede; er begann deutsch, ging aber dann zum Lateinischen über und erregte durch seine Beherrschung der Sprache die allgemeinste Bewunderung, eine

Bewunderung, die wohl am deutlichsten beweist, wie klein die Zahl der redegewaltigen Römer auch unter den Altphilologen selbst, allgemach geworden war.

Im ganzen scheint aber selbst bei den Philologen des 19. Jahrhunderts die Schwärmerei für die antike Sprache nicht mehr sonderlich groß gewesen zu sein. So schrieb Ernst Curtius in einem Briefe aus seinen ersten Göttinger Wochen: „Ich hatte vor dem Lateinsprechen zuerst einige Scheu, aber nachdem ich anfangs für mich täglich seitenlang Latein geschrieben habe, geht es jetzt schon ganz geläufig. Nachdem ich nun den Leuten gezeigt habe, daß ich Latein sprechen *kann*, werde ich von dem rigor dieses Usus nachlassen, denn bei der Göttinger Sitte, daß keine deutsche Silbe im Seminar hörbar wird, gehen natürlich viel wichtige Interessen verloren." Viele Philologen von Namen wären freilich überhaupt nicht in der Lage gewesen, diesen Befähigungsnachweis zu erbringen. So ließ z. B. Gottlob Zumpt (1792—1849), der uns doch als die Inkarnation lateinischer Grammatik und lateinischer Sprache erscheint und der auch in der Tat ein ausgezeichneter lateinischer Stilist war, sich auf Lateinsprechen gar nicht ein. „Gut sprechen kann ich nicht," sagte er, „und schlecht sprechen mag ich nicht." Um auch ein Beispiel aus der älteren, doch noch wesentlich lateinfreudigeren Zeit zu geben, sei auf David Ruhnken (1723—1798), den großen lateinischen Stilisten, verwiesen, der aus dem Stegreif fast gar nicht Latein sprechen konnte. Eine Sprache, die selbst manche ihrer größten Kenner im mündlichen Verkehr nicht mehr geläufig zu gebrauchen wußten, mußte als Verkehrssprache natürlich dem Untergange geweiht sein.

In der Tat ist denn auch, wie schon gesagt wurde, der Verfall des Gelehrtenlateins vom Anfange des vorigen Jahrhunderts ab ein stetiger gewesen. Schon im Jahre 1812 wurde an der Berliner Universität die Abschaffung der lateinischen Vorreden zu den Vorlesungsverzeichnissen ernstlich erwogen, ein Vorschlag, der allerdings damals und auch noch auf Jahrzehnte hinaus unausgeführt blieb. Zehn Jahre später, im Jahre 1822, weigerte der Rektor der Berliner Universität, der Historiker Friedrich von Raumer, sich energisch, bei einem Universitätsaktus, der zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Friedrich Wilhelms III. veranstaltet werden sollte, eine lateinische Rede zu halten. Erstlich, so erklärte er, sei er gar nicht imstande, ein solches Latein zu schreiben, das der Universität und ihm zur Ehre gereiche, und zweitens könne man die zu erörternden Fragen in einer fremden Sprache überhaupt nicht angemessen behandeln. Der Senat der Universität beharrte freilich dabei, daß der Mund der Universität nur lateinisch sprechen könne; das Ministerium erteilte dem Rektor aber Dispens, und der Mund der Universität durfte so zum ersten Male deutsch sprechen, was damals für eine gnädigst bewilligte Ausnahmevergünstigung galt, seitdem aber — Raumers Anträgen gemäß — zur Regel wurde.

In den vierziger Jahren des Jahrhunderts finden wir die Machtstellung des Lateinischen bereits so stark erschüttert, daß das preußische Unterrichtsministerium die Abschaffung der lateinischen Sprache für Preisbewerbungsschriften, Dissertationen und Disputationen erwog und diese Frage (1846) allen Universitäten des Landes zur Begutachtung vorlegte. Auch diesem Ansturm wußte das lateinische Bollwerk vorerst noch zu widerstehen, aber schon im Jahre 1859 stellte das Ministerium dieselbe Frage von neuem.

In der seitdem verflossenen Zeit ist ein Stein nach dem anderen abgebröckelt, und heute stoßen die Universitäten selbst die letzten, spärlichen und im Grunde ziemlich bedeutungslosen Überbleibsel der alten Gelehrtensprache ab. So haben verschiedene, wie Gießen, Marburg, Kiel, deutsche Diplome eingeführt und andere haben diese Neuerung zunächst für einzelne Fächergruppen getroffen oder verwenden wenigstens bei besonderen Anlässen bereits die deutsche Sprache. So verlieh Heidelberg dem Maler Hans Thoma, dem Meister deutscher Kunst, im Jahre 1904 den philosophischen Ehrendoktor in deutscher Sprache, ebenso wie Rostock dem Dichter Adolf Wilbrandt im Jahre 1909 das ein halbes Jahrhundert zuvor erworbene philosophische Doktordiplom in deutscher Sprache erneuerte. „Dem deutschen Dichter", so sagte bei Überreichung des Diploms der Fakultätsvertreter Wolfgang Golther, „glaubten wir unsere Glückwünsche nur in deutscher Sprache übermitteln zn sollen." Auch deutsche Matrikeln kommen, — wenn ich recht unterrichtet bin, beispielsweise in Gießen, Marburg, Breslau, ferner in Bern und Zürich — bereits vor. So ist die Beseitigung des Universitätslateins heute tatsächlich bereits vollzogen. „In dieser neuen Aula," so sagte Erich Schmidt als Berliner Jubiläumsrektor, „wird die feierliche lateinische Sponsio vollends verhallen. Mancher Humanist, dem deshalb kein Zopf hinten hängt, hat schel gesehn zu gewissen Schulreformen und zu moderner Verjüngung des akademischen Herkommens. Aber auch der Philolog wird dem Zwangslatein außerhalb seines Gefildes nicht nachgreinen, wie denn schon Schleiermacher in den ›Gelegentlichen Gedanken über Universitäten‹ von 1808



die befreiende Frage tat: »Was für Gewinn soll auch sein, wenn, was deutsch vortrefflich gesagt werden konnte, in römischer Sprache mittelmäßig auftritt?«"

Als das Lateinische nun eine Bastion nach der anderen räumen mußte, ertönten aus gelehrten Kreisen immer wieder Stimmen des Bedauerns über den wohl unwiederbringlichen Verlust der gelehrten Weltsprache. Aber ebendieselben, die dem Latein manche Träne nachweinten, empfanden jedesmal, wenn sie selbst in der toten Sprache sprechen, schreiben oder lesen sollten, deren Unzulänglichkeit für wissenschaftliche Darstellung und für modernen Gebrauch nur zu deutlich. Auf dem Professorenkongreß in Jena 1848 erörterte man auch die Frage, ob das Latein in den Prüfungen beizubehalten sei. Insbesondere die Juristen traten entschieden und in längeren Reden für die Beibehaltung ein, bis denn dem Mediziner Stromeyer, einem der beiden Vertreter Freiburgs, die Sache zu bunt wurde und er vorschlug, die Herren, die für die Beibehaltung des Lateinischen sprechen wollten, möchten dies doch in lateinischer Rede tun, damit man sehe, was etwa zu verlieren sei. Vangerow, der berühmte Pandektist, und andere Icti waren nun freilich sehr erzürnt, aber — vom Latein war keine Rede mehr. Als eine „Infamie", eine „Schweinerei" bezeichnete Schopenhauer es, daß griechische, ja lateinische Autoren mit *deutschen* Noten herausgegeben würden, und denen, die in wissenschaftlichen Zeitschriften Stellen aus griechischen oder gar lateinischen Schriftstellern in deutscher Übersetzung anführten, rief er ein: „Pfui Teufel! Schreibt ihr für Schuster und Schneider?" zu; von dem Rückgange der Lateinstudien erwartete er eine allgemeine Wiederkehr der „Barbarei". Er selbst dagegen hatte seine Doktorarbeit, also eine rein akademische Schrift, in — deutscher Sprache verfaßt und zu Friedrich August Wolf, dem großen Philologen, diesen Entschluß damit motiviert, das Latein würde den Gedanken große Gewalt angetan und ihnen die Schärfe und Bestimmtheit genommen haben. Als er später seine Abhandlung „Über das Sehn und die Farben", um ihr größere Verbreitung im Auslande zu verschaffen, ins Lateinische übersetzte, empfand er von neuem die Unzulänglichkeit der toten Sprache und konnte die Benutzung unklassischer Ausdrücke nicht vermeiden, „da wir", wie er schreibt, „mit dem Reichthum unsrer seit $1^1/_2$ Jahrtausenden aufgehäuften Begriffe auf den armen Sprachvorrath einer ganz auf das Praktische gerichteten Nation hingewiesen, in der Lage sind, wie ein reicher Mann, mit vielem kostbaren Hausrath, genöthigt in eine ärmliche Hütte zu ziehn u. nun Alles unterzubringen, so gut es geht: da wird hin u. wieder etwas hervorragen."

Ein Hauptgrund für die besonderen Sympathien, die Schopenhauer für das Gelehrtenlatein hegte, lag übrigens ohne Zweifel darin, daß er, der Hochtory unter den Philosophen, dem Gelehrten eine bevorzugt aristokratische Stellung vor der ungelehrten Plebs erhalten wollte und in dem Lateinischen ein höchst wirksames Mittel hierfür sah. Auch andere Gelehrte haben nicht anders gedacht. „Das Latein ist das einzige Mittel, uns die Barbiere vom Leibe zu halten," so erklärte beispielsweise der Erlanger Mediziner Henke (1775 bis 1843), und in der Tat war ja auch der medizinische Universitätsunterricht in den dreißiger und vierziger Jahren teilweise oder vielfach noch lateinisch. Auch Friedrich August Wolf hielt an der neugegründeten Universität Berlin seine erste Vorlesung lateinisch, „um den Plebs zu verscheuchen," wie er sagte.

Heute würde wohl niemand mehr wagen, sich für Errichtung solcher Barrieren auszusprechen. In jenen Tagen aber werden solche Gründe, wie die soeben angeführten, gewiß dazu beigetragen haben, das Latein auch dann noch zu konservieren, als es sich bereits überlebt hatte, und ohne solche und ähnliche Rücksichten wäre sein Untergang gewiß schneller erfolgt. In diesem Zusammenhange dürfen auch folgende Erwägungen nicht übergangen werden: Die Gegner von David Friedrich Strauß haben dem Verfasser des „Leben Jesu" hin und wieder einen besonderen Vorwurf daraus gemacht, daß er dies destruktive Werk in deutscher Sprache erscheinen ließ und ihm damit von vornherein die Möglichkeit gab, in weitere Kreise des Volkes einzudringen. Wie ganz anders stand beispielsweise der Hallische Rationalist Wegscheider (1771—1849) da! Auch er hatte ein höchst bedenkliches und ketzerisches Werk, seine Dogmatik, erscheinen lassen, aber ihm durfte man doch immerhin als erheblich mildernden Umstand anrechnen, daß er das Werk lateinisch verfaßt hatte.

Insbesondere Heinrich Leo, der bekannte Hallesche Historiker orthodox-kirchlicher Richtung, hat sich bei dem Erscheinen von Strauß' Werk darüber ereifert, daß nicht schon längst ein Verbot bestehe, solche Untersuchungen, die dem Ansehen der Bibel beim Volke nachteilig sein könnten, deutsch drucken zu lassen. Auch jetzt noch, so meinte er, sei es nicht zu spät, für derartige Schriften das traditionelle Latein durch Gesetz vorzuschreiben. Das Lateinische als obligatorischer Giftschrank der kritischen Theologie war somit die Losung, die der Hallesche Papst ausgab. Übrigens hatte Leo bereits mehr als 40 Jahre zuvor einen



Vorläufer gehabt, der in der Fürsorge für seine Mitmenschen sogar noch weitergegangen war. Es war Adolf Freiherr von Knigge, der bekannte Gesetzgeber des guten Tons. „Gelehrte theologische und besonders solche Schriften, welche Glaubenslehren irgend einer Kirche bestreiten,“ so hatte er gefordert, „sollten, so wie alle *medicinische* Werke, lateinisch geschrieben werden. Das heißt nicht, den Weg zur Wahrheit versperren, wenn man den, welcher sich unterrichten will, in die Nothwendigkeit setzt, sich Vorkenntnisse zu erwerben, die Sprache der Gelehrten zu lernen; und es taugt nicht für den unwissenden Layen, im dogmatischen, wie im medicinischen Fache, wenn man ihn verleitet, allerley unnütze Versuche mit neuen Arzeneyen an seiner Seele oder an seinem Leibe zu machen.“

Zu denjenigen Gelehrten, die in neuerer Zeit den Untergang der toten Gelehrtensprache lebhaft beklagt haben, gehört Emil du Bois-Reymond. Mag man nun solche Klage aus dem Munde eines Naturforschers schon einigermaßen befremdlich finden, wenngleich sie keineswegs vereinzelt dasteht, so mutet doch jedenfalls die Auffassung des geistvollen Physiologen, der anscheinend ernstlich meinte, die Gelehrten hätten gewissermaßen aus eigener, freier Entschließung das Latein preisgegeben, recht seltsam an. Die vis inertiae, das Beharrungsvermögen, wirkte jedenfalls in entgegengesetzter Richtung, auf Konservierung des bestehenden Zustandes, und, wenn hier einer ehrwürdigen, jahrhundertealten und, wie man zugeben muß, ehemals wohlbewährten Institution der Garaus gemacht wurde, so werden ziemlich zwingende Gründe dafür gesprochen haben.

Dabei scheint mir der Grund, der zumeist für den Untergang des Gelehrtenlateins geltend gemacht wird, die Schwierigkeit, in der toten Sprache neue Fachausdrücke für bis dahin unbekannte Erscheinungen, Tatsachen und Begriffe zu erfinden, keineswegs entscheidend. Mit Recht ist, beispielsweise von Ernst Mach oder von dem Anatomen Friedrich Merkel, dagegen angeführt worden, daß auch in den modernen Sprachen diese Bezeichnungen und Ausdrücke erst erfunden werden müßten. Wesentlich für den Untergang des Gelehrtenlateins sind dagegen wohl verschiedene andere Umstände gewesen. Zunächst der folgende: Die immer feineren, immer mannigfaltigeren wissenschaftlichen Vorstellungen und Ideenbildungen zum Ausdruck zu bringen, wurde in der toten Sprache immer schwieriger. Nicht die eigentlichen Fachausdrücke und neuen Begriffe waren es, die das Lateinische vermissen ließ, — man hätte sie wohl ohne allzugroße Schwierigkeit erfinden können —, sondern der ganzen vorgeschrittenen wissenschaftlichen Denk- und Darstellungsweise vermochte die in festen Formen erstarrte tote Sprache nicht mehr gerecht zu werden. Charakteristisch in dieser Beziehung ist, daß das Bedürfnis nach Überwindung und Beseitigung des Lateinischen sich, wie es scheint, zuerst oder doch wenigstens besonders stark in einer Wissenschaft gezeigt hat, die an Fachausdrücken, insbesondere an neuen Fachausdrücken, keineswegs sonderlich reich ist, für die aber scharfe Präzisierung und sorgfältigste Wahl der Worte in Urteilen, Vorstellungen, Bildern usw. von größter Wichtigkeit ist, — in der Philosophie. Empfahlen doch die Bestimmungen der neugegründeten Berliner Universität für eigentlich philosophische Promotionsschriften geradezu die *deutsche* Sprache.

Einen zweiten Grund für die Notwendigkeit des Unterganges dcs Gelehrtenlateins sehe ich darin, daß die moderne Zeit, in der wissenschaftliche Bildung in immer weitere Kreise dringt, Theorie und Praxis sich gegenseitig beständig befruchten und anregen, Wirtschafts- und Erwerbsleben die Wissenschaft längst nicht mehr entbehren können, daß eine solche Zeit, sage ich, eine durch eine besondere Sprache, das Lateinische, gegen das übrige Volkstum abgeschlossene Gelehrtenkaste mit einer nur ihren Angehörigen verständlichen wissenschaftlichen Literatur schlechterdings nicht ertragen könnte. Dieser Grund allein würde, wenn er tatsächlich zunächst auch wohl merklicher erst dann sich geltend machte, als die Stellung des Gelehrtenlateins ohnehin — aus dem vorgenannten ersten Grunde — bereits stark erschüttert war, vollauf genügt haben, es zu fällen.

Dazu kommt nun noch ein drittes. Das starke Wachstum der Wissenschaften, die gewaltige Vermehrung des aufzunehmenden und zu verarbeitenden Stoffes, zwingt die Gelehrten zu immer größerer geistiger Ökonomie. Dem Gelehrten von heute würde nicht Zeit und Spannkraft genug übrig bleiben, die weiten Gebiete seiner Wissenschaft völlig zu durchdringen und ihr womöglich noch neues Terrain hinzuzuerobern, wenn er gezwungen wäre, sich zunächst eine Beherrschung des Lateinischen in Wort und Schrift anzueignen. Auf der anderen Seite kann der Gelehrte ebensowenig wie die anderen Gebildeten unter den Erdbewohnern der Kenntnis der wichtigsten lebenden Sprachen entraten, so daß also neben ihnen die Erlernung des Lateinischen bis zur vollkommenen Meisterung der spröden Sprache eine gewaltige Mehrbelastung bedeuten würde.



Daß eine gelehrte Weltsprache von unermeßlichem praktischem Werte wäre, wurde bereits gesagt und braucht nicht erst begründet zu werden. Wird die Menschheit aber jemals wieder zu einer solchen Sprache gelangen? Wie dem auch sein mag, eins erscheint sicher: Eine *tote* Sprache wird, wie oben bereits darzulegen versucht wurde, dieser Aufgabe, wenigstens bei fortschreitender Kulturentwicklung, unter keinen Umständen gewachsen sein. Die Wissenschaft hat heute alle Gebiete menschlicher Tätigkeit in einem solchen Maße durchdrungen und befruchtet, daß eine internationale Gelehrtensprache wohl auch alsbald die allgemeine Weltsprache werden müßte oder umgekehrt nur diejenige Sprache die Wissenschaftssprache werden könnte, die bereits auf dem Wege ist oder begründete Aussicht hat, Weltsprache zu werden. Die größte Aussicht, diese bevorzugte Stellung einmal zu erlangen, scheint, wenn man nur die Verbreitung berücksichtigt, das Englische zu besitzen. Allein entscheidend ist, zumal für die gelehrte Welt, die Verbreitung gewiß nicht. Vielmehr wird die Sprache eines Landes oder Volkes, das in mehreren oder vielen Wissenschaften führend ist, eine Sprache, in der besonders hervorragende, den Fachgelehrten aller Zungen geradezu unentbehrliche Werke erschienen sind, beim Gelehrtenvolk in besonderer Wertschätzung stehen. Ohne Zweifel nimmt in dieser Beziehung das Deutsche heute den ersten Platz ein, wenn auch in der gegenwärtigen Zeit der Verhetzung der Nationen gegeneinander dieser Prinzipat des deutschen Elements im feindlichen Auslande vielfach geleugnet wird.

Einen nicht uninteressanten Vorschlag für die Wahl einer Gelehrtensprache, wofern eine solche überhaupt „gewählt" werden kann und sich nicht vielmehr aus eigener Kraft die Welt erobern müßte, hat einmal der Chirurg Billroth auf eine an ihn deswegen gerichtete Anfrage hin gemacht. An sich findet er das Englische als eine der einfachsten Sprachen und jedenfalls sie allein unter den germanischen Sprachen hierfür besonders geeignet. Da aber, so argumentiert er weiter, die romanischen Völker so völlig talentlos in Aneignung fremder Sprachen seien, müsse man ihnen mit Rücksicht auf ihre großen Kulturleistungen wohl das Zugeständnis machen, eine romanische Sprache zu wählen, und so schlägt er denn, da er mit Recht größtmögliche Einfachheit als nicht unwesentlich ansieht, das Spanische, die einfachste aus der romanischen Sprachenfamilie, primo loco als Gelehrten- oder Weltsprache vor, und nächst ihr das Italienische, darauf das Französische. Man wird es niemand verdenken können, wenn er diese Auffassung, auf die linguistische Talentlosigkeit und Indolenz gewissermaßen noch eine Prämie zu setzen, reichlich edel findet.

In den Wettbewerb mit den natürlichen Sprachen sind nun auch noch die künstlichen und in letzter Zeit besonders das Esperanto getreten. Dieses ist auch ziemlich stark nach dem soeben angegebenen Billrothschen Rezept der besonderen Rücksichtnahme auf die geringe linguistische Elastizität der Romanen gearbeitet und hat daher in Frankreich begreiflicherweise eine verhältnismäßig große Anhängerschaft gefunden. Wenn aber nicht alles täuscht, so hat diese Bewegung längst schon ihren Höhepunkt überschritten, und einen entscheidenden Erfolg hat ihr wohl kein kühl und nüchtern Urteilender je zu prophezeien vermocht.



Das Buch und seine Gestalt.

Randglossen eines Psychologen.

Von

Richard Müller-Freienfels in Konstanz.

Wie beim Menschen sollten auch beim Buche Inneres und Äußeres in feinster Wechselwirkung stehen. Nur für stumpfe Nerven ist das Äußere gleichgültig; für andere ist das sogenannte Äußere nur ein Ausdruck, vielleicht nur eine zweite Erscheinungsform des Innerlichen.

Neuerdings ist man sich dessen bewußt geworden. Aber allzugroße Bewußtheit birgt stets eine Gefahr: sie führt leicht zur Absichtlichkeit, und in der Tat ist man dieser oft genug verfallen.

Es gehört mit in die Zeit der absichtlichen Individualitätspflege, die übrigens schon wieder auf dem Rückzug ist, daß man neben individueller Kleidung auch individuelle Bucheinbände, individuelle Drucktypen und individuelles Büttenpapier — wenn es auch imitiert war — haben mußte. Diese Individualitätsprotzerei hat zu den geschmacklosesten Verirrungen geführt. Wir denken heute mit Humor und leisem Grauen an jene unheimlichen Ornamente des Jugendstils zurück, die sich wie gräuliche Würmer in den Giftfarben der Buchdecken schlängelten.

Man braucht dabei kein unbedingter Verehrer jenes Engländertums zu sein, das im Leben wie beim Bucheinbinden das Individuum dem Typus völlig unterordnet. Es ist langweilig und nicht einmal sonderlich praktisch, wenn alle Bücher gleich oder ähnlich eingebunden sind. Gewiß hat auch die Gleichmäßigkeit ihre ästhetischen Reize; ich gestehe, daß ich oft meinen Blick mit Wohlgefallen über die regelmäßig und einheitlich wirkenden Reihen meiner englischen Bücher gleiten lasse, während die unheimliche Mannigfaltigheit der deutschen Bücher daneben das Auge geradezu beunruhigen kann. Dort befindet man sich gleichsam in einer Gesellschaft von Herren, die alle im uniformierten, nach festem Schnitt gearbeiteten eleganten Abendanzug sind; wir Deutschen räumen unseren Bücherkleidern jene größere Freiheit ein, die in der Gesellschaft die Damen genießen; ohne daß gewisse Moden mißachtet werden dürfen, können diese doch ihrer Individualität freieren Spielraum gönnen. Freilich müssen dabei besondere Reize einzelner durch Geschmacklosigkeiten anderer erkauft werden. Übrigens scheinen auch wir Fortschritte in der komplizierten Erkenntnis zu machen, daß der einfachste und praktischste Einband zugleich auch der schönste sein kann.

Gegen die Bibliophilie ist vom theoretischen Standpunkt gewiß mancherlei einzuwenden; in der Praxis unterliege auch ich den Reizen dieser bedenklichen Neigung recht unbedenklich. Allerdings, wer den „Werther“ nur in der Ausgabe von 1774 lesen kann, wem nicht von jeder Seite auch eines modernen Druckes der Duft der empfindsamen Zeit entgegenweht, der kann überhaupt nicht lesen, und ich zweifle ernsthaft, ob ihm auch aus der Originalausgabe etwas anderes entgegensteigt als Modergeruch. Aber warum soll auch der gute Leser nicht, wenn die Möglichkeit dazu besteht, zum andern nicht noch den Zauber oder nur die Illusion einer gewissen Echtheit fügen? Mag das vor dem Verstand eine Torheit sein, vielleicht ist es gerade darum so wertvoll und von so erlesener Wirkung. Verhält es sich nicht ähnlich mit allem Geschmack auch bei modernen Büchern? Zum Selbstzweck gemacht kann er lächerlich wirken; mit Takt verwandt, fügt er den anderen Werten des Buches Reize zu, die man ungern missen wird.

* * *

Für mich ist das schlechthin wichtigste, damit ich an einem Buche Freude haben soll, daß es mein eigen sei. Ich empfinde physischen Widerwillen gegen alle Bücher aus Bibliotheken. Merkwürdigerweise kann dieser ausbleiben bei Büchern, die ich *nur* dorther haben kann; er meldet sich aber unausbleiblich bei allen modernen Büchern, die auch im Handel zu haben sind. Es ist das jene psychologische Inkonsequenz, die auch der Arzt z. B. kennt, der nie in seinem Beruf, wohl aber in seinem Privatleben Ekel empfindet. Auch bin ich



empfindlicher bei Dichtungen als bei wissenschaftlichen Werken. Zu einer Dichtung steht man wie zu einer Geliebten in einer ganz ausschließlichen und ganz persönlichen Beziehung, oder aber — man betrügt und wird betrogen.

Das Bücherleihen und -verleihen ist ein Kapitel für sich. Es setzt für mein Gefühl immer eine große Intimität voraus. So reizvoll es sein kann, mit Menschen, zu denen man innere Beziehungen hat, etwa mit einer Frau, die man liebt, Bücher zu tauschen, so unangenehm wäre mir das Gefühl, daß Fremde, womöglich unsympathische Menschen in meinen Büchern geblättert hätten. Aber das Buch einer schönen Frau, darin noch eine Spur ihres Parfüms (vielleicht nur in der Einbildung) zu spüren ist, kann einen ganz erlesenen Zauber haben. —

Niemals jedoch verleihe ich Bücher, die nicht gebunden sind; ich käme mir vor, als schickte ich meine Kinder nackt auf die Straße. Vor allem verleihe ich prinzipiell — hierin leiste ich mir sogar den Luxus von Prinzipien — niemals billige Bücher. Die Abneigung mancher Leute gegen das Bücherkaufen geht so weit, daß Millionärsgattinnen imstande sind, einen um ein Reklamheftchen anzupumpen! Ich bin gewiß nicht der Ansicht eines Pedanten, den ich kannte, daß jedes Entleihen von Büchern eigentlich ein Diebstahl am Autor sei. Aber es bleibt dabei, daß der Besitz eines Buches einen auch mit seinem Inhalt in eine besondere Beziehung setzt.

Übrigens gibt es auch Leute genug, die Bücher kaufen, bloß um sie gekauft zu *haben*. Sie bringen damit ihr Gewissen zur Ruhe, weil sie die Bücher eigentlich lesen sollten.

Was Luxusausgaben von Büchern anlangt, gestehe ich, dafür eine große Schwäche zu haben, besonders seitdem sie nicht mehr goldstrotzend daherkommen wie uniformierte Hofbeamte oder peruanische Generäle, sondern in der erlesenen Einfachheit eines wirklichen Gentleman. Der Anzug macht sicherlich nicht den Wert des Menschen noch den des Buches aus; aber ich habe es lieber mit geschmackvollen Exemplaren zu tun als mit dem Gegenteil.

Äußerst empfindlich bin ich gegen den Tasteindruck der Buchdecke. Bücher, die sich allzu glatt oder klebrig oder zu rauh anfassen, sind mir ein Greuel. Aber es gibt Bücher, die zu berühren eine Wollust ist, als streichelte man feine Seide oder seltenes Pelzwerk oder die Haut einer schönen Frau.

Broschüren haben große Vorzüge vor Büchern, die man gebunden kauft. Einmal kann man sie ganz nach eignem Geschmack binden lassen, man kann sie auch bequemer — verbrennen. —

* * *

Ein Buch soll ein Buch sein! Unbegreiflich ist mir, wie man Romane aus Zeitschriften lesen kann, wo sie zerstückelt, von geschmacklosen Bildern unterbrochen oder von Annoncen flankiert sind. Es ist kennzeichnend für unsere Zeitungen, daß sie in ihrem Text mit catonischer Strenge des ästhetischen Richteramtes walten, und unter dem Strich ein Kunstwerk — oder wenigstens etwas, was das sein möchte — zerhacken lassen wie sogenanntes „deutsches Beefsteak!"

Ein so starker Skeptiker ich in bezug auf alles, was liberale Zeitungen den Kulturfortschritt nennen, zu sein pflege, so will ich doch gern zugeben, daß die Gegenwart in der Ausstattung von Büchern sich sehr vervollkommnet hat. Ja, ich bin sogar Optimist genug, um zu hoffen, daß wir es mit unserm Fortschritt bald soweit gebracht haben werden wie unsere Altvordern, die ihre Bücher ebenso einfach wie schön banden, eine Einfachheit, die wir jetzt mit allem Raffinement wieder anstreben.

Was ich hier äußere, sind nicht die Wünsche eines individuellen Lesers, sondern eines typischen. Natürlich bilde ich mir nicht ein, daß sich unsere Büchermacher daran kehren werden, die als „Fachleute" natürlich alles besser wissen. Ich formuliere nur ein paar Wünsche sozusagen ins Blaue hinein.

Viel zu wenig wird für mein Empfinden das Gewicht der Bücher beachtet, das nur allzuoft mit dem Gehalt nicht in Einklang steht. In der Regel sind unsere Bücher zu schwer, abgesehen von den Fällen, wo durch augenmörderischen Kleindruck ein zierliches Format erkauft ist. Hier können die Engländer vorbildlich sein, die neuerdings auch ihre wissenschaftlichen Bücher auf so wundervoll leichtem Papier drucken, daß man tausend Seiten schwere Naturwissenschaft oder Philosophie für ein paar Pfennige mit der Post versenden kann. Unsere Wälzer dagegen zwingen zum Stubenhocken, zum Auflegen der Last auf einen Tisch, was dann verkrümmte Rückgrate, verkümmerte Atmung und enge Horizonte zur Folge hat.

Mit dem Gewicht hängt das Format zusammen, das beim Deutschen ebenso verschieden ist, wie das Format seiner verschiedenen Vaterländer. Man hat sich nicht wie in Frankreich

auf wenige brauchbare Typen geeinigt, bei uns sind alle Höhen, Breiten, Dicken möglich. Das neue Weltformat wird an allgemeiner Verbreitung so scheint es die verschiedenen „Esperantos" kaum übertreffen. Ich persönlich liebe das schmale Format. Ich will ein Buch auch in die Tasche stecken können, was ein wesentlicher Vorzug ist, wenn man nicht Stubenluft für das geeigneteste Klima für das Lesen hält. Daß man bei kleinerem Format unbedingt unleserlichen Druck verwenden müsse, ist ein ungeschriebenes, allgemein verbreitetes, aber doch falsches Dogma aus dem Kodex unserer Büchermacher. Das ist um so schlimmer, als wir unsere Bücher in Fraktur drucken, die bekanntlich nicht eine so kleine Type verträgt wie etwa der englische Zeitungsdruck. Die Firma Philipp Reclam mag ein großes Verdienst um die Volksbildung in Deutschland haben; sie hat aber sicher eine ebenso große Schuld an der allgemeinen Kurzsichtigkeit, die uns Deutsche zum Volke der Brillenträger macht.

* * *

Damit wäre ich beim Druck angelangt. Daß der Druck in erster Linie leserlich sein müsse, ist eine theoretisch ebenso anerkannte wie praktisch von unsern individuellen Buchausstattern oft vernachlässigte Forderung. Vielleicht aber hat auch die allzu bequeme Lesbarkeit wie alles in der Welt ihre Schattenseiten; denn nur durch sie ist jene bodenlose Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit des Lesens möglich geworden, die heute das wirkliche vertiefende Lesen so selten macht. Vielleicht lasen darum Griechen und Inder und mittelalterliche Menschen besser, d. h. eindringlicher und gründlicher, weil ihre Bücher ein Hinunterschlingen der geistigen Nahrung, wie es bei uns in Übung ist, von selber ausschlossen. Man war gezwungen, sich zu mühen, zu verweilen, und wie alles mühsam Erworbene bekam das Gelesene dadurch einen besonderen Wert. Vielleicht kann man von diesem Standpunkt aus doch noch etwas anderes als individuelle Pose in der Art sehen, in der einige moderne Poeten das Lesen ihrer Gedichte künstlich durch Weglassen der sinnlosen Majuskeln, der oft sinnwidrigen Interpunktion und ähnliches erschweren. Freilich unser Publikum will — um ein Kraftwort Lagardes zu gebrauchen — alles vorgekaut in den Mund gespuckt haben.

Ob Antiqua oder Fraktur (oder wie harmlose Leute, die von der Geschichte keine Ahnung haben, sagen: lateinische oder deutsche Schrift) vorzuziehen sei, ist eine Frage, wozu ich keine besonderen Vorschläge beibringen möchte. Die zahlreichen, zu dieser Angelegenheit unternommenen Versuche wie Vereinsgründungen, Reichstagspetitionen usw. haben ja bereits bewirkt, daß genug zum Thema geschrieben und geredet worden ist, um vorläufig alles beim Alten zu belassen. Im übrigen ist dies nur billig, denn es handelt sich hier um Gefühlsdinge, die nie durch Gesetze oder theoretische Meinungsäußerungen völlig gelöst werden können.

Es wird darum allen Parteien nichts übrig bleiben, als sich mit dem gegebenen Zustand abzufinden, daß nämlich Antiqua und Fraktur nebeneinander bestehen. Und hier ist eine Tatsache zu bemerken, daß ein deutscher Roman in gotischen Lettern gedruckt ganz andere Gefühlswerte hat als ein in Antiqua gesetzter. Das muß jeder zugeben, auch wenn er, wie ich, weit entfernt ist zu glauben, daß irgend ein „völkischer" Wert in diesen Kleinigkeiten stecke. Ich bin sogar der Ansicht, daß eine Nationalität, die sich in solchen Kleinigkeiten legimitieren muß, sich ruhig sollte begraben lassen. Aber Tatsache bleibt darum doch, daß ein „lateinisch" gedruckter deutscher Roman leicht nüchtern und kalt wirkt. Das mag, wie alle Gefühlssachen, vom logischen Standpunkt aus gesehen, eine Dummheit sein; aber Dummheiten, die unter Millionen Geltung haben, sind bekanntlich die gewaltigsten Mächte der Welt, und jedenfalls tausendmal wichtiger als Wahrheiten, die nur von dir und mir eingesehen werden. Die Erkenntnis, daß jene Gefühlsmomente bloße Produkte der Gewöhnung sind, daß die romanischen Völker bei ihren in Antiqua gedruckten Romanen kein Gefühl der Kälte verspüren, hilft an sich zur Abstellung dieser Tatsache genau soviel, wie die Erkenntnis der Natur der Erdbeben zu deren Verhinderung beiträgt. Ich gebe gern zu, daß die Antiqua Vorzüge hat; aber ich sehe keinen Grund ein, mich darüber aufzuregen, daß wir auch weiterhin in gotischen Lettern drucken werden. Denn schließlich unterliegt auch mein Gefühl jener „Dummheit", in gotischen Lettern einen eigenen Wert zu finden.

* * *

Man hat nun neuerdings, als die Buchausstattung zur Kunst proklamiert wurde und sogar ein Geschäft damit zu machen war, noch eine ganze Reihe funkelnagelneuer Entdeckungen



auf diesem Gebiet gemacht, die das Mittelalter zum größten Teil zwar schon gekannt hat, die aber dennoch z. T. nicht schlecht waren. Da ist vor allem der Buchschmuck. Ich finde sowohl das Wort wie die Sache, die beide viel geschmäht worden sind, ganz nett. Daß beinahe ebensoviel Kitsch und Geschmacklosigkeit auf diesem Gebiete geliefert wurde wie auf dem der Reformkleider (meist floß beides aus denselben Quellen), beweist noch nicht, daß nicht Gutes geleistet werden *könnte*, ja geleistet worden *ist*. Der schlimmste Fehler, den man machte, war der, daß man den Buchschmuck einem aufdrängte. Er müßte sein wie das Parfüm bei Damen, daß auch sich nie aufdrängen wird, das sich höchstens als ein an sich unbemerktes Moment in den Stimmungskomplex eines Zusammenseins einfügen darf. Wenn man es bemerkt, ist es schon vom Übel, womit ich jedoch beileibe nicht sagen will, daß man es nicht anwenden sollte. Voraussetzung bleibt natürlich, daß es gut ist. Das muß auch beim Buchschmuck der Fall sein; aber wie die Erfahrung beweist, ist die Güte der Leistung gerade auf diesem Gebiete von dem berühmten Namen des Buchschmückers ganz unabhängig. Im Gegenteil, dies Vorschieben berühmter Namen hat stets etwas Bedenkliches, und ich wenigstens fürchte bei solchen Gelegenheiten immer, daß der berühmte Name eine nicht berühmte Sache beschönigen soll. Daß manche Leute, die ein paar Schnörkel um den Text gekritzelt haben, ihren Namen in eine Reihe mit dem des Verfassers des Buches selber setzen, steht auf derselben Höhe des Geschmacks, als wenn man zu lesen bekommt: Faust von Goethe, Inszenierung von XYZ. Wobei das Übelste ist, daß Herr XYZ nur ruhig seinen Namen voran stellen könnte; denn leider kommt es diesen Herren bei ihren Experimenten viel mehr auf sich selber als auf den längst verstorbenen Herrn von Goethe an. —

Illustrationen sind heute vielfach verpönt unter Leuten, die Wert auf den Geruch der Kennerschaft legen. Indessen dürfte ein prinzipieller Grund für diese Abneigung schwer zu finden sein; denn der Einwand, daß nur selten wirklich Kongeniales geleistet würde, ist kein prinzipieller Einwand. Mir scheint, daß Leute, die ins Theater gehen, um dort ihrer lahmen Phantasie durch äußere Requisiten und Mittelspersonen aufhelfen zu lassen, sich auch ruhig ihre Bücher bebildern lassen können. Denn das Theater, in dem man Shakespeare oder Hebbel so gäbe, daß man nirgends Grund zum Ärgernis hätte, müßte mir noch gezeigt werden, wobei ich bemerke, daß ich Reinhard genügend und Beerbohm-Tree mehr als genügend kenne.

Ich habe bisher von den Wirkungen gesprochen, die ein Buch auf Auge und Hand haben kann oder haben könnte. Noch ein drittes Organ jedoch käme in Betracht, das über Gebühr vernachlässigt wird: die Nase! — Von allen Sinnesgebieten wird dieses von unserer Kultur am wenigstens beachtet. Die Effekte und Unmöglichkeiten, die sich selbst Leute, die auf Erziehung Wert legen, auf diesem Gebiet gefallen lassen, beweisen, daß man zwar allerlei „Geschmack", aber daneben sehr wenig „Geruch" haben kann. Wäre dem nicht so, so vermöchte ich nicht einzusehen, warum unsere stets wachen Geschäftsleute, soweit sie in Kultur machen, noch nicht darauf verfallen sind, Bücher mit individuellem Geruch in den Handel zu bringen. Wäre es nicht ein berauschend neues Arbeitsgebiet für Unternehmer, Geibelsche Lyrik mit Lavendelgeruch, Heimatkunstromane mit echtem Schollenduft, Berliner Dirnenbücher mit Moschus- und Heliotrop-Parfüm herzustellen? — Indessen Spott beiseite: der Geruch ist nun einmal das stärkste Suggestionsmittel, das es gibt, und ich gestehe, persönlich auf diesem Gebiete außerordentlich empfindlich zu sein. Ich kenne Bücher, die Auge und Hand wohltun und die doch durch ihren Geruch sich mir unmöglich machen. —

Alles in allem wird man, um Geschmack in der Ausstattung von Büchern zu zeigen, zurückhalten müssen mit der *Kunst*. Das „Bekünsteln" aller Kleinigkeiten des Lebens, wie es eine Zeitlang Mode war, hat die Kleinigkeiten des Lebens ebenso lächerlich wie unangenehm gemacht und die Kunst nicht weniger. Gebet dem Künstler, was des Künstlers ist, nicht weniger, aber auch nicht mehr! Laßt ihn die *Bilder* malen, aber nicht auch noch den *Rahmen* dazu! Der Rahmen soll geschmackvoll sein, aber er soll kein Kunstwerk sein!





Bücher unter falscher Flagge.

Ein Beitrag zur maskierten Literatur.

Von

Dr. phil. Franciszka Baumgarten in Berlin.

Vor einigen Jahren wurde der königlichen Bibliothek in Berlin eine Kiste voll russischer revolutionärer Schriften zugesandt. Die Sendung war anonym und stammte aus Genf. Die Schriften bestanden aus Broschüren, Flugblättern, einzelnen Nummern unterschiedlicher Zeitungen der verschiedenen russischen revolutionären Parteien der letzten 50 Jahre — ein buntes Durcheinander sowohl in der äußeren Form als auch in den Meinungen betreffs Taktik, Organisation, Programme usw. Nur das eine hatten sie alle gemeinsam: eine neue Weltordnung auf dem Schutt der alten zu errichten.

Die Sendung wurde geordnet und katalogisiert. Man hat das gesamte Material nach den einzelnen Parteien verteilt und auf diese Weise Sammelbände geschaffen. So haben wir einen Band „Narodnaja Wola" (Partei der Volksfreiheit), Bände der Ausgabe der „Zaria" (das Morgenrot) der sozialdemokratischen Partei und des Londoner „Swobodnoje Slowo" (das freie Wort), einen Sammelband der in Rußland verbotenen Zeitschriften usw. Außerdem wurden zwei Bände zusammengestellt unter dem Gesamttitel: „Verschiedenes zur russischen Revolution".

Als ich einen dieser beiden Bände, Sign. Jc. 7595/115, durchblätterte, fielen mir fünf kleine Schriften auf, die scheinbar gar nicht in die Sammlung hineinpaßten. Nicht nur deswegen, weil sie nicht, wie viele antizaristische Schriften, auf dem Titel die Aufschrift „Fort mit dem Zaren" trugen (wie es bei den Schriften der Volkswillenspartei der Usus ist), sie trugen auch nicht die für die revolutionäre Literatur üblichen Druckorte Genf, London, Paris — es waren im Gegenteil die jedem russischen Schulkind bekannten kleinen Büchlein mit Märchen, Reiseschilderungen, populären Geschichtserzählungen, kurzum, jene volkstümlichen Büchlein, die jedes Gymnasium seinen Zöglingen zur Hauslektüre gibt. Erstaunt, gerade an dieser Stelle ebenfalls auf diese Literatur zu stoßen, blätterte ich im ersten dieser Büchlein, um meine Kindheitserinnerungen wieder aufzufrischen. Aber meine Erwartung wurde enttäuscht; schon aus dem ersten Satze wurde mir klar, daß ich es hier mit einer Schrift zu tun hatte, die unter einer falschen Flagge segelte, die einen Decktitel, d. h. ein falsches Titelblatt besitzt, und die in Wahrheit etwas ganz anderes enthält, als was der Titel ankündigt. Dasselbe war auch bei den anderen vier Broschüren der Fall. Dadurch also, daß es sich hier um Bücher handelt, deren Titelblatt das Gegenteil von dem ankündigt, was das Buch eigentlich enthält, beanspruchen diese fünf Schriften für den Bibliophilen ein besonderes Interesse, und es verlohnt sich, auf sie etwas näher einzugehen.

Beim ersten Büchlein liest man auf dem Titelblatt: Geschichte vom Anfang Rußlands bis zu Peter dem Großen, / nach alten Chroniken zusammengestellt / von L. M. Blagoviescenski. Gutgeheißen und empfohlen von dem gelehrten Komitee des Ministeriums für Volksaufklärung, / Moskau 1901. / Druckerei der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Bücher.

Der bunte Umschlag trägt den Sammeltitel: „Erzählungen aus der russischen Geschichte. / Geschichte vom Anfang Rußlands bis zu Peter I. / Von L. M. Blagoviescenski." Der Umschlag ist mit einem aus patriotischen Emblemen zusammengesetzten Bild verziert, welches sich auf allen Broschüren des genannten Komitees für Volksaufklärung, die die russische Geschichte behandeln, wiederholt. Das Büchlein trägt auch an der üblichen Stelle den Vermerk: „Von der Zensur gutgeheißen, Moskau den 12. März 1901." — Soweit das Äußere — und das Innere? Nun, nichts weniger als erbaulich sieht es darnach mit der Vergangenheit Rußlands aus. Schon aus dem Vorwort ersieht man, daß keinerlei Pardon gegeben wird. Es heißt dort: „Der Arbeiter muß die Geschichte kennen, damit er weiß, warum er schlecht lebt. Wenn wir nicht wissen, woher unser Unglück stammt, dann sagen wir oft: es ist Gottes Wille! Aber viel öfter sind die Ursachen unseres Unglücks schlechte Staatseinrichtungen und deshalb müssen wir wissen, woher diese schlechten Ordnungen stammen." Und die ganze Geschichte Rußlands wird nun von diesem Gesichtspunkte aus dargestellt. Jedes geschichtliche Ereignis wird entsprechend erläutert und ausgelegt. Sämtliche Zaren werden



ohne Rücksicht und mit den kräftigsten Worten kritisiert und angeklagt. Es wird auch bewiesen, daß selbst ein guter Zar (wie der zweite Zar aus dem Hause Romanow, Alexei), sofern die Staatsordnungen schlecht sind, nichts Gutes zu schaffen vermag, und umgekehrt, während ein schlechter Zar durch eine gute Staatsordnung verhindert wird, Böses zu schaffen.

Das zweite Büchlein zeigt auf einem roten Umschlag das Bild eines Bauern, der drei Bauernkindern vorliest (im Hintergrund eine Landschaft), außerdem trägt der Umschlag folgende Aufschriften: „Veröffentlichung der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Bücher Nr. 791. / Russische Märchen. / Erzählung vom Zaren Simeon. (2te Auflage Preis 15 Kop.) / Von dem gelehrten Komitee des Ministeriums für Volksaufklärung für die Schülerbibliotheken der Anfangsschulen und die unentgeltlichen Volkslesesäle zugelassen." Auf dem inneren Titelblatt heißt es: „Erzählung / vom ungerechten Zaren / und wie er zur Vernunft kam / und was für einen Rat er den Menschen gegeben hat. / Geschrieben / von F. Wolchowski. / 1902." Auf der Rückseite des Umschlages befindet sich der Vermerk: „Von der Zensur genehmigt. Moskau den 19. Februar 1902."

Es ist überflüssig, auf den Inhalt dieser Erzählung von den schlechten Taten des „ungerechten Zaren" weiter einzugehen, es genügt, die Schlußsätze anzuführen: „Ihr (Arbeiter) seid Menschen und keine Lasttiere. Helfet Euch selbst, denn sonst wird Euch niemand helfen!"

Weitere zwei Bändchen bieten noch ein besonderes Interesse. Sie besitzen nur Umschläge, das Titelblatt fehlt in beiden. Der eine zeigt auf rotem Papier das Bild eines lesenden Bauern. Die Aufschrift lautet: „Unter der Sonne des Südens. / Eine Erzählung / aus dem italienischen Leben. / Ausgabe der beständigen Kommission / für Volkslektüre." Innen der Vermerk: „Von der Zensur genehmigt 2. August 1902. / Druckerei des Ministeriums des Innern." Der Inhalt aber schildert, wie sich die sizilianischen Bauern organisiert haben, wie unter ihnen die sozialistische Bewegung entstand und sich entwickelte und welche Macht sie im italienischen Parlament besitzen. Der Zweck ist natürlich, beim Leser die Lust zu erwecken, dieses Beispiel nachzuahmen und auch in Rußland derartige Organisationen zu schaffen. Und wie dies unter russischen Verhältnissen zu ermöglichen ist, wird dann obendrein durch zahlreiche Bemerkungen demonstriert.

Das andere Büchlein in grauem Umschlag trägt nur mit großen Buchstaben als Vignette die Aufschrift: „Volkslektüre. / Die Unglücklichen / auf der segenbringenden Insel." Auf der Innenseite heißt es: „Von der Zensur genehmigt / St. Petersburg 2. März 1900. / St. Petersburg, Druckerei des Ministeriums der Volksaufklärung." Der Inhalt ist jedoch identisch mit dem des obigen Bändchens! Es liegt also hier der interessierende, freilich nicht seltene Fall vor, daß *ein* Buch *zwei* verschiedene Decktitel hat. Die Ursache ist leicht zu erraten: das Werkchen hat auf diese Weise die Möglichkeit einer ungleich größeren Verbreitung. Vielleicht liegt auch der Fall so, daß eine der beiden Verkleidungen von der Polizei entdeckt und infolgedessen verfolgt worden ist, die zweite sollte nun die weitere ungestörte Verbreitung ermöglichen.

Das fünfte Büchlein endlich (auf dem Umschlag: Volkslektüre. / Gesetze. Wozu sie geschrieben werden) hat ein besonders imposantes Titelblatt: „Ausgabe der *Allerhöchst Bewilligten* / Beständigen Kommission zur Organisierung der Volkslektüre. / *Die Gesetze.* Wozu sie geschrieben werden. / 2te vermehrte und durchgesehene Aufl. / Empfohlen vom gelehrten Komitee beim Ministerium für Volksaufklärung für die Schülerbibliotheken der niederen Schulen, für unentgeltliche Volksbibliothen und Volkslesezimmer und für öffentliche Volksvorlesungen. / St. Petersburg. / Druckerei des Ministeriums der Volksaufklärung." Auf der Innenseite liest man wie üblich: „Von der Zensur genehmigt. St. Petersburg den 1. September 1901." Den Text aber bildet ein geheimes Zirkular des Ministeriums des Innern vom 17. Juni 1898 Nr. 4894 an die Gouverneure, um ihre ganz besondere Aufmerksamkeit auf die Bauernunruhen zu lenken, alle verdächtigen Bauern sofort zu verhaften, im Notfalle auch das Militär zu requirieren, damit es die Ungehorsamen belehre. Jedem Satze dieses Zirkulars ist jedoch eine Erläuterung beigefügt, die den Bauern zeigen soll, wie niederträchtig alle diese ministeriellen Befehle sind, wie ungerecht man gegen die Bauern verfährt und wie heilig die Auflehnung gegen das Selbstherrschertum ist.

Diese in der Königlichen Bibliothek in Berlin befindlichen russischen revolutionären Bücher mit Decktiteln bieten treffliche Beispiele dieser Art von Propagandaschriften, wie solche seit Jahren und in Millionen Exemplaren in Rußland verbreitet werden. Wir sehen hier überall, wie unter dem vom Ministerium wirklich bewilligten Titel eine Erzählung eingeschmuggelt wird, die eine äußere Ähnlichkeit mit ihm hat, die aber inhaltlich mit dem Titel in keinerlei Beziehung steht.

Diese Methoden werden in einem der oben genannten Büchlein übrigens offen zugestanden und erklärt. Es heißt dort: „Bücher und Zeitungen kann man bei uns nicht ohne Erlaubnis besonderer Beamten drucken. Diese sehen jedes neue Buch durch, streichen alles, was der Obrigkeit nicht gefällt, und manchmal vernichten sie sogar das ganze Buch. Das heißt man Zensur. Es ist dies der Grund, warum wir so wenig Bücher besitzen, in denen die Fehler der Obrigkeit und ihre ungerechten Taten, die zahllosen Willkürlichkeiten und die vielen Arten der Unterdrückung des Volkes ans Tageslicht gebracht werden, wodurch das Volk seine eigenen Rechte verteidigen lernt. Wenn man dies alles so frei schreiben will, wie es in eben diesem Buche geschieht, so muß man sie im geheimen drucken. Wenn die Obrigkeit aber erfährt, wer der Verfasser und wer der Drucker ist, so sperrt sie diese ins Gefängnis oder verbannt sie nach Sibirien. Dort in der Ansiedelung und auf den Katorga (Zwangsarbeiten) leiden schon ohnedies unzählige Menschen für ihre Liebe zum Volk. Man nennt sie die „Politischen . . .“ Es ist selbstverständlich, daß man solche Bücher nicht öffentlich lesen darf. Man muß sie möglichst vor der Obrigkeit, vor Gutsbesitzern, Geistlichen und anderen unzuverlässigen Menschen verstecken. Damit der Bauer leichter das Buch verstecken kann oder, wenn er hereinfällt, sich mit *Unkenntnis entschuldigen kann, ist auf dieses Büchlein der fingierte Vermerk: „Von der Zensur genehmigt“ gedruckt, obwohl es in Wirklichkeit ein geheimes, nicht erlaubtes ist.*“

Somit wird dem Bauer von dem unbekannten Verfasser gleichzeitig mit der Erklärung der Existenz eines solchen Buches das Mittel an die Hand gegeben, sich im Notfalle damit zu entschuldigen, daß doch der vorgeschriebene Zensurvermerk im Buche vorhanden sei.

Durch diese Decktitel wird also die Verbreitung der Bücher ermöglicht, — die Verbreitung in allen ihren Stadien. Da diese Bücher sehr oft im Auslande gedruckt werden, so ermöglicht ihnen der Zensurvermerk die Grenze zu passieren; sie können offen weiter im Schaufenster ausgelegt werden und so das Publikum zum Kaufe anregen, sie können auch in die Volksbibliotheken aufgenommen werden, sofern der Bibliothekar der Volksbewegung sympathisch gegenübersteht usw. — Sie sind also das vortrefflichste Propagandamittel, weil man bei deren Verbreitung keinerlei Gefahr läuft.

Die irreführenden Decktitel sind keine russische Erfindung. Sie bilden nur *eine* Art der sogenannten „maskierten Literatur“, — einer Literatur, die auf dem Titelblatt falsche Angaben über Verfasser, Drucker und Druckort trägt. Solche Werke erscheinen niemals zufällig, sondern sie sind stets die Reaktion auf gewisse herrschende allgemeine Zustände, und zwar entstehen sie überall dort, wo man seine Gedanken und Überzeugungen nicht offen aussprechen kann und jeden Augenblick damit rechnen muß, von der Obrigkeit dafür zur Verantwortung gezogen zu werden. So begegnen wir ihnen in Deutschland während der Reformationszeit, in Frankreich während der Despotenherrschaft der Ludwige, unter dem ersten und dritten Napoleon, in England während der Regierung der Stuarts usw. Viele von ihnen sind entweder in Holland gedruckt, wo man sich damals in freieren Staatsformen bewegte, oder in dem kulturell ebenso rückständigen Spanien, weshalb ein dort gedrucktes Werk nicht den Gedanken erwecken konnte, daß es freisinnig sei. Ebenso oft wurden sie aber auch in Frankreich und Deutschland unter fingierten Namen und Orten veröffentlicht, damit man den von den päpstlichen Bullen und königlichen Erlassen angedrohten Verfolgungen entgehen konnte. Wie notwendig solche Verhüllungen waren, zeigt ein klassisches Beispiel, das man als eins von Hunderten bezeichnen kann. Es betrifft den Reformator Melanchthon. Peter Dahlmann schreibt in seinem „Schauplatz der maskierten und demaskierten Gelehrten“ (Gleditsch 1710, S. 4/5): „Philippus Melanchthon hat es auch durch diese lobwürdige Namensveränderung so weit gebracht, daß seine *loci communes theologici*, welche er unter dem Namen *Philippi de Terra nigra* hatte ediret, zu Rom toleriert und an allen Orten in Italien und Spanien sehr hoch geachtet wurden, weilen man in der Meinung stunde, es hätte ein Spanier das Buch verfertigt. Als es aber endlich auskam, daß Philippus Melanchthon Autor davon sey, so ließ der Papst solches als ein ketzerisches Buch zu Rom verbrennen.“ Es ist also nicht zu verwundern, daß alle großen Denker und Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts — wie Spinoza, Hobbes, Locke, Leibniz, Newton, Montaigne, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Voltaire usw. — Werke anonym, pseudonym oder wenigstens mit falschen Druckorten versehen erscheinen ließen. Es genügt, das von Emil Weller verfasste dreibändige Werk: „Die falschen und fingierten Druckorte“ (Leipzig 1868) durchzublättern, um sich zu überzeugen, wie der freie menschliche Gedanke zu allen Zeiten durch „Indices librorum prohibitorum“ geknebelt und geknechtet wurde und wie er sich trotzdem Schleichwege zu verschaffen wußte, um sich durchzusetzen und zu behaupten.



Unter den fingierten Bestandteilen des Buches nimmt der *Titel* eine besondere Stellung ein. Der Titel eines Werkes war eigentlich am seltensten fingiert. Es ist dies dadurch zu erklären, weil das Buch eine Ware ist, die doch verkauft oder jedenfalls verbreitet werden soll, und es braucht deshalb ein Schild, das den Bücherinteressenten sofort über den behandelten Stoff orientiert. Der Titel muß aber nicht nur eine Orientierung, sondern auch eine Anlockung sein, die Neugierde wecken, er muß also im Interesse des Verfassers mit dem Inhalt des Werkes übereinstimmen. Deshalb hat man immer vorgezogen, den Titel erst in letzter Linie zu fingieren. Aber im äußersten Notfalle, wenn der Verfasser und Drucker zu großer Gefahr ausgesetzt waren, hat man auch zu diesem Mittel gegriffen. Wie häufig solche Notfälle waren, beweist uns die Geschichte der päpstlichen Indices. Man findet in ihnen oft das Verbot eines Werkes, dessen eigentlichen Titel erst in späteren Indices korrigiert werden. So war es, um hier ein Beispiel zu geben, mit dem Werke „*Interpretatio nominum chaldeorum*". Es wurde unter diesem Titel im Jahre 1540 in den Niederlanden durch sogenannte königliche Plakate verboten. Die Indices Pauls IV., Pius' IV. (vom J. 1564), des Veldes (vom J. 1551) und die folgenden spanischen Indices setzten dafür Declaratio nominum chaldeorum; dieses kam durch Sixtus V. mit der Formel d. c. (= donec corrigetur) neben jenem in den römischen Index. In den spanischen Indices ist das Werk vermerkt unter dem Titel „Hebrea, chaldea et latina interpretatio Bibliae cum indice Rob. Stephani". Erst der Index Benedictus' XIV. (1787) strich alle drei obengenannten Titel und setzte den richtigen Titel ein: Hebraea, chaldaea, graeca et latina nomina virorum, mulierum ... quae in Bibliis leguntur, restituta cum latina interpretatione [Locorum descriptio et cosmographis] etc. ...[1]

Solche Fälle, die in die Tausende gehen, überragt aber einer, der klassisch genannt werden kann. Es ist dies die Geschichte des „Theologisch-politischen Tractatus" von Spinoza. Das Werk ist zuerst im Jahre 1670 mit falschem Drucker und Druckort herausgegeben worden. Und zwar war die betreffende Ausgabe als in Hamburg bei Künrath erschienen bezeichnet. In Wirklichkeit war sie in Amsterdam gedruckt worden.

Das Werk wurde verboten, und nun erschien es nach drei Jahren unter vier verschiedenen Titeln, und zwar: 1) Francisci Henriquez de Villacorta doctoris medici a Cubiculo Regali Phil. IV & Caroli II Archiatri Opera Chirurgica Omnia Sub auspiciis Potentissimi Hispp. Regis Caroli II. Amstelodami. Apud Jacobum Paulli 1673. 2) Danielis Heinsii PP. operum historicorum collectio Sectio Prima. Editio Secunda, priori editione multo emendatior & auctior accedunt quaedam hactenus inedita. Lugd. Batav. Apud Isaacum Herculis 1673. 3) Totius Medicinae idea nova ſeu Francisci de la Boe Sylvii Medici inter Batavos celeberrimi Opera Omnia. Novas potissimum super morborum causis, symptomatis & curandi ratione meditationes & disputationes continentia. Secunda Editio ad Auctoris exemplar correcta. Amstelodami Apud Carolum Gratiani 1673. 4) Tractatus theologico-politicus. Cui adjunctus est Philosophia S. Scripturae interpres. Ab Authore longé emendatior. Anno Dom. 1674.

Die wenige Jahre später erschienenen französischen Übersetzungen tragen wieder ganz andere Titel. Die erste Übersetzung hieß: La clef du sanctuaire Par un savant homme de nôtre Siècle. Là où est d'Esprit de Dieu, là est la liberté, 2. Epître aux Corinthiëns Chap. 3. vers 17. A. Leyde, chez Pierre Warnaer, MDCLXXVII.

Dieser zweite Titel machte so viel Aufsehen, daß er sehr bald in einen anderen umgeändert werden mußte und zwar geschah dies gleich in zwei verschiedene: 1) Réflexions curieuses d'un Esprit desintéressé sur les matières. Les plus Importantes au Salut, tant Public que Particulier. A Cologne, chez Claude Emanuel 1678. 2) Traité des Cérémonies Superstitieuses des Juifs tant Anciens que Modernes. A Amsterdam, chez Jacob Smith, MDCLXXVII.[2] — Wir sehen hier, wie ein Werk die verschiedensten Titel annehmen mußte, um sich weiterzuverbreiten. Es war aber auch dies nicht verschonet ... (S. 564/565. Dalmann).

Daß es sich bei alledem nicht um seltene Einzelfälle, sondern um einen häufig geübten Brauch handelte, das beweisen am besten die auf diese Bräuche bezüglichen behördlichen Erlasse, denen wir in den verschiedensten Zeiten begegnen. In einem vom Erzbischof Laud gezeichneten, aus dem Jahre 1637 stammenden Erlaß findet sich die folgende Bestimmung: „qu'aucun des maîtres imprimeurs ne pourrait sans l'approbation des censeurs imprimer des livres de théologie, lois, médecine, philosophie, poésie, qui n'auraient pas été auparavant soigneusement lus, ainsi que les *titres*, *épîtres*, *préfaces*, *tables* etc."[3] Eine Ordonnanz vom

1 Reusch, Heinrich: Der Index der verbotenen Bücher. Bonn 1883. I. Bd. S. 108.

2 Dr. A. van der Linde. Benedictus Spinoza. Bibliographie. s'Gravenhage 1871. S. 2—4.

3 Ludovic Lalanne. Curiosités bibliographiques. Paris 1857. S. 406.

Jahre 1682 besagt.: „Le roi ayant été informé que les libraires, tant de sa bonne ville de Paris que des autres villes de son royaume, par un abus dont l'expérience fait tous les jours connaître le préjudice, s'ingèrent de faire imprimer les nouveaux ouvrages des auteurs en les intitulant de second, troisième ou quatrième tome, ou la suite des ouvrages pour l'impression desquels les mêmes auteurs ont obtenu le privilège ... Que d'ailleurs, Sa Majesté a encore été informée que les libraires entreprennent journalement d'insérer dans les livres dont l'impression leur est permise, des préfaces, avertissements ou épîtres dédicatoires, dans lesquels les auteurs glissent des choses qu'ils n'ont osé mettre dans le corps des livres, connaissant bien que les examinateurs n'auraient pu les approuver, Sa Majesté étant en son conseil, a défendu et défend très-expressement" etc. ...[1] Man sieht also aus diesen Erlassen, daß im 17. Jahrhundert genau dasselbe Verfahren geübt worden ist wie in den oben beschriebenen russischen Decktiteln.

Soviel über diesen Brauch in der Vergangenheit. In unserer Gegenwart ist es nicht viel anders geworden. Noch immer kann man auch in den Kulturstaaten Europas Seitenstücke zu der russischen Decktitelliteratur aufweisen. Man verurteilt zwar heute einen Gelehrten für seine astronomischen Übersetzungen nicht mehr zu Kerkerstrafe, man läßt den Philosophen auch ruhig seine erkenntnistheoretischen Ansichten aussprechen, aber die Verfolgung der Freiheit des Gedankens und Handelns ist dafür auf ein anderes Feld übertragen worden. Es ist der sozial-politische Kampf, gegen welchen sich hauptsächlich die Zensur in den modernen Staaten richtet. Im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts wurden deshalb in Deutschland während des Sozialisten-Gesetzes zahlreiche Bücher, Broschüren und Flugblätter heimlich verbreitet, die vom Auslande mit falschen Titelumschlägen versehen die Grenze passierten. Und es ist weiter für niemanden ein Geheimnis, daß auch jetzt während des Krieges in fast allen Ländern zahlreiche Oppositionsschriften anonym, pseudonym mit falschen Druckorten und maskierten Titeln versehen in Tausenden von Exemplaren verbreitet werden. Die Zensurverbote einer Schrift oder Zeitung ändern nichts an der Sache: mit einem andern Titel versehen erscheinen sie wieder. Ein krasses und bekanntes Beispiel ist das Verbot der Zeitung „L'homme libre" von Clémenceau in Frankreich, das Blatt erscheint ruhig unter dem Titel „L'homme enchainé" weiter. Solche Titeländerungen von Zeitungen waren früher sehr häufig in Polen. So erschien die verbotene „Nowa Gazeta" (Neue Zeitung) im Jahre 1906 weiter unter dem Titel „Ludzkość" (Die Menschheit). Die von dem bekannten polnischen Sozialisten Rechniewski herausgegebene Zeitschrift trug von 1906—1912 vier verschiedene Titel „Wiedza", „Nowe życie", „Światło" und „Kuźnia". Die Krakauer Monatsschrift „Krytyka" (Die Kritik), die in Polen nicht verbreitet werden durfte, kam unter dem falschen Titel „Nowa Kultura" (Neue Kultur) oder „Zycie" (Das Leben) ins Land usw.

Wir sehen also alles in allem, daß die Decktitel in allen Zeiten und allen Ländern nur ein *Schutzmittel* gegen ein behördliches Verbot sind, um sich auf diese Weise trotzdem den Weg zu den Lesern zu bahnen, für die die betreffende Schrift bestimmt ist. Und je heftiger die Verfolgungen sind, desto geistreicher und zahlreicher sind die Mittel zur heimlichen Verbreitung. Weil aber die Decktitel aus einem Bedürfnis entstanden sind, darum werden sie so lange bestehen, bis sie überflüssig werden. Es gehört zur Ironie der literarischen Produktion der Menschheit, daß in sehr vielen Fällen gerade unter einem falschen Titel sich die Wahrheit verbirgt.

Ein Kapitel für sich in der Geschichte der maskierten Titel bilden die pornographischen Bücher, die in diesem Zusammenhang nicht behandelt werden können, da ihre Decktitel aus anderen psychologischen Motiven, wie Scham, Selbstgenießen usw., entstanden sind. Aber auch hier änderte sich nichts im Laufe der Jahrhunderte. Professor Alexander Brückner, der Slawist an der Berliner Universität, teilte mir mit, daß in den Klosterbibliotheken, in Jesuitenkollegien und andererwärts sich Manuskripte befänden, die auf dem Rücken einen phantastischen Titel hätten, wie z. B. Cicero de historia usw., und innen obszöne lateinische Gedichte enthielten. In der gleichen Weise wird heute noch von zahlreichen Privatsammlern von eroticis verfahren.

1 ib. S. 401—2.



Spenden aus der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

Von deren Direktor Professor Dr. Werner Deetjen.

V.

Ungedruckte Briefe und Aktenstücke zu Goethes Wirksamkeit für die wissenschaftlichen Anstalten der Universität Jena.

Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar ist Besitzerin eines H. Nro I signierten umfangreichen Aktenfaszikels, das folgende von Goethe eigenhändig geschriebene Aufschrift trägt:

Acta Commissionis
Die Jenaischen
Wissenschaftlichen Anstalten

betr.
von Weynachten 1810
bis dahin 1811.

Das Faszikel enthält bisher unbekannte Briefe und Aktenstücke Goethes, die sich auf die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten der Universität Jena beziehen und neue Zeugnisse für seine sachgemäße, unermüdliche Amtsführung sind. Als Ergänzung zu Vogels „Goethe in amtlichen Verhältnissen" (Jena 1834) und späteren Einzelveröffentlichungen mögen sie hier mitgeteilt werden.

Das erste Schreiben[1] ist an Goethes Kollegen in der Oberaufsicht, den Oberkammerpräsidenten Christian Gottlob von Voigt (1743—1819) gerichtet:

Ew. Excellenz

verfehle nicht, hierbey einen Catalog zu übersenden, der mir von den Starkischen[2] Erben eingereicht worden. Ich gab dieses Frühjahr selbst Veranlassung dazu, als man im Allgemeinen ein Anerbieten that. Die Acquisition wäre wohl wünschenswerth; allein da sie die Kräfte unserer Casse übersteigt, so muß ich sie ganz der Entschließung Serenissimi überlassen und die Möglichkeit derselben Ew. Excellenz Ermessen anheim geben. Denn es giebt freilich für die lebendigen Gesunden soviel zu sorgen, daß die krankhaften Reste der Todten wohl kaum in Betracht kommen dürften.

Vorläufig könnte man den Catalog wohl dem Hofrath Fuchs[3] communiciren und von demselben einen aufrichtigen Bericht verlangen, wie diese Sammlung sich zu unsern Zwecken verhalte, und wie hochselbige allenfalls zu schätzen sey. Dadurch würde ein Entschluß doch einigermaßen vorbereitet.

Weimar
den 8t August
1811.

Goethe.

Voigt schrieb sofort an Fuchs und bat, ohne eine Summe zu nennen, um sein Gutachten; dieser äußerte sich am 11. August dahin, daß die Sammlung eine sehr vorteil-

1 Von Schreiberhand mit Goethes Unterschrift.

2 Am 11. Januar 1811 war der Professor der Medizin Johann Christian Stark in Jena gestorben und hatte eine wertvolle Präparatensammlung hinterlassen, welche die Erben dem Staate zum Kauf anboten.

3 Johann Friedrich Fuchs (1774 – 1828), Professor der Anatomie in Jena.



hafte Akquisition für das herzogl. anatomische Museum sein würde, wenn sie für 5—600 Taler zu bekommen wäre. Zugleich sprach er für den Fall des Ankaufs die Bitte aus, die Räume des Museums um ein anstoßendes, und wie er meinte, leer stehendes Zimmer zu erweitern, und tat an der Hand eines kleinen Lageplans diesbezügliche Vorschläge.

Voigt teilte am 18. August Goethe unter gleichzeitiger Übersendung des Fuchsschen Gutachtens mit, daß Serenissimus sich entschlossen habe, die Sammlung für 600 Taler zu erwerben und geneigt sei, diese Summe in einigen Terminen bezahlen zu lassen, und stellte es Goethe, weil an ihn der Antrag der Starkschen Erben ergangen sei, „zur gefälligen Entschließung, wie die Unterhandlung etwa fortgesetzt werden könne".

Goethes Antwort[1] an Voigt lautet:

Dem Fuchsischen Gutachten die Starckische Präparaten Sammlung betr. ist nichts hinzuzusetzen. Bey jeder Acquisition einer Privatsammlung zu einer öffentlichen finden sich Dupletten die also werthlos können geachtet werden überhaupt scheint Forderung der Erben übertrieben.

Sechshundert Thaler als verzinsliches Capital mit successiv Abtragung würden ein billiges u. jenseits acceptables Gebot seyn. Freylich ist unsere Museums Casse nicht im Stande diese Acquisition zu machen, u. daher Serenissimi besonderer Gnade anheim zu stellen.

Das Zimmer D des beygefügten kleinen Risses ist der Naturforschenden Gesellschaft nebst dem anstoßenden größeren Zimmer E zugetheilt; Hofrath Fuchs wird jedoch, bey dem neuen Arrangement, die Schlüssel zu dem großen Saale gegen dem Auditorium über erhalten, wo es viele leere Comoden u. sonst weiten Raum findet sich nach Belieben auszubreiten.

Ich habe zu bessrem Verständniß die übrigen Zimmer hinzugezeichnet.[2] Die mit Roth unterstrichnen Personen[3] erhalten die Schlüssel u. haben künftig den nächsten Gebrauch.

Die der Chemie u. Physic zugetheilten Zimmer sind die ehemaligen Consistorial, die der Naturforschenden Gesellschaft die Auctions Zimmer. Zu Michaelis wird alles in Ordnung seyn.

d. 19 Aug. 1811. G.

Am 1. September meldete Fuchs an Goethe, daß der Anatomiediener gestorben sei und tat Vorschläge, wie er ersetzt werden könne. In folgendem Schreiben[4] beantwortete Goethe diese und die vorhergehenden Eingaben des Professors:

Ew. Wohlgeboren habe dießmal die Gesinnungen herzoglicher Commission über verschiedene Puncte mitzutheilen.

Auf das von denenselben an des Herrn Geheimerath von Voigt Excellenz abgegebene Gutachten wegen der Starkischen Präparate, ist unterthänigster Vortrag geschehen u. Serenissimus haben gnädigst genehmigt, daß jene Sammlung für 600 Thaler zu acquiriren seyn möchte. Höchstdieselben sind geneigt diese Summe in einigen Terminen abzahlen zu lassen. Ew. Wohlgeboren haben nunmehr die Gefälligkeit die Negoziation zu übernehmen, den Starkischen Erben gedachten Antrag zu thun u. von dem Erfolg sodann einige Nachricht zu ertheilen. Zu besserer Übersicht ist der Catalog der Präparate wieder beygelegt.

Was ferner das Zimmer betrifft, welches an das hintere anatomische anstößt, so ist solches schon der Naturforschenden Gesellschaft, als welche dasselbe nicht wohl entbehren kann, zugetheilt worden. Da aber Commission die Absicht hegt, wenn die ganze Einrichtung erst zu Stande ist, u. die zu den verschiedenen Fächern gehörigen Gegenstände separirt worden, Ew. Wohlgeboren den Schlüssel u. die Aufsicht des großen der comparirten Anatomie gewidmeten Saales anzuvertrauen; so finden Sie in demselbigen sehr großen Raum, um alles was in den bisherigen Anatomie Zimmern überflüssig oder unbequem wäre, anzubringen. Wie denn die vielen bis jetzt noch ganz ungenutzten Commoden, besonders zu einzelnen osteologischen Präparaten sehr bequem genützt werden können.

Da sich durch diese neue Einrichtung Ew. Wohlgeboren Thätigkeitskreis ansehnlich erweitert, so macht sich freylich die Anstellung eines jungen Mannes, wie Sie es wünschen, nothwendig, und es käme nur darauf an, ob Sie ein Subject fänden, welches Sie dazu tauglich hielten, u. daß Sie zugleich Vorschläge thäten, was man ihm bey seiner Arbeit allenfalls für eine mäßige Vergütung zugestände. Diese würde sodann kein Bedenken haben, wenn Sie es einrichteten, daß die ihm zu verwilligende Summe von dem im Etat ausgesetzten Quanto von 200 Thalern gezahlt würde, welches dem Cabinette theils durch gute Ordnung, theils durch unentgeltlich von dem jungen Mann abzuliefernde Präparate wohl wieder zu Gute kommen würde.

1 Eigenhändig.

2 Der Plan mit Goethes Erweiterungen liegt bei den Akten.

3 Die Professoren Fuchs, Friedrich Sigmund Voigt, der Botaniker (1781—1850), und Johann Wolfgang Döbereiner, Vertreter der Chemie und Pharmacie (1780—1849).

4 Von Schreiberhand mit Goethes Signat.



Schließlich will ich noch bemerken, daß der Scharfrichter Wittig die Kalbs Misgeburt mit zwey Köpfen, u. seine dafür geforderten 2 Carolins wieder in Anregung bringt.[1] Möchten Ew. W. mich benachrichtigen, was für Präparate von gedachtem Monstro verfertigt worden, u. was man dem Manne allenfalls zubilligen könne. Es war auf alle Fälle ein interessantes Naturproduct u. die Präparate, wie mir Ew. W. schon früher[2] Hoffnung gemacht, müssen allerdings instructiv ausgefallen seyn.

Der ich mich unter den besten Wünschen die Ehre habe zu unterzeichnen

Weimar
den 18 Sept. 1811.

In einem eingehenden Bericht vom 26. September teilte Fuchs unter anderem mit, daß die Witwe Starks erklärt habe, sie wolle die Meinung ihres Sohnes in Wien einholen, obwohl die Sammlung nicht für 600 Taler abgegeben werden könne. Darauf bezieht sich das folgende Schreiben[3] Goethes an Voigt:

Ew. Excellenz

erhalten hierbey eine Antwort des Hofrath Fuchs, die Starkischen Präparate betreffend. Ich glaube man läßt die Sache ruhen bis jene sie wieder in Anregung bringen: denn ob ich gleich den Erben eines verdienten Mannes jede Gnade Serenissimi nicht verkümmern möchte, auch diese Dinge dem Verstorbenen gewiß mehr kosten als wir darauf geboten; so spricht doch für uns, daß uns nur ein Theil der Sammlung nützlich ist, und bey einer öffentlichen Anstalt sind Dubletten von keinem Werthe. Soviel vorläufig, weil man, wie gesagt, abwarten kann, was allenfalls der junge Stark von Wien her äußert.

Ew. Excellenz haben den bedrängten Fs nicht ganz trostlos entlassen. Auch ich danke dafür zum Verpflichtetsten. Möge er u. so manche mit ihm gerettet werden!

d. 1 Octbr
1811

G.

Am 30. Oktober ging Goethe nach Jena und besichtigte dort die seiner Oberaufsicht unterstehenden Institute, nahm auch mit deren Leitern mehrfach Rücksprache. Unter dem 6. November finden wir in seinem Tagebuch den Vermerk: „Aufsatz über die Museen."[4] Diese bisher nicht aufgefundene Arbeit, ein Bericht an den Herzog, dem in den Akten ein vor der Ausarbeitung entworfenes eigenhändiges Schema vorangeht, sei hier der Öffentlichkeit übergeben:

[Bericht an den Herzog[5]]

Wie ich bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Jena die wissenschaftlichen Anstalten befunden, welche vom Durchl. Herzog gegründet, dotirt und reichlich beschenkt worden und welche einer Herzogl. Commission zur besondern Aufsicht übergeben sind, davon halte ich für Pflicht eine kurze Relation abzustatten.

I. Was die Schloß-Bibliothek betrift, so ist der Hauptsal derselben in bester Ordnung. Der Bibliotheksdiener Färber erweiset sich wie immer fleißig und aufmerksam, und hat mehrere zerstreute, durcheinandergeworfene und scheinbar defecte Bücher zu sammeln und brauchbar zu machen gewußt; auch besorgt er das Ausgeben und Einnehmen der Bücher aufs pünktlichste; er hält seine Kapseln zu den Zetteln, und hat bisher darüber ein Diarium geführt. Statt dessen ist nunmehr ein alphabetisches Verzeichniß nach den Nahmen der Personen zur besseren Uebersicht, gleich dem weimarischen, eingeführt worden.

Der Nebensal ist gleichfalls reinlich und ordentlich gehalten; es sind in demselben eine Anzahl Bücher, welche der Naturforschenden Gesellschaft gehören, aufgestellt worden; ingleichen finden sich noch einige Mineralien daselbst; die dort bisher aufbewahrten Instrumente sind an das physikalische Kabinet abgegeben vid. Nro VI.

II. Das mineralogische Kabinet ist gleichfalls noch immer gut gehalten. Die Reinlichkeit und Ordnung desselben bleiben immer lobenswerth, der Catalog wird fortgesetzt und die neu ankommenden Stücke numerirt und eingetragen. Wollte man etwas tadeln, so wäre es dieß, daß der Bergrath Lenz[6], der in seinem Wissen

1 Johann Gottlieb Wittig an Goethe, 16. Sept. 1811, bei den Akten.

2 Hofrat Fuchs an Goethe, 30. März 1811, ebenda.

3 Von Schreiberhand mit Goethes Signat.

4 Einen ähnlichen Bericht vom Jahre 1812 veröffentlichte Julius Wahle im Goethe-Jahrbuch 30, 19, und ein weiterer von 1817 wurde in die Weimarer Ausgabe der Werke 53, 291 aufgenommen.

5 Von Schreiberhand, aber von Goethe mehrfach eigenhändig durchkorrigiert.

6 Johann Georg Lenz (1748—1832) leitete seit 1779 das von Karl August erworbene Walchsche Kabinet, seit 1810 ordentlicher Honorarprofessor.



rastlos fortschreitet und keine neue Entdeckung unbeachtet läßt, denen durch chemische Untersuchungen öfters bewürkten Umänderungen des Systems durch Umlegung der Mineralien sogleich nacheifert; wodurch man denn freilich verhindert wird, sich ein Localgedächtniß zu verschaffen und das Ganze ein, wie das anderemal zu übersehen und zu beurtheilen. Da aber diese, an ihm seit mehreren Jahren bemerkbare Verfahrungsart aus einem löblichen Eifer entspringt, indem er sowohl seinen Schülern als den besuchenden Fremden zu zeigen sucht, daß bei ihm die Wissenschaft nicht veralten kann; so muß man die daraus entstehende Unbequemlichkeit desto eher dulden, und durch eine, vielleicht auf Ostern vorzunehmende Revision einer eigentlichen Verwirrung vorzubeugen suchen.

Dieses wird sich um so eher Thun lassen, als Hr Bergrath Lenz eine neue Ausgabe seiner Mineralogie besorgt, nach welcher auch meistens das Kabinet rangirt ist, weshalb man es zum Leitfaden einer Revision gar wohl wird benutzen können.

In gedachter Ausgabe des mineralogischen Handbuchs, hat er wirklich einen großen Fleiß bewiesen, die Beschreibung der Körper nach den äußeren Kennzeichen durchaus revidirt, und an denen im Kabinet befindlichen Exemplaren wiederholt geprüft; ingleichen hat er den Technischen und öconomischen Gebrauch der Mineralien sorgfältig beigefügt.

Der Mangel an Platz wird freilich immer fühlbarer, weswegen denn auch in dem hinteren Zimmer mehrere unausgepackte Kasten stehen, und einzelne Mineralien sowohl als Suiten auf Tischen ausgebreitet liegen.

Die mineralogische Societät steht noch immer in gutem Ansehen und der Drang nach Diplomen von derselben ist außerordentlich. Die Zahl der seit ihrer Errichtung eingelaufenen Briefe beläuft sich schon auf 1750. Das Verzeichniß der Mitglieder ist ordentlich geführt, bis auf den heutigen Tag. Im Austheilen von Diplomen, im Briefschreiben und Antworten ist Bergrath Lenz unermüdet; auch würde es ihm unmöglich seyn ohne diese Connexion das neue und bedeutende theils zu erfahren theils anzuschaffen.

III. Das Kabinet der übrigen Naturgeschichte ist gleichfalls, was das äußere betrift, in seinem vorigen guten Zustande. Einige Klage über den Schaden, der durch den Gebrauch, welchen Hofrath Oken[1] davon macht, entsprungen seyn soll, hat Bergrath Lenz nach seiner Art sehr lebhaft angebracht; ich habe ihn aber mit der Vorstellung zu beruhigen gesucht, daß man von einem Naturphilosophen nicht die Aufmerksamkeit und Schonung für die einzelnen Körper, wie von einem Custoden und Aufseher erwarten könne.

Diese bisher erwähnten Gegenstände befinden sich wie bekannt in dem Herzogl. Schloße. Wir wenden uns nun zu den über der Reitbahn völlig eingerichteten Zimmern, von welchen ein genauer Riß der gegenwärtigen Darstellung beigefügt ist.

IV. Das Anatomische Museum, welches dem Hofrath Fuchs übergeben ist, theilt sich in 2 Abtheilungen; die erste linkerhand des Vorsales wird künftig der menschlichen Anatomie gänzlich gewidmet seyn. Außer dem Auditorium sind noch 3 Zimmer mit Präparaten besetzt; in dem ersten stehen die neuen Acquisitionen auf Tischen ausgebreitet; der Schrank mit den Martenschen[2] Wachspräparaten findet sich gleichfalls in demselben. Das folgende Zimmer ist der eigentlichen Sammlung sowohl feuchter als Trockener Präpar[a]te gewidmet; in dem letzten Zimmer ist die Osteologie enthalten.

Neue Acquisitionen, besonders was krankhafte Knochen betrift, sind sehr schöne und bedeutende gemacht worden, und es könnte dieses Fach wohl bald als vollständig angesehen werden. Das weitere zeigt der Catalog welcher bis auf die letzte Zeit durchgeführt ist. Für Gläser ist auch gesorgt, und ein Vorrath von den nothwendigsten Größen und Formen angeschafft.

Hier ist es wohl der Platz der Sammlung zu gedenken, welche der selige Geheime Hofrath Starke hinterlassen hat. Ueber den Werth derselben hat man sich schon in einem unterthänigsten Vortrag geäußert, und Durchl. Herzog haben darauf den Erben 600 Thlr. verzinsliches und nach und nach abzutragendes Kapital anbieten lassen; worauf sie aber neuerlich erwiedert, daß sie unter 900 Thlr. gedachte Sammlungen nicht ablassen könnten; mit Verzinsung dieser Summe auf beliebige Zeit seyen sie doch gar wohl zufrieden. Es wird nunmehr von Serenissimi höchster Entschließung abhängen, ob Höchstdieselben diese Summe zugestehen, oder befehlen werden, daß man die Sache einige Zeit in suspenso lasse.[3]

Der Thieranatomie, besonders der Osteologie, ist der große Sal rechter Hand des Vorsals gewidmet. Es ist der Raum nunmehr von allem Fremden gereinigt, das man aus Mangel des Raums bisher daselbst verwahren müssen.

Unter den neuen Präparaten zeichnen sich aus: ein natürlich Pferdeskelet mit Ligamenten, ein dergleichen künstliches mit Dräten zusammengefügtes. Das Kalb mit zwey Köpfen, welches vergangenes Frühjahr auf Serenissimi Befehl herübergeschaft worden, hat 3 sehr schöne auf einander bezügl. Präpar[a]te geliefert und zwar

1. das ausgestopfte Fell
2. das Gerippe u.
3. die sämtl. Eingeweide, an welchen besonders die auf Einheit auslaufende Doppelheit höchst merkwürdig ist.

1 Lorenz Oken (1779—1851), seit 1807 außerordentlicher Professor, seit 1810 weimarischer Hofrat.

2 Franz Heinrich Martens (1778—1805), seit 1804 außerordentlicher Professor der Medizin in Jena.

3 Die Sammlung wurde erst 1820 angekauft. Vgl. Vogel a. a. O. S. 187f.



Bergrath Voigt hat übernommen die sämtlichen Skelette sowohl, als deren einzelne Theile zu bestimmen und zu bezeichnen, wodurch denn auch hier ein etwa aufs Frühjahr zu fertigender Catalog vorbereitet wird.

Leider ist der junge Anatomiewärter Blaubach vor einiger Zeit gestorben. Es ist schade für ihn, denn er war zu allen Arbeiten dieser Art geschickt. Es ist nunmehr ein neuer angestellt, der aber nur zu den gröberen Dingen taugen möchte. Hofrath Fuchs gedenkt sich einen jungen hier studierenden Amanuensis anzuziehen, welches bei der jetzigen Erweiterung des Museums besonders nothwendig und wünschenswerth ist.

V. Der große zwischen den Zimmern bisher befindliche Raum ist nunmehr verschlagen und dadurch ein schöner geräumiger Sal entstanden, in welchen vorerst die der Naturforschenden Gesellschaft gehörigen Vögel so wie die Dubletten der Hauptsammlung ordnungsgemäß aufgestellt sind. Bergrath Voigt hat sie sämtlich durch sauber geschriebene Zettel bezeichnet. Dieser Sal kann künftig auf mancherlei Weise benützt werden.

Die Thüre linkerhand führt in das bisherige Auctionszimmer, welches der Naturforschenden Gesellschaft eingeräumt ist. Es sind in demselben interessante Körper aus allen Reichen der Natur reinlich und wohl in die Augen fallend aufgestellt; die einzelnen Stücke bestimmt und meistens mit beschriebenen Zetteln bezeichnet. Bergrath Voigt fährt in dieser Arbeit fort und Bergrath Lenz ordnet die vorhandenen, mitunter sehr schönen Mineralien nach seinem Handbuche, wodurch eine Conformität mit dem Hauptkabinet und eine Uebereinstimmung in den Lehrarten entspringen wird, welche für eine Academie immer höchst vortheilhaft bleibt. Der Bibliotheksdiener Färber ist auch hier nützlich und thätig.

Dieses Kabinet besteht aus einem Theil des ehemaligen Batschischen[1], aus mehreren Geschenken **Serenissimi**, aus den Trümmern eines ehemaligen botanischen Kabinets, das bei der Plünderung des Schelverischen[2] Quartiers zerstört und zerstreut worden; aus neuen Präparaten, welche sich besonders auf Fructification und Saamen beziehen.

Ferner sind sehr bedeutende Körper aufgestellt, welche Bergrath Voigt theils aus Frankreich mitgebracht, theils später aus Italien erhalten hat. Die nothwendigsten Bücher zum unmittelbaren Gebrauch hat man in einem Nebenzimmer angebracht, wo ein **Herbarium vivum** und andere auf Naturgeschichte bezügl. Dinge verwahrt sind. Nächstes Frühjahr wird ein Catalog auch diese Sammlung sicher stellen, und die Verantwortlichkeit derer, denen sie anvertraut ist, vermindern.

VI. In den 3 Zimmern gegenüber, welche bisher dem **Consistorium** angehört, ist der physikalische Apparat aufgestellt. Dieser ist entsprungen, aus Resten der alten Kunstkammer, aus einigem, das zu Doctor Sebecks[3] Zeiten neu angeschaft worden; ferner ist manches von dem Göttlingischen[4] Apparate hier aufgestellt und verwahrt, was Professor Döbereiner nicht unmittelbar nöthig hat, wodurch sich dieses physikalische Kabinet wie billig an das chemische unmittelbar anschließt.

Das ganze ist schon hübsch gesondert und freundlich aufgestellt; es kommt nun darauf an, daß man das brauchbare vom unbrauchbaren scheide, jenes völlig in Stand setze, dieses entweder fortschaffe oder zur Geschichte der Physik aufbewahre. Bei allem diesen wird die Mitwirkung des Hofmechanikus Otteny sehr viel gutes schaffen, der nachdem er den alten Fechtboden mit dem dazu gehörigen Hause angekauft, seine Werkstatt besser begründen und sein Geschäft mehr erweitern kann. Er sucht ein kleines Kapital, um den Rest der Kaufsumme abzutragen; ein an **Serenissimum** gerichtetes Schreiben ist der Commission **per subnotationem** zugestellt worden, welche vielleicht Mittel findet diesem auswärts in so gutem Rufe stehenden und von mehreren Orten Deutschlands her beschäftigten Mann auszuhelfen.

Eine Catalogisirung dieser Gegenstände wird sich auch nöthig machen.

VII. Die chemische Anstalt hat sich durch den Fleiß und die Bemühung des Professor Dr. Döbereiner schon glücklich ausgebildet. Derselbe hat den Göttlingischen Apparat nach dem **Inventario** übernommen, sowie ihm auch das was Fries[5] hinterlassen, übergeben worden. Das nöthigste befindet sich im **Laboratorium**; anderes ist beim physikalischen Kabinet aufbewahrt, Unbrauchbares in eine Bodenkammer geschaft. Was bei dem chemisch-physischen Apparat noch abgeht, ist in einer Beilage **Sub** ⊙[6] verzeichnet. Das **Laboratorium** ist nun vollkommen hergestellt, vorzügl. dadurch, daß der daran stoßende Kammerraum gleichfalls gepflastert worden. Durch diese Erhöhung wird aber freilich die Niedrigkeit des Essenbusens desto auffallender, an welchem ein **Laborant** von mittlerer Größe immer anzustoßen Gefahr läuft.

Das Auditorium ist bei einer mäßigen Anzahl Studirender sehr brauchbar und zweckmäßig, und die Bereitwilligkeit des Prof. Döbereiner zu loben, womit er dem Bergrath Voigt den Gebrauch dieses Raumes zu seinen naturhistorischen Vorlesungen gestattet hat.

---

1 August Johann Georg Karl Batsch (1761—1802) stiftete 1793 die Naturforschende Gesellschaft in Jena, deren namhafte Sammlungen in den Besitz der Universität übergingen.

2 Franz Joseph Schelver (1778—1834) war 1803—1806 außerordentlicher Professor in Jena.

3 Thomas Johann Seebeck lebte 1802—1810 als Physiker in Jena.

4 Johann Friedrich August Göttling (1755—1809), Professor der Chemie und Pharmacie in Jena.

5 Jakob Friedrich Fries (1773—1843) wirkte im Winter 1804—5 an der Jenaer Universität.

6 Fehlt.



Die Göttlingische Bieblìothek steht in dem Döbereinischen Quartier; was an dieser zu desideriren, bemerkt jene Beilage. Zu besseren Verständniß der vorstehenden Beschreibung ist ein Grundriß der neu angelegten Localitäten beigeheftet.

VIII. Schließlich ist hier zu bemerken, daß man aus der Museumskasse dem Prof. Sturm[1] von Zeit zu Zeit eine kleine Summe zu Anschaffung verschiedener Modelle verwilligt, welche besonders zu architectonischen und öconomischen Demonstrationen brauchbar sind; unter den letzten befinden sich sehr schöne kleine Musterbilder von Thaerischen[2] Ackergeräthschaften, welche zu Ponitz verfertiget werden.

Prof. Sturm wird ein Verzeichniß über dieselben zu quittiren haben, und sodann diese kleine Sammlung in seinem Hause behalten.

Ich wünsche daß vorstehendes eine gute Meinung von dem Geschehenen erregen und zum Genuß u. Benutzung dieser Anstalten näheren Anlaß geben möge.

Jena
d. 7. Nov.
1811.

G.

Goethes Organisationstalent, sein stetes Bemühen, im Interesse der ihm unterstellten Institute und seines Fürsten zu handeln, finden in diesen Dokumenten neue Beleuchtung. Mancher einzelne Zug erscheint charakteristisch; einer nur sei hervorgehoben, die großzügige Art, in der Goethe die Klagen über Oken behandelt. Wir bewundern sein Verhalten in diesem Falle um so mehr, als wir aus den reichhaltigen Akten, die sich im Besitze unserer Bibliothek befinden, ersehen, wie sehr Goethe durch Okens Auftreten bei Benutzung der Jenaer Schloßbibliothek im Jahr 1810 Grund hatte, ihn zu tadeln.[3] Andrerseits kannte er aber auch die Schwächen des sonst von ihm hochgeschätzten Bergrats Lenz, der als Ankläger gegen Oken aufgetreten war. In seinen Briefen[4] beklagt er sich mehrfach über die Maß- und Ziellosigkeit des temperamentvollen Mannes, die dieser an den Tag legte, wenn es Andersgesinnte zu bekämpfen galt. Wir haben hier ein neues Zeugnis für Goethes bekannte Gerechtigkeitsliebe.

---

1 Karl Christoph Gottlieb Sturm (1781—1826), seit 1809 ordentlicher Professor der Ökonomie und Cameralwissenschaften in Jena.

2 Albrecht Thaer (1752—1828), damals außerordentlicher Professor der Cameralwissenschaften in Berlin.

3 Vgl. P. v. Bojanowski: Aus dem Archiv der Großherzoglichen Bibliothek. Ein Brief Goethes über Oken (Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum siebenzigsten Geburtstag 6. Juli 1900. Weimar, 1900. S. 1 ff.).

4 Weimarer Ausgabe, 21, 166 und 24, 255.



Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

VI. Häßliche und gebrechliche Gelehrte.

(Fortsetzung.)

Blinde und augenschwache Gelehrte.

Der Franzose *Jean Donneau de Vizé* „hat sich durch ungemein viel Schriften, sonderlich durch den Mercure galant [1672 ff.] sehr bekannt gemacht; es ist aber desto mehr zu verwundern, weil er sehr viel Jahre vor seinem Ende ganz blind gewesen, worauf er in einem ziemlich hohen Alter gestorben" (Jöcher).

Der französische Geschichtschreiber *Jean-Pierre Moret de Bourchenu, Marquis de Valbonnays* (1651—1730) „hatte 1701 das Unglück, daß er fast in einer Nacht sein Gesicht völlig verlor, weswegen er sich alles mußte vorlesen lassen. Demungeachtet fing er an der Welt mit vielen historischen Entdeckungen und wichtigen Werken zu dienen" (Jöcher), u. a. mit einer Geschichte der Dauphiné.

Der Kardinal *Giulio Alberoni* (1664—1752) wurde im Alter blind, bekam aber dafür eine desto feinere Nase, so daß er „junge Damen von alten durch Geruch zu unterscheiden wußte" (Webers Demokrit III Kap. 8).

Der französische Jesuit *Guillaume Massieu* (1665—1722) „wurde auf die Letzt blind, kriegte aber nach drei Jahren durch die Geschicklichkeit eines Starstechers den Gebrauch des einen Auges wieder" (Jöcher).

Esther Elisabet Valkiers (um 1685) aus Genf „war noch nicht ein Jahr alt, da sie durch Unvorsichtigkeit einer Person, welche sie allzunahe an einen von Hitze ganz glühenden Ofen gestellt, sich die Augen verbrannt, so daß sie gänzlich um ihr Gesicht gekommen oder doch nur mit dem Oberteil des einen Auges ein sehr weniges sehen konnte; hatte aber ein ungemeines Gedächtnis und war in der französischen, italienischen, deutschen und lateinischen Sprache wohl bewandert, machte den ganzen philosophischen Lehrgang durch und war auch in den neuen Staatssachen sehr erfahren. Die Theologie hatte sie auch wohl inne, wie sie denn sehr genau die Verse in der Heiligen Schrift anzuführen wußte. Die Vokal- und Instrumental-Musik verstand sie gar wohl. Ihr Herr Vater *hat ihr das Alphabet von Holz schnitzen lassen*, und durch dessen vorgehende Benennung und darauf öfters wiederholtes Betasten machte sie sich einen starken Eindruck, daß sie ganz leserlich schreiben konnte." (Jöcher.)

Seit seinem ersten Lebensjahre war der Cambridger Mathematik-Professor *Nikolaus Saunderson*, ein Freund Newtons, blind. Als man ihm meldete, daß seine neugeborene Tochter das Augenlicht besitze, soll er gesagt haben: „Das ist nicht die Hauptsache. Wenn nur auch ihr Geist sehen wird!" Er erfand ein Rechenbrett, auf dem er durch Nadeln die Zahlen bezeichnete; mittelst gezogener Schnüre löste er dann mathematische Aufgaben.

Ein blindgeborner Gelehrter war *Achilles Daniel Leopold* (1691—1753), der in Lübeck lebte. Er „hatte", nach Dunkel II 3) 1756 S. 490 f., „beständig einen geübten Diener, welcher ihm gelehrte Bücher und Nachrichten, insonderheit die Heilige Schrift, vorlas. Er besaß ein großes Gedächtnis, war fromm und gottgelassen, gesellig, gesprächig, aufrichtig, klug erfahren in der Gottesgelehrtheit, in den Rechten, in der Beredsamkeit, Dichtkunst, Geschichte, Erdbeschreibung, wußte die italienische, französische, griechische, lateinische und andere Sprachen, liebte und trieb die Tonkunst, sang und spielte selbst die Gamba, Flöte und Geige. Eine gewisse Universität erbot sich, ihn zum Lizentiaten zu machen, er wollte sich aber aus Bescheidenheit dieser Ehre nicht bedienen. Man hat von ihm eine Abhandlung de coecis ita natis [d. h. von Blindgebornen], 1726, welche er zum Abdruck in die Feder diktiert hat, eine Geistliche Augensalbe in 300 Sonetten, 1735, u. a. Die Leichen-Einladungsschrift, darin von seinem Leben gehandelt wird, ist des [Lübecker Rektors J. H.] von Seelen Arbeit."

Der Mathematiker *Leonhard Euler* (1707—83, aus Basel, † in Petersburg) erblindete 1735 auf einem Auge und 1766 gänzlich.

Der Dramatiker *Cornelius v. Ayrenhoff* (1733—1819, aus Wien, zuletzt Feldmarschalleutnant), Gegner der Goetheschen Dramen wie auch Shakespeares, war seit 1803 fast ganz taub und blind.



Der Fabeldichter *Konrad Pfeffel* (1736—1809, aus Colmar) verlor durch einen ungeschickten Heilungsversuch das eine Auge und wurde Ende 1757 auch auf dem anderen blind.

Der französische Naturforscher *Jean-Baptiste Lamarck* (1744—1829) war zuletzt blind.

Der Geschichtschreiber und Dichter *Ludwig v. Baczko* (1756—1823, aus Lyck in Ostpreußen), der mit einem lahmen Fuß geboren war und dem in frühester Jugend ein Fall den rechten Arm zerschmettert hatte, so daß mehrere Knochen herausgenommen werden mußten, verlor durch die Kinderblattern ein Auge und erblindete im 21. Lebensjahre gänzlich (Ratzebergers Literar. Almanach für 1827 S. 232 f.). Er schrieb u. a. 1807: „Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden" (s. a. die dreibändige „Geschichte meines Lebens" 1824), und wirkte seit 1816 als Vorsteher des Bülow-Dennewitzschen Blindeninstitutes in Königsberg.

Der Idyllendichter und Aarauer Staatsarchivar *Franz Xaver Bronner* (1758—1850) erblindete im hohen Alter.

Der englische Literarhistoriker *Isaac Disraeli* (1766—1848) konnte seit 1839 nicht sehen. Blind war auch der schottische Dichter *Thomas Blacklock*, Prediger in Edinburgh.

Der Engländer *James Holman* war seit seinem 25. Lebensjahre völlig erblindet und bereiste in diesem Zustande Afrika und machte eine Reise um die Welt. Die Beschreibung seiner Reisen ist in zwei Bänden zu London 1835 erschienen. Er verwahrt sich darin gegen das Vorurteil, als ob seine Blindheit der Vollständigkeit und Richtigkeit seiner Wahrnehmungen schadete. „Da ich der Sehkraft beraubt bin," sagt er, „so ist die notwendige Folge davon, daß meine anderen Sinne mit desto größerer Energie und Intensität handeln. Ich bin gezwungen, durch oft wiederholte bis ins kleinste Detail gehende Prüfungen alle Gegenstände der genauesten Analyse zu unterwerfen, und ich laufe nie Gefahr, durch äußeren Schein bestochen zu werden. Die Notwendigkeit, mir jeden Gegenstand an Ort und Stelle durch mehrere Personen beschreiben zu lassen, verschafft mir mehr Mittel, mir richtige Vorstellungen zu bilden, als es das Anschauen vermag." (Politisches Sprichwörterbrevier, hrsgg. von N. R. Dove 1872 S. 120.) So lassen sich auch wohl die Erfolge des blinden Straßenbauingenieurs *John Metcalf* in Manchester erklären. Übrigens schrieb schon der 1638 gestorbene Pariser Parlaments-Advokat Jac. Gutherius ein Encomium caecitatis (d. h. eine Lobrede der Blindheit). —

Nachdem der blinde *Weißenburg* in Mannheim einen Blinden-Apparat zum Lesen, Schreiben, Rechnen und Notensetzen erdacht hatte, erfanden die blinden Engländer *Robert Milne* und *David Macbeath* im Jahre 1822 ein Blinden-Alphabet, das „Knotenalphabet". Der blinde Franzose *Louis Braille* (1806—52) erfand endlich 1829 die heute übliche Punktierschrift für die Blinden.

Der portugiesische Dichter *Antonio Feliciano de Castilho* (1800—75) erblindete im sechsten Lebensjahre und konnte dennoch die Rechte studieren und später das Amt eines Generalkommissärs des Volksunterrichtes segensreich verwalten.

Der Münstersche Philosophie-Professor, Übersetzer und Dichter *Christoph Schlüter* (1801—84) litt seit seiner Kindheit an den Augen und war seit 1828 ganz blind.

Der Orientalist *Salomon Munk* (1805—67, aus Groß-Glogau, Jude) legte wegen seiner Blindheit 1847 die Stelle eines Kustos der Kgl. Bibliothek zu Paris nieder, vollendete aber die Ausgabe von Maimonides' „Führer der Verirrten" nebst Übersetzung und Erklärung und wurde noch 1864 Professor des Hebräischen am Collège de France.

Der belgische Freiheitskämpfer und sozialpolitische Schriftsteller *Alexander Rodenbach* war seit dem zweiten Lebensjahre blind.

Der Sagenforscher und Dialektdichter *Ludwig Wucke* (1807—83) aus Salzungen hatte sich während seines Biwaklebens in den Niederlanden, wo er nach Aufgabe des juristischen Studiums gegen die aufstehenden Belgier kämpfte, eine Augenentzündung zugezogen, die sich durch die Behandlung unwissender Ärzte so verschlimmerte, daß er 1835 völlig erblindete. (Brümmers Dichter-Lexikon, s. a. die Schrift über ihn von Herm. Honndorf, 1911).

Halb erblindet war zuletzt der englische Dichter *Alfred Tennyson* (1809—92).

Der Leipziger Dichter *Theodor Apel* (1811—67) verlor infolge eines Sturzes auf den Hinterkopf 1836 die Sehkraft oder bekam doch „eine an Blindheit grenzende Schwäche des Augenlichtes" (Brümmers Dichter-Lexikon).

Der Mecklenburger Liederdichter *Gustav v. Boddien* (1814—70, Oberforstmeister) erblindete gegen Ende seines Lebens. Auf seinem Grabstein in Schwerin stehen die Worte: „Selig sind, die nicht sehen und doch gläuben." (Ev. Joh. 20 V. 29.) Sein Landsmann, der bedeutendere Dichter und Kunstmäzen *Adolf Graf v. Schack* (1815—94) wurde gleichfalls blind.

Der griechische Dichter *Elias Tantalides* (1818—76, aus Konstantinopel) wurde 1845, obwohl seiner Sehkraft beraubt, Professor an der theologischen Schule in Chalki.



Der Dichter *Hieronymus Lorm* (eigtl. Heinrich Landesmann, 1821—1902, aus Nikolsburg in Mähren) sagte von sich selbst: „Ich bin über 40 Jahre alt, seit 25 Jahren stocktaub, seit 10 Jahren augenleidend, dies seit 5 Jahren in dem Grade, daß ein Auge völlig erblindet, das andere nach zwei schrecklichen Operationen fähig gemacht ist, mittelst eines besonderen Apparates, der das Gesichtsfeld auf ein Pünktchen reduziert, mir das Lesen und Schreiben notdürftig zu ermöglichen" (Ausgewählte Briefe, eingel. u. hrsgg. von Ernst Friedegg 1912 S. 354). Die von ihm erfundene „Fingerzeichensprache" hat seine Tochter Marie Landesmann 1909 in einer Broschüre auseinandergesetzt. Der Grundgedanke davon ist, daß durch die Berührung der Spitzen der fünf Finger die Selbstlaute, durch die Berührung des zweiten und dritten Gliedes der drei Mittelfinger, des Daumens oder der Handfläche die verschiedenen Mitlaute dargestellt werden.

Der Göttinger Jurist und Politiker *Gottlieb Planck* (1824—1910) erblindete im Jahre 1873.

Der Dichter *Paul Victor Wichmann* (1824—1907, aus Berlin, † in Wiesbaden) war in den letzten Jahren blind. Desgleichen der Geschichtsforscher *Franz Binder* (1828—1914), Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland". Fast zeitlebens litt an einem Augenübel der Geschichtsforscher *Hermann Hüffer* (1830—1905), Professor in Bonn; sein Leiden verschlimmerte sich immer mehr und führte schließlich zur fast völligen Blindheit.

Der Philosoph *Eugen Dühring* (geb. 1833 in Berlin) wurde von der Verfolgung der juristischen Laufbahn durch eine hartnäckige Augenkrankheit abgebracht, die mit einer Regenbogenhaut-Entzündung begann und ihn 1863 ganz erblinden ließ.

Seit dem 18. Lebensjahre war blind der englische Nationalökonom und Generalpostmeister *Henry Fawcett* (1833—84).

Der dänische Naturforscher *Wilhelm Bergsöe* (geb. 1835) erblindete infolge zu vielen Mikroskopierens und wurde dadurch der Schriftstellerei zugeführt.

Blind wurde der Schweizer Geschichtsforscher *Theodor v. Liebenau* (1840—1914), Staatsarchivar von Luzern.

Der niederdeutsche Homer-Übersetzer *August Dühr* (1841—1907, aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz) erkrankte zuerst am grauen Star, von dem er 1897 durch Operation befreit wurde, dann an einem neuen Augenleiden, das ihn 1904 nötigte, als Oberlehrer zu Nordhausen in den Ruhestand zu treten; eine abermalige Operation bewahrte ihn zwar vor völliger Erblindung, konnte ihn aber einer regelmäßigen Beschäftigung nicht zurückgeben. Vergiftung durch ein die Sehkraft anregendes Mittel führte den Tod herbei. (Siehe meinen Aufsatz in Bettelheims Biograph. Jahrbuch u. Deutsch. Nekrolog, Bd. XII S. 83 ff.)

Der russische Romanschriftsteller *Konstantin Fedorowitsch Golówin* (1850—1913) erblindete im 37. Lebensjahre und gab deshalb die Beamtenlaufbahn auf, um sich der Literatur zu widmen.

Der Mathematiker *Victor Eberhard* (geb. 1861), außerordentlicher Professor an der Universität Halle, ist in seinem 13. Lebensjahre erblindet.

Der Chemiker *Max Prieß* (geb. 1877) wurde infolge einer Explosion blind und studierte darauf noch neuere Sprachen. Er wirkt seit 1910 als Oberlehrer an der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg.

Die nordamerikanische Schriftstellerin *Helen Keller* (geb. 1880 in Alabama, lebt in Wrentham) wurde infolge schwerer Krankheit im Alter von 19 Monaten blind und taubstumm. Trotzdem konnte sie, dank der Erziehung von Anne Mansfield Sullivan, 1900 ins Radcliffe College in Cambridge-Boston aufgenommen und 1906 als Mitglied des Staatsausschusses für blinde Kinder in Massachusetts bestellt werden. Über den das Augenlicht ersetzenden Tastsinn sagt sie: „Er bringt dem Blinden manche süße Gewißheiten, die unsere glücklicheren Mitmenschen entbehren müssen, weil ihr Gefühl nicht ausgebildet ist." Siehe ihr Werk „Geschichte meines Lebens" und die Gegenschrift von R. Brohmer 1907.

Der Dichter *Oskar Baum* (geb. 1883 in Pilsen, lebt als Klavierlehrer in Prag) wurde im Alter von nahezu 11½ Jahren völlig blind, erhielt aber im Blindeninstitut „Hohe Warte" zu Wien die Ausbildung zum Musiklehrer und legte 1902 die staatliche Lehramtsprüfung ab. Er schrieb die Novellen aus dem Blindenleben „Uferdasein" (1908) sowie den Roman „Das Leben im Dunkeln" (1909). (Brümmers Dichter-Lexikon.) Im Jahre 1912 hielt er in Berlin eine Vorlesung aus seinen Werken.

Der Lyriker *Otto Rennefeld* (geb. 1887 in Kaldenkirchen, lebt in Köln) verlor im Alter von 12 Jahren das Augenlicht und gelangte doch zum Studium der Geschichte, Literatur und Philosophie in Bonn. (Siehe die Monatsschrift „Der Weckruf" 1914 Nr. 1 S. 9 ff.)

Der blinde *Richard Hohenemser* erwarb, nachdem er in Frankfurt a. M. das Kaiser Friedrich-Gymnasium durchgemacht und in Berlin und München studiert hatte, im Jahre 1899 den philosophischen Doktorgrad. Auch ein junger blinder Franzose soll 1898 in Bordeaux — dank der



geistigen Unterstützung seiner Mutter — die Prüfung als Lizentiat der Philosophie und zwar als Erster bestanden haben.

Der später erblindete Dr. *August Papendiek* zu Freiburg im Breisgau, ein ehemaliger Chemiker, hat die Gründung der „Zentralbibliothek für Blinde in Hamburg" (seit März 1905) in die Wege geleitet. Ein „Verein der blinden Akademiker Deutschlands" wurde im April 1916 zu Marburg in Hessen gegründet, hauptsächlich um Blinden durch eine wissenschaftliche Bücherei in Blindenschrift das Hochschulstudium zu ermöglichen.

Im März 1916 leitete die Anstalt für die im Kriege blind gewordenen Soldaten zu Florenz der erblindete *Pietro Landriani*, früher Professor der Physik in Pavia, unter Beihilfe des blinden Direktors des Landwirtschaftlichen Instituts *Gino Gioli*. Auch *Giuseppe Sommola*, Professor an der Universität Neapel, soll blind sein. (Voss. Ztg. 1916 Nr. 167.) —

Bernhard führt in seinem Kapitel S. 775 ff. mehr Gelehrte, „die ein blöd Gesicht gehabt", an als „gar blinde" Gelehrte. Jene mögen hier noch folgen, voran die schielenden. „[*Angelus*] *Politianus* [eigtl. Ambrogini, 1454—94, Florentiner Humanist] schielte mit einem Auge, ingleichem *Grabe* [wohl der Theologe Johann Ernst, 1666—1711, aus Königsberg, lebte in London], und [*Johannes*] *Sleidanus* [eigtl. Philippson aus Schleiden bei Cöln, 1506—56, protestantischer Geschichtschreiber, † in Straßburg] hatte auch einen halben Feiertag. Man malet ihn auch nur mit einem Auge. Verheyden [Verfasser von Elogia theologorum] hat sein scheeles Auge mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt: er hat in seinen Bildnissen ihn so artlich vorgestellt, daß man nicht weiß, wie man daran ist, indem er seine Positur nur auf einer Seite zeigt."

„*Jacobus Arminius* [eigtl. Harmensen, 1560—1609, Begründer der nach ihm benannten reformierten Kirchenpartei, Professor in Leiden] hatte an seinen Augen Schaden genommen, was seine Feinde als ein sonderbares Gericht über ihn und Strafe des Höchsten ausschrieen. *Venantius* Honorius [*Fortunatus*, um 550 n. Chr., Bischof von Poitiers, lateinischer Dichter] litt große Schmerzen an seinen Augen; er wurde aber, seinem Vorgeben nach, durch des heiligen Martinus [über dessen Leben er in Hexametern geschrieben hat] Hilfe und Fürbitte davon befreit. Damit er sich aber gegen diesen hilfreichen Patron nicht undankbar erzeigte, verließ er Italien und reiste in Frankreich, die Reliquien dieses Heiligen daselbst zu besuchen und dankbarlich zu verehren. Aber es scheint dieses ein bloßer Vorwand gewesen zu sein, die Beförderung mochte ihm lange ausbleiben und die gedachte er in Frankreich eher zu finden, was auch eingetroffen. Er insinuierte sich bei dem König Sigebert durch ein Hochzeitgedicht, welches ihm ein Presbyteriat und nachmals ein Bischoftum eingetragen, das ihm wohl mag lieber gewesen sein als wenn man ihm den ganzen Mantel des heiligen Martinus verehrt hätte. *Paulus Manutius* [der gelehrte venezianische Buchdrucker, 1512—74] ruinierte sich seine ganze Gesundheit durch das Studieren, und weil er seine Augen am meisten dabei brauchte, so mußten sie auch am meisten leiden. Er hatte sich wohl keinen Stillstand in den Studien gemacht, wie er selbst in seinen Briefen S. 588 an Perottus schreibt. Aber seine Augen machten ihm jährlich Einhalt, und wenn sich dieses Malheur einstellte, konnte er eine Zeitlang weder schreiben noch lesen."

Zu den Schielern ist aus Jöchers Gelehrten-Lexikon der Humanist *Wessel Gansfort* (1419—89, aus Groningen) nachzutragen; zu den übrigen *Wilhelm Schickhardt* (1593—1635), erst Professor des Hebräischen, dann der Mathematik in Tübingen, von dem es dort heißt, daß er die zuvor unbekannte Lehre von der Natur und Größe der Brechung der Lichtstrahlen gewiesen „durch die Erfahrung, wozu ihm sein durch subtile Arbeit verderbtes oder blöde gemachtes rechtes Auge Gelegenheit gab", und der englische Satiriker *Jonathan Swift* (1667—1745), dem trotz der Augenschwäche, die ihn vor der Geistesumnachtung befallen, „sein Eigensinn nicht erlaubte, Brillen zu tragen, um durch Bücher sich zu zerstreuen" (Webers Demokrit VIII Kap. 17).

Hinzufügen ließe sich ferner, wenn man ihn nicht lieber oben einreihen will, der Nationalökonom *Johann Georg Büsch* (1728—1800), der Gründer der Hamburger Handelsakademie, von dem es bei Jean Paul, Titan V, 122. Zykel heißt: „Der Professor Büsch rechnete einmal aus, daß seine Augenschwäche sehr gut, ohne seinen Schaden, von Jahr zu Jahr wachsen könnte, weil die Periode seiner gänzlichen Erblindung über sein ganzes langes Leben hinausfiele, bloß auf sein Grab." Auf ihn und den tauben Ebeling wird Nr. 236 der Goethe-Schiller-Xenien bezogen:

Historische Quellen.
Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube, du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

Wegen seiner triefenden Augen wurde der gelehrte Augustiner *Aurelius Brandolinus* (aus Florenz, † 1498 in Rom) Lippus genannt (Jöcher).



Bucklige Gelehrte.

Casanova († 1798) sagt in seinen Memoiren, Kap. 24: „Nichts ist so selten wie ein Buckliger ohne Geist; diese Erfahrung habe ich in allen Ländern gemacht. Nicht der Geist erzeugt den Buckel, denn Gott sei Dank! sind nicht alle geistreichen Menschen bucklig; aber man kann im allgemeinen behaupten, daß der Buckel Geist erzeugt, denn die kleine Anzahl Buckliger, die keinen oder wenig Geist haben, hebt die Regel nicht auf."

Jean Paul bemerkt ebenfalls in der „unsichtbaren Loge" (1826 II S. 189): „Bucklichte, wie wir an Äsop, Pope, Scarron, Lichtenberg und Mendelssohn sehen, haben viel Witz." Auch Carl Julius Weber sagt im „Demokritos" (I Kap. 15): „Bucklichte ersetzen meist durch Geist oder wenigstens durch Witz, was dem Körper abgeht oder zuviel aufgelegt ist", und fügt hinzu: „Das größte Kreuz dieser Gebrechlichen nächst eigener Engbrüstigkeit scheint mir weniger der Spott zu sein, als das Unglück, dem andern Geschlecht zu mißfallen, zumal sie einen starken Bockstrieb zu haben scheinen, was mit ihrer Geisteslebendigkeit zusammenhängt. Man muß daher aus Delikatesse keinen fragen: Sind Sie verheiratet?; er trägt ja den Korb auf dem Rücken." Hiermit stimmt überein, was ich bei Eugen Loewenstein, Nervöse Leute 1914 S. 242 finde: „Der Bucklige . . . entwickelt merkwürdigerweise auch oft eine übergroße Sexualität. Offenbar beschäftigt er sich in seiner nervösen Beflissenheit in seiner Phantasie sehr mit dem Weib und empfindet seine Verunstaltung besonders schmerzlich, weil er das Gefühl hat, daß sie ihn von Haus aus aus dem Wettkampfe um das Weib ausschließt."

Bucklig soll der Fabeldichter *Äsop* (um 550 v. Chr.), ein phrygischer Sklave, gewesen sein, und schon auf ihn fällt in sexueller Beziehung ein eigentümliches Licht durch die Notiz des Plinius (Naturgeschichte XXXVI 17,5), daß er die reiche Hetäre Rhodopis, die eine Pyramide stiften konnte, in ihrer Jugend zur Mitsklavin und „Mithauserin" gehabt habe.

„Wie unbesonnen oftmals die Frauenspersonen ihre Liebe werfen auf die Männer und sich nicht lassen von ihrer einmal geschöpften Meinung abbringen", dafür wird in Peter Laurembergs Acerra philologica (1640 S. 190) aus alten Schriftstellern ein Beispiel angeführt, nämlich die Geschichte von dem „höckerigen Philosophen *Krates*" (um 330 v. Chr., aus dem griechischen Theben) und der schönen Hipparchia. Diese „gewann jenen lieb nicht wegen seiner Schönheit, da er von Leibe ungestalt war; auch nicht wegen seines Reichtums, da er gar arm war; sondern aus ungearter Liebe: also daß sie ihren Eltern und Freunden dräuete, sie wollte sich selber den Tod antun, wofern man ihr wehren würde, den Krates zu freien. Endlich ist Krates aufgestanden und hervorgetreten öffentlich, hat seinen Mantel abgelegt und seinen Rücken, darauf er einen großen Hobel hatte, geblößet, sprechend: ‚Daß niemand betrogen werde, so sehet alle her: dies ist der Bräutigam.' Dabeneben hat er seinen Stecken und seine Tasche (denn mehr hat er nicht gehabt) hinweggeworfen und gesagt: ‚Und dies ist mein Brautschatz. Hierüber möget ihr euch bedenken, da ich kein Weib nehmen kann, der dieses nicht wohlgefalle.' Durch diese Tat ist Hipparchia von der Liebe abgeschreckt." Der Schlußsatz ist aber nicht richtig; denn sie wird als des Krates Gattin bezeichnet, „mit der er den Ehestand auch auf offener Gasse trieb" (Jöcher). Auch Bernhard S. 111 gedenkt des „häßlichen Krates, der sich durch seine närrische Kleidertracht noch mehr verstellte", den aber Hipparchia „seiner Geschicklichkeit wegen aller Schönheit ihrer Zeit vorzog".

Von seinem Buckel erhielt der Troubadour *Adam de la Halle* (ca. 1237—86), der Schöpfer der französischen komischen Oper, den Beinamen „le bossu d'Arras". Nach Jöcher (s. v. Bossu) bekennt er in einer seiner Dichtungen, „daß er ein Geistlicher worden, weil ihn ein Mädchen hintergangen".

Der lutherische Theologe und Liederdichter *Paul Eber* (1511—69, aus Unterfranken, † in Wittenberg) „bekam im 14. Jahre einen Buckel, weil er vom Pferde gefallen und bei einer viertel Meile geschleppt ward" (Jöcher).

Buckelig war der französische burleske Dichter *Paul Scarron* (1610—60), der Gatte der späteren Frau v. Maintenon (Weber a. a. O.). Desgleichen der englische Physiker *Robert Hooke* (1635—1703) (Jöcher). Ferner der englische Dichter *Alexander Pope* (1688—1744), der sehr witzig war. Weber (a. a. O.) führt bei Erwähnung, daß die Buckligen ungemein neugierig und vorlaut sein sollen, folgende Anekdote an. „Pope verdiente die grobe Zurechtweisung eines Offiziers, der in einem Kaffeehaus mit andern über eine griechische Stelle stritt und behauptete, man dürfe nur das Fragezeichen versetzen. Der naseweise Pope unterbrach ihn: ‚Wissen Sie denn, was ein Fragezeichen ist?' — ‚O ja! eine kleine, krumme Figur, die fragt.'"

Buckelig soll ferner der geistreiche Abbé *Fernando Galiani* (1728—87, aus Chieti, Nationalökonom und Freund der Encyklopädisten in Paris) gewesen sein. (Über ihn schrieben Franz Blei 1895 und Wilh. Weigand 1907.)



Der Popularphilosoph *Moses Mendelssohn* (1729—86) „schob seinen kleinen verwachsenen Körper lächelnd auf sein allzu eifriges Jugendstudium des Maimonides" (Weber a. a. O.).

Der Satiriker *Georg Christoph Lichtenberg* (1742—99), Professor der Physik in Göttingen, beginnt seine Schilderung des „Charakters einer mir bekannten Person", das ist seiner selbst, mit den Worten: „Ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde, und stände es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen Teilen weniger Relief geben" (Vermischte Schriften I 1844 S. 3). Gottfried Hermann schrieb über ihn in einem Briefe an Jean Paul: „Lichtenberg ist dem Körper nach ein bucklichter Äsop, und darüber so schamhaft, daß er einmal eine kleine Stunde hinter seiner Haustüre gestanden und gewartet haben soll, daß ihn die Leute nicht so sehr bemerkten. Gewiß ist's, daß er fast gar nicht auskommt, als wenn er fährt, oder wenigstens nicht anders bei Tage. Ich kann Dir's selbst versichern, daß er an die hinter ihm stehende Tafel in keiner andern Stellung schreibt, als daß er dabei seinen Rücken so viel möglich zugleich an derselben behält." (Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrg. V Nr. 12.) Carl Julius Weber, der ihn gleichfalls noch persönlich gekannt, berichtet im Demokrit II Kap. 6: „In den ersten Stunden jedes neuen Semesters, sowie er neue Gesichter vor sich sah, zagte und stotterte er und suchte vor allem seinen Buckel zu decken." Lichtenbergs boshafter Kollege Abrah. Gotthelf Kästner schlug einst eine Einladung auf einen Truthahn ab mit dem Epigramm:

„Bin ich auch morgen nicht zu haben,
Den Truthahn fröhlich zu begraben,
So sende nicht herum nach Krüppeln und nach Zwergen,
Ganz nah hast Du ja Lichtenbergen!"

(Webers Demokrit VII Kap. 4.) — In sexueller Beziehung verweise ich auf Erich Ebsteins Veröffentlichung „Lichtenbergs Mädchen", 1907.

Auch *Melchior Adam Weikard* (1742—1803, zeitweise Leibmedikus des Fürstbischofs Heinrich von Fulda und Hofarzt der Kaiserin Katharina II.), Verfasser des einst berühmten Buches „Der philosophische Arzt", suchte, wie sein Freund Weber (Demokrit I Kap. 14) erzählt, stets eine Stellung, die seinen Höcker decken sollte. „Ohne seinen bedeutenden Buckel wäre er Mönch oder Soldat geworden; alles schob er auf seinen Buckel: seine medizinischen Studien wie sein Mißgeschick, seine Heftigkeit und alle seine Katzbalgereien" (Webers Deutschland II 1827 S. 97). „Er, der Spiegel verabscheute und behauptete, er habe sich nie im Traume gesehen, weil er nie in Spiegel sehe, war ganz für Lykurgs Gesetzgebung, folglich auch für die Bejahung der Frage, ob der Staat Gebrechlichen nicht die Ehe verbieten solle" (Webers Demokrit I Kap. 15).

Der bucklige Geschichtschreiber *Jakob Mauvillon* (1743—94, aus Leipzig, zeitweise hannöverscher Offizier des Ingenieurkorps, † in Braunschweig) lebte in guter Ehe (Weber a. a. O.).

Der protestantische Theolog und Philosoph *Friedr. Ernst Daniel Schleiermacher* (1768—1834) soll etwas verwachsen gewesen sein.

Der Sozialist und Dichter *Johannes Wedde* (1843—90, aus Ülzen, † in Lübeck) war bucklig und machte den Krüppel zum Helden.

Dicke Gelehrte.

„Die Federn fetter Gänse und Gelehrten sind schlechter", behauptete Jean Paul (Nachlaß II 1837 S. 204). Und Carl Julius Weber (Demokrit I Kap. 8) sagt: „Das Höchste, was man noch den Dicken zugesteht, ist Witz — indessen kenne ich Dicke, die sehr viel kalten Verstand haben."

Vom griechischen Philosophen *Platon* (427—347 v. Chr.) „schreibt" — nach Lauremberg a. a. O. S. 342 — „Basilius, daß er sei sehr dick und feist gewesen und habe gerne wollen von dieser Bürde entledigt werden; da habe er sich erwählt den Ort zu Athen, Akademia genannt, von ungesunder Luft und sehr übler Gestaltnis und Gelegenheit; nämlich er wollte lieber unbequem leben als feist sein."

„Es ist wohl Fabel, daß die Rabbiner *Ismael* und *Elieser* [† 73 n. Chr.] solche Wänste hatten, daß, wenn sie dieselben gegeneinander hielten, ein Joch Ochsen unten durchgehen konnte, und Opium nahmen, wenn sie sich das Schmer ausschneiden ließen; aber Dickbäuche gab es und gibt es noch, die so gut als die morgenländischen Schafe mit Fettschwänzen — Rollwagen gebrauchen könnten, und einen Prälaten habe ich selbst so lachen sehen," erzählt Weber a. a. O., „daß sein erschütterter Wanst den Spieltisch umwarf."

„*Galeotus Martius* [aus Narni, Sekretär des Matthias Corvinus, dann Professor der Rhetorik und Poetik in Bologna, † 1478] hatte an seinem Leib zu tragen, ja er hatte ein solches Gewicht,



daß seine Beine dazu viel zu ohnmächtig waren. Jovius in seinen Elogia gibt es uns mit den Worten zu erkennen: ‚er hatte einen so geschwollenen Wanst, daß er, da unter dem ungeheuren Gewicht des fetten Körpers sogar überaus große Tiere ermüdeten, auf einem Wagen gefahren werden mußte‘. [Pierius] Valerianus versichert uns in seiner Schrift über unglückliche Gelehrte [1620 u. ö.], daß er endlich in seinem eigenen Schmalz ersticket.“ (Bernhard S. 117.) Nach Jöcher starb er, „weil er zu Lyon vom Pferde auf dem Kopf herabgefallen“.

Der Rechtsgelehrte *Ulrich Zasius* (1461—1536), Professor zu Freiburg im Breisgau, „lebte prächtig und ließ sich an Essen und Trinken nichts fehlen, daher er ungemein dick wurde“ (Jöcher).

Der Humanist *Franciscus Robortellus* (1517—67, aus Udine, Professor in Padua) ist in Joh. Imperialis' Museum historicum p. 61 abgebildet und folgendermaßen beschrieben: „Dieser Ernst der zusammengezogenen Stirn, dieses Blinzeln der Lider, mit den zwinkernden Augen, dem geteilten und breiten Bart und der *schweren Masse des ganzen Körpers* zeigen sicher den F. R. den Beschauern an. Die bildliche Darstellung des Antlitzes atmet noch die strotzende Wildheit des Sinnes und die zügellose Begierde nach öffentlichem Ansehen, denn von diesen beiden ist er bis zum Gespött beständig gequält worden.“ (Vgl. Bernhard S. 176.)

Der Geschichtsforscher und Dichter *Kaspar Brusch* (1518—59, aus Eger) soll eigentlich Peysser geheißen haben und Brusch ein Spitzname gewesen sein, der einen Dicken bedeutet. (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. LI, 1913, Nr. 3.)

„Unter die mastigen und von Leib starken Gelehrten rechnet Colomesius in der Gallia Orientalis p. 35 den *Ägidius Burdinus* [Bourdin, 1518—70, lebte in Paris], von welchem er sagt, er sei so stark gewesen, daß er allzeit gekeucht und geschnauft; darauf auch Claudius Espencäus in dem Gedichte, das er auf seinen Tod verfertigt, sein Absehen hat“ (Bernhard S. 117). Auch nach Jöcher war er „sehr korpulent“, konnte aber, „obwohl er immer wie im Traume war und schnarchte, doch alles hören, was man ihm opponierte [im Parlament], und antwortete darauf sehr geschickt“.

Über den Rechtsgelehrten *Johann Schack* (1661—1714, aus Wollin) schreibt Weber in seinem „Deutschland“ III 1828 S. 558 bei Greifswald: „Unter den Professoren hat sich ein gewisser Schack ausgezeichnet, dessen Name im Meusel nicht gefunden wird [aber im Jöcher! mit vielen Schriften], denn er zeichnete sich bloß aus durch Dicke. Peter I. [der Große] wünschte, daß er sich ihm zu Ehren möchte — aufschneiden lassen, um sein Fett zu bewundern, worüber der gute Dicke aus Schrecken geschmolzen, d. h. gestorben sein soll.“ (Vgl. auch Webers Demokrit a. a. O.)

Dick waren auch, nach Webers Demokrit a. a. O., der englische Schriftsteller *Samuel Johnson* (1709—84), und der englische Geschichtschreiber und Philosoph *David Hume* (1711—76).

Lessings Gegner, der Hamburger Hauptpastor *Joh. Melchior Goeze* (1717—86) war ein „Fleischkoloß“ (Webers Deutschland III 1828 S. 676).

Um 1750 lebte in Breslau, wo ihn K. F. Floegel, der Verfasser der „Geschichte der Hofnarren“ (1789 S. 83) gesehen, ein Doktor *Baron*, der fast Zwerg und sehr dick war; der Pöbel lief ihm nach und verzehrte ihn gern im Bilde auf Pfefferkuchen; sonst war er verständig und in der schlesischen Geschichte bewandert.

Der Philosoph *Johann Georg Hamann* (1730—88, aus Königsberg), der „Magus im Norden“, „schleppte sich mit einem mastigen Körper, den der Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte“ (Gervinus' Gesch. d. deutsch. Dichtung IV 4. A. S. 398).

Der französische Nationalökonom *Jacques Necker* (1732—1804), „der moralischste aller Minister, war fett, weil er ein großer Lacher war“ (Webers Demokrit a. a. O.).

Dick war der englische Geschichtschreiber *Edward Gibbon* (1737—94), von dem Weber zwei Anekdoten zum besten gibt: Er warf sich einst im Paroxysmus der Liebe der nachmaligen Madame Necker zu Füßen. Da sagte diese: „Ach, so stehen Sie doch auf!“ Er aber erwiderte: „Madame, ich kann nicht.“ (Demokrit a. a. O.) Ein andermal sollte er der blinden Madame du Deffant vorgestellt werden, die es gewohnt war, die Leute dabei im Gesicht zu betasten, und so betastete sie denn auch Gibbon, stieß ihn aber sogleich heftig mit den Worten zurück: „Nein, das ist ein schändlicher Spaß!“ Sie glaubte, die Hinterbacken gefühlt zu haben. Gibbon hatte nämlich ungeheure Pausbacken. (Demokrit VIII Kap. 22.)

Der Rostocker Rechtslehrer und Annalist der Universität *Joh. Christian Eschenbach* (1746 bis 1823) hatte, wie er in den (handschriftlichen) „Rostockschen akademischen Nachrichten“ Bd. III selbst sagt, „einen starken und unbehilflichen Körper“.

„Die dicksten Fürsten meiner Zeit“, sagt Weber im Demokrit I Kap. 8, „waren der erste *König Württembergs* [*Friedrich* I., 1754—1816, siehe Vehse, Württemberg II S. 42 u. 83] und der letzte *Kurfürst Cölns* [*Max Franz*, Erzherzog von Österreich, 1756—1801], beide voll Geist und Lachlust. Aber leider bereitete die ungeheure Eßlust dem letzteren ein allzu frühes Ende; häufiger Schlaf ging dem Todesschlaf voraus; man hatte nicht Zeit, ihn einzubalsamieren, und sein Ge-



wicht war 480 Pfund."[1] Dieser Kurfürst war nach Vehse (Geistliche Höfe I 1859 S. 330) trotz seiner Dicke ein leidenschaftlicher Tänzer.

Der sächsische Publizist *Karl Müller* (1775—1847, aus Klobitz bei Wittenberg, † als Geh. Hofrat im Berliner Statistischen Amt) wird von E. M. Arndt, der ihn im Sommer 1813 im diplomatischen Hauptquartier zu Rechenbach getroffen, in seinen „Wanderungen und Wandelungen" als „der sogenannte dicke Müller, der an Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte", erwähnt.

„Die dicke Sau" wurde der deutsche Sprachforscher *Johann Ludwig Rheinwald* († 1811) genannt, König Ludwigs I. Lehrer, später Geh. Kabinettssekretär, zuletzt Geh. Legationsrat (s. Vehse, Bayern II S. 269f. u. III S. 4).

Hinkende (lahme) und gelähmte Gelehrte.

Daß der griechische Dichter *Tyrtaios* (7. Jahrh. v. Chr.) ein lahmer Schulmeister gewesen sei, welchen die Athener den um einen Anführer nachsuchenden Spartanern aus Bosheit geschickt, dessen Marschlieder jedoch diese zum Siege angefeuert hätten, wird eine sagenhafte Erzählung sein, da sie erst bei späteren Schriftstellern auftritt.

Von dem gelähmten Geschichtschreiber *Hermannus Contractus* (1013—54), Mönch im Kloster Reichenau, sagt Bernhard in seinem Kapitel „Von tauben und gebrechlichen Gelehrten" S. 780 folgendes: „Hermannus, ein Sohn Graf Wolfrads von Veringen in Schwaben, war an allen seinen Gliedern lahm und kontrakt, ja mit einem Wort ein rechter Krüppel, daher er auch Contractus oder der Gebrechliche zubenamet worden. Ein gewisser Mann hat gemeint, es wäre das Chronicon Hermanni in ein Kompendium gebracht worden und deswegen hätte man dasselbige Hermannus Contractus [eigtl. zusammengezogen] geheißen (Gundlingiana I p. 52). Nauclerus hat noch eine andere Meinung. Er schreibt, Hermannus habe von Natur einen dummen Kopf gehabt, und da er dem lieben Gott mit vielem Gebet angelegen, er möchte ihn doch von diesem Übel erlösen, habe er ihm die Wahl gegeben, ob er lieber weise und an allen seinen Gliedern, die Zunge allein ausgenommen, gebrechlich, oder ob er lieber am Leibe gesund, hingegen an seinem Geiste wolle dumm, albern und gebrechlich sein; er habe aber das erste erwählt. Und daher sei es gekommen, daß er an seinem Leibe so miserabel, dagegen an seinem Gemüt so munter geworden. Aber diese Leute spielen nur mit Hermannus' Beinamen. Denn Bertoldus, ein Fortsetzer und Zeitgenosse des Hermannus, schreibt beim Jahre 1054 ausdrücklich, daß dieser seit seiner Kindheit an allen Gliedern gelähmt gewesen sei." Siehe auch Heinrich Hansjakobs Schrift „Herimann der Lahme von der Reichenau", 1875.

Der Humanist *Wessel Gansfort* (1419—89, aus Groningen) war „an einem Fuße lahm" (Jöcher s. v. Wessel). Der Stifter des Jesuitenordens *Ignatius v. Loyola* (1491—1556) wurde als spanischer Offizier „lahm geschossen" (Bernhard S. 238): im Jahre 1521 nämlich „wurde ihm bei Pamplona durch einen Kanonenschuß das rechte Bein zerschmettert" (Jöcher). Nach der Operation „blieb der eine Fuß kürzer als der andere, und so hinkte er denn sein ganzes Leben lang, aber, wie Ribadeneira, sein bester Biograph versichert, — mit vielem Anstande" (C. J. Webers Möncherei III 1) 1820 S. 215).

Der Botaniker *Charles de Lecluse* (1525—1609, aus Arras, zuletzt Professor in Leiden) „brach auf seinen Reisen beide Beine und einen Arm, weswegen er lahm wurde und an einem Stecken gehen mußte" (Jöcher s. v. Clusius).

Der streitsüchtige lutherische Theolog *Tileman Heßhusius* (1527—88, aus Wesel, zuletzt Professor in Helmstedt) „fiel 1578 in einen Keller und brach das Bein, weswegen er bis an sein Ende hinken müssen" (Jöcher).

---

1 Emil Naucke († 1900) wog 450 Pfd. Der Engländer Bright soll 616 Pfd. und sein Landsmann Lambert sogar 700 Pfd. gewogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | Oktober 1917 | Heft 7

Pariser Brief.

Selten ist wohl ein Roman so leidenschaftlich bekämpft worden wie zur Zeit „Le Feu" von Barbusse. Es vergeht kein Tag, an dem nicht in wenigstens einer nationalistischen Zeitung ein zwei Spalten langer Artikel gegen diese düstere Schilderung des Frontkrieges erscheint. Es ist ja verständlich, daß die französischen Kriegshetzer sich nicht das Geschäft verderben lassen wollen; sie berechnen aber nicht, daß die Verunglimpfung des Buches nur seine Verbreitung steigert. Das Buch wird ja auch in neutralen Ländern stark verkauft, obwohl nur diejenigen davon einen Genuß haben können, die die französische Sprache wie ihre eigene beherrschen. Und selbst dann bereitet das Buch noch Schwierigkeiten, da es zur Hälfte im Argot der Poilus geschrieben ist und alle Abkürzungen im Druck enthält, deren sich der Soldat im Sprachgebrauch bedient. Dazu kommen neue Wort- und Lautbildungen, über deren Entstehungsgeschichte selbst Franzosen nicht Auskunft zu geben vermögen und auch kein Argot- und Poilulexikon Aufschluß erteilt. So zerbrach sich kürzlich die Pariser Presse den Kopf über den Ursprung der Poilubezeichnung für Paris „Paname" und ist über das Rätselraten nicht hinausgekommen. Jedenfalls erwartet die Sprachforscher eine ganz gewaltige Arbeit, und auch unsere Lexikonredaktionen und -Verleger sollten sich rechtzeitig an die Arbeit machen. Für diese Arbeiten ist vielleicht Henri Barbusses „Feu" die beste und inhaltsreichste Vorlage, denn ein Buch, das im Schützengraben geschrieben ist und Hunderttausende von Lesern gefunden hat, kann immerhin als Maßstab gelten.

La Croix vom 17. Juli veröffentlichte eine Studie über das französische Theaterleben während des Krieges. Wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges wurden sämtliche Pariser Theater geschlossen. Im Spätherbst 1914 wurde ein Theater nach dem andern wieder geöffnet. Leichte Stücke wurden vom Spielplan verbannt. Die Comédie Française gab „Horace", den „Cid" und „Polyeucte", und auch auf den kleineren Bühnen wurden patriotische Stücke gespielt, die größtenteils in die Marseillaise ausklangen. Allmählich aber scheint das Pariser Publikum an dem hohen Pathos keinen Gefallen mehr gefunden zu haben. Nach und nach eroberten sich wieder die Ehebruchskomödien, Apachenstücke und leichtfertige Vaudevilles die Bühne und den größten Zuspruch im Publikum. „Wenn man die Geschäftsberichte der Pariser Schaubühnen durchsieht", schreibt la Croix, „so nimmt man zwei beunruhigende Symptome wahr: erstens sind im letzten Jahre trotz der vielen Trauerfälle, trotz des Ernstes der Zeit die Einnahmen ganz außerordentlich gestiegen. Zweitens haben alle Filmtheater und Variétébühnen die höchsten Einnahmen, während die Theater mit einem ernsten Repertoire wesentlich zurückstehen. Das Theater Edouard VII. fährt fort, allabendlich „La folle nuit" zu geben, über dessen Schamlosigkeit nicht nur wir, sondern auch „Eclair", „Gaulois" und „Figaro" sich bereits mehrfach empört haben. Aber sogar die Comédie Française hat ihre moralische Aufgabe vergessen und gibt unausgesetzt ein Stück von Paul Géraldy „Les Noces d'Argent", das vor den Augen der Verbündeten, der Neutralen und der Feinde die Zersetzung der französischen Familie enthüllt. Ein zwanzigjähriger Bengel fängt ein Verhältnis mit einer jungen Witwe an, die er mit einer Künstlerin betrügt. Als seine Mutter ihm Vorwürfe macht, lacht er sie aus. Der Vater sieht dem Treiben mit Wohlgefallen zu und sagt, die Jugend müsse sich austoben. Daraufhin gibt die Mutter ihm einen Freipaß, der ihm die Freiheit zu allen Vergnügungen verschafft. Die Tochter der beiden ist nicht besser und behandelt ihre Eltern herzlos und hochmütig, so daß die Mutter sich nach dem Tode ihres Gatten in die Einsamkeit zurückzieht. Um nichts besser ist Henri Bernsteins „Elévation", in dem man schmerzlich das Fehlen jedes moralischen Empfindens feststellt. Es ist ein Skandal, daß man sogar in dieser ernsten Zeit das Publikum durch derartige Widerwärtigkeiten vergiftet."

André Geiger urteilt über das Pariser Theater während des Krieges in der „Reue bleue" vom



21. Juli in einem anderen Sinne, zählt allerdings auch andere Stücke auf. Im Théatre des Variétés wurde auf Empfehlung von d'Annunzio das italienische Stück „Il cuore e il mondo" von Lorenzo Ruggi unter dem Titel „Dolly", nach Geiger mit mäßigem Erfolge, aufgeführt. Dagegen soll das dreiaktige Stück „La messe de cinq heures" von Maurice Rostand im Théâtre Réjane Erfolg gehabt haben. Im Conservatoire Renée Maubel hat die Revue „Sic" von Guillaume Apollinaire offenbar einen Kampf zwischen Passeisten und Kubisten oder, wie Geiger schreibt, Apollinairisten entfesselt. Acht kubistische Maler erließen ein Manifest, in dem sie dagegen Verwahrung einlegen, daß sie mit gewissen „Fümisten", unter die sie den Schriftsteller Apollinaire rechnen, auf die gleiche Stufe gestellt werden. Dieses von Metzinger, Kisling, Juan Gris u. a. gezeichnete Manifest erschien im „Bonnet Rouge" vom 28. Juni. Gegen dieses Manifest erhob am 1. Juli im „Bonnet Rouge" Guillaume Apollinaire Einspruch, indem er den Kubisten ins Gedächtnis zu rufen versuchte, was er alles für sie getan habe. Er sei doch eigentlich der Ästhetiker des Kubismus, und die Kubisten verdankten allein seiner Propaganda ihre Erfolge.

Im „Mercure de France" hat kürzlich der italienische Futurist Gino Severini eine Studie über „La Peinture d'avantgarde" veröffentlicht, in der er zur Erklärung der jüngsten Bewegung in der Malerei die Großen der Philosophie von Plato, Bacon, Gracian bis zu Henri Poincaré als Zeugen aufruft. Georges Axel bezeichnet diesen Interpretationsversuch der modernen Kunst als „Pseudo-modernisme" und wandte sich am 27. Juni im „Bonnet Rouge" mit scharfen Worten gegen die „déplorables habitudes des peintres de trop expliquer leurs oeuvres. Il expliquent d'abord, ils créent ensuite." Severini denke durchaus nicht als Künstler, sondern habe seinen Kopf mit einem wissenschaftlichen Bric à Brac angefüllt, den er unverdaut von sich gäbe. Die Studien zur deutschen Kunst, die Emile Mâle vor Jahresfrist in der Revue de Paris herausgegeben hat, und die vor einigen Monaten in den Monatsheften für Kunstwissenschaft in deutscher Übersetzung und mit Antworten der deutschen Gelehrten Paul Clemen, Kurt Gerstenberg, Adolf Götze, Cornelius Gurlitt, Arthur Haseloff, Rudolf Kautzsch, H. A. Schmid, Josef Strygowski, Geza Supka und Oskar Wulff erschienen sind, liegen nunmehr in Buchform ergänzt und erweitert unter dem Titel: „L'art allemand et l'art française du moyen âge" (Colin, Paris) vor. Mâle hat diese Studien noch um je ein Kapitel über die Plastik, die Graphik, über die Beschießung von Reims und Soissons erweitert und dem Ganzen eine Einleitung vorangesetzt, in der er noch offener als in seinen wissenschaftlich-advokatischen Darlegungen seinem Haß gegen Deutschland Ausdruck gibt. Er behauptet, die Deutschen zerstörten Kathedralen und Schlösser aus Wut, daß die Franzosen ihnen künstlerisch überlegen sind. Es ist bedauerlich, daß dieser feine Gelehrte sich ebenfalls zum Diener des poincaristischen Imperialismus erniedrigt hat.

Über Auguste Comtes Hauptwerk „La Politique positive" steht der Name einer Frau: Clotilde de Vaux. Während eines Jahrzehntes geht dieser Frauenname durch alle Werke des großen Philosophen und ist durch ihn unsterblich geworden. Charles de Rouvre, ein Nachkomme dieser Clotilde de Vaux, hat den Versuch unternommen, dieses seltsame Liebesleben in Romanform zu schildern und zu analysieren. Von einer großen tragischen Liebe ist hier die Rede, in der sich alle Gefühle vom Lächerlichen, ja fast Abstoßenden, bis zum Tiefsten, Übermenschlichen seltsam mischen. Charles de Rouvre schildert erst den Lebenslauf dieser beiden Menschen, dann ihre Begegnung, das eine kurze Jahr ihrer Bekanntschaft, Clotildes Tod, und daranschließend die überlebenden zehn Jahre des Philosophen, in denen seine Liebe für die Tote immer heiliger wird, immer mehr über alles Menschenmaß hinauswächst. Sie wird Kultus, Philosophie, Religion und — Besessenheit. Auguste Comte hat in seiner Jugend ein paar Jahre im Irrenhause verbracht. Da ist es kein Wunder, daß sein übergroßes Liebesgefühl ihn wieder hart an die Grenze des Wahnsinns reißt. Vielleicht war auch nur bei einem zum Irresein veranlagten Menschen diese Liebe möglich.

Auguste Comte hat Clotilde de Vaux nur ein Jahr gekannt. Er hat sie nie besessen, trotz all seines wilden Werbens. Nur ihr geistiger Freund und Berater durfte er werden in diesem einen Jahre, ihr Tröster und pekuniärer Unterstützer. Lohn hat ihm die arme, schöne, kranke junge Frau, die erst 23 Jahre zählte, als die Schwindsucht sie hinraffte, dafür nie gewährt. Sie liebte ihn nicht. Er war fünfzehn Jahre älter als sie, häßlich, und außerdem trat er zu einer Zeit in ihr Leben, in der ihr Herz, wenn auch hoffnungslos, für einen andern schlug. Für Auguste Comte empfand sie nur zärtliche Freundschaft. Aufgerieben durch sein immer rücksichtsloser drängendes Werben wollte sie sich zur Liebe zu ihm zwingen. Es gelang ihr nicht — der Mut fehlte ihr zu einer Opferung aus Mitleid, und er — begriff endlich und resignierte. Seine Liebe trat in ein neues Stadium. Wenn auch zu Zeiten immer noch rücksichtslos und tyrannisch, wurde sie nach und nach immer reiner, zarter und geistiger, so sehr, daß nach dem Tode der Geliebten er für die ganze Menschheit nur das Keuschheitsideal gelten lassen wollte und sich an die seltsamsten Forderungen und Theorien verlor.

Clotilde de Vaux zählt zu den anmutigsten, reizvollsten, geistreichsten Frauentypen aller Zeiten. Doch nur die Liebe Auguste Comtes hat

ihrem Namen Unsterblichkeit verliehen. Ein trauriges, enges, kleines Leben. Von ihrem Gatten, der nach Unterschlagungen geflüchtet war, verlassen, von ihrer Familie verkannt und mißverstanden, immer in Geldnöten, immer im Kampf mit der Misere des Daseins, dazu nie ausreichende körperliche Kräfte und ein monatelanges Siechtum in einer Pariser Mansardenwohnung, während dessen ihre letzten versagenden Kräfte ihrer schriftstellerischen Tätigkeit gehörten — so hat sie Auguste Comte gekannt. Nie ist ihre Lebensfreude, ihr Lebenshunger gestillt worden, nie ist sie zu Harmonie und Frieden gelangt. Selbst ihr Sterbezimmer war noch mit den Dissonanzen, die zwischen Comte und ihrer Familie zum Ausbruch kamen, erfüllt. Eine ihrer letzten Worte an Comte war: „Erinnere dich, daß ich leide, ohne es verschuldet zu haben!"

Charles de Rouvres Charakterstudie dieser beiden Menschen ist sehr fein und eingehend. In einer großzügigen Lebensbeschreibung, in tausend kleinen persönlichen Zügen, in unzähligen Briefen läßt er den großen französischen Philosophen und seine „heilige Clotilde" vor uns auferstehen und den Pulsschlag dieser beiden Leben und Auguste Comtes überlebensgroßer Liebe in unsere Zeit hinüberklopfen.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Der Ausbruch des Krieges hat die Eröffnung einer neuen Abteilung des kunsthistorischen Hofmuseums hinausgeschoben, die eine außerordentliche Bereicherung des öffentlichen Kunstgutes in Österreich bedeutet: es ist die *Estensische Kunstsammlung*, hervorgegangen aus dem Erbe nach dem Marchese Tommaso degli Obizzi auf Schloß Catajo (im Paduanischen) und aus estensischem Eigenbesitz, den Erzherzog Franz Ferdinand in seiner Gesamtheit nach Wien bringen, zunächst im Palais Modena und später in dem neuen, für Wohnzwecke nicht benutzten Flügel des Burgbaues aufstellen ließ. Nach seinem Ableben ging die ganze Sammlung in kaiserlichen Besitz über, und einer der jüngeren Beamten des kunsthistorischen Hofmuseums, *Leo Planiscig*, hat die Bearbeitung eines den modernen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Kataloges übernommen, in dem jedes ausgestellte Stück in Autotypie oder Lichtdruck abgebildet ist und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gewürdigt wird. Der erste Band enthält die Skulpturen und Plastiken, darunter venezianische Stücke des 13. und 14. Jahrhunderts, die selbst den Kunstbesitz Venedigs in Schatten stellen, Prachtstücke von Donatello (ein großer Amor und ein Relief, Maria mit dem Kinde und kranztragenden Engeln, in Bronze) und von der Familie Lombardi, Erzeugnisse der Buon-Werkstatt, Kleinbronzen vom Quattro- bis zum Settecento. Der zweite Band bringt die Plaketten (über zweihundert Stücke mit mehreren Seltenheiten von hervorragendem Werte), Fayencen (darunter Arbeiten von Andrea della Robbia und seiner Schule, ferner Modelle in der Art des Alessandro Vittoria), Porzellane (mit unbekannten Wiener Stücken), Architekturbestandteile (Sarkophage, Kamine, Urnen), Arbeiten in Holz, Elfenbein, Perlmutter, Wachs, Gold und Silber, eine ansehnliche Sammlung von Embriachi-Kästchen und geschnittenen Steinen, Möbel, Gobelins, frühvenezianische Bilder und Miniaturen. Der dritte und vierte Band wird den Antiken und Musikinstrumenten gewidmet sein. Die vom Kunstverlag Anton Schroll & Co. in Wien trefflich ausgestatteten Bände (etwa 240 Seiten Großquart mit ungefähr 400 Abbildungen im Text und auf Tafeln) dürften sich je auf 50 Mark stellen.

Ein zweites Werk ähnlicher Art über „Die kaiserliche Schatzkammer in Wien" (in dem gleichen Verlag) haben wir dem sachkundigen Direktor der Sammlungen von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen des Kaiserhauses, Hofrat *Julius Ritter von Schlosser*, zu danken. Es ist bestimmt, das große Tafelwerk von Bock über „Die Kleinodien des heiligen römischen Reichs deutscher Nation" (Wien 1864) und das Schatzkammerwerk von Quirin von Leitner (Wien 1870/73), beide heute durch ihre Kostspieligkeit und Seltenheit fast unzugänglich und außerdem in vielen Teilen auch in der Illustrationstechnik überholt und veraltet, zu ersetzen. Die kostbarsten Gegenstände der in ihrer Art ganz einzigen Sammlung sind nach Aufnahmen des Wiener Plastikers und Medailleurs Peter Breithut auf 67 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck zur Abbildung gebracht. Schlosser hat einen Textband von etwa 160 Seiten mit 40 Abbildungen hinzugefügt, in dem er sich bestrebt, den Boden für weiter einsetzende Forschungen zu ebnen, von allerhand Gestrüpp zu reinigen und zu neuen, eindringenden und weiterführenden Studien, an denen es allenthalben noch sehr gebricht, anzuregen. Das Werk erscheint in einer einmaligen Auflage von 300 numerierten Exemplaren mit Verzeichnis der Subskribenten zum Preis von etwa 250 Mark.

Auch die Wiedergabe einer Originalgraphik bereiten Anton Schroll & Co. vor: Zehn Radierungen (Kaltnadelarbeiten) von *Lilly Steiner*, die, bei Halm & Goldmann ausgestellt, viel Beifall fanden, Hochgebirgsszenerien aus den österreichischen Alpen in japanischer Stilisierung (in Mappe etwa 200 Mark).

Siebzehn Kunstblätter in Farbendruck nach Gemälden „Unsere Kaiserschützen in Tirol" von

Hans Bertle werden bei R. Lechner in Wien erscheinen.

Auch einige illustrierte Bücher sind angekündigt: „Mozart auf der Reise nach Prag" von Mörike mit zwölf Originallithographien von *Fritzi Löw* (Wien, Anton Schroll & Co.), „Tierfabeln des klassischen Altertums", ausgewählt und erzählt von *Viktor Fleischer*, mit 24 farbigen Originallithographien, Buchschmuck und Einband von *L. H. Jungnickel* (im gleichen Verlag), „Die träumenden Knaben" von *Oskar Kokoschka* (Leipzig, Kurt Wolff); „Heimaterde", ein Volksbuch von *Mathilde zu Stubenberg*, mit Bildschmuck von *Marta Elisabeth Fossel*, einer jungen Grazer Künstlerin, kann bereits in zweiter Auflage ausgegeben werden (Graz, U. Moser).

Neben A. Haase in Prag und Gerlach & Wiedling in Wien sucht neuerdings auch der k. k. Schulbücherverlag Künstlerbilderbücher von ausgeprägt österreichischer Eigenart in den Handel zu bringen. *Fritz Gareis, Rudolf Konopa, Heinrich Pangratz, Roland Strasser* haben die Bilder geliefert zu Texten von *Paul Wilhelm* (Einen Sommer lang. Eine Ferialgeschichte), *Friedrich Kuthmayer* (Alpensagen und Österreichische Volksmärchen), *Fritz Stüber-Gunther* (Wien, wie es war), *Rudolf Hawel* (Erzählungen aus Stadt und Land), *Franz Karl Ginzkey* (Helden. Schilderungen ruhmreicher Taten aus dem Weltkrieg). Leider geschieht bei uns noch immer viel zu wenig, um die breitesten Kreise über die kaum zu überschätzende erziehliche Bedeutung des Künstlerbilderbuches mit gediegenem Text aufzuklären. —

Aus der wissenschaftlichen Literatur sind nur einige wenige Neuerscheinungen anzuführen. Für die „Quellen zur Geschichte des römisch-kanonistischen Prozesses im Mittelalter" wird eine Ausgabe der „Ars notariae" des *Rainerius Perusinus* vorbereitet (Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchdruckerei). Der 15. Band der „Österreichischen Kunsttopographie" (Wien, Schroll & Co.) bringt einen kunsthistorischen Atlas von Wien samt einem Verzeichnis der erhaltenswerten historischen Kunst- und Naturdenkmäler des Wiener Stadtbildes (mit 19 farbigen Plänen, 77 Bildern, Grundrissen und Plänen) von *Hugo Hassinger*. Mit Unterstützung des Handelsministeriums gibt der bekannte Geograph Prof. *Franz Heiderich* „Wirtschaftsgeographische Karten und Abhandlungen zur Wirtschaftskunde von Österreich-Ungarn" heraus (Wien, E. Hölzel), von denen zwei Hefte eben erschienen sind. *Ottokar Piskaček* betrachtet „Die Donau als Rückgrat eines mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes" (Wien, Waldheim-Eberle). In den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", 21. Band, 4. Heft, veröffentlicht *Johann Sölch* seine „Beiträge zur eiszeitlichen Talgeschichte des steirischen Randgebirges und seiner Nachbarschaft" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.). Während eines „Jahres an der Isonzofront" hat *Viktor Baar* interessante klimatologische Beobachtungen angestellt (Wien, M. Perles). Das polnische oberste Nationalkomitee, das eine rührige Agitation auch in deutscher Sprache entfaltet, sucht über „Die Bedeutung Polens für Rußland" und über „Die Ostprovinzen des alten Polenreiches" (von *Leon Wasilewski*) aufzuklären (Wien, Gerold & Co.). *Eugen Oberhummer* unterrichtet über „Die Türken und das osmanische Reich" (Leipzig, B. G. Teubner). „Das Deutschtum in Galizien" schildert Pfarrer *Zöckler* (Dresden, Heimat- und Welt-Verlag), „Die Italiener in Österreich-Ungarn" beschäftigen *Max Smolensky* (Wien, Manz). „Friedenskongresse und Friedensschlüsse im 19. und 20. Jahrhundert" bespricht *Eduard von Wertheimer*, der durch seine Andrássy-Biographie mit den Vorgängen auf dem Berliner Kongreß besonders vertraute ungarische Geschichtsforscher („Männer und Völker", 19. Bändchen, Berlin, Ullstein & Co.). Die „Urania-Bücherei" kündigt für den Herbst die Ausgabe einer neuen Reihe an mit Bändchen von Friedrich *Jodl*, Franz *Strunz*, Johannes *Müller*, Adolf *Kölsch*, Oskar *Bie* und Fritz *Lange*.

Von den „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich" (unter der Leitung von *Gustav Gugitz*, München, Georg Müller) erscheinen zur Herbstmesse zwei neue Bände mit einer Auswahl aus den „Eipeldauer Briefen" von ihrem ersten Erscheinen 1785 bis zu Josef Richters Tod 1813; ein dritter Band wird den Niedergang der Zeitschrift unter Gewey und Bäuerle bis 1821 verfolgen lassen. Der Herausgeber *Eugen von Paunel*, Beamter an der Wiener Universitätsbibliothek, hat die beiden ersten Hefte (von 1785 und 1787) vollständig zum Abdruck gebracht, um zu zeigen, wie sich der Jahreslauf im alten Wien im Spiegel des „Eipeldauers" darstellt und zugleich wie sich die Technik der Zeitschrift allmählich entwickelt; aus den folgenden Bänden werden nur Ausschnitte gebracht, jedoch nie weniger als ein ganzer Brief, um geschichtliche Ereignisse und ihre Wirkung auf das Volk vorzuführen, kulturgeschichtlich interessante Bilder oder Berichte über literarische Werke und theatralische Erscheinungen aufzudecken. Anmerkungen, zu denen auch Gugitz Stoff beigesteuert hat, Wort- und Sacherklärungen in lexikalischer Anordnung, endlich ein von Gugitz zusammengestelltes Sachregister zur ganzen Folge, wodurch künftigen Benützern zeitraubendes Blättern erspart bleiben soll, bilden den wissenschaftlichen Apparat dieser Ausgabe. In seiner aufschlußreichen Einleitung läßt Paunel Richters Schriftstellerei aus der Josephinischen Broschürenflut herauswachsen; er knüpft den „Eipeldauer" an Rautenstrauchs „Schwachheiten der Wiener" (1784), an das erste Wiener Witzblatt „Der Spaßvogel" (1778), an satirische Schreiben, die einem „Fleischhacker-

master z'Vösendorf" oder einem „bürgerlichen Vorstadt-Kässtecher" beigelegt werden — er erkennt ihn als eine Varietät sehr verschiedener und doch miteinander verwandter und ineinander übergehender Typen: des Bauern in der Stadt, des kritisch-satirischen Reiseberichtes (Gulliver) oder Reisebriefes (Lettres Persanes) — er sieht in ihm den Vorläufer der modernen räsonierenden, nicht nach Art des 18. Jahrhunderts ausschließlich berichtenden Zeitung. Die zugrunde liegende novellistische Fabel, Sprache und stilistische Mittel, äußere Einrichtung des Blattes, Gegenstücke, Nachbildungen und Fortsetzungen, Gegner (Nicolai) und Freunde (Trenk, der Herausgeber der Neuwieder „Politischen Gespräche der Toten"), Aufnahme, Nachwirkung und Beurteilung finden eine ins einzelne gehende Besprechung. Wir würden nur wünschen, daß Gugitz und seine Mitarbeiter in ihren eigenen Ausführungen Stoff und Form in ein besseres Gleichgewicht brächten; daß sie ihren Stoff beherrschen, wird niemand leugnen, aber ihre Darstellungsweise läßt so oft Wahl und Sorgfalt und die damit zusammenhängende Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks vermissen.

In einer kleinen literarhistorischen Studie (Brünn, Friedrich Irrgang) versucht *Emil Soffé* recht besonnen das Österreichische in „Josef Viktor Widmann" (dessen Eltern bekanntlich österreichischer Herkunft waren) näher zu bestimmen.

Nach den Shakespeare- und Cervantesfeiern des abgelaufenen Jahres bereitet *Alfred von Weber-Ebenhof* den Baconianern ein Fest, indem er „den Nachweis erbringt", daß Bacon nicht nur Shakespeares Dramen, sondern auch Cervantes' Don Quichote verfaßt habe! („Bacon — Shakespeare — Cervantes. Zur Kritik der Shakespeare- und Cervantesfeiern." Wien, Anzengruber-Verlag.) —

Auch in der Belletristik ist Sommerpause eingetreten. *Schönherr* legt sein Märchenspiel „Das Königreich", mit dem das Publikum vor etwa zehn Jahren nichts Rechtes anzufangen wußte, in einer neuen Bearbeitung vor (Leipzig, Staackmann). Eine dramatische Dichtung „Jeremias" von *Stefan Zweig* wird im Insel-Verlag in Leipzig erscheinen. *Erwin Guido Kolbenheyer* läßt seinem Spinozaroman „Amor Dei" nun einen neuen Roman „Die Kindheit des Paracelsus" folgen (München, Georg Müller). Novellen („Kinder der Sehnsucht") und Gedichte („Nächte und Sterne") bringt *Emil Hadina* heraus (Leipzig, Staackmann). Mit Südtiroler Novellen und Skizzen („Jörg der Reimer") tritt *Karl Zangerle* in die Öffentlichkeit (Stuttgart, A. Bonz & Comp.). Einen heiteren Roman „Der Haupttreffermichel" verspricht *Viktor Fleischer* (Leipzig, Grunow). Auf die „Russenjagd" geht *Roda Roda* (Wien, C. Konegen).

Als Vorbote des Herbstes kommt uns der „Altwiener Kalender für das Jahr 1918", herausgegeben von *Alois Trost*, zu (Wien, A. Schroll & Co.), diesmal geschmückt mit Brands „Wiener Kaufruf" von 1775, Abbildungen von Altwiener Porzellanfiguren aus der Sammlung Karl Mayer, Johann Georg Dorfmeisters „Memorial", Bildern von Peter Fendi u. a. Auch die literarischen Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte Wiens (von J. W. Nagl, Alfred Burgerstein, Adam Müller-Guttenbrunn, Edmund Groag, Karl von Peetz, Alexander Bauer, E. W. Braun, F. M. Haberditzl, Enrica von Handel-Mazzetti, Wilhelm Englmann, Theodor von Frimmel, Leo Grünstein, Alois Trost, Franziska von Zingerle-Noltsch) enthalten eine Fülle des Trefflichen und Anregenden. —

Aus dem letzten Heft (5/6) der „Bildenden Künste" seien die Reproduktionen von Gemälden österreichischer Maler des 19. Jahrhunderts und Josef Engelharts Erinnerungen an James Mac Neill Whistler besonders hervorgehoben. —

Am 3. August vollendete der Innsbrucker Arzt *August Lieber*, von einer kleinen Gemeinde auch als Lyriker geschätzt („Hochlandsklänge", „Aus tiefen Schachten", „Auf stillen Pfaden"), sein siebzigstes Lebensjahr. Seinen Freunden bietet er mit einer religiösen Dichtung „Christus" (Innsbruck, Tyrolia) sein Lebenswerk, ein schmales Bändchen, an dem er über zehn Jahre gearbeitet hat, getragen von einer innigen frommen Empfindung. —

Am 20. Juli ist 82 Jahre alt *Karl Ferdinand* Reichsritter von *Vincenti* gestorben, aus einer angesehenen Baden-Badener Familie stammend, seit den siebziger Jahren in Wien ansässig und als Redakteur beim „Wanderer", bei der „Heimat" und zum Schluß bei der „Neuen Freien Presse" tätig, seinerzeit auch als Reise- und Kunstschriftsteller geschätzt: der Roman „Die Tempelstürmer Hocharabiens" (1873) und die Studien und Charakteristiken zur „Wiener Kunstrenaissance" (1876) dürften als seine Hauptwerke zu bezeichnen sein.

Wien, 31. August 1917.

Prof. Dr. *Eduard Castle.*

Von den Auktionen.

Die in Bibliophilenkreisen allseitig mit Spannung erwartete Auktion Heymel durch *Paul Graupe* in *Berlin* hat vom 18. bis 20. September in den geschmackvollen und sympathischen Räumen des Anwalthauses in Berlin unter sehr reger Beteiligung stattgefunden und Preise erzielt, die weit über den Kreis der eigentlichen Bücherfreunde hinaus Aufsehen erregt haben. Der Umstand, daß eine Reihe Bremer Freunde des verstorbenen Alfred von Heymel um jeden Preis sich diejenigen Stücke seiner Bibliothek sichern wollten, die ausgesprochen persönlichen Charakter trugen (durch handschriftliche Widmungen usw.)



und daß außerdem noch ein oder mehrere besonders kaufkräftige Interessenten als Gegenbewerber auftraten, hat Rekordpreise geschaffen, die kein Mensch erwarten konnte, auch nicht die versteigernde Firma, die mit sehr vornehmer und klarer Sachlichkeit, die auch den Auktionskatalog selber auszeichnete, den Verkauf leitete. Die Heymel-Preise sind also für die Beurteilung kommender Preisansätze *nicht* maßgebend; wir werden hoffentlich in zukünftigen Antiquariats-Katalogen bei einem Buche, das einen Normalwert von 10 M. hat, nicht der Forderung von 20 M. begegnen mit der Begründung „brachte auf Auktion Heymel 100 M.". Denn auch solche Bände, an denen keinerlei persönliche Erinnerungen an Heymel hafteten (außer, daß sie eben aus seinem Besitze stammten) haben Beträge erzielt, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem wahren Werte stehen. Was soll man dazu sagen, wenn die Vorzugsausgabe des Zarathustra aus dem Insel-Verlage, die zum Ladenpreis von 120 M. beim Verleger noch zu haben ist, mit 515 M. bezahlt wird (noch dazu exklusive Spesen); sie trug keinerlei persönlichen Vermerk (Widmung oder dgl.), wie ausdrücklich betont sei, es war ein reguläres Exemplar Nr. 90 von 100 Exemplaren! Ähnliche Preissteigerungen hatten andere Luxusausgaben zu verzeichnen; z. B. Heymel, Der Fischer und andere Gedichte, 1899, Ladenpreis 25 M., wurde auf 525 M. getrieben! Überflüssig, alle diese einzelnen Preissteigerungen hier zu erwähnen; es genügt, wenn wir als Beispiel noch anführen: Balzac, Die dreißig Geschichten, Luxusausgabe 1908, 200 M.; Binding, Gedichte, Ernst Ludwig-Presse, 1913, 1050 M.; Brentano, Gockel, Vorzugsausgabe 1905, 200 M.; Choderlos de Laclos, Luxusausgabe 1909, 345 M.; Goethe, Divan, Vorzugsausgabe, Insel-Verlag 1910, 200 M.; Goethe, Gott und die Welt, Luxusausgabe 1913, 600 M.; Grimmelshausen, Insel-Verlag 1908 in 400 Exemplaren 500 M.; Hofmannsthal, Der weiße Fächer, Vorzugsausgabe 1907, 240 M.; Hölderlin, Hyperion, Ernst Ludwig-Presse 1912, 270 M.; Nietzsche, Ecce Homo, Luxusausgabe 1908, 445 M. Alle diese Bände trugen keinerlei Widmungen oder sonstige, einen persönlichen Charakter tragende Eigentümlichkeiten. Wo sie durch solche in Gestalt von eigenhändigen Gedichten, Widmungen und dgl. ausgezeichnet waren, stiegen die Preise womöglich noch höher. So brachte beispielsweise Dauthendey, Reliquien, mit Widmung 460 M.; Dehmel, Verwandlungen der Venus, 1907, 610 M.; Heymel, Tod des Narzissus, 1898, mit eigenhändigem Gedicht, 320 M; Heymel, An meinen Traumgeist, 1914, mit handschriftlicher Eintragung des Dichters, 320 M.; Rilke, Neue Gedichte 1907, mit Widmung, 300 M.; 2. Teil 1908 mit Widmung 370 M. — Der kostbare Druck des Leipziger Bibliophilen-Abends vom Jahre 1912, dem Inhalt und der Ausstattung nach gleich bedeutend: Dehmels zwölf Gedichte mit drei Zeichnungen auf Holz von Klinger (mit zwei handschriftlichen Zeilen von Dehmel) wurde mit 1600 M. bezahlt. Die Veröffentlichungen des Leipziger Bibliophilen-Abends, namentlich die aus den letzten Jahren, dürften, da sie nur in 100 Exemplaren hergestellt worden sind, in den nächsten Jahren noch sehr bedeutende Preissteigerungen erfahren; sie gehören mit Recht zu den gesuchtesten bibliophilen Publikationen der neueren Zeit. Das Unikum: Goethes Paria, geschrieben für Heymel im Auftrage von Kippenberg durch Graily Hewitt, kaufte der bekannte Sammler Baron von Simolin für 4400 M. Außergewöhnlich ist schließlich noch der Preis von 2700 M., der für Bierbaums Irrgarten der Liebe, 1901, 100 Exemplare, davon Nr. 2 (auf dem Vorsatz handschriftliches Gedicht von Bierbaum) erlegt wurde. Schließlich möchten wir noch die Preise erwähnen, die für die ja wirklich hervorragend schönen Drucke der englischen Pressen bezahlt wurden, von denen Heymel eine ganze Reihe besaß: The English Bible, Doves-Press 1903—05, 2000 M.; The Book of Common Prayer, Essex-house-Press 1903, 600 M.; Browning, Men and Women, Doves-Press 1908, 800 M.; Carlyle, Sartor Resartus, Doves-Press 1907, 600 M.; Cicero, The Book of Friendship, Essex-house-Press 1904, 1550 M.; Goethe, Faust, beide Teile, Doves-Press 1906 und 10, Büttenausgabe, 1850 M.; Milton, Areopagitica, Doves-Press 1907, 1005 M.; Shakespeare, Hamlet, Doves-Press 1909, 520 M. Auch sonst wurden englische Publikationen gut bezahlt: Beardsley, 2 Bände, 1899 und 1901 mit 500 M.; die dreizehn Bände The Yellow Book, eine zwischen 1894 und 97 in London erschienene Vierteljahrsschrift, an der Beardsley mitarbeitete, brachte den verhältnismäßig sehr hohen Preis von 250 M.; diese Veröffentlichung war noch vor einigen Jahren durch ein englisches Großantiquariat sehr billig zu beziehen. — Erwähnen möchten wir schließlich noch: Slevogt, Benvenuto Cellini, Vorzugsausgabe in 50 Exemplaren, 2000 M. und Slevogt, Lederstrumpf, Luxusausgabe A in 60 Exemplaren, 2100 M. Als Kuriosum sei erwähnt, daß eine ganze Reihe moderner Veröffentlichungen, die bei den Verlegern noch zu haben sind, mit höheren Preisen, teilweise doppelt so hoch, bezahlt wurden als die Beträge ausmachen, für die man sie in jeder Buchhandlung kaufen kann. Auch in der ersten Abteilung „Graphik" wurden weit höhere Summen erzielt als diejenigen, zu denen diese durchaus nicht sehr seltenen Druck jederzeit in den graphischen Antiquariaten erhältlich sind. Federzeichnungen von Vogler-Worpswede wurden mit 1000 M. und mehr bezahlt; dagegen möchte man den Preis von 520 M., der für ein Unikum von Hans Thoma, elf Radierungen auf einer Platte,



erlegt wurde, als gering bezeichnen. Auch bei Blättern, die man gesammelt in Mappen noch verhältnismäßig billig im Handel kaufen kann, wurden für ***einzelne*** Drucke höhere Beiträge bezahlt, als die ganze Mappe kostet. Kein Wunder, daß von seiten des Publikums, namentlich auch der Antiquare (unter denen wir fast alle bekannten Charakterköpfe, wie Breslauer, Streisand, Perl, Goltz, Haschke usw. bemerkten) häufig aus Hohn, Groll und Humor gemischte Zwischenrufe laut wurden, die teilweise nahe an Verbalinjurien grenzten. Das Gesamtergebnis betrug etwa eine fünftel Million Mark. S.-B.

Neue Bücher und Bilder.

Paul Adler, Die Zauberflöte. Roman. *Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau.* 1916.

Es gibt in der deutschen Dichtung kein Buch, das losgelöster, befreiter von der Wirklichkeit wäre als dieser Roman, und kein Buch ist bisher Roman genannt worden, das so wenig der Kunstform anzugehören scheint, die man mit dem Sammelbegriff Roman bezeichnet. Dies Werk enthält Paraphrasen über Gestalten und Motive der Oper „Zauberflöte". Damit ist aber noch wenig gesagt. Es ist in einer Prosa geschrieben, die von tiefster Musik strahlt, die von spielender Ironie bis zu reinstem lyrischen Gesang sich erhebt, die von Geschehnissen, Figuren und Begriffen zauberhaft hinführt zu ewigen Unterströmungen, zu geheimnisvollsten Verknüpfungen, zum Göttlichen. Auch hiermit ist noch zu wenig über Wesen des Werkes gesagt. Es sei ausgegangen vom erregenden Motiv: Die Oper „Zauberflöte" spielt in einer Unwirklichkeit, Ereignissse und Personen werden in einer Zauberwelt bewegt, die gewisse ethische Ideen in lehrhaft wunderbarer Handlung anschaulich macht. Den Text der Oper, der nicht so schlecht ist, wie man ihn schilt (und besser als Vulpius' unter Goethes Leitung aufgeführte Verbesserung), umhüllt eine Musik, die das, was immerhin handgreiflich geschieht, gefühlsmäßig ahnen läßt und mit Heiligerem uns erfüllt, als Schikaneder lehren will. Es geschieht, wie gesagt, immerhin Handgreifliches auf der Bühne, innerhalb der sogenannten Dimensionen, wenn auch Unwirklichkeit sich ereignet. Nun stelle man sich diese Unwirklichkeit losgelöst vor von den Dimensionen, befreit von Raum und Zeit, man lasse sie in eine Welt entrückt sein, in der alles, was geschehen kann, überall, jederzeit, zu gleicher Zeit geschieht, in der jedes Wesen sich immer in jede Figur wandeln kann, wenn nur das „Wesen" unter der Mannigfaltigkeit der Erscheinung unverändert bleibt, und es ist angedeutet, in welcher Art dieser Roman sich abrollt.

Hier sehen wir unsere Welt gewandelt in eine Welt, die unabhängig ist von den Gesetzen unserer Wirklichkeit, die ganz aus dem Geist des Dichters sich entspann und durch das ideelle Funktionieren seines Geistes zusammengehalten wird. Mythe, Sage und modernes Zeitalter sind in ein einziges Sein verknüpft. Da irrt der Myste Tamino, Tamina suchend in mythischer Urlandschaft, ist plötzlich Theseus, während Papageno der Sklave Pagenos wird, der in Venedig als Gondelführer die Liebe der amerikanischen Miß erringt, aber doch dem Rufe des unterirdischen Herrn folgen muß. Der Portierssohn und sechzehnjährige Elektrotechniker Karl Tamin aber erschießt aus Eifersucht seine Geliebte Eve Gutmann im Tiergarten, tötet sich selbst, fährt dennoch in die Berliner Vorortoper, wo er vor entzücktem Haus den Tamino singt, während Feuersbrunst das Theater vernichtet, irrt im unterirdischen Reich unter den Frauen, die alle typischen weiblichen Figuren aller Kulte zugleich sind, steht wieder auf der Bühne unter den Sängern, „er zieht die ganze Zaubertragödie an sich", während „Reife Hathor, die sanfte Mutterkuh, hereinblickt mit ihrem glänzenden Auge".

Nein, es ist nicht möglich, eine Analyse dieses Werkes zu geben; es kann nicht gekennzeichnet werden; es ist ein Novum in der Dichtung, ist ein Geist—reiches Buch. Früher hätte man es vielleicht ein eminent romantisches Buch genannt, weil es so ganz schwebend, verzückt und in sich selbst dunkel-glänzend dahinwallt, auch mit Capriccios durchflochten ist und Tragisches häufig mit Ironie durchbrochen wird. Aber es ist mehr als geistreich, denn es hat zu viel Seele; es ist mehr als romantisch, denn es ist ein religiöses Werk. Es deutet verborgenste Zusammenhänge zwischen den Mythen und Sagen aller Völker und Zeiten, es weist tief in unsere Seelen und zeigt, wie alles, was geschieht, mit dem Ewigen verknüpft ist. Überall glänzen Verse und Gestalten der Oper auf und wenden sich alsbald in Kult und Wesensart vieler Stämme der Menschheit. Alle Motive der Oper, die zu Motiven des Weltgeschehens werden, von der Schlange bis zu Sarastro, von der Flöte bis zu den Löwensteinen schwinden über reichste Variationen ins Metaphysische. — Man nehme es nicht als hilflose Phrase, sondern ganz wörtlich als überlegtes Urteil, wenn ich schließlich ganz einfach sagen muß: Dies Buch ist eine große Dichtung, ebenso schön wie tief. *Kurt Pinthus.*

***Wilhelm Bode*, Die großen Meister der holländischen und vlämischen Malerschulen. *Leipzig, E. A. Seemann.* 1917.**

Die Charakteristiken der großen Meister der holländischen und flämischen Malerei des 17. Jahrhunderts, die Wilhelm Bode 1906 unter dem Titel „Rembrandt und seine Zeitgenossen" herausgab, haben in den Kreisen der Kunstfreunde und

Kunstsammler, der Kunstforscher und Kunstschreiber so viele Freunde gefunden, daß auch eine zweite Auflage schnell vergriffen war. In der Tat enthalten die Charakteristiken den Extrakt einer erfolgreichen und unablässigen Forschung, und sie führen so anschaulich in die Kunst des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden ein, daß das Buch als das klassische Brevier holländischer und flämischer Kunstgeschichte sich behaupten wird. Das reich und mit beachtenswerter Sorgfalt und Liebe ausgestattete neue Werk Bodes, das jetzt unter dem Titel „Die großen Meister der holländischen und vlämischen Malerschulen" vorliegt, fußt im Text im wesentlichen auf dem älteren bildlosen Werke, aber es ist um sechs neue Kapitel — über die beiden Ostade, Simon de Vlieger, Jan van de Capelle, Willem van de Velde, Emanuel de Witte, Jan van der Heyden — vermehrt und im einzelnen überarbeitet worden. So ist ein neues, weitergreifendes Werk zustande gekommen, das den Überblick über die Entwicklung der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts vervollständigt und die Reihe führender Meister erweitert. Die Illustration unterstützt das Werk vortrefflich und bringt neben den bekannten Hauptwerken mit Absicht eine Menge seltenerer Werke aus privatem, oft entlegenem Besitz. In der Sauberkeit des Druckes stellt das in der Kriegszeit entstandene Werk eine Leistung dar, der — besonders in der mit Wiedergaben von Handzeichnungen köstlich bereicherten Ausgabe — kaum ein ähnliches zur Zeit an die Seite gestellt werden kann. *Richard Graul.*

Franziska Bruck, Blumen und Ranken. *München*, Verlag von *F. Bruckmann A.-G.* Quer - 8°. 50 schwarze und 8 farbige Aufnahmen. In Pappband 6 M.

Eine Blumenbinderin von seltenem Feingefühl hat in diesem hübschen Album mit sinniger Einleitung Sträuße und Ranken, von ihrer Hand geschaffen, wiedergegeben. Die scharfen, in den Farben naturwahren Bilder werden jedem Naturfreunde Genuß gewähren und können als Muster guter Blumenanordnung mannigfachen Nutzen stiften. G. W.

Max Bruns, Die Lieder des Abends. Verlegt bei *J. C. C. Bruns* in *Minden, Westfalen.* Geh. 4,50 M.; in Leinen 5,50 M.; in Leder 6,50 M.

Max Bruns ist eigentlich ein Maler, dem eine Laune der Natur das Wort und den Rhythmus als Werkzeug gegeben hat. Es ist berauschend, wie Max Bruns sieht! Ein Jüngling am Trapez, ein nacktes Weib vor dem Spiegel, im Bade, gepflegt von ihren Dienerinnen — das ist eine Inbrunst des Schauens, ist fanatische Entzückung eines, der „die Schönheit angeschaut mit Augen!" Und nun kommt das Bedeutsame: der Wortkünstler in Max Bruns ist stark genug, dem Erlebnis des Auges dichterische Form zu verleihen.

Die jüngste der Schwestern steigt zu dem Jüngling am Trapez empor:

Ein Aufwärtsblühen und ein Gliederheben,
geschmeid'ges Weiterwiegen ohne Hast,
ein Lächeln, Grüßen, luft'ges Händegeben, —
dann schwebt sie, fest von seiner Faust gefaßt.
Und leis beginnt er, diesen Leib zu schwenken,
der hohl die Sohlen hinterm Haupt verschränkt,
die glatten Glieder wie aus Kelchen drängt
und lose aus gelassenen Gelenken
wie eine windgehegte Rose hängt.

Ja, es ist Max Bruns als malendem Dichter eine Könnerschaft zu eigen wie nur irgendeinem seiner Vorbilder, einem Leconte de Lisle, Stefan George. Aber dennoch — ein großer Dichter ist er nicht. Er steht zu sehr vor den Dingen, er ist ihr liebevollster Beschauer und Berichterstatter, jedoch er wagt sich nicht hinein in das Leben, er scheut seine Schreie und sein verwirrendes Leid — und darum schenkt es ihm auch seine köstlichsten Güter nicht: die tiefste Milde, das Pathos, die verstehende Liebe.

Dreizehn Sonette auf Frauenhände, viele Gedichte über Bilder und Mythen, Genießerstimmungen aus dem Parkett der Oper und des Konzertsaales — wir wissen diese Kunst sehr zu schätzen und erfreuen uns daran, aber wir wissen auch, was ihr meistenteils fehlt, und es scheint uns nötig, dies zu sagen: das Herz, der Wille, das Menschentum. — Sie sind ein höchst kultivierter Ästhet, Herr Max Bruns. Aber Sie sind zu sehr Ästhet — und darum sind Ihre Schöpfungen der Mode unterworfen, einer Mode, deren Unzulänglichkeit uns immer deutlicher wird. Wären Ihre „Lieder des Abends" zugleich mit Ihren „Gedichten" erschienen, vor fast zehn Jahren, dann wären wir begnüglicher gewesen, und niemand hätte Ihnen, als dem bedeutenden Formalisten, diese Banausenkritik zu bieten gewagt. — —

Dem Verlage J. C. C. Bruns sei nachgerühmt, daß er den „Liedern des Abends" eine Ausstattung gegeben hat, wie sie diesen fein durchgebildeten Schönheitsgesängen zukommt. *H. R. Ulich.*

Die *Fünfzig Bücher.* Band 7—13. Verlag *Ullstein & Co., Berlin und Wien.* Je 50 Pf.

Diese kleinen Bücher, die in der Regel in ihren hübschen Pappbänden gegen 200 Druckseiten umschließen, geben immer guten Lesestoff in geschicktester Auswahl und Anordnung. Der Band „Der Wiener Kongreß" (Herausgeber Dr. Karl Soll) erzählt in zeitgenössischen Berichten von der hohen Zeit der politischen Handelsge-

schäfte und der glänzenden Feste, während „Deutsche Einigung" (Herausgeber Dr. Joachim Kühn) uns die Jahre 1867—1871 in den wichtigsten Reden Kaiser Wilhelms, Bismarcks und seiner Helfer miterleben läßt. Die Auswahl aus den heitern Werken von Julius von Voß, Adolf Glasbrenner, David Kalisch bringt durch den „Altberliner Humor" mit einer Einleitung Georg Hermanns die heute doppelt erwünschte Erheiterung des Gemüts. In eine frühere Epoche führen die Novellen Heinrich von Kleists (mit Einleitung von Arthur Eloesser) und die „Romantischen Novellen" (eingeleitet von Wilhelm Schmidtbonn), die je eine gute Erzählung von Arnim, Tieck und Brentano enthalten. Eine besonders erquickliche Gabe ist Fritz Reuters „Ut de Franzosentid" (eingeführt von Marx Möller), und das Meisterstück der ganzen Reihe bedeutet das Mosaikbild „Schopenhauer", aus Briefen, Aufzeichnungen und Gesprächen von Paul Wiegler geschaffen. A—s.

Benvenuto Cellini, übersetzt von *Goethe*. Mit 505 Originallithographien von *Max Slevogt*. *Bruno Casirer Verlag, Berlin.* 423 Seiten. Geheftet 50 M.

Mit der fünften Lieferung ist dieses außerordentliche Werk höchster Illustrationskunst vollständig geworden. Der Vergleich mit Vernets Napoleon, Menzels Friedrich zeigt die Sonderart der neuen durch Bilder ergänzten Biographie, der lebensprühenden Selbstschilderung des Florentiner Goldschmieds, die Goethes Bewunderung so sehr verdiente. Hier spielt das Symbol, der zeitgeschichtliche Hintergrund und das Kostüm keine Rolle. Die Bewegung, die Geste ist alles: phantastische Leidenschaft. Und in jedem der 505 winzigen Bilder pulst sie. Selbst wo Cellini am Tische sitzend schreibt, fühlt man das mühsam beherrschte Feuer; aber wie lodert es dort, wo der Held in Zorn oder Liebe ganz er selbst ist, jener „terribilità" die Zügel schießen läßt, die ihm Vasari und noch mehr sein eignes Zeugnis beimißt! Da findet Slevogt sein Feld wie zuvor bei Ali Baba, Robinson, den Mexikanern. Eine schöne wilde Welt entsteht unter seinem Stift, und staunend, hingerissen durchwandern wir sie. G. W.

Karl von Clausewitz, Vom Kriege. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe, herausgegeben von Arthur Schurig. Im *Insel-Verlag zu Leipzig.* 1917.

Es ist kein Mangel an Ausgaben von Clausewitzens berühmtem Buch „Vom Kriege", hat doch auch der Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen es neu herausgegeben, und doch gehört es, außer bei Fachleuten, mehr zu denen, die man lobt, als zu denen, die man liest. Vielleicht bewirkt das große Erleben des Krieges, in dem wir jetzt stehen, eine Änderung. Denn die Gedanken sind vom Kriege erfüllt, und es mag manchen geben, der, um sich von diesem Kriege zeitweise zu entspannen, sich mit dem Kriege als solchem beschäftigen wird. Da ist es nun sehr erwünscht, statt der dickleibigen Studien-Ausgaben diese neue handliche zu besitzen. Sie ist nicht für wissenschaftliche Benutzer bestimmt, vielmehr für Soldaten und Nichtsoldaten, die von Clausewitz und seinen Lehren gehört haben und sich mit dem Unvergänglichen darin zu ihrer Belehrung und Erziehung bekannt machen wollen, ungestört von allem, was das Verständnis erschweren und trüben könnte. Es ist ein Genuß, die klare und ruhige Sprache auf sich einwirken zu lassen, und äußerlich ist das Buch, auf gutem, festem Dünndruckpapier gedruckt, ein Zeugnis dafür, daß der Krieg das Buchgewerbe noch lange nicht erschöpft hat. Das Streichen von Polemischem und Veraltetem hat der bekannte schriftstellernde ehemalige Offizier Arthur Schurig besorgt, der nun natürlich wieder tätiger Soldat ist und sein Vorwort „An der Somme" datiert. Er hat eine Einleitung gegeben, die über Lebensgang und Arbeiten des Verfassers das Nötige sagt und auch gelegentlich Parallelen mit dem Heute zieht, oder Streiflichter auf unsern Krieg wirft. Über das Buch selbst zu reden, ist hier nicht der Ort. Es ist schon durch Sprache und Aufbau, durch Realismus und Geistigkeit herausgehoben aus der Masse der Kriegslektüre. Hören wir nur noch auf eine Stelle aus einem Briefe an die Gattin: „Stolz auf unsere großen Männer dürfen wir nur sein, solange sie sich ihrerseits nicht unserer zu schämen haben." H. S.

Tagebuch der Brüder Goncourt. Eindrücke und Gespräche bedeutender Franzosen aus der Kriegszeit 1870/71. Herausgegeben und eingeleitet von W. Fred. *Georg Müller Verlag, München.* 1917. XXXII, 282 Seiten.

An sich kann man es billigen, daß aus dem berühmten „Journal" der Goncourts (von denen hier nur noch der ältere Edmond zu Worte kommt, da der jüngere Jules am 20. Juni 1870 gestorben ist) diejenigen Abschnitte deutsch dargeboten werden, die sich auf die Kriegszeit von 1870 und den unmittelbar folgenden Zeitraum beziehen. Edmond de Goncourt hat ein durch lebenslange Kunstbetrachtung geschärftes Auge, und erfaßt so die Einzelheiten optischer Art oft mit ungewöhnlicher Feinheit, obwohl festzustellen ist, daß andere Zeugen der Pariser Belagerung weit mehr und wertvolleres gegeben haben, so Sarcey und namentlich der Deutsche Wilhelm Cahn in seinem 1915 durch den Insel-Verlag erneuerten prächtigen Buche „Im belagerten Paris". Immerhin, man könnte daneben diesem Bande sein Daseinsrecht gönnen, wäre die Übersetzung nicht so

mangelhaft, daß das Lesen zu einer Qual wird. Wenn je das Wort *traduttore-traditore* zutraf, dann hier. G. W.

Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung von *Max Dessoir. Stuttgart, Ferdinand Enke*, 1917. VIII, 344 S.

Von Dessoir eine zusammenhängende größere Darstellung des Spiritismus, der Geheimwissenschaften und verwandter Erscheinungen zu erhalten, wird keinen wundern, der die vielen Aufsätze Dessoirs über dies ganze Gebiet kennt. Von früh auf ging er den Ansprüchen nach, die von den Vorkämpfern des Spiritismus erhoben werden, und suchte mit wissenschaftlicher Strenge ihre Berechtigung zu prüfen. Zeitweilig galt er den Spiritisten irrigerweise sogar als berufener Wortführer ihrer Lehre. Die Zeugnisse seiner Bemühungen erscheinen jetzt eingeordnet in die Erwägung des ganzen Gebiets der Geheimwissenschaften. Selbstverständlich ist die Haltung des Buches durchaus zweifelsfroh. Dessoir bemerkt, daß sein Buch an manchen Stellen schlechtweg zu einer Geschichte menschlicher Torheit wird. Ja, er fühlt sich zu solcher Forscherarbeit nur berechtigt durch die Erkenntnis, daß Ausläufer eines gefährlichen Mystizismus in allgemeine Vorstellungsweisen eingedrungen sind und sich selbst in die Wissenschaft erstrecken.

Dessoir möchte indes dem ganzen Gebiet von seelischen Erscheinungen noch einen festern Platz anweisen. In diesem Versuche liegt das eigentliche Ergebnis seiner Arbeit. Die Geheimwissenschaften sind ihm einerseits Überbleibsel unentwickelter, anderseits erste Ansätze zu höherer Erkenntnis. Der Okkultismus zieht seine Kraft aus einer Weltanschauung, die bei den Naturvölkern, in den alten Kulturen Asiens und Ägyptens, auf der Nachtseite des Griechentums, im mittelalterlichen Denken und im Aberglauben der Gegenwart zu Hause ist. Zugleich ist Magie eine Vorstufe des logischen und sittlichen Idealismus. Dessoir greift darum das Wort „magischer Idealismus" auf. Magischer Idealismus ist ihm Vorbote und Wegbereiter höherer Einsichten, jetzt freilich nur noch der im Wachstum zurückgebliebene Bruder des logischen und des ethischen Idealismus. So sind Tatsachen und Auffassungen, die das Werden auch der christlichen Religion begleitet haben, zum großen Teil jetzt übergegangen in den Machtbereich des Mystizismus und Spiritismus. Unser Glaube aber hat sich vergeistigt. Der „Christus in uns" bedeutet nicht mehr einen guten Geist, der in unseren Körper gefahren ist, sondern eine sittliche Kraft, durch die wir auf den rechten Weg geführt und auf ihm festgehalten werden. Mit epigrammatischer Schärfe legt Dessoir in diesem Beispiel seine Ansicht und seine Absicht dar. Es klingt wie ein Athenäumsfragment in seiner scharfen Zuspitzung.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte. „Parapsychologie" nennt sich mit einem Wort, das von Dessoir früher einmal geprägt wurde, der erste. Unterbewußtsein, Traum und Hypnose, seelischer Automatismus, seelisches Doppelleben, Fernwirkung und Fernsehen werden gewürdigt. Der medizinisch geschulte Psycholog Dessoir betätigt sich hier. Die drei weiteren Abschnitte sind dem Spiritismus, der Geheimwissenschaft (Kabbalistik und Theosophie), dem magischen Idealismus gewidmet. Fast durchaus dreht es sich um Fragen, mit denen der Erforscher der Literatur, besonders der deutschen Romantik, in vielfache Berührung kommt. So ist in dem Kapitel „Seelisches Doppelleben" die Seherin von Prevorst mit mehreren Seiten bedacht. Schade nur, daß Dessoir uns Literarhistorikern es sonst in weitem Ausmaß überläßt, die Brücke von seinen Darlegungen zu unserem Forschungsgebiet zu schlagen. Ich hatte gehofft, bei Gelegenheit des magischen Idealismus auch etwas von Novalis zu hören; ich bin auch überzeugt, Novalis' Äußerungen über den magischen Idealismus, die ja vielumstritten sind, hätten Dessoir auf seinem Wege, wenn schon nicht fördern, so doch bestärken und ihm zu brauchbaren Beispielen dienen können. Wenn ferner Dessoir nicht unmittelbar an E. T. A. Hoffmann oder an dessen Gewährsmänner von der Art G. H. Schuberts herangehen wollte, so wäre ihm Ricarda Huchs zweiter Band über die Romantik ohne Zweifel eine zweckdienliche Quelle gewesen, eine umfängliche Fundgrube von Belegen für seine Ansicht, daß die Verfechter eines nicht bloß seelischen Jenseits der Seele veraltete Weisheit neuzubeleben suchen und zugleich höheren Erkenntnissen den Weg bahnen. Schelling und Schleiermacher, die in Dessoirs Buch mehrfach erscheinen (Baader ist nur einmal genannt), hätten bei den genannten romantischen Genossen guten Anschluß gefunden.

Desto besser kommt der Erforscher von Dichtungen auf seine Rechnung in dem Kapitel über philologische Kabbalistik. Wertvoll ist, wie da die Widerlegung der Baconianer in die Gesamtbetrachtung des Jenseits der Seele sich einflicht. Die merkwürdigen Zahlengeheimnisse, die von Dessoir an Stefan Georges „Stern des Bundes" aufgedeckt werden und an dessen Anordnung, sind minder auffällig für jeden, der sich umgesehen hat auf dem Gebiete der Einteilung von Dichtungen in Gesänge, in Teile oder in Kapitel, der Zusammenfassung von Gedichten zu Zyklen. Was Dessoir in diesem Zusammenhang witzig an einem Gedichte Werfels und an Rilkes „Stundenbuch" versucht, will mir allerdings nicht ganz einleuchten, wenngleich ich verwandte Versuche im Seminar oder in Gesellschaft nicht ungern anstelle.

O. Walzel.

Die Feldbücher. Egon Fleischel & Co., Berlin. Gebunden je 1 M.

Von diesen gut gedruckten, fest und praktisch gebundenen Bänden liegen vier neue vor, aus den Schätzen des Verlags Egon Fleischel & Co. mit kluger Rücksicht auf die literarischen Neigungen unserer Krieger gewählt. Neben den prächtigen, längst anerkannten Bauernnovellen „Luginsland" des zu früh verstorbenen Wilhelm von Polenz erscheinen eine Anzahl trefflicher neuer Dichter auf dem Plan: der frische Jägersmann Fritz Bley mit dem aus Prosa und Versen gemischten Sammelband „In Kraft und Ehren", der Seefahrer Hermann Horn mit den Bildern aus den verschiedensten Ozeanen „Meer und Matrosen", der bekannte Kriegsberichterstatter Georg Wasner mit der Kleinstadtgeschichte „Satisfaktionslos" und endlich Hans Wohlbold mit spannenden Novellen aus dem um sein Dasein kämpfenden Deutschtum der afrikanischen Kolonien „Der letzte Mann".

P—e.

Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik. Ein Vortrag aus dem Jahre 1912. *J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung, Warendorf in Westfalen.* 1916. 60 S. Geheftet 1 M.

In manchem stimmt die Grundanschauung des Verfassers mit derjenigen überein, die Richard Benz in seinen Blättern für deutsche Art und Kunst vertritt. Beide sehen in der Gotik den reinen Ausdruck deutschen Wesens, in Humanismus, Aufklärung und Klassizismus dessen Trübung und betrachten es deshalb als die wichtigste Aufgabe, den Geist des Mittelalters zu erneuern. Für Flaskamp ist dieser mit dem Katholizismus gleichbedeutend und in der deutschen Romantik erkennt er das Wiedererwachen echt katholischer, das ganze Leben in allen seinen Erscheinungen umfassender Lebens- und Kunstansicht. Von hier aus fällt eigenartiges Licht auf die übliche, gewiß in vielem einseitige Ansicht von unserer Geistesgeschichte und den die Gegenwart bedingenden Kräften. Das Heft enthält mehr wertvolle, zum Nachdenken anregende Gedanken als mancher dicke Band.

G. W.

Curt Glaser, Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei. *F. Bruckmann A.-G., München.* 1916. 8,50 M.

Curt Glaser hat sich nach ergebnisreichen Studien über die Kunst Ostasiens wieder dem Gebiete deutscher Kunst zugewendet, auf dem er sich durch eine gehaltvolle Arbeit über den älteren Holbein seine kunsthistorischen Sporen verdient hatte. Diesmal unternimmt er den Versuch einer Zusammenfassung unseres durch die eifrige Forschung eines Vierteljahrhunderts — seit Janitschecks Geschichte der deutschen Malerei von 1890 — wesentlich bereicherten und vertieften Wissens um die deutsche Malerei vom Ende des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Dieser Versuch ist wohlgeglückt, nicht nur weil die gesicherten Resultate einer weitverzweigten Detailforschung gewissenhaft und mit selbständigem Urteil verarbeitet worden sind, sondern auch weil an der Hand des Denkmälerbestandes die großen Linien der Entwicklung aufgezeigt und die mannigfach auftauchenden Probleme der Form- und Raumbildung, der Stoffwahl und andere eingehend erläutert werden. Das Verhältnis der deutschen Malerei zu der der Nachbarländer, ihre Stellung zur allgemeinen Entwicklung der Kunst in Europa wird scharfsinnig erörtert und die Besonderheit der deutschen oder im allgemeineren Sinne der germanischen Kunstauffassung hervorgehoben. Zu letzterem Punkte wird sich manches einwenden lassen in dem Sinne, daß die berechtigte Gegensätzlichkeit zur klassisch-romanischen Kunst als das Wesentliche deutscher oder germanischer Kunst noch mehr in den Vordergrund der Darstellung geschoben werden möchte, ohne daß man deshalb in engherzigen Nationalismus zu verfallen brauchte.

Glasers Werk liest sich vortrefflich und fesselt durch die Sachlichkeit, die immer zu klaren Begriffsbestimmungen und deutlichen Anschauungen durchdringt. Seine Darstellung wird durch 250 mit Bedacht ausgewählte Autotypien unterstützt, die manches Fernerliegende bringen und deren Druck wohl zuweilen kleine Mängel zeigt, wie sie die Kriegsjahre mit sich gebracht haben. Sonst steht das Werk auf der Höhe der kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen, durch die sich die Bruckmannsche Verlagsanstalt auszeichnet.

Richard Graul.

Goethes Sämtliche Werke. Propyläenausgabe. 28. Band. *Georg Müller*, Verlag *München.* In Leinen 6,50 M., in Halbleder 8 M., 250 Exemplare auf holländischem Büttenpapier in Ganzmaroquin 30 M.

Noch vor dem Kriege ist dieser Band ausgedruckt worden, aber erst im Jahre 1917 wurde er versandt. Es darf wohl jetzt verraten werden, daß die Herausgabe, ebenso wie die der meisten früheren Bände dieser Ausgabe, von Carl Schüddekopf besorgt wurde, gereicht ihm, um dessen zu frühen Verlust wir trauern, doch diese Leistung zu hoher Ehre. Auch hier am Schluß bewährt er in der Sammlung von Goethes Schaffensfrüchten aus den Jahren 1815 und 1816 die Eigenschaften der Sachkenntnis und der Gewissenhaftigkeit, die seine gesamte wissenschaftliche Arbeit auszeichneten.

G. W.



Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe. Herausgegeben von *Paul Bornstein*. Dritter und vierter Band. *München und Leipzig* bei *Georg Müller* (1917). VIII, 463 und IX, 421 Seiten. Geheftet je 5 M., in Halbleder je 8 M., Luxusausgabe auf van Gelder in Ganzleder je 24 M.

Neben der Säkularausgabe Werners erweist sich die Bornsteins in ihrem Fortschreiten immer mehr als die erwünschteste Ergänzung für den wissenschaftlichen Gebrauch, die für feinfühlige Freunde des Dichters sogar den Vorzug verdient. Abgesehen von der noch höheren Vollständigkeit und der gefälligeren Ausstattung läßt die zeitliche Anordnung den Dichter und Denker sichtbar vor den Augen des Lesers emporwachsen, die Anmerkungen, die eingefügten Stellen der Tagebücher und die Briefe ergänzen das Bild so intensiv wie möglich. Die beiden neuen Bände schildern die Münchener Jahre, die eigentliche Werdezeit unmittelbar vor dem ersten Stadium des großen Schaffens. Schon hat sich die Blüte der Lyrik voll entfaltet, die Erzählerkunst ist bis zu dem für Hebbel erreichbaren Höhepunkt gediehen, die Welt- und Kunstanschauung gewinnt in schwerstem Ringen die endgültige Gestalt. Handschriftproben und gute Nachbildungen der Illustrationen zu „Schnock" zieren die schönen Bände. G. W.

Hermann von Helmholtz, Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten. — Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Zwei Vorträge. *Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn*. 1917. Feldausgabe. 64 Seiten. Geheftet 80 Pfg.

Der Gießener Physiker Walter König hat ein gutes Werk getan, indem er den Verlag zu dieser Spende für die Feldgrauen bewog. Die beiden klassischen Vorträge aus den Jahren 1853 und 1892 haben noch heute unveränderten Wert, sowohl als Einführung in Goethes Denken wie als Beispiele edel gemeinverständlicher Behandlung schwieriger wissenschaftlicher Fragen. Mögen die Absichten des neuen gefälligen und wohlfeilen Abdrucks sich im reichsten Maße erfüllen! P—e.

Hölderlin, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß besorgt durch Norbert v. Hellingrath. 4. Band: Gedichte. 1916. *München* und *Leipzig* bei *Georg Müller*. XXII. 408 Seiten.

Als Vermächtnis des Herausgebers, der am 14. Dezember 1916 vor Verdun gefallen ist, erscheint dieser Band, dem der erste mit den Jugendgedichten, der fünfte mit den Übersetzungen vorausging. Hier ist der eigentliche Kern und, trotz dem „Hyperion", die Blüte von Hölderlins Schaffen. Sein neues deutsches Griechentum war beileibe kein imitatorisches und deshalb kunstwidriges Vortäuschen fremder Gesinnung und fremder Formen. Schön legt dies die Vorrede Hellingraths dar und läßt uns durch ihre gebildete Sprache noch einmal, zum letzten Male, den edlen Nachklang seines Wesens vernehmen. Die eigentliche Herausgeberarbeit ist wieder mit der sorgsamen Anmut getan, die ich an den früheren Bänden zu rühmen hatte. Gut, daß für die noch ausstehenden in Seebaß ein Besorger gegeben ist, mit der Aufgabe innig vertraut und durch den ersten Band schon vollbewährt. G. W.

Christian Janentzky, J. C. Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhang seines religiösen Bewußtseins. *Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer*. 1916. VIII, 375 Seiten. Geheftet 12 M.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf.
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

In der Beleuchtung dieses Xenions und der gleichartigen, die „Dichtung und Wahrheit" auf Lavater warf, lebt der Prophet für das Gemeinurteil fort. Aber Goethes Naturalismus hat dem einst Vergötterten nicht mehr gerecht werden können und fordert eine Revision des Urteils durch die unparteiische Forschung heraus. Nach der kleinen Biographie Munckers, der stattlichen Lavater-Gedenkschrift zum 100. Todestag unternimmt diesen Prozeß das Werk Janentzkys mit Heranziehung aller, schier unübersehbarer Akten, die der gedruckte und ungedruckte Nachlaß Lavaters darbietet. Das Ergebnis läßt Lavater als das spezifisch religiöse Genie erscheinen, das, begrenzter als Hamann, gleich diesem die vom Pietismus ausgehende Linie ins Bereich der Mystik, der „Magie", fortsetzt. Neben Herder und F. Jacobi tritt er so dem *jungen* Goethe zur Seite, dem gereiften, mit Kant und Schiller verbündeten feindlich entgegen. Vielleicht ist das Bezeichnendste in Lavaters Wesen die Mischung von unkritischer Gläubigkeit und religiöser Spekulation (S. 350), das Stimmungbedingte, Gegensatzreiche realen Sinnes und irrationaler Religiosität. Auch er ist kein Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch, der kein Glaubensbekenntnis beschwören mochte, und doch, als Geistlicher, nicht wider seine Konfession predigen konnte. In die zeitlichen und persönlichen Voraussetzungen führt Janentzky den Leser auf nicht leicht gangbaren, aber von ihm kraftvoll gebahnten Wegen ein und hat so einen wertvollen Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts geliefert. G. W.



E. v. Keyserling, Fürstinnen. Roman. Verlag *S. Fischer, Berlin.* Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. 293 S.

Keyserlings Roman führt in die stille Zurückgezogenheit einer bescheidenen fürstlichen Hofhaltung. Wieder ist es der Reiz der Umwelt wie die wundervoll abgeschliffene Zeichnung aristokratischer Gestalten, die Keyserlings Meisterhand bezeugen. An Begebnissen gibt es nicht viel in dem Buch; aber sie gewinnen gegenüber der Empfindlichkeit, mit der sie von diesen Menschen erlebt werden, eine scheinbare Stärke, die ihre wirkliche weit übertrifft. Wie immer bei Keyserling, klopft das treibende Leben in seiner gesunden, brutalen Jugend- und Verjüngungskraft an die Tür dieser in sich verschlossenen Welt, die jeden Laut dämpfen möchte, die den Gang der Menschen leiser werden und die oft feindlich empfundene Umgebung nur durch mildernde Spiegel zu sich dringen läßt. Die Fremdheit dieser Außensphäre bleibt bei Keyserling auch in der Schilderung; sie ist nicht von der gleichen Unmittelbarkeit wie die der Aristokraten, es sei denn, daß er, wie in der Kennzeichnung parvenühaften Gebarens der Frau von Syrmank, durch ganz feine karikierende Striche wiederum eine solche erreicht. Aber das junge Mädel, das dem behutsam lebenden Grafen Strath noch zuletzt den Kopf verdreht und eine kaum zu bewältigende Aufregung in die sauber geordneten Kreise seines schon beschlossenen Daseins wirft, wirkt doch nur durch Konturen, ist Figur und nicht in gleichem Maße Mensch wie die anderen. Diese sind nicht nur scharf in ihren Profilen, sondern bis in das Wesen ihrer Seele hinein gekannt und verstanden. Hier belauscht ein Dichter die Lyrik ihrer oft kaum noch hörbaren Schwingungen: Die verwitwete Fürstin, die ein ganzes Leben lang auf das Glück gewartet hat und deren herbstlich gewordener Liebestraum sich nicht mehr erfüllt; Graf Strath, der einsame Partner dieser verhüllt getragenen Neigung, — es ist charakteristisch für ihn, daß er sterben muß, als das Leben noch einmal brausend zu ihm kommt und ihn neu machen möchte; schließlich die drei Töchter, von denen die jüngste von einer wilden Sehnsucht gepackt wird, heimlich durch die verbotene Tür in die lockende, kreisende Außenwelt einzugehen. Sie hat ihren Klang wie von ferne gehört, und nun läßt er sie nicht ruhig werden, bis sie ihr Wagnis mit frühen, bitteren Enttäuschungen bezahlt; und nun wird auch sie eine stille Prinzessin werden, vorbestimmte Pflichten auf sich nehmen und wie die Fürstin warten, warten auf das Wunder, das meist nur Hoffnung ist und eines Tages so leise verklingt, wie das Leben des Grafen Strath erlischt und mit ihm der Traum der Mutter. Ein sanftes Wehen herbstlicher Melancholie zieht durch die Geschehnisse und zerfließt in mannigfachen Stimmungen. Im übrigen ist es das eindeutig Persönliche, das diesem, wie allen Büchern Keyserlings, ein unverkennbares Gepräge gewinnt, ein Wesen, dem man sich nicht entzieht und das einen zwingt, die Sphäre dieser so seltsam bedingten Menschen mitzuleben — und mitzuleiden. *Friedrich Sebrecht.*

Eugen Kilian, Aus der Praxis der modernen Dramaturgie. *München, G. Müller.* 1914.

Ihren besonderen Wert empfängt diese zweite Reihe der „*Dramaturgischen Blätter*" wiederum von jenen Aufsätzen zur Inszenierung klassischer Bühnenwerke, welche in unmittelbarem Erlebnis des eigenen Schaffens niedergeschrieben wurden. Kluge und feine Inszenierungsideen zu Shakespeare, Schiller, Kleist, Goethe und Hebbel können dem nachschaffenden Regisseur, dem Kritiker und dem denkenden Publikum aufschlußreiche Einblicke in das dichterische und inszenatorische Schaffen geben. Zur Aufhellung des immer noch unerforschten dunklen Zusammenhangs zwischen dem abstrakten Buchstaben der Dichtung und dem aus ihm erweckten höheren Leben der Szene wird manches Licht in diesem sachkundigen Buch aufgesteckt. *Ernst Lert.*

Langens Markbücher. Band 17—19. *Albert Langen, München.* In Pappband mit farbigem Umschlag Karl Arnold, O. Baumberger, H. E. Stern. Je 1 M.

Die Skizzensammlungen Walter von Molos „Die ewige Tragikomödie" und Heinrich Manns „Bunte Gesellschaft" wollen neben den ernsthafteren Leistungen der beiden nicht viel bedeuten: Abfall der Werkstatt. (So etwas wie Molos „Der glücklichste Augenblick" darf man aber auch im Spänekorb nicht aufbewahren.) Dagegen ist das Büchlein der Gräfin zu Reventlow, „Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel" ein würdiges Seitenstück ihrer früheren Geschichten, gleich diesen erfüllt von dem eigenartig gemischten Duft aus Phantastik, aristokratischem Weltbummlerwesen und Bohême, Icherzählungen, mit anmutig kühler Nachlässigkeit hingestellt und sorgsam bei aller Leichtigkeit durchgeformt. Schade, daß die kleine Spanne, die ein solches Talent von echtem Künstlertum trennt, nicht überbrückbar erscheint.

G. W.

Vom deutschen Herzen. Werke neuerer deutscher Maler. 1. bis 72. Tausend. Sommer 1917. (Die blauen Bücher.) *Karl Robert Langewiesche Verlag, Königstein i. T.* und *Leipzig.* 92 Seiten mit 80 Tafeln. Geh. 1,80 M.

Für das Massenpublikum der Blauen Bücher ist eine solche, unter stofflichen Gesichtspunkten geschaffene Auswahl deutscher Gemälde der jüng-

sten Vergangenheit (aus den früheren Geschlechtern vor Gebhardt, Eysen, Scholderer, Haider erscheint der einzige Menzel) gewiß geeignet. Aber ein deutsches Herz schlägt auch in den Geschöpfen Böcklins, Feuerbachs, Marées', Liebermanns, und sie vermögen ihr Fühlen mit ganz anderer Kraft künstlerisch zu betätigen als so mancher kleine Mann, der nur an einer gewissen Sentimentalitätsskala gemessen hier Aufnahme erlangte. Oder weshalb sonst kamen Christian Landenberger, Viktor Thomas und Oskar Zwintscher in den hübsch ausgestatteten und erstaunlich billigen Band hinein? A—s.

Martin Mandt, Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland. Lebenserinnerungen, herausgegeben von Veronika Lühe. Mit einer Einführung von Prof. Theodor Schiemann. *München* und *Leipzig*, Verlag von *Duncker & Humblot* 1917. XV, 544 Seiten.

Im Mai 1835 wird der Greifswalder Professor der Chirurgie nach Berlin berufen, um der Großfürstin Helene während einer Badereise als Arzt zur Seite zu stehen. Der energische, auf dem Parkett unerfahrene Mann weiß das Vertrauen der verwöhnten, launischen Dame zu gewinnen, mit sicherem Takte entgeht er allen Schlingen, die ihm von den höfischen Begleitern der hohen Dame gelegt werden, und wird ihr so unentbehrlich, daß sie ihn bestimmt, halb widerwillig ihr nach Rußland zu folgen. Hier bleibt er seiner ehrlichen deutschen Gesinnung treu, überlegenes Wissen und Können gewinnen Mandt die unwandelbare Freundschaft des Selbstherrschers und seiner Familie, und er verbringt zwanzig Jahre am Zarenhofe. Was er in dieser langen Zeit erlebte, zeichnete er auf. Es erscheint nun, durch Diebstahl eines Teils der Niederschrift auf die Schilderung der ersten zehn Jahre beschränkt, in geschickter Auswahl. Mandts reine Seele hat ein ungefärbtes, aber nie grelles Bild der russischen Zustände und Menschen unter Nikolaus I. aufgefangen. Als Ergänzung zu den früheren Darstellungen seiner Regierungszeit, als intime, durchwegs zuverlässige Skizze des Hofes und der Gesellschaft, und vor allem als eine Selbstcharakteristik von anziehender Schlichtheit verdienen diese von Anfang bis zu Ende höchst unterhaltenden, mit angeborenem Schriftstellertalent verfaßten Erinnerungen eine hohe Stelle in der deutschen Memoirenliteratur. A-s.

Friedrich Nicolai, Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Mit 15 Kupfern von Chodowiecki und einem Porträtkupfer, herausgegeben von Paul Menge. *Gustav Kiepenheuer Verlag* in *Weimar*. 1916. VII, 306 S. Gedruckt in 400 Exemplaren, Nr. 1—80 auf handgeschöpftem Gelder Bütten und in Ekrasé gebunden 100 M., Nr. 81—400 in Halbleder 25 M.

Der bezeichnendste Roman der Aufklärungszeit, zugleich ein Stück verhüllter Literatursatire, Nicolais „Sebaldus Nothanker", verdient die geschickt gekürzte Erneuerung, die ihm in so gefälliger Form zuteil wurde. Die Radierungen Chodowieckis sind so gut wiedergegeben, wie das der Lichtdruck vermag; aber daß gerade das Blatt mit den Typen der Berliner Prediger, eines der besten Chodowieckis, fortblieb, verzeihe ich dem Herausgeber nie. G. W.

Reinhard Piper, Das Liebespaar in der Kunst. Mit 140 Abbildungen. 15.—17. Tausend. *München, R. Piper & Co., Verlag*. 170 Seiten. Steif geheftet 2,80 M., in Halbleinen 4 M.

Der Verfasser rechtfertigt sein Unternehmen mit mehreren „Warum nicht?" Aber wer das Buch liest, ja auch nur durchblätternd diese Fülle der Doppelgesichte genießt, dem hilft aller logische Beweis zugunsten der stofflichen Auswahl nichts; ihn mutet solcher Anblick so wirr und so kunstfremd an, daß es ihm um die Klisches und den mit richtigen Gedanken durchsetzten, gut geschriebenen Text leid tut. Daß zum Glück für Autor und Verleger viele anders empfinden, lehrt die schnell über das zehnte Tausend hinausgediehene Auflage. A—s.

Albert H. Rausch, Jonathan. Patroklos. *Egon Fleischel & Co., Berlin*. 1916.

Rausch ist einer jener Dichter, die, an Leben und Werk Stefan Georges sich schulend, fern den Ereignissen unserer Zeit ihr Dasein in einer Art feierlichen Genusses hinbringen und — auf größere Leserschaft verzichtend — in regelmäßiger Folge schöngeformte Dichtungen, meist auch in schönen Drucken, veröffentlichen. Wie die Werke des George-Kreises sucht Rausch das Pathos der schönen Form, verehrt er südliche, doch kühle Stilstrenge und den Dichter Platen, dessen Gedichte er herausgab, dessen Sonetten er nacheiferte, besingt er Männerfreundschaften. Dies Prosabuch, das die zwei Erzählungen „Jonathan" und „Patroklos" vereint, ist abermals ein Buch der verherrlichten Freundschaftsliebe von Mann zu Mann. Gewidmet ist es zwei gefallenen Freunden, Brüdern, denen er einleitend programmatisch eine Nänie singt, sich seliger Friedenstage erinnernd. „Zuviel Erfahrene, Wissende, um noch An andrem als an Schönheit uns zu freuen . . . Was mir zu sagen übrig bleibt, liegt rückwärts, Rufend nach Raum, in dem es leben kann Und, zeitlos schön, nur durch sich selbst besteht."

Nach diesen Bemerkungen und dieser Selbstcharakteristik Rauschs bedarf das Buch nicht

vieler Worte der Analyse und Kritik. In abgeklärter, lyrisch gehobener, doch sachlich einfacher Diktion wird die Geschichte Jonathans erzählt, in freier Erdichtung, während die biblische Darstellung nur wenige Motive herleiht. Gerade die Gestalt Jonathans, die in der Bibel nur andeutend zwischen den mächtigen Figuren Sauls und Davids hinschattet, rückt hier in klares Licht; Jonathans Taten ziehen wie in chronikartiger Schilderung vorüber, als ob sie historische Tatsachen wären. Viel Liebe läßt der Autor über Jonathan hinströmen, den Gütigen, Tapferen, Verschlossenen, der fühlt, daß er nur Vorbote und dienendes Werkzeug ist für den Größeren, David, der anrückt, nicht wie in der Bibel als armer Hirtenknabe mit der Schleuder, sondern auf dem Streitwagen als erprobter Held und vornehmer Heerführer, von des düsteren, melancholischen, aber zaudernden Saul Idee eines großen Königtums gelockt. Die einfachen biblischen Menschen, die nicht immer konsequent handeln und reden, sind zu komplizierten, vermenschlichteren Charakteren geformt, in deren Tatenspiel allmählich Jonathan bewundernd und hingegeben an Davids Herz gleitet. David ist keineswegs der geduldige Knecht, sondern als Saul den Spieß nach ihm wirft, tritt er trotzig vor ihn hin und kündigt ihm Kampf an. Doch erkennend „ich wollte zu Saul und kam zu Jonathan", reißt er in prophetischem Schmerz sich vom Freunde los, der weiß, daß Sauls Geschlecht „die Flamme fehlt, weil es lebte nur von Davids Glanz". Hier bricht die Erzählung, eigentlich ein Fragment, ab, während in der biblischen Chronik nun erst die Prüfungen dieser Freundschaft beginnen.

„Patroklos" erzählt in knapper Zusammenfassung Homers Epos nach, eng sich den Tatsachen der Ilias anschließend. Die Menschen im „Patroklos" nähern sich mehr den antiken Gestalten als die des „Jonathan" den biblischen. Beide Erzählungen sind erfüllt von allerlei Offenbarungen schöner menschlicher Gedanken und Gefühle und von lyrischen Dialogen der liebenden Freundespaare. Es wäre leicht, mit dem ruchlosen Hohn Heines die Gesänge sich hingebender überströmender Männerherzen zu verspotten; es sei lieber gesagt, daß sie den besten und wertvollsten Teil dieser milden epischen Versuche ausmachen. K. P.

Hugo Salus, Sommerabend. Neue Prosa. Verlag von *Fr. Wilh. Grunow* in *Leipzig*. 1916. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Es gibt so viele allzu straff in ihren Beruf gespannte Menschenkinder, die am Abend gern einmal zu einem guten Buche greifen, um den Straßenstaub von ihrer Seele zu spülen. Aber es darf nicht zu schwer sein, was sie lesen! Denn sie sind zu müde, um sich mühelos auf den Gipfelwegen künstlerischen Schaffens halten zu können. Mag diese Tatsache auch das schmerzliche Ergebnis einer übertriebenen Arbeitskultur sein, sie ist nicht zu ändern und fordert ihr Recht.

Und allen denen nun, die ihren Geist gern ins Freie führen und dabei doch nicht anstrengen wollen, denen möchte ich Hugo Salus' „Sommerabend" in die Hände geben. Da wandern sie mit höchst unterhaltsamen Menschen durch still leuchtende Alpentäler und reifende Felder, sie belauschen auch einmal einen Studio mit seiner Liebsten, und einen Vater, der seinem Söhnlein ein wunderschönes Märchen vom Seelenenglein erzählt. Dann auf einmal klingt ein voller Akkord von Krieg und Menschengröße auf, und auch von Kunst und Gott plaudert der Dichter. Nicht zu geistreich, aber als reifer, inniger Mensch. Wie ein feiner Erzähler abends in seinem Garten, bei einem Glase Wein, von Lust und Leid vergangener Tage berichtet, so spricht der Dichter mit uns. Wohltuend, voll lauterer Kraft und ruhiger Freundlichkeit, und da lohnt es sich immerhin zuzuhören. *H. R. Ulich.*

Ludwig Thoma, Geschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. *Albert Langen, München.* Mit einem Bilde Ludwig Thomas und Einbandzeichnung von Felger. Geb. 3 M.

Solch ein Gesamtbild des lustigen Thoma, in dessen Zügen doch ein schwerer Ernst so stark durchscheint, muß warm willkommen geheißen werden. Zwar gibt die Auswahl keine Anschauung von dem großen Erzähler des „Andreas Vöst" und des „Wittibers", dem Verskünstler, dem Satiriker, der den Josef Filser, die glänzendste politische Karikatur des heutigen deutschen Schrifttums, schuf, noch weniger von den bühnengewandten, scharf zeichnenden dramatischen Werken. Aber der engere Kreis der „Humoresken" hat nun einmal die größte Leserschar gewonnen und diese wird sich an dem geschickten Extrakt freuen, ebenso an der richtig erfaßten Charakteristik Thomas, die Molo beigesteuert hat.

G. W.

August Vermeylen, Der ewige Jude. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. *Leipzig*, im *Insel-Verlag*. 1917. 124 S.

Diese Prosadichtung, bescheiden an Umfang, ist eine der größten, die seit langer Zeit in deutscher Sprache hervortraten. In langsamem Reifen hat das Epos Vermeylens, sein erstes und bisher einziges poetisches Werk, die letzte Vollendung der Form gewonnen, jene Vollendung, die der Bedeutung des Gehalts würdig erscheint. Die alte Sage von der unstillbaren Todessehnsucht des zu rastlosem Wandern verdammten Juden empfängt den neuen Sinn: nicht der Tod, nicht Hölle und Himmel können das Sehnen stillen, dem Ruhe-

losen den inneren Frieden geben, nur die freudige Hingabe an die Menschheit und die Liebe. So wird der schöne Traum von der Seligkeit mitten im Elend des irdischen Lebens erfüllt, oder vielmehr die Gewißheit seiner einstigen Erfüllung breitet sich lindernd und beglückend über alles Erdenleid.

Dieses innere Werden entfaltet sich in einer Reihe von Bildern, an die eines andern Flamen, des Hieronymus Bosch, gemahnend. Wie bei ihm wird in schärfster Beleuchtung die wirkliche Welt abgezeichnet und neben ihr Teufel und Engel. Von dem Jerusalem der Kreuzigung wandert Ahasverus durch Blut und Grausen der Jahrhunderte, erlebt im nächtlichen Wald die Versuchungen der Lüste, sieht im Zusammenleben mit einem frommen Eremiten den Himmel geöffnet und kommt dann wieder unter die Menschen als stämmiger, in harter Fron das erste Glück findender Arbeiter. Eine Welt hoher Genüsse eröffnet dieses Buch, für das kein Lob zu hoch erscheint, ebenso auch für den Übersetzer, der von den Reichtümern der Vorlage nichts unterschlagen hat, sondern sie alle in neuer Fassung ebenso hell strahlen läßt. G. W.

Bruno Wille, Und gib uns Frieden. Ein Buch weltlicher Andacht aus deutschen Dichtern. *Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.* 342 Seiten. Kartoniert 2,50 M.

Wie sich bei Bruno Wille von selbst versteht, will sein Buch nicht „geistlich" sein nach der Art irgendwelcher Bekenntnisformeln. Es fußt auf dem Frommsein Goethes, dem Gefühl der Beziehung zum Übersinnlichen, das dem jungen Schleiermacher mit Religion gleichbedeutend war. Dichtungen, in denen dieses Gefühl in reiner, hoher Prägung zu finden ist, sind vereinigt in reichem Kranze, wie edler keiner in Gestalt einer Blütenlese gewunden wurde. Den Mühseligen und den Starken, den Zagenden und den Hochgemuten, den Frommen und den Heidnischen wird hier Seelenspeise geboten, ein wundervolles, unerschöpfliches Schatzkästlein. A—s.

Fedor von Zobeltitz, Der Herd in der Fremde. Ein Gesandtschafts-Roman. 1917. Verlag *Ullstein & Co., Berlin* und *Wien*.

Wenn Fedor von Zobeltitz eine neue Gabe seiner weltgewandten Fabulierkunst beschert, dann freuen wir uns im voraus auf Stunden behaglichen Genusses und stellen nur die eine Frage, in welches Bereich der Gesellschaft, in welche Lande der Vielerfahrene und Vielgereiste uns diesmal führen werde. Wohl bleibt der märkische Boden und das Berliner Pflaster die Heimat, die ihm am vertrautesten ist; aber er hat so vieler Menschen Städte gesehen, daß er in den warmbraunen Grund reiche Fäden, schimmernd in den Farben aller exotischen Kulturen, zu weben vermag. Dies tat er schon mit besonderem Geschick in der „Welle von drüben" und der „Hetzjagd"; der neueste Roman aber übertrifft alle früheren an Mannigfaltigkeit und Leuchtkraft des Kolorits. Indem sein Held als deutscher Diplomat nacheinander auf Posten in Britisch-Indien, Guatemala, Brasilien, Argentinien, Bulgarien berufen wird, und die Fabel in ihrem letzten Akt nach Kroatien, Frankreich und Italien hinüberspielt, bieten sich die Gelegenheiten zu ethnographischen und landschaftlichen Schilderungen, in denen Zobeltitz seine hohe Fähigkeit des Auges und der Feder glänzender als je zuvor bewährt. Man vergleiche, um einen Maßstab zu gewinnen, etwa die indischen Bilder mit denen, die Rudyard Kipling entworfen hat, und man wird zugeben müssen, daß der deutsche Autor dem so begeistert gerühmten Engländer hier mindestens ebenbürtig zur Seite tritt. In der Erfindung fällt der etwas gewaltsame Übergang zwischen zwei Hauptetappen der Handlung auf: die doppelte Wendung im Seelenleben des Helden, des Freiherrn von Manderfeldt, und seiner so lange geliebten Schwägerin Anna, sowie das Hinübergleiten der Teilnahme auf die Tochter des Freiherrn. Im übrigen ist aber wieder alles so liebenswürdig, kavaliermäßig flott und zu Zeiten besinnlich, daß man sagen kann: ein echter Zobeltitz und einer von den besten. Wozu selbstverständlich auch gehört, daß unter den auftretenden Gestalten der Bibliophile nicht fehlt. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Das Wort „Bibliothek" und seine Ersatzmittel. Die Untersuchungen Professor Dr. Wunderlichs im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" über die Bezeichnungen von Büchersammlungen zeigen, daß die lateinischen Benennungen wie archivum, tabularium, armarium, thesaurarium, entsprechend ihrer umfassenderen Bedeutung, in deutscher Sprache zunächst umschrieben wurden. Die Ableitung aus dem Griechischen (Bibliothek) wird der aus dem Lateinischen (Liberei) vorgezogen. Faber, der in seinem Thesaurus bibliotheca anfänglich mit Librarey übersetzte, in der Ausgabe von 1713 aber „ein bücherbehaltnus und büchervorrat" verdeutschte, traf jedenfalls nicht den richtigen Sinn. Eine aufgestellte und geordnete Büchersammlung nennen wir erst eine Bibliothek und die erweiterten oder verengerten Begriffserklärungen ergeben sich hieraus. Während die Engländer die „library" lateinischen Ursprunges verwenden, entspricht das (neu) nieder-

ländische „boekerij“ unserer Bücherei, einen Namen, den als erste wissenschaftliche Bibliothek wohl die Deutsche Bücherei in Leipzig führt. Gegen die Anwendung des deutschen Wortes bestand in bibliothekswissenschaftlichen Kreisen hin und wieder eine leichte Abneigung. Man glaubte, mit Bibliothek und Bücherei die gelehrten Anstalten von den volkstümlichen, ganz andern Zwecken bestimmten, Büchersammlungen unterscheiden zu können. Die aufkommende Bezeichnung „Bücherhalle“ scheint überall da sehr zutreffend zu sein, wo sie auch als Raumbezeichnung richtig ist. Als Benennung eines großen Bibliotheksgebäudes klingt sie unseren Ohren etwas entfremdet, obschon in der deutschen Vergangenheit die Benennung öffentlicher Gebäude nach ihrem Hauptraum üblich war. Doch dürfte Bücherhalle eher an einen Verkaufsstand als an einen Büchereisaal erinnern. Im übrigen übersetzte bereits 1476 ein Vocabularium Bibliotheca mit Buchhaus. Wie auch Wunderlich hervorhebt, erlaubt das Wort Bücherei keine guten Ableitungen (Bibliothekar gleich Bücherer, bibliothekarisch gleich bücherig, bibliothekswissenschaftlich gleich buchschaftlich, Bibliotheksbeamter gleich Buchbeamter usw.). Auch die älteren deutschen Bezeichnungen des Bibliothekars, Buchgaumer (Buoch goumil), Buchmeister, Buchkämmerer, Buchwart klingen uns nicht gerade vertraut, weshalb wohl auch die Deutsche Bücherei einen Direktor und keinen Büchereileiter hat. Daß begriffumfassende Verdeutschungen von Bibliographie und Bibliophilie nicht vorhanden sind, ist bekannt. Unter Buchwissenschaft verstehen wir etwas anderes als die Wissenschaft vom Buche. Am besten ist noch, sinngemäß übersetzt, Bücherkunde. Aber allmählich ist der Begriff des lateinischen Ausdrucks weiter geworden. Ähnliches gilt auch für eine deutsche Wiedergabe der (falschen Bildung) Bibliophilie. Bücherliebe ist zu eng und zu weit, Bücherliebhaberei hat den Nachklang des unbeherrscht leidenschaftlichen oder spielerischen. G. A. E. B.

Bibliothek Schüddekopf. Die umfangreiche Büchersammlung des Professors Karl Schüddekopf in Weimar, des langjährigen Herausgebers unserer Zeitschrift und Sekretärs der Gesellschaft der Bibliophilen, wird im Herbst d. J. durch die Firma Martin Breslauer in Berlin versteigert werden. Zuvor erhalten die Mitglieder den Katalog mit einer Biographie Schüddekopfs und Verzeichnis seiner Schriften, verfaßt von *Conrad Höfer*. Die Katalogisierung hat die Bibliothekarin Frl. *Bulcke* übernommen. Besonders reich vertreten sind die Literatur des 18. Jahrhunderts und neuzeitliche bibliophile Veröffentlichungen.

Eine Monumental-Ausgabe des Koran, aus dem Urtext wortgetreu übertragen von Lazarus Goldschmidt und verlegt von der Brandusschen Buchhandlung in Berlin, geht ihrer Vollendung entgegen. Der Übersetzer hat die gesamte Druckgestalt überwacht, den Druck in der neu geschnittenen Delitsch-Antiqua besorgte Julius Klinkhardt in Leipzig. Sauberkeit und typographische Schönheit lassen den stattlichen Folianten von 214 Seiten nicht nur um seines Inhalts willen als begehrenswerten Besitz erscheinen. So sind denn auch fast alle Abzüge bereits vergriffen, sowohl die 10 auf Pergament (zu 1000 Mark), wie die 29 auf schwerem kaiserlichen Japan, fünffarbig in der Handpresse gedruckt, mit Hand- und Präge-Vergoldung in Titel und Text, gebunden in Ganz-Maroquin nach Entwurf von P. A. Demeter (zu 600 Mark) und die in grün gebeizten Pergament-Handband, ebenfalls entworfen von Demeter, gebundenen Stücke der van Gelder Bütten-Ausgabe (zu 200 Mark). Nur von den kartonierten Abzügen dieser letzten Ausgabe sind noch einige zu 160 Mark verfügbar.

Die neue Zweimonatsschrift Marsyas erläßt eine Ankündigung, deren Inhalt unsern Lesern schon durch eine Beilage des Juni-Heftes bekannt ist. Sie verheißt reine Kunstwerte für „die kleine Zahl gepflegter Intellekte“, höchstens 235, von denen die mit den Nummern I—XXXV bedachten als besonders gepflegt anzusehen sind, und deshalb auch den bescheidenen Bezugspreis von 1500 Mark erlegen dürfen, während das house of commons, auf 200 Mitgliedern beschränkt, nur mit je 600 Mark besteuert werden soll. Doch Scherz beiseite! Die Ankündigung eröffnet durch ihren ganzen Habitus die erfreuliche Aussicht einer wahrhaft vornehmen Zeitschrift, eines fortgeschrittenen Nachfolgers des alten „Pan“. In Folioformat, auf starkem Bütten gedruckt, enthält sie neben den ihr zukommenden Mitteilungen in schwarzem und (leider durchscheinendem) rotbraunem Druck eine große Radierung von Hans Meid, eine weitere von Rudolf Großmann und zwei Vignetten von Erich Thum. So bedeutet jedes der 750 Exemplare nicht eine zum Vergehen bestimmte Drucksache, sondern ein für die Mappe des Sammlers sehr schätzbares Objekt, dessen Preis mit 50 Mark nicht zu hoch angesetzt ist.

Kataloge.

Basler- Buch- und Antiquariatshandlung, vorm. Adolf Geering in *Basel*. Nr. 376. Protestantische und katholische Theologie. 1511 Nrn. Anzeigen. Nr. 230. Neueste Erwerbungen. 1798 Nrn.

Fraenkel & Co. in *Berlin N. 24*. Nr. 10. Bücher für Sammler. 631 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart*. Der Bücherkasten, Jahrg. III. Nr. 3. Nr. 1070—1664.

J. St. Goar in *Frankfurt a. M.* Nr. 108. Vermischtes. 297 Nrn.

Paul Gottschalck in *Berlin W. 8*. Nr. 6. Autographen aller Gebiete. 725 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig*. Nr. 378. In reformationis saecularia quarta 1517—1917 Luther und seine Zeit. 1025 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 449. Literatur und Sprache der germanischen Völker. 573 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 96. Vermischtes.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35*. Nr. 42. Curiosa — Varia. 1319 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 427. Vermischtes.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 60. Autographen. 851. Nrn.

G. Schoder in *Stuttgart*. Nr. 40. Vermischtes.

Horst Stobbe in *München*. Nr. 49. Kunstgeschichte.

Adolf Weigel in *Leipzig*. Nr. 109. Neuerwerbungen.

C. Winter in *Dresden-A.* Nr. 172 und 173. Vermischtes. 456 und 470 Nrn.



Im Herbst dieses Jahres beginnen zu erscheinen:

Die Prospero-Drucke

Eine Reihe einmaliger Ausgaben von alten und neuen Literaturwerken ersten Ranges mit Bildern moderner Graphiker in

Originaldrucken (Radierungen · Lithographien)

Das schöne Buch ist ein Kulturdokument. Seine Pflege bedeutet keine Liebhaberei, sondern ist dem Ankauf von Werken der bildenden Kunst gleichzustellen.
Das Ideal des schönen illustrierten Buches heißt: möglichst vollkommene Vereinigung von Illustrationen und Text zu einem künstlerischen Ganzen. Die Lösung dieses Problems ist oft versucht worden, aber verhältnismäßig selten geglückt.

Die Prospero-Drucke werden den Versuch machen, dieses Ziel zu erreichen.

Da im Rahmen der

Prospero-Drucke

nur in jeder Hinsicht vollkommene Werke erscheinen sollen, wird in der Auslese des Papieres, der Wahl der Typen, des Druckes und des Einbandes die größte Sorgfalt geübt. Der Druck der Kunstblätter und des Textes wird von den ersten Pressen besorgt. Die Blätter der Vorzugsausgaben werden von den Künstlern eigenhändig signiert. Sämtliche Prospero-Drucke, die nur in beschränkter einmaliger Auflage erscheinen, werden mit der Hand numeriert. Ausstattung, Format und Höhe der Auflage sind verschieden, ebenso die Preise.

Im Herbst und Winter 1918 erscheinen folgende Prospero-Drucke:

Das Buch Hiob mit dreizehn ganzseitigen Originallithographien von Willi Jäckel. Text zweifarbig gedruckt / Auflage 200 Exemplare / Groß-Quart. 60 Exemplare auf handgeschöpftem Van Geldern-Bütten abgezogen. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Pergament geb. Mark 300.—. 140 Exemplare auf Velinpapier gedruckt / Preis des Exemplares in Halbleder geb. Mark 160.—.

Novellen aus der Bibel mit dreizehn ganzseitigen kolorierten Originallithographien von Erich Büttner. Auflage 950 Exemplare / Klein-Quart. 90 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Seide gebunden Mark 110.—. Etwa 860 Exemplare auf imitiert Japanpapier gedruckt / Preis des Exemplares in Halbseide gebunden Mark 25.—.

Die Ballette des Deutschen Theaters. Inhalt: Die grüne Flöte — Primaballerina — Die beiden Schäferinnen — mit zwölf ganzseitigen farbigen Originallithographien von Ernst Stern. Text von Oscar Bie. Auflage 200 Exemplare / Quer-Folio. 60 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten abgezogen. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Halbleder gebunden Mark 280.—. 140 Exemplare auf Velinpapier gedruckt / Preis des Exemplares geb. Mark 160.—.

Klabund: Mohammed, der Roman eines Propheten.
Mit lithographiertem Eingangsblatt von Slevogt und Originalradierung von Meid. Auflage 600 Exemplare / Lexikon-Oktav. 70 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten. Von Slevogt, Meid und Klabund handschriftlich signiert. Preis des Exemplares in Brokat gebunden Mark 110.—. 530 Exemplare auf Japanbütten gedruckt / Preis des Exemplares in Halbpergament geb. Mark 30.—.

Erich Reiß Verlag / Berlin W. 62



Erschienen bei Fr. Wilb. Grunow in Leipzig

Gustav Kohne

Soeben erschien sein neuer großer Roman:

Der siebte Sohn

Ein Kulturroman

1.—5. Tausend

Geheftet M. 5.50

in Geschenk- (Leinen) Band M. 7.—

Im 6.—10. Tausend erscheint gleichzeitig:

Erhart Rutenberg

Roman

Geheftet M. 5.50

in Geschenk- (Leinen) Band M. 7.—

Vossische Zeitung: Das deutsche Volk braucht jetzt mehr denn je solcher Kraftquellen, wie Kohnes Romane, mit denen er eintritt unter die besten Volksschriftsteller der Gegenwart.

Der Bund, Bern: Eine warme Innigkeit und schlichte Poesie liegt über diesen Volksromanen eines deutschen Dichters.

Karl Ebert

München

Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten.

Breitkopf-Fraktur

geschnitten nach dem Original von J. G. J. Breitkopf, mit halbfetter Auszeichnung

Der Name „Fraktur" deckt nach unserem heutigen Sprachgebrauch zweierlei Begriffe. Seinen Ursprung dankt er wohl seiner weitreichendsten Bedeutung, mit der er sämtliche Gruppen unserer deutschen Bruchschrift im Gegensatz zu der Antiqua umfaßt, angefangen von der gotischen Textur des Mittelalters über die Renaissanceform der Schwabacher hinaus bis zu den Zopfschriften des achtzehnten und der Verfallform des neunzehnten Jahrhunderts, die auch heute noch zu ihrem nicht geringsten Teil im Gebrauch sind.

In engerer und neuerer Bedeutung versteht man unter Fraktur eben die beiden letztgenannten Schriftgruppen und darunter ganz besonders deren klassischsten Ausdruck, wie er etwa in der Type J. G. J. Breitkopfs und seiner Zeitgenossen zu finden ist.

Wir haben die Originalschrift, eine der schönsten Schriftschnitte des 18. Jahrhunderts, durch eine halbfette Garnitur ergänzt, um ihre Verwendbarkeit auf eine breitere Grundlage zu stellen, ferner den Nonpareille-Grad hinzugenommen, der bei einer Werkschrift sich schwer entbehren läßt.

Schriftgießerei D. Stempel A-G

Messinglinien- und Holztypenfabrik, Galvanopl. Anstalt

Frankfurt a. M., Wien, Budapest

Der gleiche Schnitt unserer Breitkopf-Fraktur wird auch auf den Mergenthaler-Setzmaschinen geführt



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | November-Dezember 1917 | Heft 8—9

Amsterdamer Brief.

Bei zwei in holländischen Zeitschriften erschienenen umfangreichen Abhandlungen müssen wir diesmal etwas länger verweilen. Die eine betrifft eines der bedeutendsten Werke der nordischen Malerei, *Rembrandts Nachtwache;* die andere beschäftigt sich mit einer im Vergleich zu Rembrandt zwar sehr untergeordneten Persönlichkeit, nämlich dem vielen wahrscheinlich kaum dem Namen nach bekannten *Philipp von Zesen*, einem deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, der aber als typische Figur jener so stark unter niederländischem Einflusse stehenden Literaturepoche doch unser besonderes Interesse verdient.

Über die ersten der Nachtwache gewidmeten Aufsätze, die den Rotterdamer Museumsdirektor *F. Schmidt-Degener* zum Verfasser haben, durften wir seinerzeit hier ausführlicher berichten (siehe Beiblatt, Dezember 1914); diese Aufsätze waren nur als Einleitung und Vorstudien zu dem Hauptthema anzusehen; erst die zuletzt veröffentlichten Artikel handeln über das Gemälde selbst. (Onze Kunst, März und August 1916 und Januar 1917.) Schmidt-Degener bringt darin seine geistvollen Untersuchungen über das genetische Problem des Gemäldes zu einem vorläufigen Abschluß; wenigstens wird die Analyse des Vorwurfes hier zu Ende geführt. Nun bleibt nur die vielleicht noch wichtigere Analyse der Komposition. Es ist merkwürdig, und Schmidt-Degener weist auch darauf hin, daß sich bisher kein Rembrandtforscher der Mühe einer systematischen Beschreibung aller auf der Nachtwache dargestellten Personen und Gegenstände unterzogen hat. Schmidt-Degener holt diese von seinen Zunftgenossen bisher unterlassene Arbeit endlich nach. Die Frage, was stellt das Gemälde eigentlich vor, was tun die verschiedenen Personen, an welchem Orte haben wir uns die Szene zu denken, welche Fingerzeige gibt die dargestellte Architektur, all dies wird von Schmidt-Degener mit der größten Gründlichkeit und mit einem seltenen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit durch drei Hefte hindurch erörtert; und seine Darlegungen haben etwas ungemein Einleuchtendes und Überzeugendes. Wir werden mit einer solchen Fülle von Argumenten überschüttet, die alle wieder unter sich so fest verankert sind, daß alle etwaigen Einwände schon im Keime erstickt werden, und wir der glänzenden Beweisführung mit derselben Spannung und demselben Interesse folgen, wie dem Ablauf eines sich streng folgerichtig entwickelnden Dramas. Die Lektüre der Aufsätze gewährt einen geistigen Genuß ganz eigener Art; und indem wir so in das Verständnis des Gegenstandes der Nachtwache tiefer eindringen, enthüllen sich uns auch erst ganz ihre Schönheiten.

Die Benennung Nachtwache ist auf ein Mißverständnis zurückzuführen. Daß es sich hier wirklich um ein Nachtstück handele, das wagt wohl heute niemand mehr zu behaupten. Aber auch von einer Nachtwache in dem Sinne, daß hier die zu einer nächtlichen Bewachung des Rathauses oder der Stadttore ausziehende Schützenmannschaft dargestellt sei, kann nach Schmidt-Degener keine Rede sein, einmal weil mit einem solchen täglich sich vollziehenden Vorgange der ganze Charakter des Bildes, der auf ein außergewöhnliches Ereignis hinweist, im Widerspruch steht, und sodann, weil der Hauptmann und der Leutnant der Rathausnachtwache in dem Jahr der Entstehung des Bildes nachweislich ganz andere Personen waren als diejenigen, die urkundlich auf dem Gemälde abgebildet sind. Überdies wird in einem authentischen Dokument über das Bild im Jahre 1658, also sechzehn Jahre später, von zwei der Porträtierten selbst das Werk nicht mit dem kurzen Worte „Nachtwache" genannt, sondern auf eine umständliche Weise umschrieben, was man zweifellos nicht getan hätte, wenn die bündige Bezeichnung „Nachtwache" hier am Platze gewesen wäre. Die Auftraggeber selber sprechen in einem gleichzeitigen offiziellen Stück nur von einer „Abbildung von sechzehn Personen aus ihrer Kompagnie und Korporalschaft", und ein Album ihres Anführers, des Hauptmanns Banning Coq, das eine Skizze nach dem Gemälde enthält, umschreibt das Werk als das Bild, in dem der Kapitän seinem Leutnant befiehlt, die Kompagnie aus-



rücken zu lassen; zu welchem Zwecke und von welchem Orte aus, wird leider verschwiegen; und hier setzen nun Schmidt-Degeners geniale Hypothesen ein. Zu erinnern ist hier, daß Schmidt-Degener sich bei seinem Deutungsversuch nicht an das verstümmelte, d. h. beschnittene Original Rembrandts im Rijksmuseum hält, sondern an die Kopie von Lundens in der National Gallery in London, die bekanntlich links drei Figuren mehr zählt als das Original. Daß diese Figuren keine eigenmächtigen Zutaten von Lundens sind, hat Schmidt-Degener in seinem früheren Aufsatze nachgewiesen.

Nach einem historischen Abriß über die Entwicklung des Schützengildenwesens in Holland und einer kurzen Übersicht über die Geschichte der Schützenbilder, aus der wir nur hervorheben wollen, daß Rembrandt sich zu seinen unmittelbaren Vorgängern, so dem klassisch-ruhigen de Keyser, in einen offenbaren Gegensatz stellt und über diese unmittelbaren Vorgänger hinweg wieder an den älteren, mehr dramatischen und rhetorischen Ketel anknüpft, schreitet Schmidt-Degener zu der Analyse der gegenständlichen Seite des Werkes selbst. Sechzehn Mitglieder der Schützengenossenschaft haben sich von Rembrandt malen lassen und haben dafür jeder ungefähr seine hundert Gulden bezahlt; außerdem dann noch der Hauptmann, der sich von Rembrandt zu der Hauptperson hat stempeln lassen und den Rembrandt auch gern als solche verwendet hat, da seine Eitelkeit Rembrandts künstlerischen Absichten entgegenkam. Aber 34 Figuren, wenn man den den Trommler anbellenden Hund mitzählt, sind dargestellt, also gerade die doppelte Anzahl. Nur die eine Hälfte sind also Porträts, die andere besteht aus Figuranten, die Rembrandt aus künstlerischen Gründen angebracht hat. Schmidt-Degener geht nun alle Dargestellten durch und verweist sie in eine der beiden Kategorien; bei den Hauptpersonen, die durch Kleidung und Waffen als solche gekennzeichnet sind, sowie bei den Nebenpersonen, die durch ihre ungünstige Stellung oder wie der mitlaufende Junge oder das mit dem silbernen Trinkhorn der Gilde paradierende Mädchen mit dem Hut als solche charakterisiert werden, ist die Sache ja einfach. Schwierigkeiten macht diese Einteilung dagegen bei den andern Personen; hier entscheidet dann entweder die phantastische Tracht oder das Porträtmäßige in Gesichtsausdruck und Haltung oder andere kleine Züge. Die Figuranten haben in dem Ensemble verschiedenerlei Funktionen zu erfüllen: sie vervollständigen die Stufenleiter der Lebensalter oder sie repräsentieren eine geringere Klasse von Menschen und geben dadurch den vornehmen Bürgern mehr Relief, oder endlich sie dienen dazu, die Bewegung des Zuges, die Richtung, die er genommen hat oder nehmen wird, zu verdeutlichen. Und diese scheinbar so ungeordnete Bewegung der Masse, die Zickzacklinie, in der diese Bewegung verläuft, erst bei dem Austritt aus dem nach Schmidt-Degener nicht rechtwinklig, sondern schief zu der Fassade laufenden Torbogen von links nach rechts und dann in den beiden Hauptfiguren von rechts nach links, läßt Schmidt-Degener die überraschendsten Folgerungen ziehen. Das Tor, das auf dem Gemälde den düstern Hintergrund abgibt, gehört nicht dem Schützenhaus an, sondern muß als ein Stadttor angesehen werden, das, wie das in jener Zeit bei Toranlagen häufig der Fall war und wie das an verschiedenen Beispielen illustriert wird, mit den zu ihm führenden Wegen und Brücken eine Zickzacklinie bildete. Nicht zu dieser Vorstellung eines Stadttores paßt allerdings die staffelförmige Anordnung des Vordergrundes; nach der verschiedenen Höhe der Figuren sind nämlich vor dem Tore drei Stufen anzunehmen, deren Ansätze und Fragmente auch bei einer genauen Betrachtung des Originals deutlich zu erkennen sind. Bemerkt muß hier noch werden, daß man sich die Gruppe rechts mit dem Trommelschläger und dem erhöht stehenden, seine rechte Hand befehlend ausstreckenden Sergeanten in Schwarz aus einem häufig neben dem Stadttor befindlichen Pförtchen, das zu den Wällen führte, heraustreten denken muß. Diese Stufenanlage hatte Rembrandt aber nötig, um seine Modelle alle sichtbar aufzustellen; er mußte für eine „Etagierung" sorgen. Merkwürdig ist nun wieder bei dieser Stufenanlage, daß dieselbe, wenn auch etwas modifiziert, jedesmal den andern Gegenständen angepaßt, in früheren Werken Rembrandts vorkommt und dort oft deutlicher wahrzunehmen ist als in der Nachtwache, wo die Lage der Stufen und besonders ihre eigentümliche barocke Form zum Teil erst aus der Stellung der Figuren erschlossen werden muß. Es ist ja überhaupt Schmidt-Degeners Methode, darzulegen, wie gewisse Einzelheiten des Gemäldes in früheren Werken des Meisters vorbereitet worden sind; dadurch kann manches Detail, das auf der Nachtwache zum Teil wegen der dicken Firnisschichten nicht mehr deutlich zu erkennen ist, wieder rekonstruiert werden, und dadurch wird auch zum Teil die Echtheit der Kopie von Lundens bewiesen. Ebenso wie die Treppenanlage detailgenetisch unter anderem in der Findung des Moses von 1633 und der Heimsuchung von 1640 vorbereitet ist, so lassen sich Vorläufer nachweisen für die Toranlage mit den in Zickzacklinien angelegten Wegen und Brücken und der hohen Bastion zur Seite, wie sie Schmidt-Degeners Untersuchungen für die Nachtwache wahrscheinlich machen; das Dunkel, in das der Hintergrund gehüllt ist, und den hohen Lichteinfall erklärt sich nämlich Schmidt-Degener durch eine links vorgebaute hohe Bastion, wie sie häufig Stadttore schützend flankierten. Eine solche An-

lage kommt z. B. auf einer Landschaft von 1640 im Besitze des Herrn von Ketteler in Ehringsfeld vor, eine ähnliche ist auf einer gleichzeitigen Landschaft im Besitze des Herzogs von Berwick und Alba in Madrid dargestellt; und Variationen und Fragmenten dieses Motivs begegnen wir auch auf der Landschaft in der Wallace-Collection und einer Zeichnung im British Museum. — Ist nun der Ort, wo wir uns die Kompagnie denken müssen, deutlich, — durch verschiedene von Schmidt-Degener konstruierte Grundrisse und eine von dem Rotterdamer Akademieprofessor Huib Luns entworfene genaue Skizze des Auszuges mit dem nach diesen Hypothesen ergänzten Vordergrund mit Zugbrücke und Gattertor vor derselben wird die ganze Situation besonders anschaulich gemacht — so erübrigt noch die Frage, was ist das Ziel dieses Auszuges. Schon in seinem ersten Artikel hatte Schmidt-Degener die Vermutung geäußert, daß der festliche Empfang der Maria de Medicis im Jahre 1638, über den ein in klassischem Latein von dem gelehrten van Baerle verfaßtes, mit zahlreichen Stichen geschmücktes Prachtwerk publiziert war und das 1642, dem Jahr der Vollendung der Nachtwache, noch in aller Erinnerung sein mußte, das Motiv zu dieser Darstellung geliefert habe. Was erst nur geistreiche Hypothese war, wird jetzt fast zur Gewißheit. Ein Kupfer in der „Medicea Hospes" zeigt uns die Amsterdamer Schützen auf der Straße und den Brücken vor Amsterdams schiefster Toranlage, dem Haarlemer Tor, spalierbildend zum Empfang der Königin aufgestellt. Diese Aufstellung läßt ausgeführt sehen, was der Hauptmann soeben befohlen hat; es ist wie eine Probe auf das Exempel. — Zum Schlusse folgen noch einige allgemeine Betrachtungen über das Verhältnis zwischen dem Künstler und der ihm gestellten Aufgabe; wie unfrei war doch ein Rembrandt in diesem Falle im Vergleich mit einem Raffael. Und doch waren mit dem engumschriebenen Thema auch Vorteile verbunden. Zuerst der Vorteil, daß das Sujet schon eine lange Entwicklung hinter sich hatte, und dann, daß mit diesem Sujet ein bestimmtes Gefühl zusammenging: der Patriotismus, zwar kein weit umfassender, sondern nur der beschränkte Lokalpatriotismus einer Schützenkompagnie, der dafür aber um so echter war. Die andern Barockkünstler hatten nur mit Scheingefühlen und mit Theaterleidenschaften zu tun; die antike und christliche Mythologie diente ihnen nur als Vorwand; ob Neptun oder Jehova, Venus oder Charitas, was kam es darauf an, wenn man nur die Möglichkeit hatte, mit Kontraposten und Verkürzungen zu paradieren. Auch Rembrandt radierte in dieser Zeit Heilige mit falschen, erborgten Gefühlen. Da warf ihm der Auftrag einer Amsterdamer Schützengilde ein Sujet in den Schoß, das ihm erlaubte wahr zu sein und Menschen von Fleisch und Blut darzustellen, das Leben zu verherrlichen, wie es sich vor seinen Augen abspielte, das Leben, dessen Lärm und Glanz ihn lockten und dessen Geheimnis und Rätsel ihn schon zu beunruhigen anfingen. Aber schließlich handelt es sich bei der Nachtwache weniger darum, wie das Sujet durchfühlt war, sondern wie die Form durchdacht war. Und darüber werden die Schlußkapitel von Schmidt-Degeners Betrachtungen handeln. Schade, daß einem diese Aufsätze in so kleinen Dosen und mit so langen Intervallen vorgesetzt werden; wie der Krieg, setzt sich diese Artikelserie schon ins vierte Jahr fort, und noch ist kein Ende abzusehen.

Der eingangs genannte Aufsatz über *von Zesen*, aus der Feder des Germanisten der Amsterdamer Universität, des Professors *Scholte*, findet sich an einem sehr verborgenen Platze, nämlich dem der Amsterdamer Lokalgeschichte gewidmeten Jahrbuche „Amstelodamum". Die Ehre einer so ausführlichen Behandlung in diesem lokalgeschichtlichen Werke verdankt von Zesen dem Umstande, daß er jahrzehntelang in Amsterdam gelebt hat, dieser seiner zweiten Heimat eine sehr fleißige und umfangreiche Stadtbeschreibung gewidmet hat, und Amsterdam und seine Umgegend den Schauplatz eines seiner Romane bildet. Diese gründliche Studie, die, weil von einem Holländer geschrieben, auch manche in Zesens Amsterdamer Roman geschilderte holländische Verhältnisse und Personen in eine neue Beleuchtung rückt, verdient auch wegen der guten Ausstattung und der Trefflichkeit der zahlreichen Wiedergaben von Illustrationen und Titelblättern, meistens in der Größe des Originals, unsere besondere Beachtung. Auf Einzelheiten der Scholteschen Untersuchungen einzugehen ist hier nicht der Ort; nur einige Resultate will ich hier mitteilen

Daß Zesen in Leiden promoviert hat, wie Goedeke unter Vorbehalt annimmt — er läßt es dahingestellt sein, ob Leiden oder Wittenberg der Ort seiner Promotion war — muß fallen gelassen werden; in dem 1875 erschienenen Album Studiosorum der Leidener Hochschule kommt sein Name nicht vor, ebensowenig in den Alben der anderen staatlichen holländischen Universitäten Utrecht und Groningen; und daß er im Amsterdamer Athenaeum illustre als Student eingetragen gewesen ist, hält Scholte für wenig wahrscheinlich; von einer Promotion in Amsterdam kann aber jedenfalls gar keine Rede sein. Eine andere Vermutung Goedekes aber, daß von Zesen in Amsterdam das Bürgerrecht erworben haben soll, wird durch die von Scholte beigebrachte Urkunde vom 20. Oktober 1663, in der ihm das Bürgerrecht verliehen wird und die in Faksimile abgebildet wird, bestätigt. Was den Zeitpunkt betrifft, in dem von Zesen zuerst Amsterdamer Boden betreten hat, so meint Scholte aus verschiedenen Gründen 1642 als das Jahr seiner Ankunft in Holland annehmen



zu müssen, und nicht 1641, zu dem man auf Grund einer Mitteilung von Zesens im Vorwort zu seiner Beschreibung von Amsterdam gelangen könnte. Diese scheinbar so belanglose Frage ist insofern von Wichtigkeit, als dadurch festgestellt werden kann, ob die Gründung der „Deutschgesinnten Genossenschaft", die 1643 in Hamburg erfolgte, vor oder nach seinem ersten holländischen Aufenthalte stattfand, und ob also die holländischen „Rederykerskamer" auf die Genossenschaft von Einfluß gewesen sein können. — Eingehend beschäftigt sich Scholte mit von Zesens Amsterdamer Roman „Die adriatische Rosemund"; derselbe enthält nicht nur starke autobiographische Elemente, wie man auch schon bisher annahm, sondern ist nach Scholte ein Stück Selbstbiographie in Romanform. Wie manches in diesem Werke durch die Kenntnis des Lebens des Verfassers erhellt wird, so finden andererseits auch Ereignisse im Leben von Zesens durch den Roman ihre Bestätigung. Erwähnt sei hier, daß der sowohl in diesem Roman wie in Briefen von Zesens vorkommende holländische Ort Reinwurf, der den deutschen Zesenforschern Schwierigkeiten bereitete, in der eigentümlichen Sprache von Zesens Utrecht = Ultrajectum = Trajectum ad Rhenum zu bedeuten hat. Die Reisen, die der Markhold des Romans und der Verfasser von Holland aus nach London und Paris unternehmen, die Beziehungen, die von Zesen mit Hugo de Groot, dem schwedischen Gesandten in Paris, der ihm einen Paß ausstellte, und den Herren von Palbitzky hatte, denen er seinen Roman widmet und die beide ebenfalls in schwedischem Dienst standen, sowie eine Stelle in Rists Friedejauchzendem Deutschland, legen nach Scholte die Vermutung nahe, daß von Zesen damals zu diplomatischen Sendungen verwendet worden ist. Ebenso wie nun Markhold-von Zesen eine wahre Figur ist, so hat man auch in dem weiblichen Partner, der adriatischen Rosemund, keine freie Schöpfung des Dichters, sondern eine ganz bestimmte Person zu sehen. Sie ist nach Scholte identisch mit der Rosemund, deren Tod er in einem Gedichte erwähnt und auf die er in seinem „Umtrunk" mit seinen holländischen Freunden anstößt. Dem Roman nach müßte sie eine Italienerin sein, und daran möchte Scholte allerdings nicht festhalten; aber ebensowenig will er wie Gebhardt in ihr eine Vollblutdeutsche sehen. Daß ihre Mutter eine Deutsche gewesen ist, hält er jedoch für wahrscheinlich; daher war auch Deutsch wohl die Sprache ihrer Liebe. Wegen der schwedischen Beziehung von Zesens ist Scholte geneigt, in dem Vater der Rosemund einen vornehmen schwedischen Diplomaten, und zwar einen Grafen von Thurn zu sehen, für den auch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses spräche. Während seines Pariser Aufenthaltes kommt Markhold von Zesen mit einem gewissen Wahrmund von der Tannen zusammen; auch dieser Begegnung liegt eine wahre Begebenheit zugrunde, und dieser Wahrmund von der Tannen ist wieder niemand anders als Esaias Rumpler von Löwenhalt, Mitglied der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", wofür Scholte die Belege erbringt. — In dem Schlußkapitel nimmt dann Scholte der Reihe nach von Zesens holländische Bekanntschaften durch; wir begegnen darunter dem Utrechter Baron Steven van Lamsweerde, der sprachkundigen und gelehrten Anna Maria Schuurmans, dem Dramatiker Nicolaes Fontein, dann der Dichterin Catharina Questiers, die von Vondel verschiedentlich als die niederländische Sappho besungen ist; auch mit Amos Comenius ist von Zesen hier in Amsterdam in Berührung gekommen. Ob er auch während seines Aufenthaltes in Holland mit Vondel bekannt geworden ist, scheint mehr als zweifelhaft; daß Vondel erst so spät, als Achtziger, im Jahre 1670 zum Mitglied der Deutschgesinnten Gesellschaft ernannt wurde, spricht nach Scholte gerade gegen eine nähere Bekanntschaft von Zesens mit Vondel, den er dann wohl schon früher der Mitgliedschaft für würdig befunden hätte, und für würdiger, als Hegenitz, den Verfasser des Itinerarium Hollandicum, und Steven van Lamsweerde, die von Zesen schon 1644 als Mitglieder berief. Ja Scholte folgert mit Recht aus dieser späten Ernennung, daß er von der Bedeutung dieses großen Zeitgenossen keine Ahnung gehabt habe. Deshalb möchte auch Scholte Vondel als den Verfasser eines kleinen vierzeiligen, holländischen Gedichts im „Ertzschrein" auf von Zesen, das mit den Initialen I. V. W. unterzeichnet ist, ablehnen, im Gegensatz zu J. E. Gillet, der in einem Aufsatz im Tydschrift voor Nederlandsche Letterkunde 1914 gerade für Vondel als den Dichter plädiert hat.

Zwei für von Zesens Lebensverhältnisse interessante Urkunden werden von Scholte außerdem noch zum erstenmal veröffentlicht, nämlich ein Faksimile des standesamtlichen Aufgebots von Zesens, mit der eigenhändigen Unterschrift des Schriftstellers und seiner Frau Maria Beckers (vom 13. Mai 1672), und sein im folgenden Jahre, 1673, aufgesetztes Testament. Auch werden in sehr guten Reproduktionen ein authentisches und ein mutmaßliches Bildnis von Zesens einander gegenübergestellt; das authentische ist ein Kupferstich von C. v. Hagen, mit einer französischen Unterschrift von Anna Maria Schuurman (auf dem Stich steht fälschlich Anne *Margarethe de* Schurman) und ein gemaltes Bildnis von G. de Lairesse, das sich als das Bildnis eines Unbekannten in der Galerie zu Kassel befindet, und in dem E. W. Moes Ph. von Zesen sehen zu müssen glaubte. Scholte will sich in dieser Frage kein Urteil erlauben; wir glauben aber doch, daß Moes nicht fehl ging, wenn er in diesem interessanten, etwas idealisierten



Kopf die charakteristischen Züge von Zesens, wie sie der Stich festhält, erkannte.

Amsterdam, Anfang Oktober.

M. D. Henkel.

Pariser Brief.

Die Modeschöpfungen und die kunstgewerblichen Arbeiten Poirets sind — um sie in Frankreich in Mißkredit zu bringen — von Konkurrenten Poirets und den Kriegsfanatikern, deren Lebenselement der Haß ist, als „travaux boches" verdächtigt worden. Herr Poiret soll in Frankreich den Stil des deutschen Kunstgewerbes haben heimisch machen wollen. Gegen diese Beschimpfung Poirets aufzutreten, wurden die Künstlerschaft, die Kunstkritik und die Vertreter der staatlichen Kunstpflege aufgefordert. Sie entledigten sich dieser Aufgabe weniger dadurch, daß sie Herrn Poiret verteidigten, als dadurch, daß sie im allgemeinen gegen den deutschen Einfluß im Kunstgewerbe und im besondern gegen die im Pariser Herbstsalon im Jahre 1910 stattgehabte Ausstellung Münchener Kunstgewerbes zu Felde zogen. Diese Ausstellung, die ich auf Veranlassung von Frantz Jourdain, des Vorsitzenden des Herbstsalons, seinerzeit veranstaltet habe, ist allerdings zum Ausgangspunkt einer großen Bewegung unter den französischen Kunstgewerblern geworden, die den Vorsprung, den die Deutschen vor ihnen gewonnen hatten, einzuholen trachteten. Vom Jahre 1910 an datiert der Aufschwung des französischen Kunstgewerbes. Es wurden nach deutschem Muster in Paris kunstgewerbliche Werkstätten errichtet, es wurden in Ausstellungen fertig eingerichtete Innenräume gezeigt, Herr Poiret rief eine kunstgewerbliche Schule ins Leben, in der Kissen, Lampen, Bucheinbände — kurzum alle kunstgewerblichen Gegenstände angefertigt wurden. Ich habe in früheren Jahren mehrfach auf die große und grundlegende Wirkung jener Münchener Ausstellung auf Frankreich hingewiesen, habe aber die Bedeutung dieser Wirkung scheinbar noch wesentlich unterschätzt, denn ich habe nicht anzunehmen gewagt, daß der deutsche Einfluß derartig tief gegriffen hat, daß nach dreijährigem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland es noch nötig sein würde, den ganzen Stab der Pariser Kunstpfleger, Kunstkritiker, Museumsdirektoren und Künstler aufzurufen, um den Einfluß der Münchener Kunstgewerbeausstellung von 1910 zu bekämpfen. Als ein Kampf gegen diesen Einfluß stellt sich die Sammlung von Briefen dar, die Henri Lapauze in der „Renaissance" vom 15. September veröffentlicht hat. Die rund zwanzig hervorragenden Vertreter der französischen Kunstwelt stellten dort erstens den außerordentlichen Einfluß jener Ausstellung fest und schlugen zweitens vor, die ganze Künstlerschaft zu mobilisieren, um diesen vernichtungswerten und unheilvollen Einfluß zu bekämpfen.

Armand Dayot, Inspecteur des Beaux-Arts, schreibt:

„Sans cette guerre atroce, qui à notre époque d'extrême civilisation, apparait comme le plus monstrueux des anachronismes, guerre atroce, mais libératrice, il faut bien le dire, l'activité du génie français disparaissait pour longtemps sous le flot épais et vaseux de la culture allemande.

Notre art décoratif, qui fit pendant des siècles notre gloire, cadre riant où se manifeste avec une si précieuse originalité, l'esprit de notre race, devait être le premier visé par le barbare parvenu, à cause sans doute de la puissance séductrice de la signification nationale.

Il fallait à tout prix le détruire, et dans son passé toujours rayonnant et dans sa dernière évolution, encore bien timide, mais riche d'espérances. Il fallait avant l'invasion définitive du Boche triomphant unifier le décor, afin que le nouvel occupant pût, à l'heure fixée, après environ un demi-siècle d'attente et de préparation, se trouver tout à fait chez lui et étaler sa suffisance massive et grossière ‚dans ses meubles', meubles sortis, tout battant neufs, des Fabriques de Munich."

Der Kunstkritiker Charles Saunier äußert sich folgendermaßen:

„Pas un quartier de Paris qui ne commençat à subir l'emprise de l'architecture germanique. Ici, c'était du boche funéraire; ainsi certain édifice dont on ne sait s'il abrite un lieu de plaisir ou s'il enclot un four crématoire. Là, c'était un immeuble à loyers aux verticales inflexibles comme un axiome de Bernhardi."

A. Roll, der Präsident der Société Nationale des Beaux-Arts, schreibt:

L'influence chez nous de goût munichois a tenu à la folie du tourisme qui nous possède, et snobisme des classes riches qui vivaient dans une atmosphère stupéfiante et laudative, soigneusement entretenue par les intéressés."

Falcou, Directeur des Beaux-Arts, gesteht:

„L'influence allemande sur l'architecture et surtout sur l'art décoratif fut incontestable dans les dix dernières années qui précédèrent les hostalités."

Ähnlich äußerten sich Albert Besnard, Georges Caïn, Etienne Charles, Eugène Delard, Maurice Faure, Levy-Dhumer u. a. Nur der Abgeordnete André Lebey hat den Mut gefunden, seine schon vor dem Kriege ausgesprochene Achtung vor den Leistungen der deutschen Außen- und Innenarchitektur zu wiederholen und darauf hinzuweisen, daß es lächerlich sei, jetzt alles Deutsche als wertlos und geschmacklos hinzustellen.

Ende September dieses Jahres erschien ein Be-



richt von Theophile Homolle über die Tätigkeit der Bibliothèque nationale in Paris im Jahre 1916, aus dem hervorgeht, daß die Druckschriftenabteilung ihre Beamten auf 42% verringerte, die Kupferstichabteilung auf 33%, die Manuskripten- und Medaillenabteilung auf je 66%. Die Besucherzahl in der Druckschriftenabteilung sank auf 59%, in der Kupferstichsammlung auf 40%, in der Manuskripten- und Medaillensammlung auf 26 und 39%. Die Kredite für das Material und den Katalog sind auf die Hälfte, d. h. auf 165000 und 40000 Francs vereinbart, was, vornehmlich bei der Preiserhöhung für Papier, empfindlich gering erschien. Die Heizungskosten mußten von 20000 Francs auf 41957 Francs 28 Cent. erhöht werden. Für Anschaffungen wurden nur 68500 Francs zur Verfügung gestellt, 21500 Francs weniger als im Vorjahre; für Einbände 31000 Francs. Die Zahl der Bearbeiter des Kataloges ist von 14 auf 2 gesunken. Die erforderlichen Bauarbeiten sind sehr ins Stocken geraten; das Budget wurde von 400000 Francs auf 116000 Francs beschränkt. Nach dieser allgemeinen Übersicht folgt ein Bericht über die einzelnen Abteilungen, aus dem einige Ziffern interessieren dürften:

I. Druckschriftenabteilung.

	Besucher im Vergleich zu 1915	Ausgeliehene Werke im Vergleich zu 1915
Arbeitssaal	111268 — 6209	251419 — 13065
Öffentlicher Lesesaal	21826 — 3069	27884 — 2958
Geographischer Saal	987 + 255	5304 + 1140
	134031 — 9023	284607 — 14883

Neuerwerbungen.

	Pflichtexemplare im Vergl. zu 1915	Neuerwerbungen im Vergleich zu 1915	Geschenke	Departements-Pflichtexemplare
Bücher, Flugschriften, Plakate .	2496 + 243	4467 — 3843	4966 — 417	3666 + 349
Noten.	1745 + 136			23 + 18
Zeitungen, Zeitschriften, Flugbl. .	250000	23000 — 11000		
Ausländische Dissertationen . . .		— 759		
Geographie	147 — 47	55 — 36	137 — 35	

Die Botschafter in Washington und im Haag unterstützten die Bibliothek durch Zuwendungen. „Les spécimens de la gigantesque propagande allemande tiennent une importante place; elle emploie toutes les langues de l'Europe, de l'Orient, de l'Extrème Orient et du nouveau Monde.“ Die Bibliothek besitzt 150 Frontzeitungen, 112 französische, 30 englische, 8 belgische. Levy stiftete Le style parisien (1915) Meynial la guirlande des mois. Von dem Hauptkatalog sind drei neue Bände erschienen. Der schwerverwundete Bibliothekar Descharmes bereitet als nächsten Band die Bibliographie über Victor Hugo vor.

Folgende Manuskripte wurden erworben:

Opuscules médicaux de Galien: ancienne traduction latine du douzième siècle.

Sermons du pape Innocent III, manuscrit latin du treizième siècle.

Somme des cas de conscience, de Raymond de Pénafort, manuscrit latin du treizième siècle.

Fragment d'un cartulaire de l'église de Noyon, manuscrit latin du treizième siècle.

Terrier de la maison de Ubertini, avec miniatures (1423).

Exempla, narretiones, fabulae poetarum, manuscrit latin du quinzième siècle.

Histoire inédite de la ville et du diocèse de Clermont-Ferrand, manuscrit du dix-huitième siècle.

Correspondance des maréchaux de Castries et de Vaux avec M. de Neuilly, ministre plénipotentiaire à Gènes, au sujet de l'annexion de la Corse (1754—1759).

Dazu kommen noch eine ganze Reihe von Geschenken und Stiftungen.

Blochet veröffentlichte im Journal asiatique den Katalog der orientalischen Manuskripte, die Decourdemanche gestiftet hat, und setzte den dritten Band des Kataloges der persischen Manuskripte fort. Die Fortsetzung des von Courant bearbeiteten Kataloges der chinesischen Bücher mußte unterbrochen werden.

Aus diesem Bericht, der hier nur auszugsweise wiedergegeben werden kann, ist zu entnehmen, daß die französischen Gelehrten mit Eifer und Aufopferung sich bemühten, der Kriegsschwierigkeiten Herr zu werden und ihre Friedensarbeiten fortzusetzen, soweit ihre Kräfte und die Mittel es ihnen gestatten.

Auf kunstgewerblichem Gebiet ist schon vor mehreren Monaten ein heftiger Kampf gegen das deutsche Spielzeug eingeleitet; er wird für den kommenden Winter im großen Stile ausgebaut, wie Le Sémaphore de Marseille vom 14. September mitteilt. Ein Monsieur d'Allemagne (sic!) hat in einer Histoire du jouet français den verderblichen Einfluß des deutschen Spielzeuges von der Zeit Colberts bis auf die Gegenwart nachgewiesen. Alle Arten von Spielzeug wurden seit Jahrhunderten aus Deutschland eingeführt, waren aber, wie Monsieur d'Allemagne behauptet, ausschließlich Nachahmungen französischer Erfindungen. Die französische Spielzeugindustrie dagegen hat stets Originalität und Phantasie entwickelt. Unter dem Vorsitz von Frau Sauter (auch das ist nicht gerade ein lateinischer Name) hat sich eine Fédération

du jouet français gebildet, die dem verkannten französischen Spielzeug zur Anerkennung in der Weltwirtschaft verhelfen will. Ein Monsieur Keller (aber das muß ja auch ein boche sein!) ist beauftragt worden, Spielzeuge zu entwerfen, in denen den Kindern die Erinnerung an den großen Krieg übermittelt wird und lebendig bleibt. Warum werden gerade boches für diesen Kampf für Frankreich ausgewählt? Sollte die Entvölkerung in Frankreich schon derartige Fortschritte gemacht haben, daß sich nicht einmal mehr echte Franzosen zu dem Kampf für die französische Kultur finden lassen?

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Die Leser von Justis „Winckelmann" werden sich vielleicht des zurückhaltenden Urteils erinnern, welches in diesem Werke über den Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft in Halle zu Winckelmanns Studienzeit, Johann Heinrich Schulze, gefällt wird: „Ein ebenso stiller und menschenscheuer, wie fleißiger und begabter Gelehrter, der nur leider sein ganzes Leben hindurch zwischen Linguistik und Medizin, wie zwischen zwei verschiedenen Existenzen herüber und hinüber schwankte." In dem von Winckelmann gehörten Kolleg über griechische und römische Altertümer nach Münzen deckte er in den Mythen gelegentlich chemische Allegorien und spinozistische Geheimlehren auf, war er doch selbst aller Naturwissenschaften, auch der Scheidekunst, beflissen. Wie auf manchem anderen Wissensgebiet führten ihn seine Arbeiten auch auf diesem Felde zu einem Erfolg, der ihn uns heute noch interessant macht. 1727 veröffentlichte er in den „Ephemeriden" der kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher seine Entdeckung der Schwärzung der Silbersalze am Lichte, die er als photochemische Wirkung der Lichtstrahlen erkannte und von der Wirkung der Wärme unterschied. Auf dieses „nachdenkliche experimentum scotophorum" ist er später noch einmal in seinen „Chemischen Versuchen" (1745) zurückgekommen, aber die Zeitgenossen wußten damit so wenig anzufangen wie mit Hellots (1737) erneuter Feststellung der Lichtempfindlichkeit eines mit Silbernitratlösung bestrichenen Papiers.

Der Direktor unserer Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Hofrat *J. M. Eder*, hat die Priorität des deutschen Gelehrten bereits in seiner grundlegenden „Geschichte der Photographie" (Halle 1905) nachgewiesen, Schulzes Abhandlung in den „Quellenschriften zu den frühesten Anfängen der Photographie bis zum 18. Jahrhundert" (Halle 1913) wieder zum Abdruck gebracht und bietet uns jetzt unter dem Titel „Johann Heinrich Schulze" den „Lebenslauf des Erfinders des ersten photographischen Verfahrens und des Begründers der Geschichte der Medizin", 11 Druckbogen in Quart mit drei Tafeln (vorzüglichen Reproduktionen der Bildnisse Schulzes), einer Illustration im Text (Nachbildung der zu Schulzes Andenken geschlagenen, höchst selten gewordenen Denkmünze in Lichtdruck) und Buchschmuck im Geschmack des 18. Jahrhunderts. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis der literarischen Werke Schulzes, das Register der chemischen Zeichen in seinem Buch „Chemische Versuche" in getreuer phototypischer Reproduktion sowie ein in Lichtdruck wiedergegebenes lateinisches Handschreiben des Gelehrten an A. E. Büchner vom 8. Oktober 1740. Die Drucklegung, die Herstellung der Illustrationstafeln und die gesamte Buchausstattung wurde in den „Invalidenkursen" der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien durchgeführt, und so wird auch dieses stiller Wissenschaft gewidmete Werk ein rühmliches Erinnerungsmal an die große Kriegszeit und an die zwecktätige Hilfsbereitschaft im Hinterland bleiben.

Zwei anregende und fördernde „Studien zur Kunstgeschichte" veröffentlicht der ungarische Kunstforscher *Bela Lázár* im Wiener Kunstverlag Anton Schroll & Co. Die eine ist dem jedem Besucher Prags wohlbekannten Heiligen Georg als Drachentöter gewidmet, jenem Bronzeguß der Meister Martin und Georg von Clussenberch (Klausenburg, daher magyarisch Kolozsvári) aus dem Jahre 1373, der jetzt auf dem Hradschin an der Südseite der St. Georgskirche aufgestellt ist und als einzigartiges Werk des 14. Jahrhunderts der deutschen, ungarischen und tschechischen Kunstforschung schon so manches Rätsel aufgegeben hat, so daß ihn schließlich Stech und Wirth, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, für eine Renaissanceüberarbeitung aus dem 16. Jahrhundert erklärten. Ein reiches Bildermaterial ermöglicht es Lázár, zwei Typen in der Darstellung des hl. Georg, einen mehr idealen und einen anderen mehr realistischen, festzustellen und den Nachweis zu erbringen, daß das Werk der Brüder Clussenberch dem realistischen Typus angehört, sowie daß die an ihm auffallenden Einzelheiten (das Ausweichen des Pferdes aus dem strengen Profil, sein Verlassen der Achse, die Einbiegung des Halses, ferner die Andeutung der Landschaft und die genaue Bearbeitung von Reiter und Pferd) sich alle, namentlich aus der Kunst der Miniatoren, vor 1373 belegen lassen. Die zweite, ebenfalls mit Abbildungen reich ausgestattete Abhandlung beschäftigt sich mit einer der neuesten Erwerbungen des Ernst-Museums in Budapest, einem Gemälde des Memminger Meisters Bernhard Strigel, Hofmalers Kaiser Maximilians I., das den König Wladislaus II.



mit Sohn und Tochter darstellt, wie sie von dem heiligen König Ladislaus der visionär erblickten Schutzherrin Ungarns, der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, empfohlen werden.

Die im gleichen Verlag soeben erschienene dritte Auflage des rühmlich bekannten Tafelwerks von *Josef Folnesics* „Innenräume und Hausrat der Empire- und Biedermeierzeit in Österreich-Ungarn" ist auch schon wieder fast vergriffen: ein schöner sachlicher, nicht bloß in der herrschenden Mode begründeter Erfolg.

Die Direktion der k. k. österreichischen Staatsgalerie beabsichtigt „Mitteilungen" in zwangloser Folge herauszugeben (ebenda). Das erste Heft (Juni 1917) enthält ein Verzeichnis der im Dezember 1916 erfolgten Neuaufstellung der (bis zur Errichtung eines eigenen Gebäudes räumlich sehr beschränkten) Sammlung mit Abbildungen von neun Galeriewerken; im zweiten Heft wird über die Neuerwerbungen des Jahres 1917 berichtet werden.

Im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses" (33. Band, 6. Heft) bespricht *Lili Fröhlich-Bum* im Nachtrag zu ihrem größeren Aufsatz im 31. Band „Einige unbekannte Werke des Andrea Schiavone", und *Gustav Bodenstein* setzt seine dankenswerte Veröffentlichung von „Quellen zur Geschichte der kaiserlichen Haussammlungen und der Kunstbestrebungen des allerhöchsten Erzhauses" nach Urkunden aus dem k. u. k. Reichsfinanzarchiv in Wien weiter fort.

Über den noch wenig bekannten und in seinen Lebensschicksalen und Leistungen nur mangelhaft erforschten Altwiener Landschafter und Vedutenmaler Eduard Gurk (1802—1841) findet sich ein mit Franzensbader Ansichten aus Goethes Zeit geschmückter Aufsatz von *Leo Grünstein* in der „Chronik" (Nr. 15).

Eine „Schwindmappe" oder eigentlich sechs Mappen mit je zwölf Bildern mit besonderer Berücksichtigung der in der Schackgalerie vorhandenen Werke des Meisters in handaquarellierten Nachbildungen von *Anette von Eckardt* mit einem Begleitwort von *Edwin Redslob-Erfurt* kündigt der Verlag G. W. Dietrich in München an (Subskriptionspreis etwa 1200 Mark, der Einzelmappe etwa 225 Mark).

An lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen von Männern der Wissenschaft oder des Staatslebens ist Deutsch-Österreich nicht allzu reich. Um so größer ist das Interesse, das wir nach den Erinnerungen von Eduard Sueß den politischen Memoiren eines der ältesten noch wirksamen deutschliberalen Parlamentarier entgegenbringen, den auf drei Bände berechneten Beiträgen „Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861—1916" von *Alois Freiherrn von Czedik* (Teschen, Karl Prochaska).

Von einer umfassenden, aktenmäßigen Geschichte des großen Weltkrieges mit besonderer Berücksichtigung Österreich-Ungarns unter dem Titel „Unteilbar und untrennbar", unter der Leitung des Generals der Infanterie Emil Freiherrn von Woinowich und des Generalmajors Max Ritter von Hoen herausgegeben und redigiert von Oberst Alois Veltzé, Vorstand der Schriftenabteilung des k. u. k. Kriegsarchivs, ist soeben der erste Band mit zahlreichen Tafeln, sieben Karten in Farbendruck und über 1000 Abbildungen erschienen (Wien, Verlag für vaterländische Literatur, drei Bände in Leinen K 100.—, Band I K 35.—).

Wendelin Haideggers Darstellung des „Europäischen Krieges. Seine Entstehung und Tragweite und sein bisheriger Verlauf" (Innsbruck, Vereinsbuchhandlung) ist bereits bis zum 7. Band gediehen.

Die Austriaca und Polonica der letzten drei Jahre dürften schon zu einer Bibliothek angewachsen sein. Wir verzeichnen allein aus den jüngstverflossenen Wochen eine geographische Skizze von *K. Sapper*, zwei Arbeiten über das Währungsproblem von *Felix Somary* und *Ernst Makai*, eine sozialpolitische Studie von *Friedrich Graf Marenzi* „Das neue Österreich, ein glückliches Österreich?", anonyme Broschüren über „Die neue Lage in Österreich und die Deutschen", „Österreichs Kriegsziele", „Österreich-Ungarn und die südslawische Frage", „Sérajévo. La conspiration serbe contre la monarchie austro-hongroise", „Die Gesamtzahl der Polen" von E. v. Romer, „Freiheitshort. Deutung der Geschichte Polens" von Stefan Buszczynski, „Geist der Geschichte Polens" von Anton Choloniewski u. a. m. Dazu kommt Dynastisches: ein Anekdotenbüchlein „Aus dem Leben der kaiserlichen Familie" von Austriacus (Linz, Preßverein) und „Kaiser Karl von Österreich, König von Ungarn" von Artur Achleitner (Berlin, Gebrüder Paetel).

Eine Art spekulativer Geographie betreibt *Erwin Hanslik* in seinem früher Strzygowskis Institut für Kunstforschung angegliederten, jetzt selbständigen „Institut für Kulturforschung". Seinem bereits heftig umstrittenen Buch „Österreich. Erde und Geist" (Wien, Verlag des Instituts) folgt nunmehr ein Werk „Menschheit. I. Natur der Menschheit. II. Geschichte der Menschheit" mit dreißig Weltkartenbildern (auch als Wandbilder zu beziehen), gezeichnet unter Leitung von A. Roller, ausgeführt im k. k. Militär-geographischen Institut und „Der nahe Orient, Indien und Ostasien. Kulturstudien" (ebenda). Eine weitere Schrift des Instituts bringt Gedanken des Wiener Semitologen *Harry Torczyner* „Vom Ideengehalt der hebräischen Sprache".

Die Literarhistoriker können als neue Gattung den „Weltkriegroman" vormerken, den *Camillo Morgan* mit „Adria nostra!" geliefert hat (Öden-

burg, G. Röttig & Sohn); auf demselben Boden spielt *Luis Humpelers* Roman aus dem Lande der Irredenta „Die Ruine von Salurn" (Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchdruckerei).

Mit dem Tag und seinen Forderungen hängen zwei neue Gaben von Richard Schaukal zusammen, „Kriegslieder aus Österreich" (Wien, Graphische Lehr- und Versuchsanstalt) und „Heimat. Kindheitserinnerungen" mit einer Radierung von Johann Wolfgang Schaukal (Wien, Schulbücherverlag). Ein Thema, sicher des tiefsten Mitgefühls, schlägt *Helene Kodolitsch von Neuweinsberg* in ihrem Gedichtbändchen „Mein Blinder" an (Graz, Leykam).

Daß aber die Zahl derer, die sich aus dem Jammer und Elend des Weltkrieges in den utopischen „Krieg der Welten" flüchten mögen, gar nicht so gering ist, lehrt das Erscheinen von *H. G. Wells* Jules-Verneiade, in *Crüwells* allerdings trefflicher Übersetzung, in zweiter Auflage (Wien, Moritz Perles).

Wien, Anfang Oktober 1917.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Catullus, Gedichte. Deutsch von *Max Brod.* Verlegt bei *Georg Müller, München* und *Leipzig.*

Auch diese Welt gab es einst! denkt man verwundert in der furchtbaren Wirrnis des großen Krieges — und schon ist man genießerisch in Catulls liebliche Landschaft und die reife Kultur seines Roms versunken. Max Brod, Dichter, Philosoph, Musiker, Ethiker, gibt hier die erste vollständige Übersetzung aller Gedichte des römischen Dichters, der am meisten unter den dichtenden Männern seines Zeitalters, trotz frühzeitigen Todes, ein Dichter genannt zu werden verdient. Und man kann gleich sagen, daß eine bessere Übersetzung Catulls sich kaum denken läßt, daß also diese erste deutsche Gesamtausgabe auch als die endgültige bezeichnet werden kann. Zwar hat Brod die fragmentarische Übersetzung des alten K. W. Ramler benutzt, aber er hat alles, was nach 18. Jahrhundert klingt, abgestreift; er zeigt nirgends jenes zwangsweise Strecken oder Abkürzen der Worte, welches in mangelhaften Übersetzungen oft peinlich hervortritt; in reinlichem Deutsch, in glattem, geschmeidigem Fluß strömen die antiken Strophen dahin. Vor allem ist es Brod gelungen, die Lieblichkeit und Anmut, aber auch die zarte Melancholie der Gedichte Catulls zu bewahren.

Und so sind wir plötzlich in Rom, das triumphierend als Kopf über dem Leib der ganzen Welt atmet, stehen inmitten der politischen und literarischen Geselligkeit, hören Literatenklatsch und -Zänkereien, schöne Gelübde der Freundschaft, vernehmen spitze Spott- und Haßgedichte auf üble Typen der Großstadt, mittelmäßige Dichter und auf Nebenbuhler, wir sind verstrickt in pervertierte Erotik, in Ehebruch und Knabenliebe. Allen Lärm des Tages aber überblüht die unglückselige Liebe Catulls zu Lesbia, die ihn immer betrügt und immer lockt, die er verläßt und verhöhnt, und zu der er dennoch immer wieder zurückkehrt, seine verzückten Zärtlichkeiten oder den Sperling der Geliebten besingend, ihre ewige Trennung ansagend, und sich nach dem vertrauten Leib der Vielliebenden sehnend, eine Innigkeit und Wärme ausstrahlend, die sonst der römischen Liebeslyrik fremd ist. Nicht nur die Verworfenheit der Geliebten erkennt und verachtet er, sondern auch die Verderbtheit seiner Epoche, deren Unsitten und Unflätigkeiten auch in seine Dichtung und sein Wesen übergegangen sind. Aber weder von Lesbia noch von seiner Zeit vermag er sich zu befreien, die er beide verhöhnt zugleich und liebt. Doch flüchtet er zuweilen in andere Bezirke des Geistes und Lebens: er ergeht sich in behaglichen Ausspinnungen der antiken Mythe und Sage, stimmt feierliche und frohe Hochzeitsgesänge an und entflieht in die reine Einfachheit seines Landguts. Dann ertönt das Lob der alten Zeit und ländlicher Sitten und Lebensweise, und es steigt aus seiner Dichtung still und lieblich heraus die Halbinsel Sirmio und der blaue Gardasee . . . jener See, über den jetzt die Riesengeschütze der Völker hindonnern. Und mit dieser Vorstellung versinkt wieder die Welt Catulls unter den Trümmern unserer Zeit, die aber nicht verschütten kann jene in raschem Tempo gleitenden, schnell Gegenstand und Bild wechselnden, lebendigen Poesien eines geschmeidigen Geistes.

Kurt Pinthus.

Carl Hagemann, Der Mime. Die Kunst des Schauspielers und Opernsängers. 3. Aufl. *Berlin, Schuster & Loeffler.* 1916. 6 M.

Dem 1. Band der „Modernen Bühnenkunst", „Regie", (vgl. Novemberheft 1916 dieser Zeitschrift) läßt Hagemann bald den 2., abschließenden Band folgen. Der erste Teil, „Schauspielkunst", druckt unverändert das frühere gleichnamige Buch ab, der zweite Teil „Opernkunst" komponiert das frühere Werk „Oper und Szene" zu einem ästhetischen System. Hagemann sieht die Bühnenästhetik im Sinne Hugo Dingers und der wissenschaftlichen Tradition als Normwissenschaft an. Ich stehe auf dem entgegengesetzten Standpunkt der deskriptiven, ja experimentellen Bühnenästhetik und habe dennoch das Buch im erregten Lesen mit einstimmenden Randnoten und Rufzeichen durchsetzt wie ein Gymnasiast. Schon die Abkehr von der Nachahmungstheorie des 18. Jahrhunderts



und Rötschers zu einer modernen Definition der Schauspielkunst wirkt erlösend: „Schauspielen heißt also: das innere Wesen und Handeln eines vom Dichter geschauten, in dem Dialog und auf Grund von Bühnenanweisungen festgelegten Menschen durch äußere Mittel (Symbole) auf einer gegebenen Bühne vor einem gegebenen Zuschauerkreise zur Darstellung zu bringen." (Ich würde noch hinzufügen: in einem gegebenen Ensemble.) Es heißt: „den Typus im Individuum darstellen." Man denke nur Wort für Wort in seine Folgen durch! Und aus dieser Definition ergeben sich dann wie von selbst alle Normen. Grundton und Grundhaltung der Rolle, Rhythmik, Metrik, Tempo und Dynamik (wozu ich noch in Analogie zu Riemanns Musikästhetik die wichtige Agogik stelle). Die Gebärden in malende und akzentuierende eingeteilt, wie es das 18. Jahrhundert tat, würde ich lieber aus Wundt als mimische und pantomimische Gebärden abgeleitet und sie als Wurzeln der Sprache (Lautgebärden) behandelt sehen. Die lyrischen und dramatischen Potenzen der Maske und des Kostüms, der schauspielerische Schöpfungsprozeß, die soziale Stellung und Bildung des Schauspielers sind klar analysiert. Wie spricht es doch aus unserer Scham heraus: „Der Schauspieler gehört meistens zu den auf die Dauer unangenehmsten Gesellschaftern, die man sich ausdenken kann. Es gibt für ihn gewöhnlich nur ein Thema: seine Kunst und er — er mit Rücksicht auf seine Kunst." (Wäre es nur so! Aber über seine Kunst denkt er so wenig nach, als er über sie spricht! Nur Er, nur seine Erfolge!) Das gilt vom Schauspieler und noch mehr vom Opernsänger. Ausbrüche des feinen Menschen und Künstlers, welcher unter der kunstästhetischen Unwürdigkeit des mit Recht so heißenden Opern*betriebes* tief leidet, füllen den Teil „Opernkunst". Betrieb, nicht Kunst! „Hier muß eigentlich noch alles geschehen. Trotz Bayreuth." Ein revolutionäres Wort — bei aller Vorsicht im Ausdruck — zeigt den Weg. „Was wir also für die Oper brauchen, ist ein wirklicher und selbständiger Leiter der Aufführung. Dies kann zunächst (!) der *Oberregisseur* sein, wenn er musikalisch genug ist, um die verantwortliche Leitung des Gesamtwerkes, des szenischen und des musikalischen Teiles in sich zu vereinigen. Dieser Leiter braucht dann Unterregisseure und zu diesen Unterregisseuren gehören auch der oder die Kapellmeister." Ich höre unter diesem Peitschenhieb die Tradition aufschreien, wütend oder grell auflachend. Gemach! Die Oper ist *Bühnen*kunstwerk. Und weil der bis jetzt regieführende Baßbuffo gewohnt war, unterm Stab des Kapellmeisters zu ducken, darum braucht es nicht so zu bleiben. Wagner und Pfitzner dirigierten nicht, sondern inszenierten ihre Werke, zeigten also, wohin die dramatischen Komponisten ihr Schwergewicht neigen. Und Mahler und Mottl waren als Opernleiter wie als Dirigenten (!) dramatische Künstler, also Regisseure. Einige Dirigenten solcher Art gibt es ja noch! Der Ruf Hagemanns nach mehr Proben für die Oper als für das Schauspiel ist darnach ebensowenig paradox wie der nach Textleseproben (Richard Wagner!), wie der, daß nicht mehr darstellerisch gänzlich ungeschulte Sänger dem Regisseur auf die Bühne gestellt werden, wie der nach dem Einschreiten dagegen, „daß sogenannte erste Kräfte aus der Höhe ihrer Bezüge das Recht entnehmen, sich über Gebühr vorzudrängen und den organischen Zusammenhang des Ganzen zu durchbrechen". Gut singen ist alles, sagt der absolute Kapellmeister. Gut singen ist selbstverständlich, aber nur Vorbedingung, sagt der Regisseur und hat einzig recht. Die Ausführungen Hagemanns über die Opernsänger, deren Gebärdenschulung „auf Schwächung der Quantität und auf eine Steigerung der Qualität und Intensität hinauslaufen muß", über die Starrheit ihrer Mimik, über die rhythmisch-gestische Ausdeutung der Wagnerischen und die psychologisch-schauspielerische der Mozartschen Musik sind ebenso fein beobachtet, wie jene über die französischen Opernstile („der Deutsche spielt eine bestimmte Rolle, der Franzose spielt in einem bestimmten Stück"), über das Kostümtragen und die Chorschauspieler. Daß die Dekoration den Arbeiten Appias und Mahlers zu folgen hat, ist auch Hagemann noch Ideal — schwer zu verwirklichen. „Daß der entscheidende Schritt, wie so oft, gegen das große Publikum (und seine geistige Vertretung: die Kitschpresse) getan werden muß, macht das künstlerische Unternehmen nicht gerade leichter und dankbarer." Weiß Gott!

Ernst Lert.

Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung. Neue Gedichte. 93 S. *Leipzig, Kurt Wolff Verlag.* 1917.

Dieser Band neuer Gedichte Hasenclevers krönt vorläufig eine Entwicklung. Das Schweifen spielender Formkräfte erscheint gebändigt. Wesen gestaltete sich streng zu runder und zielgewisser Geschliffenheit. Die Leidenschaft, die den „Sohn" feurig durchpulst, wirkt hier als Rhythmus jungen, blühenden Auftriebes; eine brausende Dynamik seelisch hochgespannter Energien treibt in jedem Vers. Das früher allzu Spielerische der Formen verlor sich vor dem bewußten Willen zum Ausdruck. H. hat an Einheitsgewalt inneren Zusammenschlusses beträchtlich gewonnen. Zweierlei wird Stütze in dem kreisenden Chaos des tausendfach andrängenden Stoffes: Erkenntnis und Wille zur Tat, Triumph des sieghaften Bewußtseins und tätige Annäherung an die Vollkommenheit einer geistgeborenen Idee. Hier Herold einer

neuen Zeit, deren Werden als erster Morgenhauch erlösend gefühlt wird, hallt seine Stimme wie helltöniger Fanfarenruf. Dieser starke Ton des Rufers ist das Persönlichste und Beglückendste an Hasenclevers Lyrik. In anderen, wie „Todesanzeige", „Grenzfeuer", „Freund und Krankheit", tönt er in geistiger Bruderschaft an Werfels Art an. Wir durchlaufen wie in einem Spiegel die Zeit: schwermütige Ahnungen, Hingabe an Schmerzen und Nöte, Erlösungssehnsucht und Verheißung. Wenn er aber die Bereitschaft des Tuns fordert, des Tuns aus der Keuschheit unbeirrter Erkenntnis, so weiß er auch die mannigfachen Hemmungen:

Lerne hier die Grenzen des Bezirkes,
Daß die Tat nicht an dem Geist zerschellt,
Was du ahnst, ergreif es und bewirk es!
Denn in einer heiteren Ferne Sendung
Lebt Erfüllung, die dich nicht erreicht.
Alles Tun ist Stückwerk der Vollendung,
Nur ein Bild, vor dem die Kraft nicht weicht."

Erkenntnis aber braucht nicht — sie kann es — das Elementare der antreibenden Gefühle zu zersetzen; sie kann mit ihm eins werden in einer neuen gestrafften Kraft. Aus der verzweifelten Klage über den Trümmern einer Welt, die sich selbst zerstört hat, löst sich das Gebot zum Aufbau:

„*Ermannt euch von dem Gestirne,*
Um das die Verwesung kreist,
In den Totentanz der Gehirne
Stoßt die Fackel, es werde Geist!"

Friedrich Sebrecht.

Thomas Theodor Heine, Kleine Bilder aus großer Zeit. *München* 1917. *Simplicissimus-Verlag*. 4, 106 (108) S. quer 8°. 1 M.

Von allen unseren Kriegskunstzeitschriften hat der Münchener Simplicissimus wohl den höchsten künstlerischen Standpunkt zu behaupten verstanden, wenigstens soweit es sich um die Gesamterscheinung der leider immer bandreicher werdenden Kriegsjahrgänge des Blattes handelt. Und auch das dünne Heft mit Spottbildern seines Hauptmitarbeiters gehört trotz seines teilweise leichteren Inhalts zu den schwerwiegendsten Erzeugnissen der Griffelkunst des Weltkrieges. Die Th. Th. Heine-Linie kommt auf den Schwarz-Weiß-Blättern des Büchleins zur vollen Wirkung. Das kleine Bilderwerk erschöpft sich nicht in Anspielungen auf das Tagesereignis und in der Benutzung oberflächlicher Schlagworte. Die Beziehungen zu den Erscheinungen der Gegenwart erweitern sich in der Perspektive des genialen Karikaturisten, das ewige, das große Lachen der Meister der Satire klingt uns aus manchem Blatt des billigen Buches entgegen, vor dem mancher Prachtwerkstolz erlogen erscheint. Die Über- und Unterschriften stören freilich gelegentlich, wie auch im Simplicissimus, die Bilder ohne Worte würden bisweilen wohl noch packender sein. Allerdings mögen die Witze als eine notwendige Zutat gelten, die das Buch der Menge seiner Käufer und Leser mundgerecht machen muß. Der Preis des Bandes mit seinen 106 Bildern ist sehr volkstümlich. Außerdem wurde eine Vorzugsausgabe in 100 Abzügen veranstaltet.

Mit der Zunahme der in den letzten Jahren auf holzhaltigen Papieren gedruckten Auflagen gewinnt die Sonderausgabe auf einem holzfreien Papier bei aller sonstigen Bescheidenheit ihrer Ausstattung einen Sammlungswert, der nicht nur auf ihrer Ausstattungsbesonderheit beruht. Die Bibliophilen müssen sich ihre Neuerwerbungen, auf die sie einigen Wert legen, jetzt auch unter diesem nur praktischen Gesichtspunkt ansehen, um, wenn das möglich ist, durch Auswahl einer holzfreien Ausgabe künftigem Ärger vorzubeugen. Ein Trost ist es freilich, daß die große Menge der Kriegsliteratur den Keim der Selbstvernichtung in sich trägt. Denn es gibt nicht allein kluge Kriegsschriften, sondern auch andere in ziemlicher Zahl, denen ein baldiges Versinken ins Meer der Vergessenheit zu wünschen ist. G. A. E. B.

Albert Hendschel, Kinder und Käuze. Skizzen. *Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart.* S. 1—15 und Skizzen 1—80. Preis 1,50 M., in Pappband 2 M.

Es war zu Weihnachten 1871, daß der Künstler seine erste Schwarzweißmappe, „Aus Albert Hendschels Skizzenbuch" betitelt, herausgegeben hat. Mit ihr wie mit den weiteren Mappen, die er nachfolgen ließ, hat er einen außerordentlichen Erfolg davongetragen, der noch etliche Jahre über seinen 1883 erfolgten Tod vorhielt. Dem jungen Geschlecht ist aber Hendschel fast ein Fremder geworden, und so war es ein glücklicher Einfall, ihn in einer kurzen treffenden Charakteristik und 80 geschickt ausgesuchten Proben seiner Zeichenkunst der Gegenwart wieder nahe zu bringen. Durch das reizende Büchlein fühlen wir uns in jene nun schon altväterisch gewordenen Zeiten zurückversetzt, da die Schwarzweißkunst noch mehr im idyllisch liebenswürdigen Humor als in der scharfen Satire oder grotesken Karikatur ihre Triumphe suchte. Hendschels Darstellungen aus dem kleinbürgerlichen Leben, zu denen er die Modelle auf den Straßen seiner Vaterstadt Frankfurt gefunden hat, die von ihm geschilderten kleinen Tücken des Schicksals, dessen Rolle meist Schusterjungen und andere Lausbuben übernehmen, vor allem aber seine Kinderszenen sind von so auserlesener Feinheit der Darstellung und Anmut der Auffassung, daß jeder, der sich noch nicht ganz an der überpfefferten Kost der neuzeitlichen Witzblätter den Geschmack hoffnungslos verdorben hat, seine helle Freude daran haben muß.



Gerade daß eine ganze Welt sie von Krieg und Politik trennt, wird sie heute im Felde und in der Heimat zu einer besonders willkommenen Gabe machen. Es ist eine Art von Humor, die nicht lautes Lachen, vielmehr wohliges Schmunzeln auslöst und eine über Augenblickswirkung hinausgehende Stimmung des Behagens hervorbringt.

R. Krauß.

Bruno Héroux, 101 Exlibris. Abgeschlossen den 1. April 1917. Einführender Text von Richard Braungart, Verzeichnis bearbeitet von Arthur Liebsch. Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig. Auflage 500, davon Nr. 1—25 als Luxusausgabe. In Künstlerleinen 20 M., in Ganzleder 50 M.

Einer der beliebtesten Künstler des Buchzeichens wird in diesem stattlichen, sehr schön gedruckten Bande so erschöpfend und liebevoll vorgeführt, daß man allen seinen Genossen das gleiche wünschen kann. Was Richard Braungart über Héroux sagt, das musterhafte, alle Zustände aufzählende Verzeichnis der Platten gibt ein Gesamtbild unermüdlichen und erfolgreichen Schaffens im Dienste der Bücherfreunde. Die hochgesteigerte Sicherheit der Zeichnung, die Beherrschung verschiedenartiger Techniken, besonders des selten für solche Zwecke angewandten Holzstichs, und die leicht verständliche Symbolik erfüllen offenbar die Ansprüche der meisten deutschen Exlibris-Besitzer und -Sammler, und so erklärt sich ohne weiteres die Zahl der Aufträge, die in verhältnismäßig kurzer Zeit eine stattliche Reihe von Blättern entstehen ließen. Daß sie alle in recht brauchbaren Nachbildungen hier wiedergegeben sind — das jüngste eigne Exlibris des Künstlers in einer bei Giesecke & Devrient gedruckten Radierung — erhöht den Wert und den Reiz des Katalogs. G. W.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. 20. Jahrgang. 1916. *Berlin, Leipzig, Verlag von Giesecke & Devrient.*

Zum zwanzigsten Male erscheint das Hohenzollern-Jahrbuch, zwanzig Jahre sind vergangen seit der Hundertjahrfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I. Mit den Hohenzollern steht das gesamte deutsche Volk im Kampfe ums Dasein, auch um seine Vergangenheit, die nicht ertötet werden darf. Wie so oft, wenn man sich jetzt in deutsche Menschen und Dinge vertieft, hebt sich die Brust, und von neuem löst sich das Gelöbnis, so etwas darf nicht untergehen. Ohne jede Absicht derart, im reinen Fluß der wissenschaftlichen Arbeit sind die Aufsätze zusammengetragen, nur die, nun schon zum drittenmal erscheinende Kriegsübersicht läßt die Zeit aufbrausen, in der wir leben. Wieder ist es Hintze, der ruhig und mit sehr bemerkenswerter Sachlichkeit den Kriegsgang des Jahres 1916 zeichnet, ein geschichtlicher Überblick und zugleich ein Dokument für die Zukunft, wie er den Krieg gesehen. Noch ein anderer Beitrag großen Stils stammt von ihm, die Rede, gehalten im Oktober 1915 bei der Hohenzollernfeier der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin, über das Verhältnis der Hohenzollern zu Handel und Gewerbe, wie es sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt. Der geschulte Blick des Historikers durchdringt dann die Gegenwart: „Wie im 17. und 18. Jahrhundert die großen Mächte im europäischen Staatensystem, so ringen heute die Weltmächte in dem neuen Weltstaatensystem miteinander um das Maß ihrer Geltung und die Abgrenzung ihrer Interessenkreise."

Aus der älteren Zeit sei nur eine scharfsinnige Untersuchung genannt, die nachweist, daß die erste Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt in Spandau stattfand. Einen großen Raum nimmt, wie billig, Friedrich der Große ein, von der ersten Unterschrift „auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Befehl", als Friedrich Wilhelm I. im Sterben lag, bis zum Plan, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zum Mitregenten des Thronfolgers zu machen, auf den der alte König mit Recht nur wenig Vertrauen setzte. Die glückliche Rheinsberger Zeit taucht auf, nicht in fremden Berichten, sondern in den eigenen Briefen des Kronprinzen und seiner Mutter, auch einem sehr interessanten seiner Gemahlin, begleitet von feinen Zeichnungen Peter Halms. Wie ausgesprochen unkriegerisch ist da der Mann, der dann gegen Europa den schweren Kampf bestand! Da ist seine Sehnsucht „tranquillité" und „repos", da sind es geistvoller Umgang, Bücher und Musik, die ihm das Leben erfüllen. „J'ai toute la journée le nez sur les livres", heißt es da, und „je suis enseveli parmi les livres plus que jamais", da arbeitet er an seinem Antimachiavell, er, der doch durch die Tat bewiesen hat, daß Machiavells Politik die einzige ist, die ein Fürst für sein Volk führen kann und darf. Volz, der mehrere Beiträge „zur literarischen Tätigkeit Friedrichs des Großen" bringt, führt einen Ausspruch an, der ganz im Sinne Machiavells ist; im Anfang der „Generalprinzipien" sagt der König, unsere Nachbarn sind unsere Feinde: „Beide Worte sind leider zum Wechselbegriff geworden." Zeit und Erleben hatten ihm das klar gemacht, und hatten ihm den frohen Kreis der Jugend genommen, „als alter Einsiedler brachte er den Winter am Kamin zu", oder „lebte wie eine Ratte im Kellerloch" — dabei unerschöpflich tätig. Über die Art seiner Arbeit, über ihre inneren Zusammenhänge, gibt Volz mancherlei Interessantes. Auch zur Bau-

geschichte von Sanssouci erfahren wir einiges Neue.

Zum neuen Jahrhundert der Befreiungskriege führt ein feiner und rührender Beitrag über den Fürsten von Ligne, dann sind wir im Breslau von 1813. Briefe sind es, die zwischen Prinz Wilhelm dem Älteren und seiner Gemahlin Marianne von Hessen-Homburg gewechselt sind, die in die seelisch erfüllte, opfer- und tatenfreudige Stimmung einen tiefen Einblick gewähren. Der Prinz, als erster nach Breslau geeilt, hat die Hälfte seines Vermögens dem Vaterlande gegeben — dem Sohne will er dies Erbe durch einen tapferen, rechtschaffenen Namen ersetzen. „Gottlob, daß den Menschen einmal wieder Gelegenheit gegeben worden ist zu einer heiligen Begeisterung." Seine Gemahlin war nach dem Tode der Königin Luise, ihrer Schwägerin ‚für deren verwaiste Kinder „Tante Minnetrost" geworden, sie ist, in all ihrer Zurückhaltung und Verschlossenheit, eine der reizvollsten Frauengestalten. Sie ist froh, daß „in die Menschen wieder einmal ein Rittergeist hineingefahren, wie man es sonst in Büchern liest von der alten Zeit". Nach schweren Wochen erreicht der Prinz seinen Wunsch, Blücher zugeteilt zu werden, und wir reiten mit beiden aus Liegnitz, während Blücher „recht unterhaltend und belehrend" seine Pfeife raucht. — In den Ausklang der Tage Friedrich Wilhelms III. führen seine letzten Briefe an die Tochter Charlotte, Kaiserin von Rußland, voll vom Gedenken an die verklärte Königin, noch immer im festen Vertrauen auf die Politik des russischen Kaisers. — Beiträge zur späteren Zeit geben nichts Politisches mehr. Schloß Charlottenhof, die Schöpfung Friedrich Wilhelms IV., wird in Wort und Bild vorgeführt, sehr charakteristische Zeichnungen eines Kammerherrn v. Witzleben, vom Hofe des späteren Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta, geben scharfe Augenblicksbilder und kuriose Trachten. Die Generation nach Wilhelm I. erscheint diesmal im Hohenzollern-Jahrbuch nicht. Sie kämpft. E. L.

Siegfried Jacobsohn, Das Jahr der Bühne. Fünfter Band 1915/16. *Oesterheld & Co., Berlin 1916*. XII, 206 Seiten. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

„Die Schaubühne" und dieses aus ihr hervorgewachsene Jahrbuch sind denen bekannt, die am Theaterleben der Gegenwart ernsthafteren Anteil nehmen. Siegfried Jacobsohn erfüllt alles, was er schreibt, mit dem leidenschaftlichen Willen, das Schauspiel als Kunstfaktor zu stärken, vor allem Niederziehenden zu warnen, jeden Ansatz höheren Werdens zu hegen. Das ist seine Lebensaufgabe. Er fühlt den Beruf zu ihr durch die Gabe scharfen Sehens, durch innige Liebe zu der Welt bemalter Menschen und vorgetäuschter Räume, durch die Übung des Urteils in langjährigem Erleben. So ist sein Jahrbuch Spiegel der Bühne, freilich kein ungefärbtes Glas, freilich keine geschliffene Linse, die das Leben in weiterem Umkreis der Felder überblicken und aus solchem größeren Gesichtsfeld Maßstäbe gewinnen ließe. Schon im eigentlichen Berliner Bereich vermag das beschränkte Auge nicht die Größen abzumessen, vollends fehlt es an Vergleichen mit dem, was anderwärts in Deutschland und außerhalb geleistet wird. Im Grunde bedeutet der Titel „Das Jahr der Bühne" eine Anmaßung. Aber man nimmt sie in Kauf, weil ja der Verfasser über die Bühne Berlins so viel zu sagen hat und weil er den Mangel ausgebreiteter Kenntnis durch intensive Erfassung der ihm zugänglichen Erscheinungen einigermaßen ausgleicht, endlich und vor allem weil er einer der wenigen Menschen ist, die ihre Feder als ein geschmeidiges und kraftvolles Werkzeug zum Ausdruck ihres Denkens, Fühlens und Wollens zu gebrauchen wissen. G. W.

Jahresgabe für den Verein der Freunde der Königlichen Bibliothek 1916. Sequentz von vnser lieben frowen des münches von salczburg. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Herm. Degering. *Berlin NW 7. Königliche Bibliothek* 1917. 16 S., 8 Bl. 8°.

Die Nachbildung des Büchleins, das in den ersten achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts aus der Straßburger Werkstätte des Heinrich Knoblochtzer hervorging, ist nach dem einzigen bekannten vollständigen Abzug im Besitze der Berliner Königlichen Bibliothek hergestellt worden. (Einen unvollständigen Abzug, dem das erste Blatt fehlt, verwahrt die Hof- und Staatsbibliothek in München.) Die große Seltenheit dieses Wiegendrucks in deutscher Sprache und sein Inkunabelwert rechtfertigen also ohne weiteres die Vervielfältigung. Aber auch nach Form und Inhalt ist die Flugschrift sehr bemerkenswert. H. Degering, mit bei ihm gewohnter Meisterschaft in der Beherrschung des schwierigen Stoffes, unterrichtet darüber in der Einleitung, die trotz ihrer knappen Fassung ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes geworden ist und am Ende das Gedicht des Mönches von Salzburg, nach der handschriftlichen Überlieferung textkritisch berichtigt, abdruckt.

Es wird jetzt alles mögliche Druckwerk nachgebildet und neugedruckt, bisweilen in kostspieligen Prachtwerken, die teurer als ihre Vorlagen sind. Wenn also offenbar Käufer und Liebhaber derartiger Buchwiederholungen nicht fehlen, sollten die nach ihrer wissenschaftlichen Ausführung mustergültigen Facsimilia, wie das angezeigte Heft, häufiger sein. Gerade die In-

kunabeln-Kleindrucke bieten einen reichen Stoff, den allgemein zugänglich zu machen ein Verdienst sein würde. Dazu kommt, daß sie oft nur an einer Stelle oder in von verschiedenen Aufbewahrungsorten erst zusammenzuholenden Bruchstücken vorhanden sind. Ihre Nachbildungen könnten deshalb auch mit Recht als eine notwendige Buchpflege betrachtet werden. Schließlich wären die Herstellungskosten nicht zu hoch und damit auch der Verkaufspreis niedrig. Alles Gründe, die es einem Verleger nahelegen könnten, sich einmal in derartigen kleinen Neudrucken zu versuchen, anstatt irgendein elfmal gedrucktes Buch zum zwölftenmal nachzudrucken. An Aufgaben, Liebhabern und der unentbehrlichen wissenschaftlichen Unterstützung wird es gewiß nicht fehlen. G. A. E. B.

Max Jungnickel, Ins Blaue hinein. Ein ganz richtiger Roman. Mit Bildern von Ferdinand Staeger. *München*, Verlag von *Hermann A. Wiechmann*. 1917.

Max Jungnickels Bücher kann man nicht rezensieren, so wenig wie sich über eine Wiesenblume, einen Sonnenstrahl oder einen Kinderreim eine Kritik schreiben ließe. Diese reine, heitere, spielende Kunst ist wie ein Wunder, das angestaunt, mit Liebe und Dankbarkeit aufgenommen oder von der alten Schwiegermutter Weisheit mürrisch in die Ecke gejagt wird. Mutig ist der knabenhafte Soldat in den Krieg gezogen, sein Frohsinn hat „trotz Tod und Tränen" standgehalten und er ist der „Peter Himmelhoch" geblieben. Nun denkt er sich eine Geschichte aus, die wieder von der Seligkeit ganz junger, ganz armer und ganz zufriedener Leutchen erzählt, die im Dorfe mit ihrem lieben Gott, ihrem Herrn Jesus, ihrem Schubert-Franz und Ludwig Richter selig sind, bis die Lotte stirbt, als sie einem Kindchen das Leben gibt, und der einsame Fiedler von einer tückischen Kugel fällt, ehe Not und Alter ihm sein letztes Glück geraubt haben. Was in diesem „richtigen kleinen Roman" geschieht, ist gar wenig und gar alltäglich; aber wie es in einer Reihe zarter Bilder an dem Leser vorbeizieht, das ist das Eigene und dringt tief ins Gemüt. Der Verleger hat dem Buche eine womöglich noch schönere Gestalt verliehen als den früheren; nur die Bilder Staegers haben zu viel spielende Rokokolaune, als daß sie ganz zu der Tonart des Dichters stimmen könnten. G. W.

Georg Kaiser, Von Morgens bis Mitternachts. Stück in zwei Teilen. *S. Fischer, Verlag, Berlin* 1916. — Die Sorina. Komödie in drei Akten. Ebenda *1917*.

In dem Stück „Von Morgens bis Mitternachts" dichtet Kaiser den Tag des aus der Bahn geworfenen Alltagsmenschen. Berauscht vom Duft der großen Welt, den eine Dame in den Kassenraum einer Bank trägt, wird der betagte Kassierer zum Defraudanten, läßt Weib und Kinder und stürzt sich durch das Fegefeuer todrohender Einsamkeit in die Hölle des rasenden Großstadtlebens, zu dessen Genüssen ihm das entwendete Geld erst den Weg frei gemacht hat. Er stiftet Unsummen beim Rennen und fühlt sich als Machthaber über der Menge kraft seines Geldes, bis er erkennen muß, daß Geld doch nicht alles ist: ein Fürst betritt die Loge und das Publikum empfängt ihn mit ehrfurchtsvollem Schweigen, der „eben noch lodernde Brand ist ausgetreten von einem Lackstiefel am Bein Seiner Hoheit". Durch den Abend der trügerischen Ballsaalfreuden jagt ihn sein Schicksal in die Mitternachts-Versammlung der Heilsarmee, und er schreit in die Bekenntnisse all der Seelen, die hier Heil suchen, die Erkenntnis seiner eignen Qual: „Mit keinem Geld aus allen Bankkassen der Welt kann man sich irgendwas von Wert kaufen. Man kauft immer weniger als man bezahlt. Und je mehr man bezahlt, um so geringer wird die Ware. Das Geld verschlechtert den Wert. Das Geld verhüllt das Echte — das Geld ist der armseligste Schwindel unter allem Betrug!" Er wirft alles von sich und wendet sich lächelnd vertrauend zu dem Mädchen, das sich nicht wie die scheinheilige Masse auf das Geld stürzt; sie aber verrät ihn an seine Verfolger. Den Tod grüßend raubt er sich das Leben: „Von Morgens bis Mitternachts rase ich im Kreise — nun zeigt sein fingerhergewinktes Zeichen den Ausweg — — — wohin?!! (er zerschießt die Antwort in seine Hemdbrust ...)".

Trotz allem bizarren Beiwerk ist diese Entwicklung knapp und klar gestaltet. Besonders die letzte Szene ist von ungewöhnlicher Eindringlichkeit. Hier offenbart sich die Zugehörigkeit Kaisers zu jenen jüngsten Dichtern, die von den Höhen des Intellekts, die einer früheren Generation schon Ziel waren, zu den Gipfeln der Gefühle, der ewigen Menschheitsgefühle von Schuld und Buße, ins Reich des Ethischen weiterschreiten. Nur daß sich dieses Stück in das Gewand einer Sprache kleidet, die niemals in der Erklärung eines Zusammenhanges, im Ausmalen eines Bildes verweilt, immer aufgeregt von Wort zu Wort springt, Worten, die das abgerissene Echo geistreichster Einfälle sind — das wird ihm auf der Bühne nur seltenes Gastrecht sichern. Hier wie bei vielen Werken neuerer Dramatiker zeigt sich, daß die Bühne, anders als das Buch, bei dessen Seiten wir nachsinnend verweilen können, größte Klarheit im Ausdruck verlangt, eine Klarheit, die nur durch eine bis zu einem gewissen Grade allgemeinverständliche Sprache erreicht werden kann.





Einen größeren Bühnenerfolg als mit diesem, von den Münchner Kammerspielen mutig zur Darstellung gebrachten Werk hat Kaiser mit der Komödie „Die Sorina" im Berliner Lessingtheater errungen. Hier hat er sich einmal aller sprachlichen und bühnentechnischen Extravaganzen begeben, und es ist eine geistvolle Komödie entstanden, die trotz mancher Längen unterhaltsam ist. Die satirische Feder Kaisers, die auch in dem ernsten Werk oft genug um die Tragik kecke Arabesken strichelte, zeichnet hier den Charakterkopf des Polizeiinspektors einer „nicht so kleinen Stadt im Innern Rußlands", der sich in seiner zarischen Würde alles erlauben darf, dem aber schließlich doch die tyrannisierte Welt in Gestalt der Schauspielerin Sorina und unter wirksamer Beihilfe seiner Petersburg-lüsternen Gattin und des Dichters Barin ein Schnippchen schlägt.

Man hat dies Werk wohl mit Recht als eine Arbeit angesehen, die bewußt für den Theatererfolg, der dem Dichter so lange versagt blieb, geschrieben ist. Sein Wunsch ist erfüllt, gleichzeitig aber besinnen sich die Theater auch seiner bedeutenderen Werke. Und so wenig wir noch wissen, zu welchem neuen Tag der Weg Kaisers aus „Morgens bis Mitternachts" führt, hoffen wir doch, in dem Glauben, daß dort der Dichter ernsthafter Bekenner ist, er werde auf diesem Wege weiterschreitend zur Vollendung eines Werkes gelangen, das frei von Gesuchtheit und peinigender Manier sein Ethos mit Schönheit kröne.

F. M.

Die Versuchung. Eine Tragödie unter jungen Leuten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts in fünf Akten von *Georg Kaiser, Berlin* 1917. *S. Fischer.* 172 Seiten.

Man darf sagen: erst der letzte Winter hat Georg Kaiser, der seit 1911 unbeirrt seine Dramen — sie sind alle bei S. Fischer erschienen — dem Publikum vorlegte, zu einem geläufigen Namen gemacht. Vielleicht genügte schon die Tatsache, daß die Zensur in Preußen seine Stücke „Von Morgens bis Mitternacht", „Der Zentaur", „Die Versuchung" nicht auf die Bühne ließ, dazu, ernstere Aufmerksamkeit auf ihn zu richten. Mit einer Aufführung ging Frankfurt a. M. voran, indem es „Die Bürger von Calais", die durch Rodins eindringliche Gruppe im Gedächtnis sind, brachte, ein Drama von „neuen Tätern zu neuer Tat", dessen Aktivismus rück- und vorschauend G. Landauer in einer von Goethe ausgehenden Schrift „Ein Weg des Deutschen Geistes" (Nr. 2 der kleinen Schriften der Forum-Gesellschaft, 1916) einzureihen versucht hat. Es folgte dann Berlin mit der Komödie „Die Sorina" (ursprünglich „Der Kindermord" betitelt), die entstand, als Kaisers Schaffen unter dem Zeichen des Zarathustrawortes stand: „Zerbrecht mir die alten Tafeln" und er den Judith- oder Tristanstoff in überraschendem Zugreifen umbog. Als Theaterstück hat die „Sorina" sich bewährt, wenn sie auch nicht eben für Kaisers Art bezeichnend ist. Da hatten die Münchener Kammerspiele höher gegriffen: „Von Morgens bis Mitternacht" geht tief ins Seelische und holt aus dem kurzen Durchbrenner-Dasein des Bankkassierers die letzten Möglichkeiten mit verblüffender Zuspitzung heraus. Als letzte Bühne folgte das Hamburger Thalia-Theater mit der „Versuchung", so daß schon zahlenmäßig das zum Leben Gebrachte den Verboten gegenüber einen Vorsprung hat. Freilich hat auch bei diesem Stück die „Krebsschere des Zensors" noch mitgearbeitet: der frühere außerordentlich prägnante Titel „Die Muttergottes" mußte dem wesentlich matteren „Die Versuchung" Platz machen. Es geht hier um die Schicksalsfrage des Weibes: Ehe oder Kind, Mann oder Nachkommenschaft? Diese Frau lebt mit einem biederen Durchschnittsmenschen, der aufgeht in Essen, Trinken und Zigarre, seinen Frühschoppen liebt wie soviel tausend andere auch, ohne darum potator strenuus zu sein; „ein angetriebener Gerichtsassessor — mit einer Fracht Geld und frohen Manieren" wird er einmal genannt. Mit ihm kann Karla keine Kinder zeugen. Eingegliedert zwischen die handfeste, glücklichzufriedene Schwägerin einerseits, die an dem „entzückenden Schwips" ihres Mannes ihre innige Freude haben kann und sich, wenn Taufe bei ihr ist, so recht und schön als „Mittelpunkt fühlt", und andererseits zwischen die junge Braut Hilde, die voraus genug ist, jetzt schon praktische Säuglingspflege zu erlernen — zwischen ihnen hat sie die hohe Meinung von ihrer Bestimmung bekommen, die in dem Bekenntnis gipfelt: „Ich könnte es nicht ertragen — ein Durchschnittskind . . . zu bilden". In der Seele dieser Frau entzündet des zurückgekehrten Jugendfreundes entstehendes Buch „Der tägliche Mord" mit der geforderten „Pflicht zur Nachkommenschaft" ein verderbliches Feuer. Verdankt sie ihm dann das Kind, so erkennt sie mit dem Augenblick, als er sie aus ihrer Welt loslösen will: „Ich darf kein Kind haben, soll es leben und wissen, daß seine Mutter eine Dirne ist?" So geht diese Muttergottes zugrunde. Ihr stiller Versuch, den eigenen Mann von seinen Gewohnheiten abzubringen, gibt leichte Handhabe, sie als Trinkerin zu behandeln. Ihr bleibt nur der letzte Ausweg: Tod. Der Untertitel weist auf die Zeit kurz vor 1900, als das Problem: Weib — Ehe — Kind starke Impulse empfangen hatte; man braucht nur Nietzsche oder Ibsen zu nennen. Kaiser stellt eine Frau hin, die sich in diesen neuen Ideen nicht zurecht finden, sie nicht verarbeiten kann: „Um der Schöpfung willen des schönen und klugen Kindes irrt sie und zerbricht an diesem Irrtum" — so formuliert Kaiser selbst den Grund-



gedanken. (Nr. 14 der Blätter der Münchener Kammerspiele „Das Programm", die von ihm auch eine nicht unwichtige „Notiz über mein Leben" und einen bemerkenswerten, für sein eigenes Schaffen aufklärungsreichen kurzen Aufsatz „Das Drama Platons" enthält.) Kaisers unlaute, andeutende (und hier gerade nur eben enthüllende) Darstellung ist stark genug, einen festgefügten Stück-Aufbau zu schaffen. Der dramatische Grundriß ist klar und durchsichtig und gar nicht theaterfremd, so daß man sich wundern kann, warum die Bühnen so lange an Kaiser vorbeigegangen sind; oder sich doch auch nicht wundert: denn erst seine letzten Arbeiten haben gezeigt, daß der, dessen frühere Stücke mancherlei versprachen, das auch einlösen kann und eine Entwicklungsmöglichkeit zeigt, die ihn in seinem Kreise und seiner Art zur Führerrolle berechtigt.

Hans Knudsen.

Das Buch der Reformation. Geschrieben von Mitlebenden. Herausgegeben von *Karl Kaulfuß-Diesch.* Mit 139 Bildern von Jost Amman, Hans Sebald Beham, Hans Brosamer, Hans Burgkmair, Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Weiditz und anderen trefflichen Altmeistern, 5 Handschriftproben und einem Faksimiledruck der Lutherschen Thesen. *R. Voigtländers Verlag* in *Leipzig.* 1917.

Unter den vielen Werken, die zum Gedächtnis der Reformationstat erscheinen, nimmt dies eine eigenartige und einzigartige Stellung ein. Der Grundsatz „authentischer Illustration", d. h. das Bestreben, die Kunstsprache der im Text eines geschichtlichen Werkes behandelten Zeit zu ihrer Erläuterung durch gleichzeitige Kunstwerke reden zu lassen, hat sich seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts durchgesetzt. Hier wird nun auch der Text in Wort und Ausdruck dieser Zeit gegeben, in Berichten, Briefen, Dichtungen, Urkunden der Mitlebenden, die durch einleitende und überleitende Sätze des Herausgebers miteinander verbunden sind. Es ist klar, daß der Atem der Zeit durch dies Verfahren lebendiger wird, daß Sprechweise und Sinnesart deutlicher und stärker auf den Leser wirken. Die Proben sind glücklicherweise auch nicht zu kurz, so daß man sich hineinlesen kann. Es gibt ja schon solche Quellensammlungen für einzelne Ereignisse, zumeist für die Hand von Studenten und Schülern bestimmt, hier ist zum erstenmal der Versuch gemacht, ein ganzes Zeitalter auf solche Weise zu behandeln. Gegenüber sonstigen Quellenheftchen erscheint hier ein stattlicher, aber nicht unhandlicher Band von mehr als 500 Seiten. Es werden auch nicht nur Luther und sein Leben oder nur die religiöse Seite der Reformation behandelt, sondern sie werden eingefügt in ihre Zeit und die Weltgeschichte: Das erste Stück, das wiedergegeben wird, entstammt der sog. „Reformation Kaiser Siegmunds", Hutten und Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II.) kommen zu Wort wie die Theologia deutsch, Götz v. Berlichingen und die Dunkelmännerbriefe. Für die Folgezeit ist manches entlegene Stück herbeigetragen, und man kann nur froh sein, es hier bequem erreichbar zu haben. Mit möglichster Unparteilichkeit werden Zeugnisse der streitenden Parteien vorgeführt, und die Ausführungen des Herausgebers zeigen bei aller Protestantentreue das Gerechtigkeitsstreben des Historikers. Die Darstellung ist nicht mit Anmerkungen belastet, am Schluß findet sich aber ein genaues Quellenverzeichnis. Für die Auswahl der beigegebenen „gleichzeitigen" Bilder, Vignetten, Handschriftenproben usw. zeichnet der bekannte Reformationsforscher Otto Clemen verantwortlich. Er war bemüht, weniger bekannte Stücke zu bringen, aber etwa die bekannten Holzschnitte des Passional Christi und Antichristi würden sich auf dem verwendeten Papier recht gut gemacht und einen charakteristischen Beitrag geboten haben. Eine besondere Beigabe ist ein — verkleinerter — Faksimiledruck nach Luthers Thesen. Vor nicht allzu langer Zeit ist in einem Sammelbande des Königl. Gymnasiums zu Brieg einer dieser seltenen Drucke gefunden worden — die Zeitungen haben ihn nie erwähnt, wohl aber neuerdings den längst bekannten, der sich in Zeitz befindet. Der glückliche Finder, F. Nieländer, hat über ihn und seine Druckgeschichte auch in einer sehr interessanten Arbeit gehandelt, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte. Die Brieger Bibliothek — das gymnasium illustre könnte wohl bald sein 350jähriges Jubiläum feiern — ist reich an alten Drucken, ihre Schätze an alten Musikalien z. B. sind schon gehoben, dies Blatt war bisher unbeachtet geblieben und allen, die in Jahrhunderten die Bibliothek katalogisiert haben, entgangen. Jetzt ist es auch in einem originalgroßen Faksimiledruck als Einzelblatt in Brieger Verlag in den Handel gegeben.

H. M.

Alois Kolb, Aus den Karpathen und Ostgalizien. Mit dem Korps Hofmann. Mappe mit 12 Seiten Text (von Berthold Viertel), 12 farbige Originallithographien, einem Kupferdruck, 6 farbigen und 25 getönten Faksimiledrucken in Passepartout. 800 Exemplare, davon Nr. 1—50 auf Kaiserlich Japan, sämtliche Bilder handschriftlich signiert, in Ganzpergamentmappe, Format 29,5 : 37,5 cm. 200 M.; Nr. 81—800 auf den Titel signiert Format 25 : 33 cm. 50 M. *Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H.* in *Wien.*

Aus dem Vorwort Berthold Viertels seien folgende Sätze angeführt: „Die Zeichnungen und Lithographien von Alois Kolb sind beim Korps Feldmarschalleutnant Hofmann entstanden, wel-

ches Korps nach den populärsten Ereignissen seiner Kriegsgeschichte oft das Karpathenkorps genannt wird. Das Kampfgebiet der Osterschlacht (von 1915) hat Alois Kolb ein Jahr später, im April 1916, bereist, als das Land hier schon wieder sich des neu gewonnenen Friedens freute, aber der Frühling der Natur die traurigen Denkmäler der Gewaltsamkeit und der Zerstörung nur um so krasser erscheinen ließ. Die meisten seiner Blätter hat Alois Kolb in Ostgalizien an der Strypafront im unmittelbaren Miterleben der Ereignisse notiert. Hier hat er mit dem Bleistifte und mit der Lithographenkreide aufgezeichnet, was ihm der Krieg in den Landschaftsbildern der Front und in den Städtebildern des Hauptquartiers an drastischem Kleinleben bot. Es ist der Alltag des Krieges, mit seiner Arbeit und seinem Rasten, mit seinen Kampfstellungen, Lagern und Werkstätten in das drückende Milieu eingebettet und eingelebt. Eine eilige Technik war nötig, um die veränderlichen Situationen, die unwillkürlichen Details festzuhalten. Der Zeichner verwendet seinen Stift breit und flächig, um der rauhen Gegenständlichkeit, die er sieht, gerecht zu werden. Und er ist immer bestrebt, ohne Sentimentalität dem männlichen Lebensernst nahezukommen, wie ihn der Krieg auf alle Dinge prägt." Man erkennt: hier war keine Gelegenheit für das Pathos der großen Radierungen und der Exlibris Kolbs, für die wogende Linie seiner dichterischen Bilder zu den „Kronprätendenten" Ibsens und dem „Michael Kohlhaas" Kleists. Er gibt Tagebuchblätter eines Malers, Material für künftige Kunstwerke, Gedächtnishilfen. So werden diese Zeichnungen jedem willkommen sein, der die Eindrücke der Mitkämpfer nacherleben will, lebendiger und wahrer als es die „schwungvollen" Berichte vom Kriegsschauplatz gestatten. Die Wiedergabe in mannigfachen Techniken ist allen Vorlagen in hohem Maße gerecht geworden. A—s.

Annette Kolb, Briefe einer Deutsch-Französin. *Erich Reiß Verlag. Berlin* 1917.

Diese Briefe haben in zwiefacher Hinsicht Wert und Bedeutung: erstens als rein persönliche Bekenntnisse eines Menschen, der geglaubt hatte, zwei Nationen anzugehören, dem beide gleich lieb waren und der die Aufgabe seines Lebens darin sah, hier und dort Verständnis zu wecken, zu vermitteln, zu nähern, — bis dann der Krieg kam und dieses ganze Lebenswerk in Frage stellte. Nun mußte es entweder verleugnet werden, oder umgekehrt, trotz aller Anfechtungen, Schmähungen, Verdächtigungen (wohlgemerkt: von beiden Seiten!) energisch behauptet werden.

Annette Kolb hat das letztere gewählt, und dadurch ward ihr Buch zweitens zu einem leidenschaftlichen Protest gegen alle Kriegshetzerei, alles Aufstacheln des Nationalitätenhasses, alles würdelose Herabsetzen des Gegners. „Immer hören wir, es trügen überall nur ganz wenige eine Verantwortung an diesem Kriege, und die Vielen seien überall ganz unschuldig daran, während es sich doch gerade umgekehrt verhält, und überall die Vielen auf tausenderlei Weise, und wäre es nur durch ihre Gedankenlosigkeit, teil an der ungeheuren Blutschuld haben, und nur die Wenigsten mit reinen Händen vor ihr stehen."

Diesen Kampf gegen die Gedankenlosigkeit der Vielzuvielen hat Annette Kolb schon zu einer Zeit aufzunehmen gewagt, als noch die wenigsten den Mut dazu hatten. Sie hat es freilich auch büßen müssen: der Bericht über den Erfolg ihres Dresdner Vortrages (am 15. Januar 1915) beweist es. Heute hätte man sie anders behandelt und beurteilt, — aber zeigt das nicht gerade, wie recht sie schon damals hatte?

Nun ist aber eines sehr merkwürdig und doch wieder begreiflich: so schön gerade die Partien des Buches sind, in denen die „Doppelseele" der Deutsch-Französin zum Ausdruck kommt, die die Tragik der Zugehörigkeit zu zwei sich befehdenden Völkern aufdecken — schön vor allem, weil ein so tiefes persönliches Empfinden und Erleben aus ihnen spricht, — sie beeinträchtigen die publizistische Wirkung des Buches, die man doch möglichst stark haben möchte. Denn den Unbelehrbaren ist ein nur zu bequemer Vorwand gegeben, das Buch abzulehnen: als „halbe Ausländerin" könne die Verfasserin unser nationales Empfinden einfach nicht verstehen und habe daher auch gar nicht einmal das Recht, über solche Dinge zu reden. Auf diesen Ton waren ja seinerzeit auch die Urteile über den Dresdner Vortrag gestimmt. Und diesen Leuten gegenüber hilft es auch gar nichts, wenn man sie darauf hinweist, daß in wenigen neuern Büchern so schöne Worte über das Deutschtum sich finden, wie in den „Briefen einer Deutsch-Französin".

Man braucht deswegen durchaus noch nicht mit allem einverstanden sein, was Annette Kolb sagt. Über manches wird man vielleicht sogar den Kopf schütteln. Aber nicht darauf kommt es an, sondern auf den *Geist*, aus dem heraus das Buch geschrieben ist. Annette Kolb zählt sich zu den paar Leuten, „welche Patrouillendienste verrichten und inmitten des Wirrsals als Aufklärer taugen könnten. Denn wir stehen mitten auf einem Laufbrett über dem Graben, der sich seit 44 Jahren so sehr erweitert hat, daß wir allein, von unsern weit hinausgestellten Posten aus, zwei Lager übersehen können, die sich gänzlich aus den Augen verloren haben. Es ist keine Besserwisserei bei uns im Spiel. Der Weise aus der Ebene wird sich nichts vergeben, wenn er den Toren fragt, was er von seiner Anhöhe aus sieht."



Der Krieg hat die Kluft noch weiter aufgerissen. Aber um so mehr werden wir die Aufklärer nach dem Kriege brauchen. *Arthur Luther.*

Körners Werke. Zweite, durchgesehene Ausgabe. Mit Körners Leben, einem Bildnis und einer Handschriftprobe, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Hans Zimmer. Verlag des *Bibliographischen Instituts* in *Leipzig* und *Wien*. 2 Bände. In Leinen 4,80 M.

Der Körner-Ausgabe Zimmers ist in zwanzig Jahren ihr guter Ruf treu geblieben. Immerhin war sie doch, wie jede Arbeit gleichen Alters über einen unserer bekannteren Dichter, durch die inzwischen aufgehäufte Forschung einer Erneuerung bedürftig geworden, und Zimmer hat sie gemäß den wohlbewährten Grundsätzen mit großer Sorgfalt geliefert. Als Fund kommt die harmlose Erzählung „Eine Nacht in der Portechaise" zu dem bekannten Bestande hinzu. Nimmt man bei solchem Anlaß Körner wieder einmal genauer vor, so staunt man immer von neuem, wie der süßliche, erfolglüsterne, unjugendliche Streber und Macher mit seinen Kotzebue- und Schiller-Imitationen bei den Zeitgenossen über Nacht zu Ansehen und Amt gelangen konnte. Auf das ästhetische Urteilsvermögen der guten Gesellschaft unserer klassischen Zeit fällt von hier aus ein helles Licht. Die späteren Geschlechter haben ja das Schaffen Körners in der Verklärung erblickt, die der Heldentod und der unmittelbar vorhergehende Aufschwung der großen Zeit, der ihm zu „Leier und Schwert" gedieh, um seine Gestalt wob. Hoffentlich ereignet sich nicht bei den Kriegssängern von heute, die ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer gebracht haben, ähnliches; Ansätze, die solches befürchten lassen können, fehlen ja nicht. G. W.

La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St. Quentin. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps 1917. Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume. Im Buchhandel bei *R. Piper & Co., Verlag, München.*

La Tour steht zwischen der repräsentativhöfischen Kunst eines Rigaud und der bürgerlichen eines Chardin. Sein Ehrgeiz war nach seiner eigenen Aussage, ohne daß sein Modelle es merkten, „bis auf den Grund ihres Innern herabzusteigen und sie ganz hervorzuheben so wie sie sind". Neben dem Einmaligen, an die Persönlichkeit Gebundenen wollte er auch das Typische, das der Stand aufprägt, zur Darstellung bringen. „Ein König, ein General, ein Minister, eine Magistratsperson, ein Priester, ein Philosoph und ein Lastträger," sie alle sollen „vom Kopf bis zum Fuß" ihren Beruf verkörpern. Aber doch nicht Wahrheit um jeden Preis, die Natur „in einer schönen Auswahl streng nachzubilden", erschien ihm als höchste Aufgabe der Kunst.

Diderot hat die „Wahrheit und Einfachheit" dieser Bildnisse gepriesen. „Nicht ein Schatten von Manier, die Natur ganz rein und ohne Künstlichkeit". Der Beschauer des 20. Jahrhunderts, ein sehr viel kühneres Erfassen der Natur gewohnt, vermag dies Urteil nicht ganz zu unterschreiben. Sicher aber ist, daß niemand ein lebensvolleres Bild der Gesellschaft des Rokoko gegeben hat als dieser Pastellmaler. Ein seltsamer Kauz, in seiner Formlosigkeit und Undiszipliniertheit sich nur schwer dem Zeremoniell des Hofes fügend, hat er sich leidenschaftlich in seiner Arbeit verzehrt. „Er bringt sich beinahe um dabei", berichtet Isabella von Tuyll nach angreifenden Porträtsitzungen. In dieser geschmackvoll frivolen Zeit, die im Taumel einer ewigen Jugend gelebt hat — „damals war man niemals alt, die Revolution erst hat das Alter mit sich gebracht," so preist die Tochter des Marschalls von Sachsen die Gesinnung des ancien régime — konnte er es nicht lassen, sich und die Dinge ernst zu nehmen, ohne es je zu Größe zu bringen.

St. Quentin, die Vaterstadt des Künstlers, besitzt in seinen Pastellen einen köstlichen Schatz. Es ist nicht der ganze La Tour, repräsentative Bildnisse fehlen bis auf das Doppelporträt der Dauphine mit dem kleinen Herzog von Burgund, Skizzen, „préparations" dominieren, aber gerade sie offenbaren die beste Seite des Malers. Von deutscher Seite haben sie eine würdige Veröffentlichung erfahren. Über den Besitz des Musée Lécuyer hinauszugehen, war nicht die Absicht, infolgedessen fehlt manches Charakteristische. In einer flott geschriebenen, lebendigen Einleitung hat Hermann Erhard La Tours Stellung in künstlerischer und kulturhistorischer Beziehung scharf umrissen und den Bildnissen abgerundete Charakteristiken in Form von Anmerkungen hinzugefügt. Von „Krieg und Kriegsgeschrei" ist in diesem unmittelbar hinter der Westfront geschriebenen, sachlichen Buch nichts zu merken. Um so größer ist das Wutgeheul der französischen Presse über diese neue Schandtat der „Barbaren" im besetzten Gebiet! *Rosa Schapire.*

Wilhelm Lehmann, Der Bilderstürmer. Roman. *S. Fischer Verlag, Berlin.* 1917.

Schon die erste Seite dieses kleinen Romans offenbart das Talent des neuen Autors und die Eigenart seiner Begabung. Eine neue Ausdrucksmöglichkeit zur Darstellung äußerer und innerer Ereignisse tritt mit ihm in unsere Literatur. Gleich sei auch gesagt, daß diese Ausdrucksmöglichkeit niemals die Form für mehrere und andere Schriftsteller werden kann, sondern daß dieser

Wilhelm Lehmann eine einmalige Erscheinung bleiben muß.

Ihm ist alles, was auf Erden lebt und sich ereignet, gleichwertig; ob Mensch oder Blume, ob Idee oder Wind — alles wird mit gleicher fanatischer Inbrunst umfaßt und zur möglichst sinnfälligen Darstellung gebracht. Lehmann ist der Erzähler des Konkreten; jede Stimmung, jedes Gefühl, jede Landschaft formt sich robust, anschaulich, greifbar, alles Abstrakte, theoretisch Analytische ist aus der Welt ausgeschieden. Mit einer Art wütender Wollust bohrt sich Lehmann in die Natur ein, und jeder Vorgang der Tages- und Jahreszeiten, das Leben von Pflanzen, Tieren und Menschen, alles Geschehen zwischen Himmel und Erde wird durchaus vegetativ geschildert. Die Ereignisse in der Natur, Wachsen und Welken in Fauna und Flora werden anthromorphisiert; von Wind und Wolke, vom unscheinbarsten Unkraut bis zum gleichgültigsten Vogel wird gesprochen wie von Menschen, von deren Gliedern und Leidenschaften. Eine Stilprobe erweist mehr als kritische Analyse: „In den Gräben standen bis an die Hüften im warmen Wasser die Mädesüßstauden und verschenkten ihren Duft. Um ihre Zehen spielten die jungen Elritzen. Langsam und erstaunt flackerte der Duft um die starken Brüste der warmen Luft, die noch übermütig lächelte. Ihn schlürfte der Wind weg, der mit wiegenden Schenkeln die Luft verfolgte. Zinzin—la—li, zin zin—la—li sang er." (S. 130.) In keinem Buch der Weltliteratur werden so viele Blumen, Kräuter, Bäume, Vögel und Tiere auf so geringem Raum genannt, ohne doch jemals nur aufgezählt zu werden. Denn Lehmann hat die schärfsten Augen, die empfindlichsten Sinne für alle Farben, Geräusche, Gerüche der Natur, für das Erschließen der Pflanzen, das Atmen der Felder, das Leben der Luft. Diese Natur lebt furchtbar und gewaltig wie ein riesiger lebendiger Mensch!

Und diese Menschen wiederum sind ebenso verwurzelt in die Natur wie die Wurzeln der Bäume. Sie sind verstrickt in die Stimmungen der Felder, abhängig vom Beben der Wiesen; sie können nicht gehen,ohne sogleich auf einen kleinen Schnepfenleichnam oder einen Kuhfladen zu treten. Sie sprechen erregt, fast orphisch, unbewußt, scheinbar wirr und doch folgerichtig nach unbekannten Gesetzen und verhängten Schicksalen harte suchende Sätze. Alle diese sonderbaren Käuze männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich in dem kleinen niederdeutschen Dorfe sammeln, können unmöglich in der Stadt leben; sie wollen deshalb dörfliche Knaben in der Heimatlandschaft nach einer möglichst natürlichen Methode erziehen. Wie dennoch die verschiedenen Temperamente und Schicksale der Lehrer und Schüler, jedes Eingriffs spottend, grad und stark sich entwickeln, als ob sie Blumen oder Bäume wären, das ist der Inhalt des Buchs. Die Geschehnisse in der Kolonie der Bilderstürmer sind nebensächlich; Hauptsache ist, wie Natur und Mensch als eins mit noch nie dargestellter strahlender, donnernder Deutlichkeit aufbrechen und sich enthüllen. Eigentlich ist diese niederdeutsche Flachlandschaft reizlos, ohne Berg, Tal, Strom und ohne lockende Besonderheit. Aber ihre Pflanzen, Tiere und Menschen werden nicht mit der zärtlichen Liebe und Stille hingestrichelt wie in Stifters Erzählungen, sondern sind in so leuchtenden Farben, so heftigen Bewegungen und bunten Verschlingungen geschildert, als ob eine phantastische, exotische Landschaft erstände.

In kurzen Sätzen, holzschnittartig derb, ohne Übergänge, ohne sentimentalische Einschiebsel wird mit einer verbiesterten Sachlichkeit erzählt, nicht als ob auf einen Roman, ein Kunstwerk abgezielt, sondern als ob ein exakter Tatbericht aufzuzeichnen wäre. Und dennoch wirkt die Erzählung durch die völlige Verschmelzung von Natur und Mensch, von allen lebendigen Organismen und Luft und Himmel wie berauschende Poesie. Eine Welt, die uns schon fremd ward, erwächst neu. *Kurt Pinthus.*

Bernt Lie, Peter Napoleon. Eine Bubengeschichte. Einzig berechtigte Übertragung von Ellinor Drösser. (Nordland-Bücher, herausgegeben von Heinrich Goebel). *Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag* [1917]. 176 Seiten. In Pappband 1,20 M.

Neben dem Lausbuben Ludwig Thomas, dem amerikanischen bösen Buben und so manchem anderen Nachkommen der beiden Herren Max und Moritz erscheint Bernt Lies Peter liebenswürdiger, harmloser, wenn er auch einmal der alten Großmutter das Gebiß versteckt, sie auf dem „Örtchen" bombardiert und gar dem ganzen Haus durch eine nächtliche Pulverexplosion argen Schrecken einjagt. Er ist doch ein braver kleiner Kerl, mit gutem Herzen und einem natürlichen Instinkt für Recht und Ehre. Deshalb darf man seine Geschichte ohne Bedenken den Altersgenossen Peters in die Hand geben, und auch das Kind im Manne hat noch seine Freude an dem frischen Jungen. Das Buch verdiente die Verdeutschung. Sie liest sich glatt, ausgenommen das gar nicht jungenhafte „erstklassig" auf S. 82.

G. W.

Paul Lindau, Nur Erinnerungen. Zweiter Band. *Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.* 1917. X, 401 S. Geheftet 6,50 M., in Halbpergamentband 9,50 M.

Der zweite Band dieser Erinnerungen übertrifft den Vorgänger, dem er so schnell gefolgt ist, noch an der Fülle heiterer und ernster Bilder, denk-

würdiger Menschen und Ereignisse, während die ungezwungene Anmut und die Anschaulichkeit der Schilderungen die gleiche geblieben ist. Das Leben hat Lindau seltene Gunst erwiesen, indem es ihn mit so vielen der besten unter seinen Zeitgenossen zusammenführte und mit nicht wenigen unter diesen innig verband. So vermag er aus intimer Kenntnis wertvolle Beiträge zur Geistes- und Kunstgeschichte eines halben Jahrhunderts zu geben. Aber zum Glück geschieht das immer nur unwillkürlich und nebenbei; Hauptsache ist ihm der Wert, den die Berühmten als Menschen bedeuteten, und in gleicher Linie mit ihnen stehen da oft die nur weniger Bekannten und so mancher ganz Unberühmte. Unter denen, die in diesem zweiten Bande auf die Bühne treten, erscheinen als erste Helden drei Direktoren des Burgtheaters: Laube, Dingelstedt und Wilbrandt, und drei Wiener Schriftsteller: Anzengruber, Kürnberger und Spitzer. Vorher begrüßen wir eine Anzahl Originale und Humoristen, darunter den so selten aus eigener Kenntnis geschilderten Wilhelm Busch und mit inniger Wärme durchdrungen Johann Strauß. Sein Bild stebt am Schlusse einer Schilderung des alten genußfrohen Wiens, die ein wenig aus dem Rahmen herausfällt, ebenso wie das letzte Kapitel über Herzog Georg von Meiningen und sein Theater, wo nur ganz am Ende in der lebensvollen Beschreibung der Persönlichkeit Ibsens die beherrschende Tonart von neuem angeschlagen ist. Wenige Bücher lesen sich so angenehm wie dieses, und so ist ein gut Teil Selbstsucht dabei, wenn wir dem Verfasser Kraft und Lust zu noch recht zahlreichen Folgen der Bände „Nur Erinnerungen" wünschen. An Stoff für eine schier unendliche Reihe wird es ihm ja nicht fehlen. G. W.

Eduard Lommatzsch, Provenzalisches Liederbuch. Lieder der Troubadours mit einer Auswahl biographischer Zeugnisse, Nachdichtungen und Singweisen. *Berlin, Weidmannsche Buchhandlung* 1917. XXV, 515 Seiten. In Leinen 6 M.

Seit den klassischen Werken von Friedrich Diez: „Die Poesie der Troubadours" (1826) und: „Leben und Werke der Troubadours" (1829) sind die köstlichen Früchte der mittelalterlichen Lyrik Südfrankreichs immer wieder durchforscht, herausgegeben und verdeutscht worden. Karl Bartsch hat uns Älteren den Weg zu ihnen gewiesen, und froh gedenke ich der heiteren sommerlichen Morgenstunden, in denen an der Hand der guten Auswahl Adolf Ebert diese Liederdichtung dem Studenten erschloß. Über solche lehrhafte Anleitung hinaus will Lommatzsch den Genuß denen gewähren, die nur den Kunstgehalt, die Eigenart der provenzalischen Dichtung verstehen und erfühlen wollen. Er wählt dazu die besten Hilfen: eine Auswahl (mit gut erläuternden Anmerkungen) der bezeichnendsten und wertvollsten Lieder, die Schilderungen der Troubadours bei Dante, Petrarca und in dem Proemio des Marques de Santillana, zahlreiche deutsche und andere Nachdichtungen, die schönsten Melodien (wodurch das Buch auch dem Musikfreunde nützlich und erfreulich wird), endlich Literaturnachweise für gründlicheres Studium. Das Buch ist so praktisch und gefällig angelegt, daß es allen seinen Vorgängern den Rang abläuft, wozu auch die hübsche Ausstattung und der mäßige Preis das ihrige beitragen. G. W.

Hans Mackowsky, Christian Daniel Rauch. *Berlin, Bruno Cassirer*. 3 M.

In einer Zeit, da uns wieder nationale Heroen erwachsen, ist es doppelt begrüßenswert wenn uns Bild und Werk des Mannes vor Augen geführt werden, dem es wie keinem zweiten vergönnt war die großen Repräsentanten seines Zeitalters zu verherrlichen und in bleibenden Standbildern der Nachwelt zu überliefern. Mit tiefer Wehmut blicken wir allerdings auf diese unbeirrte Stilsicherheit, dieses längst verlorene Gut, das wieder zu erringen das heiße Bemühen unserer Tage sein muß.

In knapper Form schildert Mackowsky wie es Rauch gelang, durch seine selten glückliche künstlerische Veranlagung begünstigt, den Widerspruch der Zeit zwischen Klassizismus und Romantik in dem ihm eigenen nationalen Stil preußischer Prägung zu vereinigen. Als Mensch ein Mann von Welt, mit den Kreisen des Hofes, der geistigen Elite und der gebildeten Bürgerschaft gleich vertraut, hat er in einem ruhelos arbeitsreichen Leben ein Werk von Erz und Marmor geschaffen — ein unvergängliches Denkmal jener Epoche deutscher Geistigkeit und Tatkraft, deren Erben zu sein unser größter Stolz sein muß. Treffliche Abbildungen veranschaulichen uns die Meisterleistungen des gefeierten Künstlers. „Er hat den Ruhm derer genossen in denen sich der Zeitwille zur Erscheinung bringt." H.

Walter von Molo, Die ewige Tragikomödie. Novellistische Studien 1906—1912. *Albert Langen, München* (Langens Mark-Bücher). 98 S.

Fast bei jedem Dichter sammeln sich im Laufe der Jahre eine Reihe von Einfällen und Eindrücken an, die sich nicht zu größeren selbständigen Werken ausweiten und auch nicht als Motive oder Episoden in solchen verwerten lassen. Damit sie nicht verloren gehen, pflegen sie zu jenen kleinsten literarischen Prosaformen ausgemünzt zu werden, die als Skizzen, Novelletten, Stimmungsbilder usw. in Feuilletons ein vorüber-

gehendes und in Sammelbändchen ein dauerhafteres Leben führen. Den Charakter nichtiger Leere sollte natürlich auch diese bescheidene Kunstgattung nicht tragen. Diese Befürchtung wird in dem vorliegenden Fall von vornherein jeder ausschalten, der aus Walter von Molos Romanen seine knappe, fast epigrammatische Art kennt, die nichts in die Breite zieht und verwässert, vielmehr von dem Leser verlangt, daß er allerlei zwischen den Zeilen zu lesen verstehe. In seinen äußerst scharf zugespitzten „Novellistischen Studien" drängen sich manchmal auf ein paar Seiten ganze Lebensschicksale zusammen. Schwül in der Stimmung, beinahe unheimlich in der Gespanntheit des Ausdrucks, laufen diese nichts weniger als harmlosen Geschichtchen meist auf Ehebruch und dergleichen hinaus. Man braucht nicht erst ihre französischen Ahnherren zu beschwören, da nachgerade für diese Stoffwelt genug deutsche und noch mehr Wiener Muster vorhanden sind. Doch ist Molo trotz solcher unleugbaren Zusammenhänge auch hier ein Eigener geblieben. Was er schreibt, fließt aus einem Temperament von ausnehmender Stärke. Damit hält der sichere Geschmack nicht immer gleichen Schritt; die tragikomische Skizze „Der glückliche Augenblick" ist z. B. in dieser Hinsicht eine entschiedene Entgleisung. Wie in Molos gesamtem epischen Schaffen drängt auch in dem vorliegenden Büchlein alles auf den Dramatiker hin. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn ihm bei seiner erstaunlichen Energie nicht über kurz oder lang der große dramatische Wurf gelänge. *R. Krauß.*

Hans Müller, Die Kunst sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse. Verlag der *J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger*, *Stuttgart* und *Berlin* 1917. 393 Seiten. In Pappband 6 M.

Der Dichter der „Könige" ist nebenher ein angenehmer Plauderer, der die gute Überlieferung des Wiener Feuilletons mit dem besonderen Talent pflegt, das auf nördlicherem Boden trotz allem Mühen nicht gedeihen will. Vielleicht daß wir dafür zu sachlich sind, die Freude am heiteren Spiel der Worte nicht so zu empfinden wissen, wie es nötig ist, um solche leichte Kost feinschmeckerisch zu würdigen. Wir schätzen dafür den Witz, die zugespitzte Pointe, die hier kaum ein Daseinsrecht erhält. Und doch strömt das ein wenig zur Wohlbeleibtheit neigende Behagen solcher Wiener Gestalten und Bilder (von den auf dem Titel verheißenen „Ergebnissen" verspürt man kaum etwas) auf uns herüber, wenn wir eine müßige Stunde mit ihnen verbringen, wir atmen Wiener Luft und lernen die Kunst sich zu freuen, wie die ganze Reihe nach einem der besten Stücke benannt ist. Da wirkt nach den gefühligen Tiergeschichten, den Menschlichkeiten der Phäakenstadt wie ein fremdes, störendes Element die Gruppe, die unter der Aufschrift „Die Heimsuchung" Kriegsfeuilletons vereint und die natürlichen Grenzen der Gattung deutlich zeigt. Das Pathos steht ihr nicht zu Gesicht, und der Humor, „zu dem man als Wiener Autor verpflichtet ist", versagt vor dem Ungeheuren. Froh begrüßt der Leser dann die Reisebilder am Schlusse, in denen der Plauderer wieder trotz aller guten Vorsätze die Frauen zum Gegenstande seines Spezialstudiums macht. „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt", und zumal mit *dieser* Kunst. G. W.

Friedrich Nietzsche, Der Wille zur Macht. Eine Auslegung alles Geschehens. Neu ausgewählt und geordnet von Max Brahn. 1917. *Alfred Kröner Verlag* in *Leipzig*. XVI, 376 Seiten. In Halbleinen 5 M.

Seit 1882 hat Nietzsche an der großen zusammenfassenden Darstellung seiner Lehre geplant und geschrieben, nur Einzelgedanken, Skizzen, die in der Gesamtausgabe dem Kundigen Gegenstand reichster Erkenntnis, dem unvorbereiteten Leser kaum mehr als eine Anzahl von aufblitzenden und häufig trügerischen Lichtern sein konnten. Und doch war es gerade hier auf systematischen Aufbau, streng methodische Belehrung abgesehen. Von der Gegenwart sollte das Werk in die Zukunft deuten, von der alten kanonischen, christlichen Moral zur neuen, aus den Lebensbedingungen des einzelnen hervorwachsenden, nur ichständigen Sittlichkeit der Starken. Hier gibt es keine allgemeingültigen Wahrheiten mehr; der Sinn der Dinge ist „nur eine Beziehung, die sich der Mensch schafft, letzten Endes um der Dinge Herr zu werden, um sein *Machtgefühl* über die Dinge zu steigern, um seinen unbezähmbaren Willen zur Macht auszuüben". Unser Erkennen, die Natur, alles Sein und Geschehen ist Machtwille. In vier Bücher hat Brahn, gemäß dem eigenen Plan Nietzsches von 1887, die Gedankenfolge gegliedert: die beiden ersten „Der europäische Nihilismus" und „Kritik der höchsten bisherigen Werte" niederreißend, was durch Jahrtausende der Menschheit Halt gab und nun dazu nicht mehr stark genug ist, das dritte „Prinzip der neuen Wertsetzung" die neue Lehre kündend und das letzte den Weg ihrer Verwirklichung im Leben der kommenden Zeit andeutend. Ein „Zukunftsevangelium", nicht das abstrakte Denken eines Philosophen verkünden die Sätze, die sich hier zu einer festen Kette zusammenschließen, dank der Beherrschung des gewaltigen Stoffes, die Brahn wie kaum noch irgendeiner der mit Nietzsche Vertrauten sein eigen nennt. Er hat sich durch dieses Buch ein hohes Verdienst erworben. Denn



dank seiner ebenso mühseligen wie erfolgreichen Arbeit gewinnen wir jetzt in bequemem Lesen das erste zuverlässige Selbstbildnis des Denkers Nietzsche, der dem Propheten Zarathustra beigesellt werden muß, um die Doppelnatur des großen Anregers voll zu schauen und zu ihr Stellung zu nehmen. Die Einleitung zeichnet mit sicheren Linien die Grundzüge, erläutert die inneren Gründe der Disposition und deutet auf das Zeitgemäße dieses Buches hin. Ja, es hätte in keinem geeigneteren Zeitpunkte hervortreten können, und deshalb nimmt man auch das kriegsmäßige Gewand willig in Kauf. G. W.

Rudolf Payer von Thurn, Der historische Faust im Bilde. *Wien* 1917, *Privatdruck der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft*, hergestellt in der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Folio. 20 Seiten mit einer Abbildung und 22 Tafeln in Lichtdruck, Vierfarbenautotypie und Photolithographie.

Eine schönere Gabe hätte die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft ihren Mitgliedern auch im tiefsten Frieden nicht darzubringen vermocht. Das glänzende Äußere eint sich mit einem Inhalt, der auf Grund eingehendster Studien einen Gegenstand von hohem Reiz behandelt. Das einzige, was zur Kritik Anlaß gibt, ist der Titel. Es handelt sich nicht um die Bilder des *historischen* Faust (solche gibt es nicht), sondern um die Ikonographie der Faustsage, deren Held, wie leicht begreiflich, auch in seiner leiblichen Gestalt die Leser der Faustbücher aufs höchste interessierte. Es war eine allenthalben geübte alte Sitte, für Persönlichkeiten der Sage und Geschichte, deren Bild nicht überliefert oder nicht erlangbar war, irgendwelche Bildnisse einzusetzen, die der Vorstellung ihres Wesens und den vorhandenen Schilderungen einigermaßen entsprachen. So hat man auch für Faust im 17. Jahrhundert nach solchem Bilde gesucht und es, wie Payer von Thurn nachweist, in dem Josephkopf aus Rembrandts „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" gefunden. Dieses Brustbild wurde an den Schluß einer Porträtreihe gestellt, die der Kupferstichverleger François Langlois aus Chartres (1588—1647) herausgab, wahrscheinlich von Joris van Vliet, dem Rembrandtschüler, etwa 1632 gestochen. Ob auf die Wahl der Vorlage die Schilderung Fausts in den Volksbüchern eingewirkt habe, bleibt fraglich, weil sein Äußeres nur bei Widmann erwähnt wird, der damals, als der Stich entstand, kaum noch gelesen wurde und in Holland schwerlich bekannt war. Eher mag noch eine gewisse mündliche Überlieferung bis zur Grenze des ersten Jahrhunderts nach seinem Tode fortgewirkt haben.

Payer von Thurn zeigt die Nachkommenschaft des angeblich Rembrandtschen, in Wahrheit Vliesschen Bildes bis zu ihren aufs ärgste entstellten Sprößlingen im 18. und 19. Jahrhundert, er zeigt uns auch andere Versuche, die Vorstellung der Faustgestalt zu fixieren, von denen einer den frommen Leipziger Theologieprofessor Georg Weinreich zur Vorlage für das Antlitz des Teufelsbündners mißbraucht, ein anderer es aus einem kleinen radierten Studienkopf Rembrandts erstehen läßt. Aus seiner Phantasie hat zuerst Christoph van Sichem einen Faust geschaffen (1666 erschienen), ebenso die Verfertiger der rohen Holzschnitte in den Faustbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch ein plastisches Werk, eine Renaissancebüste im Wiener Hofmuseum, hat man ohne jede Gewähr mit dem Namen Faust bezeichnet. Das alles und noch manches dazu legt uns Payer von Thurn in seiner bekannten sauberen und anmutigen Art vor und gelangt so weit über die Vorgänger, in erster Linie Siegfried Szamatólski, hinaus. Man liest diese schön abgerundete Monographie mit um so größerem Genuß, da der treffliche Druck und das reiche, ausgezeichnet wiedergegebene Bildermaterial neben dem Geist auch den Sinnen ihr Vergnügen gewähren. G. W.

Polenlieder deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von St. Leonhard. I. Band. Der Novemberaufstand in den Polenliedern deutscher Dichter. 1911. *Krakau-Podgórze*, Verlag von *J. Piasecki.* XVI, 327 Seiten. II. Band 1917. Krakau, Zentral-Verlagsbureau des Polnischen Obersten Nationalkomitees. XXIV, 407 Seiten.

Die Julirevolution hat nirgends so weite und tiefe Wirkung ausgeübt wie in Polen. Als die Polen versuchten, das Joch des Russenzaren abzuschütteln, „vor dem ein Volk Gesindel, ein Mensch ein Wurm nur war", hat dieser Freiheitskampf ein besonders lautes Echo in Deutschland gefunden, das eben die griechische Freiheitsbewegung ideell so stark unterstützt hatte. Von dem nächtlichen Überfall auf das Schloß Belvedere, die Residenz des Großfürsten Konstantin, am 29. November 1830, der bald zur Befreiung des gesamten polnischen Gebietes von russischen Truppen führte, bis zur schließlichen Rückgabe Warschaus und anderer Festungen an die Russen und den sich daraus ergebenden nächsten Folgen und letzten Zuckungen des Aufstandes hat man in Deutschland an allen Phasen des polnischen Befreiungskampfes lebhaftesten Anteil genommen, auch wenn es nicht immer so große Ereignisse waren, wie die Schlacht bei Grochow oder Ostrołenka. Man erwartet mit dem Rufe: „Helft dem edlen Unglückssohne!" von Deutschland, daß es zur „Sühneschlacht" ausziehen soll: „Räche den Polengast, Den du umarmet hast, Sprachlos vor Schmerz!" Davon ist man fest

überzeugt: „Und aller Herzen haben's tief verstanden: Das Volk war werth, erlöst zu sein von Banden"; denn man darf doch erwarten, „Mensch, nicht Sache zu seyn". Der Dichter glaubt nur an die Vergangenheit erinnern zu brauchen („Europa hat gezittert vor unsers Namens Schall, Der Pohlen Schwerter waren des Abendlandes Wall"), um in dem Deutschen Begeisterung und Teilnahme an dem polnischen Kampfe zu erwecken, der ein Kampf ist „für der ganzen Menschheit Sache". Soweit vor diesem Novemberaufstand das Interesse Deutschlands an den Geschicken Polens dichterischen oder überhaupt literarischen Ausdruck gefunden hat, hat R. F. Arnold die „Geschichte der deutschen Polenliteratur" (1900) dargestellt, bisher aber leider diesem ersten bis 1800 reichenden Bande keine Fortsetzung folgen lassen. Im 19. Jahrhundert ist die Polenbegeisterung in Deutschland auf ihren Siedepunkt gekommen, und Dichter mit gutklingendem Namen haben sich literarisch in den Dienst der polnischen Sache gestellt. Freilich darf man sich nicht darüber täuschen, daß die Zeitverhältnisse für eine Propagierung des Freiheitskampfes der Polen wie geschaffen waren. Denn daran ist wohl kein Zweifel, daß man in Deutschland diesen Kampf um Freiheit zum guten Teil aus dem Gesichtswinkel eigner sehnlicher Wünsche ansah, die auf stärkere politische Rechte, Befreiung von Bevormundung und ähnliches hinzielten. Die Geschehnisse und Wandlungen unseres Krieges haben heute die Beschäftigung mit Geschichte und Geistesleben Polens neu belebt und auch das Interesse für jene Jahre der deutschen Polenbegeisterung erneuert, so daß kürzlich Hans Delbrück eine kleine Auswahl aus der deutschen Polenlyrik zusammenstellen und mit einer Einleitung versehen konnte, die lebhaft für den Gedanken eintrat, zwischen Deutschen und Polen gebe es im Grunde keine notwendigen Gegensätze, sie hätten auch nie bestanden. Allerdings schöpfen solche und ähnliche Sammlungen für populäre Zwecke (z. B. das brauchbare Heftchen Polenlieder des Lemberger Verlags B. Potoniecki) nur im Oberwasser, sie bringen die bekannteren und leicht zugänglichen Gedichte. Es ist ja auch erst neuerdings die deutsche Polenlyrik, soweit sie den Novemberaufstand behandelt, wissenschaftlich gesammelt worden. Dafür ist schon der noch heute in seinen Arbeiten wichtige polnische Literarhistoriker Cybulski eingetreten. Und lange, bevor eine deutsche Sammlung vorlag, hat G. Kohn seinen polnischen Landsleuten einen Band deutscher Polenlieder in Übersetzung vorgelegt: Polska w swietle niemieckiej poezji [Polen im Lichte deutscher Dichtung]. Sambor 1890/91. Aber erst der verdienstvolle Sammeleifer des Krakauers St. Leonhard hat die Gedichte in einer Zahl zusammengetragen, die den erstaunlichen Umfang der damaligen Polenlyrik Deutschlands zeigt. Er hat zu seinem ersten Bande aus dem Jahre 1911 in der Fortsetzung so viel nachtragen können, daß die Zahl von 400 Einzelnummern gut überschritten ist. Die Zahl der deutschen Übersetzungen aus anderen Sprachen ist verschwindend, ebenso die der polen-gegnerischen Gedichte, die besonders durch Stägemann vertreten sind; sehr umfangreich ist dagegen die Gruppe anonymer und pseudonymer Gedichte. Wir finden die bekanntesten Dichternamen jener Tage, aber doch auch eine mindestens ebenso große Zahl kleinerer Geister, denen indes oftmals ein besonderer Schwung gegeben ist, die aber oft auch platt-prosaisch werden und aller Kunst fern bleiben. Manches wird nahezu schwülstig, und unnötige Breite schadet der Wirkung. Aber dem Grundsatz des Herausgebers ist durchaus beizustimmen: die erstrebte Vollständigkeit nicht mit Fragen nach der künstlerischen Qualität zu verquicken. Ja, ich möchte dafür sein, doch — sei es auch nur bibliographisch — das ebenfalls zu verzeichnen, was der Herausgeber an Sprüchen, Epigrammen, anonymen Gedichten fortgelassen hat, „weil sie keine Lieder oder ihnen ähnliche Gedichte sind oder auf einem zu niedrigen Niveau stehen oder endlich den Anstand verletzen"; es ist ja auch sonst manches bescheidene oder spruchartig-kurze Gedicht mitgegangen. Die Anordnung ist bei den Gedichten mit genannten Verfassern alphabetisch; dagegen bei den anonymen sachlich-historisch durchgeführt: immerhin ein gewisser Zwiespalt, demgegenüber aber doch der Vorteil überwiegt, daß man die Polenlieder der einzelnen gleich beisammen hat. Ob man nun gerade eine solche Sammlung mit dem Herausgeber als „eine Ehrenschuld gegenüber den besten Freunden Polens" ansehen mag, darüber will ich nicht rechten. Diese beiden Bände sind jedenfalls eine sehr wertvolle Quellensammlung, die wir dankbar hinnehmen und die grundlegend sein wird für weitere Arbeiten auf diesem Gebiete, das immer noch seine Probleme hat. Ein letztes Wort allerdings wird man erst sprechen können, wenn Leonhard den dritten Band vorgelegt hat: er soll den Kommentar und den ganzen gelehrten Apparat bringen; er liegt druckfertig vor und harrt nur eines willigen Verlegers, den man dem Herausgeber bald wünschen möchte, damit er seine mühevolle Arbeit durch den wichtigen letzten Band abgeschlossen sehen könnte. Dann wird vielleicht auch mancher Bibliophile noch aus eigenen Seltenheiten Ergänzungen beisteuern können. Denn so glatt löst sich auch nun noch nicht alles. Leonhard hat im Vorwort einige noch unaufgefundene Stücke notiert. Zwei davon: Polen und Lied der polnischen Jaeger. Zwey Gedichte v. J. Hub in Musik gesetzt für 4 Männerstimmen v. J. Küffner. Mainz, B. Schott's Söhne; und:

Sechs Polnische Kriegslieder v. M. A. G. Gessert, ebenfalls von J. Küffner komponiert und bei Schott erschienen — beides nicht eben überwältigende Schöpfungen — konnte ich selbst durch freundliches Entgegenkommen des Schottschen Verlags beschaffen; den anderen kommt vielleicht ein glücklicher Finder auch noch auf die Spur. Dem lediglich interessierten Leser wird die Ausgabe ebenso wertvoll wie dem Wissenschaftler wichtig sein. Ich erwähne noch, daß Leonhard vor kurzem in einem hübschen Heftchen „Neue Polenlieder 1914—1915“, Krakau 1916, die Polenlyrik unseres Krieges zusammengestellt hat, die allerdings an Zahl und Bedeutung weit, weit hinter den früheren Dichtungen zurückbleibt.

Nachtrag. Die Antwort des Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken lautete wiederholt, die beiden obengenannten Küffner-Stücke seien vergeblich gesucht worden. Ich habe jedoch kürzlich festgestellt, daß die Musik-Sammlung der Königlichen Bibliothek beide Nummern besitzt. Ob sie freilich der Sammlung erst *nach* erfolgter Rundfrage des Auskunftsbureaus zugegangen sind, weiß ich nicht. Andernfalls wäre eine Ungenauigkeit oder Unzuverlässigkeit des Auskunftsbureaus bedauerlich. *Hans Knudsen.*

Schillers sämtliche Werke. Horenausgabe. 14. und 15. Band. *Georg Müller* Verlag, *München und Leipzig*. Jeder Band in Leinen 6.50 M., in Halbleder 8 M., 250 Exemplare auf holländischem Büttenpapier in Ganzmaroquin 24 M.

Die neuesten Bände dieser am schönsten ausgestatteten Schillerausgabe bringen Gedichte, Briefe und sonstige schriftliche Zeugnisse des Dichters aus den Jahren 1798—99, als das Hauptwerk dieser Zeit im 15. Bande den „Wallenstein“. Die Sorgfalt des Herausgebers Conrad Höter bewährt sich von neuem in der Vollständigkeit, der neuen zeitlichen Anordnung und der genauen Wiedergabe der Texte. G. W.

Paul Schultze-Naumburg, Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. (Kulturarbeiten, herausgegeben vom Kunstwart Band 7—9.) I. und II. Teil. *München, Georg D. W. Callwey*. 1915 u. 1916.

Nach den früheren Teilen, die fast alle schon mehrere Auflagen erlebten und im wesentlichen Architekturaufgaben behandelten, betritt Schultze-Naumburg nunmehr das reizvollste Gebiet seiner Darstellung, die allgemein von dem ästhetischen Sein der Dinge um uns handelt. Wie er früher durch seine berühmt gewordenen Gegenbeispiele an einzelnen Stellen das Sinnwidrige, Häßliche, Unnatürliche unserer gewohnten Umgebung nachwies, so tut er es nun in diesen „Kulturarbeiten“ (wie schade, daß für die gute Sache kein besserer Name zu finden war!) in geregelter, nach einer gewissen Vollständigkeit strebender Folge. Die Hauptabschnitte heißen: Wege und Straßen — Die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung im Landschaftsbilde — Der geologische Aufbau der Landschaft und die Nutzbarmachung der Mineralien — Wasserwirtschaft — und in dem dritten Teile, der uns noch nicht zugegangen ist, Industrie und Siedelungen. Man kennt Schultze-Naumburgs anregende Art, mit der er die Leser in seinen Bann zu ziehen weiß, um ihnen das Gefühl und vor allem das Auge zu schärfen. Daß dabei die Bilder die Hauptsache tun müssen, versteht sich von selbst, und so sind auch diese Bände mit einer überreichen Fülle von Photographien ausgestattet, deren belehrende Wirkung nur häufig unter dem zu kleinen Format leidet. A—s.

Moritz v. Schwinds Fröhliche Romantik. *München, Hugo Schmidts Verlag*. 102 Seiten mit zahlreichen Bildern. In Pappband.

Der Text, der gleich der frischen und kenntnisreichen Einleitung E. W. Bredt verdankt wird, führt durch eine wunderhübsche Auswahl von Briefstellen, Dichtungen, Märchen die Leser in die Welt Schwinds, die in den vielen gut wiedergegebenen Bildern des Meisters zu heiterem Leben ersteht. Eines der anmutigsten Kunstbüchlein ist so entstanden. P—e.

Charles Sealsfields Exotische Kulturromane, in neuer Auswahl und Anordnung herausgegeben von Heinrich Conrad. Band 1 und 2: Lebensbilder aus beiden Hemisphären. *München und Leipzig*, bei *Georg Müller*.

Conrad tut so, als sei Sealsfield heute ganz verschollen: „wenn wir sein gedenken sollen, Märchen sagt: Es war einmal!“ So schlimm steht es um den ausgezeichneten Erzähler nun doch nicht; denn er ist in den großen allverbreiteten Sammlungen von Reclam, Meyer, Hendel, Hesse & Becker, der „Deutsch-österreichischen Bibliothek“, Kiepenheuers Liebhaberbibliothek, in der Insel-Bücherei und der „Bibliothek der Romane“ des Insel-Verlags, in mehreren Jugendbüchereien neuerdings gedruckt worden. Aber freilich fehlt es seit der Gesamtausgabe von 1845—46 an einer größeren Zusammenstellung seiner Werke, und insofern füllt das Unternehmen Conrads eine Lücke aus. Er gedenkt, in acht Bänden die Hauptwerke zu bieten, und beginnt mit den ersten zwei Teilen der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, denen Sealsfield seinen Namen „Der Dichter beider Hemisphären“ dankte. Der gefällige Druck und der von Preetorius geschaffene nette Leinenband erfreuen das Auge des Lesers. G. W.

Georg Simmel, Rembrandt, ein kunstphilosophischer Versuch. *Leipzig, Kurt Wolff.* 1916. 3,50 M.

Der Philosoph der Straßburger Universität Georg Simmel geht in seinem kunstphilosophischen Versuch davon aus, daß die Kunsterscheinung als die Zusammenfassung formaler und inhaltlicher Faktoren eine Einheit bildet, deren seelische Wirkung, das künstlerische Erlebnis, nicht durch historische, technische oder ästhetische Erörterungen ausgedeutet wird. Alle Analysen, die die geschichtliche Stellung des Kunstwerkes, seine ästhetischen und psychologischen Bedingtheiten zu bestimmen suchen, klären den eigentlichen Sinn der Kunsterscheinung nicht auf. Hier muß die philosophische Betrachtung eintreten, die, das Ganze des Kunstwerkes als Dasein und Erlebnis voraussetzend, dieses in „die Weite der seelischen Bewegtheit" einzustellen unternimmt. An der Kunst Rembrandts, des Repräsentanten individualistischer germanischer Kunst im Gegensatz zu der verallgemeinernd typisierenden klassisch-romanischen Kunst, versucht Simmel die Probleme der Kunstschöpfung und Kunstwirkung zu deuten. Er behandelt von Gedankengängen Wölfflins ausgehend den Ausdruck des Seelischen in der Kunst, die Individualisierung und das Allgemeine und die religiöse Kunst auf eine Weise, die in stetem Hinblick auf die Kunst Rembrandts das Verhältnis der germanischen Kunst zur klassisch-romanischen scharf und geistvoll herausarbeitet, und ihre Gegensätzlichkeit schließlich als Schöpfertum und Gestaltertum erklärt. Im Verlauf seiner umsichtigen Darstellung, die sich freilich recht esoterisch gibt, unterzieht Simmel die umlaufenden kunstphilosophischen Ansichten, wie sie die modernen Kunstrichtungen mit sich führen, einer kritischen Prüfung und greift auch gelegentlich, von dem zentralen Problem ausgehend, auf allgemeinere ästhetische Grundfragen über, wie in der Zwischenerörterung „was sehen wir am Kunstwerk". Das gedankenreiche Buch verdient über den Kreis der philosophisch Interessierten Verbreitung, auch dort, wo es zum Widerspruch reizt, z. B. in den der religiösen Kunst gewidmeten Abschnitten, bietet es eine fruchtbare Vertiefung in das Wesen Rembrandts nicht nur, sondern auch des künstlerischen Schaffens und seiner seelischen Wirkung.

Richard Graul.

Otto Soyka, Die Liebesfalle und andere Novellen. *München, A. Langen.* 94 Seiten.

Das Büchlein enthält drei Novellen: Die Liebesfalle, Diskretion, Der Weg vorbei. Als Gesamttitel wäre etwa vorzuschlagen: Weiber. Jede der drei kurzen Novellen behandelt eine bestimmte weibliche Psyche. Die erste das Weib, das dem starken oder stark scheinenden, dem überlegenen Mann sich hingibt, die zweite, das aus geschlechtlicher Lust den einen Mann mit einem anderen und diesen wieder mit dem dritten usw. betrügt, die dritte, das aus neurasthenischer Anlage ohne besonderen Drang den Mann hintergeht. Der Verfasser hat schon durch andere Bücher eine Begabung für lebendige Darstellung bewiesen. In diesen drei kurzen Skizzen, die sich durch einen schlichten, ja fast trockenen Stil angenehm auszeichnen, zeigt er die Fähigkeit eines tiefen Eindringens in die verwickelten Seelenvorgänge.

E. Pernerstorfer.

Carl Sternheim, Mädchen. Mit 14 Lithographien von Ottomar Starke. *Leipzig, Kurt Wolff Verlag* 1917.

Er, eignen Wertes voll bewußt, bietet dem Publikum Gestalten altbekannter Bürger von neuem. Sie, von ihm mit der kalten Geste der Überlegenheit ins Bodenlose der lächelnden Verachtung verurteilt, erklären sich selbst als Narren und Schädlinge, Weiber beherrscht nur von dem einen Triebe. Dessen Ablauf im Dienstmädchen bringt mit einigen Willkür entstammenden Phantasmen „Meta", schon früherher bekannt; „Anna", gedrücktes Kindtum mit erotischer Heiligenanbetung ohne Zielsetzung des Verlaufs; treue Schwesterliebe zerrüttet „Geschwister Stock". „Anna" läßt den Journalisten Kasimir Lehmann als Nebengestalt der Handlung agieren. Dieser Bürger hatte Wedekind gelobt, Stadler und Werfel besprochen, für Heinrich Mann eine Lanze gebrochen. Ein Tadel des Chefs ließ ihn nur noch eigensinniger bei seiner Auffassung beharren. Jedoch in jener Stunde, in der er die Komödie Sternheims als Signal anbrechenden theatralischen Frühlings verkündete, packte ihn jähe Gewissensangst; ihm war zumute wie einem, der die eigenen Fundamente untergräbt. Auf die Gefahr, von dem Frühlingssignalisten mit Kasimir Lehmann gleichgeachtet zu werden, erklärt Schreiber, daß er gleiches verkündend zwar nicht Gewissensangst, aber Besorgnis um seine eigene Geistesverfassung verspüren würde.

G. W.

Theodor Storm, Meisternovellen. Ein deutscher Hausschatz. Mit 18 ganzseitigen Zeichnungen von Otto Soltau. 4°. VII, 393 S. In Leinen 25 M. — *Theodor Storm*, Briefe an seine Kinder. Herausgegeben von Gertrud Storm. VI, 298 S. In Leinen 5,50 M. — Theodor Storm-Gedenkbuch zu des Dichters 100. Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Düsel. Mit Zeichnungen von Heinrich Reifferscheid, Georg Greve-Lindau und Otto Soltau, sowie einem Stormbildnis von Karl Bauer. 4°. In Pappband 3 M. — *Therese Rockenbach*, Theodor



Storms Chroniknovellen. Eine Untersuchung über Quellen und Technik. IV, 117 S. — Sämtlich Verlag von *Georg Westermann* in *Braunschweig.* 1916—1917.

Den Verlag J. G. Cotta traf der Vorwurf, daß er zum Nachteil des deutschen Volkes sein ererbtes Besitzrecht an Goethes und Schillers Werken bis zum Erlöschen eigensüchtig ausbeutete. Vor solchem Tadel sind die Pfleger der Stormschen Geisteskinder gesichert. Sie bieten nicht nur von jeher die Kostbarkeiten dieses wundersamen Lyrikers und Meistererzählers zu gerechtem Preise dar; sie tun auch das ihrige, diesen Edelsteinen eine würdige Fassung zu verleihen und den Schatz, der ihnen anvertraut ist, in seinem Werte immer klarer aufleuchten zu lassen. Den Beweis dafür geben die neuen, oben genannten Veröffentlichungen, an ihrer Spitze das wahrhaft vornehme Buch der Meisternovellen. Die beiden Schaffensweisen Storms, die etwa durch das Ende der sechziger Jahre abgegrenzt sind, erscheinen durch je drei ihrer besten Erzeugnisse richtig vertreten: die idyllische, noch im Banne der Romantik stehende durch „Immensee", „Viola tricolor" und „Im Schloß", die realistische durch die großen Novellen „Aquis submersus", „Carsten Curator" und „Der Schimmelreiter". Überleitend stehen dazwischen einige der schönsten Gedichte Storms, so, wie der unvergeßliche Emil Milan die Stimmungen ausklingen ließ, wenn er uns etwa „Im Schloß" gesprochen hatte. Ähnlich wirken auch die Federzeichnungen Otto Soltaus, des zu früh für das Vaterland Gefallenen. Er läßt uns die Welt Storms, aus der er selbst entsprossen ist, noch körperlicher empfinden, ohne doch der Phantasie des Lesers jene Gewalt anzutun, die der landläufigen Illustration mit Recht verdacht wird.

Zu den früher erschienenen Briefen Storms an Braut und Frau gesellt die Tochter Gertrud nun als liebenswürdige Ergänzung die Briefe an seine Kinder, herzerfreuende Blicke in das innigste Familienleben gewährend, aber leider wieder ohne das für solche Sammlungen unentbehrliche Namenverzeichnis.

Das Storm-Gedenkbuch Düsels ist des Ereignisses würdig, das es feiern soll. Eine beträchtliche Zahl unserer besten Schriftsteller huldigen in Vers und Prosa dem Meister, dazu kommen neu aufgefundene Gedichte Storms, Erinnerungen an ihn und Aufsätze über sein Leben und Schaffen, der unveröffentlichte Briefwechsel mit Emil Kuh und eine Anzahl hübscher Bilder.

Die brave Dissertation von Therese Rockenbach endlich gibt genaue Belege aus den meist bereits bekannten und nicht sehr zahlreichen literarischen Hilfsmitteln des Dichters und liefert Vorarbeit zu feinerer Untersuchung seiner Schaffensweise. G. W.

Eduard Sueß, Erinnerungen. Mit 2 Bildnistafeln, 4 Zeichnungen im Text und einem Personenverzeichnis. *Leipzig* 1916, *S. Hirzels Verlag.* IX, 451 Seiten. Geh. 9 M., geb. 11 M.

Die Schilderungen, die uns Gelehrte von ihrem Leben geliefert haben, bestehen zumeist aus den ineinanderverschlungenen Kränzen der äußeren Erlebnisse und der das Dasein beherrschenden Berufsarbeit. In den Erinnerungen des großen Geologen Sueß schlingt sich ein dritter Reif durch die beiden ersten, so stark, daß sie auf längere Strecken unter ihm verschwinden. Es ist das politische Interesse, geboren aus der innigen Liebe zu Österreich und der Stadt Wien, die in früher Jugend zu seiner zweiten Heimat wurde. Vom Sturmjahre 1848 an, das Sueß als Angehöriger der akademischen Legion erlebte, bis in sein hohes Alter hat er an den verschiedensten Stellen für die Wohlfahrt, die Freiheit und die Bildung des Volkes mit hohem Sinne und unermüdlicher Arbeit gewirkt, am erfolgreichsten durch die großen Werke der Wiener Wasserleitung und der Donauregulierung, für die er durch seine Wissenschaft zur maßgebenden Führung befähigt war, am zähesten auf dem Gebiete des Unterrichts. Durch die lebensvolle, dabei stets sachliche und den Gegnern gerecht werdende Darstellung werden diese Teile der Selbstbiographie wichtige Beiträge zur Geschichte der leider so selten erfreulichen inneren Zustände Österreichs und seiner Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit vollem Rechte sagt Sueß, daß alles, was er in technischen und in politischen Fragen als einen Erfolg betrachten durfte, nur aus einer gewissen Unabhängigkeit des Urteils hervorgegangen ist, die wieder nichts anderes war als die Frucht der strengen naturwissenschaftlichen Methode. Diese Methode bewährt sich nicht weniger in seinem Urteil über die Menschen, in der bescheiden zurückhaltenden Einschätzung der eigenen Leistungen, in den klaren, auch dem Laien faßlichen Berichten über die Ergebnisse seiner geologischen Wanderungen. Dabei hält er aber alle Trockenheit fern; sehr reizvoll malt er uns die Landschaften und ihre Bewohner, die Ergebnisse der Reisen, unter denen die zur Einweihung des Suezkanals 1869 und in das nördlichste Norwegen 1885 besondere Farbigkeit und Anmut zeigen. Man scheidet von dem schönen, würdig ausgestatteten Buche mit dem einzigen Bedauern, daß die Darstellung 1894 abbricht, während es dem Verfasser vergönnt war, noch zwanzig Jahre eines ehrenreichen, gesegneten Alters zu genießen. Dem Sohne und dem Verlag gebührt für diese Gabe von seltenem Gehalt an Belehrung und Genußwert besonderer Dank. G. W.



Frank Wedekind, Till Eulenspiegel. Komödie in vier Aufzügen. Geheftet 2,50 M. — Bismarck. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Verlag von *Georg Müller, München*. 1916.

Der Haß Wedekinds gegen den Simplicissimus-Kreis und zumal gegen den längst verstorbenen Verleger des Witzblattes hatte schon in seinem „Hidalla" ein Hauptferment der Satire hergegeben, ohne daß doch dieses Drama zum Schlüsselstück und zum Pamphlet geworden wäre. Dazu gestaltete sich erst die neue Komödie „Till Eulenspiegel", die eine Reinkultur jenes Hasses bedeutet, ohne Witz, ohne jede Kraft, Menschen und Vorgänge zu gestalten, ein trauriges Erzeugnis, das keine Spur des einst so wirksamen satirischen Talents aufweist. Nicht viel besser steht es um den ernsthaften Versuch, den Bismarck von 1863 bis 1866 in seinem Wesen und Wirken zu zeichnen. Steifleinen, langweilig und nach den Urkunden riechend ist der Dialog, weder die Größe, noch der Humor, noch das warme Fühlen des Kanzlers werden glaubhaft. Nichts entsteht, als eine überflüssige dialogisierte Geschichtsklitterung. Man freut sich nur, daß Wedekinds Name zu guten Klang hat, um durch solche gequälte Machwerke erheblich geschädigt zu werden. G. W

Dr. Albrecht Wirth, Vorderasien und Ägypten. *Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft*. 1916.

Der übergroßen Masse von „Kriegsliteratur" gehört auch das Buch an, das der vielgeschäftige und vielgewandte Münchener Historiker Albrecht Wirth über den mehr als je in den Vordergrund des politischen Interesses gerückten nahen Orient geschrieben hat. Es gehört nicht zu dem wenigen Guten, das die Not und das Bedürfnis der Zeit geschaffen, aber auch nicht zu dem vielen Schlechten, das uns der Krieg beschert hat, zu den literarischen Greueln, vor denen wir oft schaudernd stehen. Die Völker des Islam historisch und politisch, kulturell und wirtschaftlich wollte uns der Verfasser darstellen und mit dem Verständnis der gegenwärtigen Verhältnisse auch den Schleier vor der Zukunft lüften. Er ist mit dem Mute, der den Nichtfachmann auszeichnet, an diese große Aufgabe gegangen; manche der geschilderten Länder und Völker hat der Verfasser zwar aus eigener Anschauung kennen gelernt, aber doch nur als flüchtiger Reisender, der nirgends in die besondere Eigenart tiefer eindrang. Von der neueren Literatur über die behandelten Länder ist manches benutzt und nicht ohne Geschick verarbeitet worden. Widersprüche gegen die vorgetragenen Anschauungen regen sich fast auf jeder Seite, und zu ihnen gesellen sich die Korrekturen der zahlreichen Ungenauigkeiten. Daß ein Streit darüber, welche der beiden Bildungswelten älter sei, die mesopotamische oder die ägyptische, schon seit einem halben Jahrhundert „tobt", trifft gewiß nicht zu, ist auch historisch ziemlich belanglos. Die von Eduard Meyer vorgetragene Anschauung, daß die kleinasiatischen Hethiter und die nach Ägypten in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends eingedrungenen Hyksos ein und dieselbe Rasse seien, hat ihr Urheber längst wieder aufgegeben. Die auf S. 276 gegebenen Etymologien wird jeder Linguist ablehnen. Die Behauptung, daß Ägypten „heutzutage das strategisch wichtigste Land der ganzen Erde ist", ist viel zu einseitig. Daß außer der Sinaihalbinsel und der Oase Siwa auch Dongola und Suâkin zum ägyptischen Reiche gehören, ist ein Irrtum. Das nubische Dongola und der Rote Meer-Hafen Suâkin stehen seit der Neuordnung der Dinge im ägyptischen Sudân unter englisch-ägyptischer Herrschaft und sind vom eigentlichen Ägypten politisch losgelöst. Daß die Abessinier zu den ältesten Kulturvölkern der Erde gehören, möchte ich bezweifeln; sicher falsch ist Wirths Feststellung, daß „sie mit einem Worte Nuba sind". Von „Abessiniern" kann man nur als von einer politischen Gemeinschaft, von Untertanen des abessinischen Reiches reden; will man sie auf Grund ihrer Sprache bestimmen, so zerfallen sie in drei Gruppen: eine semitische, eine hamitische und eine afrikanische oder negroïde. Ob sich mit diesen drei Sprachgruppen auch die Volksrassen decken und wie die verschiedenen Stämme Abessiniens anthropologisch einzuordnen sind, das sind Fragen, die sich im Handumdrehen, „mit einem Worte", wie es Wirth tut, nicht erledigen lassen. Doch genug; diese wenigen Stichproben dürften genügen, um mein obiges Urteil zu begründen und zu zeigen, daß Wirths Buch kein zuverlässiger Führer durch die Länder und Völker des vorderen Orients ist. — Die 82 willkürlich ausgewählten Abbildungen stehen mit dem Text selbst in keiner oder nur ganz loser Beziehung. Was soll z. B. die Reproduktion des Gustav Richterschen Gemäldes „Pyramidenbau"? oder die Abbildungen des „jungen Beduinen" und der recht zweifelhaften „Abessinierin"? *Georg Steindorff.*

Eugen Wrany-Raben, Fünfzig Jahre literarischer Rückerinnerungen. Verlegt bei *Ed. Strache, Warnsdorf* 1917. 196 Seiten. 3 K = 2,50 M.

Unter den leeren Redensarten, die ohne Nachdenken von Mund zu Mund weitergegeben werden, ist auch die: es sei kein Buch so schlecht, daß sich nicht etwas daraus gewinnen ließe. Schlechte Bücher sind ja gerade die und nur die, welche uns das nicht geben können, was sie uns geben wollen, und nur dann ist ausnahmsweise ein Wert aus ihnen zu münzen, wenn neben dem verfehlten eigentlichen Zweck sich ohne Absicht des Autors ein anderer erfüllt. Dieser Fall liegt hier vor. Die

Fähigkeit reicht nirgends aus, um — wie das Geleitwort es ankündigt — „die verschiedenen literarischen Strömungen, die in den letzten fünf Jahrzehnten aufgetaucht sind und den wechselnden Zeitgeschmack beschäftigt haben, mit einigen flüchtigen Pinselstrichen zu skizzieren." (Daß schon die dürftigen Ausdrucksmittel solcher Absicht die Erfüllung versagen, mögen die angeführten Worte nebenher bezeugen.) Aber gerade das Fehlen jedes selbständigen Urteils, jeder klaren Einsicht in Ursachen und Verlauf der seelischen, politischen, volkswirtschaftlichen, künstlerischen Wandlungen dieser fünf Jahrzehnte macht das kleine Buch zu einem getreuen Spiegelbild der literaturfreundlichen großen Mittelschicht, namentlich in Wien und dem übrigen Österreich. Der Verfasser ist sein Leben lang ein eifriger Leser und Theaterbesucher gewesen. Was er alles in sich aufgenommen hat, ist erstaunlich, nicht so erstaunlich jedoch, daß er den Sensationserfolgen, den lauten Posaunentönen der Reklame so völlig erliegt. Das ist gerade das Durchschnittsschicksal der Wohlwollenden, ohne tieferes Gefühl für die wahren Werte im Ozean der neuen Werke hilflos Ertrinkenden, die nicht anders können, als sich an die einzigen rettenden Planken klammern: die Berufskritik und ihre äußerlich ähnlichen Surrogate, das Kliquenlob und der Waschzettel. Wie verwüstend diese gewirkt haben, erkennt man aus dem Buche Wrany-Rabens, wenn er — noch immer — Gerhart Hauptmann und Sudermann in *einem* Kapitel etwa mit gleicher Einschätzung behandelt, oder wenn Anzengruber, Rosegger, Ganghofer und Achleitner als Viergespann vorgeführt werden. Der Naturalismus erscheint als der Höhepunkt der fünf Jahrzehnte, als „die" neue Kunst, alles Spätere als Reaktion, nicht in dem zutreffenden Sinne einer berechtigten und fördernden Gegenwirkung, sondern so gemeint, wie der politisch Liberale, als der sich der Verfasser überall zu erkennen gibt, das Wort auffaßt, also als schädliches Zurückstreben zum veralteten, durch den Naturalismus im Grunde abgetanen klassizistischen und romantischen Epigonentum. Wie das möglich ist, zeigt das eigentlich unmögliche Kapitel „Friedrich Nietzsche". Und darin gerade liegt das für jetzt und später Lehrreiche dieses schlechten Buches. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Zu Georg Christoph Lichtenbergs 175. Geburtstag geziemt sich ein nachträgliches Gedenkblatt. In dem Darmstadt benachbarten Oberramstadt am 2. Juli 1742 geboren, verbrachte er den größten Teil seines Lebens († 1799) als Professor der Physik in Göttingen; auf fachwissenschaftlichem Gebiete erinnern die nach ihm benannten elektrischen Figuren bis auf den heutigen Tag an den grundgescheiten buckligen Göttinger Professor. Seine Schriften können wir uns, wie *Goethe* einmal treffend sagte, „als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen." Und doch wie wenige haben ihn gelesen und kennen den Mann von seltener Originalität, von großem Scharfsinn, reich an Witz und durchdringender Menschenkenntnis. Lichtenbergs Leben und Wesen ist charakteristisch für seine Zeit, in der aus dem alten deutschen Gelehrtentypus sich die Gestalt des modernen Forschers herausbildete. Und so finden wir auch die modernsten Fragen literarischer und naturwissenschaftlicher Art bei ihm angeschnitten. Sein hundertster Todestag im Jahre 1899 hat der Lichtenberg-Forschung einen neuen Ruck versetzt, und sie ist seitdem nicht zur Ruhe gekommen; und immer von neuem fand sich eine Gemeinde von Männern, die einen Teil ihrer Lebensarbeit diesem seltenen Geisteshelden gewidmet hat. Um die Herausgabe seines gesamten Briefwechsels haben sich *Leitzmann* und *Schüddekopf* wohl verdient gemacht (1901 ff., 3 Bde.), und ich selbst konnte Lichtenbergs Briefwechsel mit seinem Fachkollegen, dem Physiker *Hindenburg*, einem Vorfahren des Feldmarschalls, ans Licht ziehen. Weitere Funde verdanken wir *Eduard Grisebach*, *Ludwig Saeng* und wiederum jüngst *Leitzmann* (Zeitschrift für Bücherfreunde 1912/13). Demselben Forscher verdanken wir die Neuherausgabe der *Lichtenbergschen* Aphorismenhefte (5 Bde., 1902ff.), die uns in seine Geistesarbeit den interessantesten Einblick gewähren; sie zeigen uns *Lichtenberg* als Naturforscher, Physiker, Astronom, und voll lebhaften Interesses für Philosophie und Psychologie, Ästhetik und Literaturgeschichte, sowie besonders auch für Geographie und Ethnographie. Doch damit sind Lichtenbergs wissenschaftliche Interessen, die keineswegs dilettantischer Natur waren, sondern alle einen sehr bestimmten Mittelpunkt hatten, nicht erschöpft. Und so ist denn auch das Interesse an diesem originellen Mann, den die Forschungen der letzten zwanzig Jahre in immer größerem Lichte erscheinen lassen, immer lebhafter geworden. Von den verschiedensten Seiten aus hat man ihn zu fassen gesucht; Lichtenberg ist nicht mehr der „Humorist" allein geblieben, wie ihn die Literaturgeschichten rubrizierten. Sein neuester Forscher hat Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur dargestellt (Straßburg 1915), und ich muß *Kleineibst* recht geben, wenn er sagt, daß keiner der deutschen Aphoristiker, auch *Lessing*, ihn nicht stilistisch erreicht hat, da dessen Stil schon langsam veraltet, während Lichtenbergs Stil „mit seinem glänzenden, meist aus dem tiefsten Wesen des Sujets hervorgeholten Witz" noch



ganz modern wirkt. *Lichtenbergs* Hauptwerk bleiben seine Aphorismen, und *Ernst Holzer* hat mir gegenüber Lichtenberg einmal als „Paradoxographen" definiert. In den Aphorismen vereint sich in der Tat „Anmut und Prägnanz mit Tiefe und philosophischem Geist". — Während ich diese Zeilen schreibe, erreicht mich die Kunde aus Darmstadt, daß der historische Verein für das Großherzogtum Hessen seinen Geburtsort besucht hat, um sein Gedächtnis zu feiern, und so geht vielleicht einmal der Wunsch des „*Demokritos*" — *Weber* in Erfüllung, daß dereinst jeder Deutsche nach Oberramstädt pilgern solle, um ihn zu ehren. Das wäre in Lichtenbergs Sinne; sagte er doch: „Ein Schriftsteller, der zu seiner Verewigung eine Bildsäule nötig hat, ist auch dieser nicht wert." — Vielleicht kommt die Zeit, wo man sich zu einer Art „*Lichtenberg-Gesellschaft*" zusammentut. Sie fände genügend Aufgaben, vor allem die einer historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke. Zählte doch *Nietzsche* noch im reiferen Alter (Menschliches, Allzumenschliches. Leipzig 1897, S. 257) seine Schriften zu den wenigen Werken, die es verdienen, wieder und wieder gelesen zu werden.

Während ich dieses Gedenkblatt niedergeschrieben habe, erreicht mich erstens eine ausgezeichnete Würdigung von *Hermann Wendel*, „Zu Lichtenbergs Gedächtnis" (Die Glocke vom 30. Juni 1917), die Lichtenberg von einer ganz neuen Seite beleuchtet (S. 508—17). Angehängt sind gut ausgewählte Gedanken Lichtenbergs. Zweitens teilt mir Professor *Leitzmann* mit, daß er für den Herbst einen Ergänzungsband zu Lichtenbergs Briefen vorbereitet. Mögen dem nimmer rastenden Herausgeber sich viele neue Quellen öffnen, so daß uns ein stattlicher und reicher Band beschert werde.

Erich Ebstein (Leipzig).

Englische Nachdruck-Ausgaben. Die Aufhebung der Berner Literatur-Konvention deutschen Büchern gegenüber durch England, „eine elende Handlung, die für immer Großbritannien zur Unehre gereichen wird", wie das Hauptblatt des englischen Buchhandels „Publishers circular", in der Nummer vom 12. August 1916 sagt, dürfte eine ohnehin schon sehr umfangreiche Gruppe englischer Ausgaben, die der Nachdruck- und der Raubausgaben, mit einer neuen Art vermehren. Die Entwicklung des literarischen Eigentums in England einerseits, die gegenüber der kontinentalen manche Absonderlichkeiten zeigt, die Weltverbreitung der englischen Sprache andrerseits haben neben den in verschiedenen englisch sprechenden Ländern fast gleichzeitig erscheinenden berechtigten Originalausgaben auch den Nachdrucken allerlei Schlupfwinkel offen gehalten, in denen sie trotz der etwa schon bestehenden Nachdruckverbote wenigstens Raubausgaben veranstalten konnten, eigenmächtige Zusammenstellungen von bisher in Buchform noch nicht gesammelten, in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten kürzeren Schriften.

Zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika war der erlaubte und der verbotene literarische Austauschverkehr besonders rege, was die bibliographische Sonderung verschiedener anscheinend gleichwertiger Ausgaben mitunter sehr schwierig macht. Dazu kam noch, daß amerikanische Schriftsteller gelegentlich in Europa waren und hier selbst ihre europäischen Originalausgabe besorgten, deren Drucktext die Druckvorlage der amerikanischen Originalausgabe wurde. Und umgekehrt. Wenn die englischen Nachdrucker amerikanischer Bücher weit weniger geeigneten Stoff verarbeiten konnten als die amerikanischen Nachdrucker englischer Werke, so waren sie dafür, wie der „Amerikaspezialist" John Hamden Cotten, um so geschäftstüchtiger. Von aufkommenden amerikanischen Autoren, die anfingen, gefragt zu werden, besorgte er mit erstaunlicher Umsicht die ersten Sammlungen ihrer kleinen Schriften in Buchform und setzte die begonnenen Reihen mit ziemlicher Schnelligkeit fort. Mit diesen Raubdrucken schuf er nicht nur Erstausgaben, der gelegentlich überhaupt keine Originalauflage folgte. Er begann mit ihnen mitunter auch ein Buch, dessen von ihm erfundene Titel, unter dem die Neuerscheinung bekannt geworden war, dann nolens volens auch für die Originalauflagen übernommen wurde.

Da eine Bestimmung des englischen Verlagsrechtes auch ausländischen Verfassern den Schutz derjenigen ihrer Werke gewährte, die zuerst in England veröffentlicht wurden, sahen sich die bekanntern amerikanischen Autoren in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts veranlaßt, von ihren Büchern zuerst die englischen Ausgaben erscheinen zu lassen. Immerhin gehörte auch dazu einige Geschicklichkeit, um nun nicht wiederum eine amerikanische Nachdruckerbeute zu werden. Daß die bibliographischen Um- und Vordatierungen auf die besonderen Rechtsverhältnisse Rücksicht nahmen, ist selbstverständlich. So führt z. B. M. Johnson in seiner Marc Twain-Bibliographie an, daß die Londoner Ausgabe von „Tom Sawyers Abenteuern" am 9. Juni 1876 veröffentlicht wurde, während die Washingtoner Ausgabe am 2. Januar 1877 erschien. Beide zeigen indessen die Jahreszahl 1876. Dagegen hat die am 10. Dezember 1884 veröffentlichte Londoner Ausgabe der „Abenteuer Huckleberry Finns" die Jahreszahl 1884, während die am 13. Dezember des gleichen Jahres erschienene amerikanische Ausgabe die Jahreszahl 1885 trägt.

Die beiden angeführten Beispiele amerikanisch-englischer doppelter Original-Ausgaben beweisen,

wie wenig man auf sie die, auch sonst nicht sehr genauen, üblichen bibliographischen Unterscheidungen anwenden kann. Für die beschriebenen Originalauflagen von „Tom Sawyers Abenteuern" gilt wohl, daß die Londoner Ausgabe die unmittelbar nach der Druckvorlage besorgte Erstausgabe ist, während die gleich datierte amerikanische Ausgabe des berühmten Buches des amerikanischen Schriftstellers anscheinend den Druckbogen der englischen Ausgabe folgte, also eine autorisierte Nachdruckausgabe ist. Bei den Originalausgaben der „Abenteuer Huckleberry Finns" läßt sich ihr gegenseitiges Verhältnis ohne weiteres überhaupt nicht feststellen. Der geringe drei Tage Unterschied der Veröffentlichung gestattet auch die Annahme, daß die amerikanische vor der englischen Ausgabe gedruckt wurde, daß also sie die eigentliche Erstausgabe und diejenige ist, die unmittelbar der Originaldruckvorlage folgte, daß ihr Erscheinen aber aus dem oben angeführten Grunde bis zur Veröffentlichung des berechtigten englischen Nachdrucks verzögert wurde.

Um die Verwirrung in der Bestimmung amerikanischer Originalausgaben des neunzehnten Jahrhunderts voll zu machen, kommt eine Geschäftsgewohnheit des damaligen amerikanischen Verlagsbuchhandels hinzu, die sehr große Nachschußauflagen mit den Originaltitelblättern hervorbrachte. Um bei dem Beispiel Marc Twain und seinem ausgezeichneten Bibliographen zu bleiben, sei darauf hingewiesen, daß in den siebziger und achtziger Jahren die großen amerikanischen Verlagsunternehmungen ein anscheinend lohnendes Werk von vornherein stereotypieren ließen, die Erstauflage jedoch nach den Vorausbestellungen bemaßen. So dürften von den „Innocents Abroad", die 1869 von der American Publishing Company" in Hartford verlegt wurden, im Erstdruck etwa 1000 Abzüge ausgegeben sein, Unter dem Erstdrucktitel aber wurden in 16 Monaten etwa 85000 Abzüge verkauft. Erst aus einigen geringfügigen, später verbesserten Versehen gelang der Nachweis des „echten" Erstdruckes oder richtiger der Originalauflage. Denn Erstdruck sind auch die 100000 und mehr Abzüge, die von den Originalplatten gewonnen wurden. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden-A.* Nr. 142. Deutsche Literatur, enthaltend die Bibliothek des † Studienrats Prof. Dr. Gotthold Klee. 2240 Nrn. — Nr. 143. Goethe und Schiller. Nr. 847—1393.

Ernst Dannappel in *Dresden-Blasewitz.* Nr. 9. 1000 seltene und wertvollere Porträts aus fünf Jahrhunderten. Mit Ortsregister.

Gustav Fock G. m. b. H. in *Leipzig.* Nr. 481. Germanistik, besonders zahlreiche Erst- und Frühausgaben der klassischen und romantischen Zeit. 1047 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten. Jahrg. III. Nr. 4. Nr. 1665—2306.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Bibliothek des Bücherfreundes 1917. Nr. 2. Moderne Literatur. 2138 Nrn.

Max Harrwitz in *Berlin-Nikolassee.* Mitteilungen. Nr. 10: Weiteres für bibliophile Feinschmecker.

Leo Liepmanssohn in *Berlin SW 11.* Autographen. 1028 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 41. Vermischtes. 1670 Nrn.

Mayer & Müller in *Berlin NW.* Nr. 298. Deutsche Literatur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit. 2466 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 138—140. Kulturgeschichte. 2545 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 426. Rußland, Polen und die arktischen Länder. 1400 Nrn. Nr. 429. Die Reformation und der Protestantismus in den Niederlanden bis zum Jahre 1600. 955 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 61. Literarische und graphische Seltenheiten. 455 Nrn.

Adolf Weigel / Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig / Wintergartenstraße 4

Beachtenswertes Angebot von vornehmen und gesuchten Werken

ALBERTINA. Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina und anderen Sammlungen. Herausgegeben von J. Meder. 12 Bände und Ergänzungsheft (Register). Mit je 120 Tafeln in Lichtdruck. Wien 1907—1909. In Karton-Mappen (600.—) . . . . . . M. 400.—

In diesem Werke sind die reichen Schätze der erzherzoglichen Kunstsammlung »Albertina« in Wien und im Anschluß daran die hervorragenden Blätter anderer Sammlungen des In- und Auslandes zum ersten Male zu einem großen Sammelwerke vereinigt und in einer auf der Höhe der Technik stehenden Licht- und Buchdruck-Ausgabe erschienen.

ARLOTTO. Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers Arlotto. Gesammelt und herausgegeben von Albert Wesselski. Mit Bildern und Faksimiles. 2 Bände. Berlin 1910. Pergamentbände (28.—) . . . . M. 22.50

BAYROS, FRANZ VON. Zwei Original-Zeichnungen: Entwurf zu einem Exlibris. Aquarellierte Original-Bleistiftzeichnung. — Original-Tuschzeichnung zu dem Exlibris Walther Heinisch. Jedes der beiden Blätter 50 : 32 cm. Prächtige, bis in die feinsten Details ausgeführte Kartons mit reichem dekorativen Beiwerk. Nähere Einzelheiten auf Wunsch.

BOCCACCIO. Das Dekameron. Neue vollständige Taschenausgabe. Aus dem Italienischen übersetzt von Schaum. Durchgesehen und ergänzt von K. Mehring. 3 Bände. Leipzig, Insel-Verlag 1904. Mit Titelrahmen, Umschlagvignette und Rückentitel von Walter Tiemann. Exemplar der Luxusausgabe auf eigens angefertigtem, holländischen Büttenpapier in 100 Exemplaren. Original-Pergamentband, oben Goldschnitt, sonst unbeschnitten M. 120.—

Buntpapiere aus der Zeit um 1820 (Biedermeierstil). Eine stattliche Sammlung von 100 Blatt in ganzen Bogen im Format 44½ : 38 cm. Verschiedene geschmackvolle und entzückende Muster (die meisten mehrfach vertreten), reich, lebhaft und schön in den Farben und von seltener Frische. Sonderangebot und Ansichtssendungen bei Aussicht auf Erfolg.

BUSCH, WILHELM. Erstausgaben. Sonderangebot auf Wunsch.

VANSELOW, A. Die Erstdrucke und Erstausgaben der Werke von Wilhelm Busch. Ein bibliographisches Verzeichnis. Leipzig 1913. 8¼ Bogen. Luxusausgabe von 60 in der Presse numerierten Exemplaren, von denen 50 in den Handel kamen. In besonders von R. Grimm-Sachsenberg entworfenem Handband (Ganzschweinslederband) der Buchbinderei E. A. Enders . . . . M. 50.—

Dieselbe Ausgabe broschiert im Original-Umschlag . . . . M. 15.—

Das Buch enthält ein vollständiges und ausführliches bibliographisches Verzeichnis sämtlicher Werke, Zeitschriftenbeiträge, Gelegenheitsschriften und Einzelblätter von Wilhelm Busch in chronologischer Anordnung mit wertvollen und interessanten Angaben über Entstehung und Schicksale der einzelnen Schöpfungen. Als wertvolle Beigabe von allgemeinem Interesse ist hervorzuheben die erste Veröffentlichung von etwa 70 Briefen Wilhelm Buschs an seinen Freund und Verleger Otto Bassermann, in denen sich Busch freimütig und unbefangen über seine eignen Werke ausspricht.

Die gewöhnliche Ausgabe in ebenfalls geschmackvoller Ausstattung kostet mit illustr. Original-Umschlag 5 Mk., in hübschem Halblederband mit Buntpapierüberzug 7.50 Mk.

DEININGER, J. W. Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Im Auftrage des kaiserlich-königlichen Ministeriums für Kultus und Unterricht nach Originalaufnahmen. Imperial-Quart (65 × 40 cm), 150 Textblätter, 115 prachtvoll kolorierte und 35 schwarze Tafeln. Wien 1898—1904. In eleg. Original-Mappe. Tadellos erhalten. (statt 600.—) M. 100.—

ECKERT und MONTEN. Das deutsche Bundesheer in charakteristischen Gruppen dargestellt, entworfen und gezeichnet von H. A. Eckert. 4°. Würzburg, Eckert und Chr. Weiss (1838—43). 384 Blatt kolorierte Lithographien. In 8 Halbleinen-Mappen M. 750.—

Das Werk erschien in 48 Lieferungen mit je 8, im ganzen 384 Tafeln. — Sehr gut erhalten, auf graue Kartons aufgesetzt und vollständig.

GALILEI, GALILEO. Le opere. Grande edizione Nazionale. 20 Bände. Gr.-4°. Firenze 1890—1909. Im Originalzustand, broschiert, unbeschnitten . . . . M. 950.—

Nicht für den Handel bestimmte große Ausgabe der »Edizione Nazionale«, welche nur in 500 Exemplaren hergestellt wurde.

GEORGE, STEFAN. Hymnen. Berlin 1890. Kl.-4°. 2 Bll., 25 S., 1 S. Orig.-Umschlag. Unbeschnitten . . . . M. 250.—

— Algabal. Paris 1892. Im Verlag der Blätter für die Kunst. Gr.-8°. 3 Bll., 38 S., 2 Bll. Original-Umschlag . , ... M. 250.—

— Pilgerfahrten. Wien 1894. Gr.-8°. 1 Bl., 44 S., 1 Bl. Auf rosa Papier. Original-Umschlag . . . . M. 250.—

Diese 3 frühesten Gedichtsammlungen Stefan Georges in Erstdrucken gehören zu den größten Seltenheiten der neueren deutschen Literatur. Dieselben sind seit Jahren nirgends auf dem Büchermarkte vorgekommen.



Adolf Weigel / Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig / Wintergartenstraße 4

Beachtenswertes Angebot von vornehmen und gesuchten Werken

GOETHE, JOH. WOLFG. VON. Schuchardt, Chr. Goethes Kunstsammlungen. 3 Bände. Mit einer Vorrede der Gebrüder von Goethe. Jena, gedruckt bei Fr. Frommann, 1848—49. Brosch., beschn. in den Orig.-Umschlägen. Tadellos . . . . . M. 12.—

Hochinteressanter und seltener Katalog. Meyer 3063: S. XXII: Goethes Vorwort zu den 22 Zeichnungen aus d. J. 1810, ferner Teil I: Kupferstiche, Holzschnitte, Radierungen usw. Handzeichnungen und Gemälde. Teil II: Geschnittene Steine, Bronzen, Medaillen, Münzen, Arbeiten in Marmor, Elfenbein und Holz u. a. Teil III: Mineralogische und andere naturwissenschaftliche Sammlungen. Mit einer Vorrede der Gebrüder von Goethe.

Handgearbeitete Einbände nach Künstlerentwürfen. — Sonderangebot steht auf Wunsch zur Verfügung.

HAYN, H. Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa, herausgegeben von H. Hayn und A. N. Gotendorf. 8 Bände. München 1912—14. In 8 Original-Halblederbänden. ⟨144.—⟩ Tadelloses Gelegenheitsexemplar . . . . M. 90.—

Dasselbe Werk. Ein Exemplar der Luxusausgabe auf Büttenpapier. In 8 geschmackvollen und dauerhaften Ganzlederbänden, oben Goldschnitt, sonst unbeschnitten mit Büttenrand. ⟨320.—⟩ . . . . M. 250.—

Das ganze weite Gebiet der erotischen Literatur ist hier in einem erschöpfenden Umfange bibliographisch verarbeitet. Die Titel sind diplomatisch getreu wiedergegeben mit den Fundorten und Marktpreisen versehen. Das Lebenswerk Hugo Hayns, das ihm Gotendorf vollenden half.

HOFMANNSTHAL, H. v. Der Kaiser und die Hexe. Mit Zeichnungen von Heinrich Vogeler-Worpswede. Erschienen im Verlage der Insel. Bei Schuster und Löffler, Berlin. Im Mai 1900. Gr.-8°. 60 S. Original-Pergamentband mit stilvollem farbigen Überzugspapier. Druck von W. Drugulin . . . . M. 250.—

IBSEN, H. Die Kronprätendenten. Bibliophilen-Ausgabe der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Mit radiertem Titel, 10 radierten Initialen, 10 halb- und 4 ganzseitigen Radierungen von Alois Kolb. Groß-Folio. Leipzig ⟨1911⟩. In Original-Umschlag. Tadellos . . . . M. 180.—

Privatdruck in nur 250 Exemplaren für die Gesellschaft der Bibliophilen auf der Privatpresse der Akademie hergestellt und handschriftlich numeriert. Ein Meisterwerk moderner Graphik von wirklich monumentaler Art. Die kraftvollen Radierungen von Alois Kolb fügen sich als hervorragender Schmuck dem Ganzen harmonisch ein.

Die Königliche Akademie hat mir den Verkauf der letzten 12 Exemplare aus ihrem Besitz übertragen. Diese Exemplare werden voraussichtlich schnell vergriffen sein, 5 sind davon schon vergeben. Ich habe davon 2 Exemplare von Hans Dannhorn, Lehrer für Bucheinband an der Akademie, in handgearbeitete Lederbände, wie nachstehend beschrieben, binden lassen und zwar:

Dasselbe Werk gebunden in naturell Schweinsleder mit ornamentalen Verzierungen in Blindhanddruck unter Verwendung des stilisierten Löwen auf dem Titel nach Professor Kolb. Durchaus Handeinband mit echten Doppelbünden, innerer Kantenvergoldung, farbigem Schnitt und Seidenvorsatz . . . . M. 380.—

KLINGER, MAX. Opus V: Apulejus. Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen von Reinhold Jachmann. Illustriert in 46 Original-Radierungen und ornamentiert von Max Klinger. E.-F. Opus 5. 4°. München. Theo. Stroefers Kunstverlag. ⟨O. J.⟩ Roter Original-Leinenband mit Goldschnitt. Von vorzüglicher Erhaltung. Vergriffen und ständig im Preise steigend . . . . M. 500.—

Exemplar mit den scharfen früheren Abdrücken, die nur noch selten vorkommen und ganz bedeutende Vorzüge haben gegen die späteren. Singer, S. 28: Die entzückenden Illustrationen zu Amor und Psyche sind das einzige radierte Werk Klingers, das die Schrift eines Dichters recht eigentlich illustriert.

— Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Dritte von Max Klinger illustrierte Auflage. Leipzig, J. A. Barth, 1882. Ill. Orig.-Karton . M. 15.—

Seltene, einzige von Klinger reizend illustrierte Ausgabe.

— Exlibris Elsa Asenijeff. Original-Radierung. ⟨Szene am Meeresstrand, ein Mann vor einer unbekleideten Frau niedergeworfen, von der Schönheit überwältigt, mit der Unterschrift: Belta vince.⟩ 10,8 : 6,5 cm. Singer 300 . . . . M. 60.—

Seltenes und schönes Blatt, einer der ersten Abzüge. Die Komposition zeigt den Künstler mit der Elsa Asenijeff porträtähnlich dargestellt.

Katalog der Ausstellung von Werken Französischer Kunst des XVIII. Jahrhunderts 1910, veranstaltet von der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin, 1910. Mit einem einleitenden Vorwort von Professor Dr. Seidel, Dirigent der Kunstsammlungen in den Königlichen Schlössern und Direktor des Hohenzollern-Museums. 96 Tafeln und 52 Seiten Text mit 1 eingeklebten Abbildung. 40,5 × 32,5 cm. Berlin 1910. Photographische Gesellschaft. Orig.-Halbpergamentband mit Ecken. Tadelloses Exemplar . . M. 300.—

Von diesem großen Katalogwerk wurden fünfhundert Exemplare durch die Photographische Gesellschaft Berlin hergestellt, wovon vierhundert in den Handel gelangten. Das vorliegende Exemplar ist Nr. 118 der Ausgabe auf holländischem Büttenpapier.



Adolf Weigel / Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig / Wintergartenstraße 4

Beachtenswertes Angebot von vornehmen und gesuchten Werken

MEURSIUS, JOANNES, Elegantiae latini Sermonis seu Aloisia Sigaea Toletana de arcanis Amoris et Veneris. Adjunctis fragmentis quibusdam eroticis. Editio Nova. Ad fidem editionis Lugduni Batavorum MDCCLVII accurate edita, praefatione, notitia literaria, lectionem varietate cura viri librorum amatoris doctissimi adornata. Lipsiae, MCMXIII. Original-Pergamentband . . . . M. 25.—

Neudruck von rund 30 Bogen in durchaus vornehmer Ausstattung. Das reizende Titelkupfer in Heliogravüre nachgebildet. — Von dem in feinem und elegantem Latein geschriebenen Meursius, diesen vielumstrittenen Werke, dem wichtigsten Denkmal der älteren sittengeschichtlichen Literatur, gab es bisher keine brauchbare moderne Ausgabe. — Der eigenartige und hübsche Einband ist solid in Handarbeit ausgeführt. Der Preis muß demnächst des teuern Pergaments wegen erhöht werden.

NAGLER, G. K. Die Monogrammisten und diejenigen bekannten und unbekannten Künstler, welche sich zur Bezeichnung ihrer Werke eines figürlichen Zeichens, der Initialen ihres Namens, der Abbreviatur desselben uws. bedient haben. Fortgesetzt von Andresen u. Glaus. 5 Bde. München 1857—78. Gr.-8°. Broschiert, unbeschnitten. Vergriffen . . . . M. 150.—

Vorzüglich erhaltenes Exemplar dieses wichtigen, für Bibliotheken, Museumleiter, Kunstfreunde, Sammler und Beurteiler von Kupferstichen, Holzschnitten, Ölgemälden, Porzellan, Majolica-, Metallarbeiten usw. unentbehrlichen Werkes. Die 5 Bände enthalten auf etwa 5000 Seiten Nachrichten über etwa 15000 Monogrammisten vom Mittelalter bis auf die neuesten Zeiten.

Der Hodscha Nasreddin. Türkische, arabische, berberische, maltesische, sizilianische, kalabrische, kroatische, serbische und griechische Märlein und Schwänke. Gesammelt und herausg. von Albert Wesselski. 2 Bände. Weimar 1911. Orig.-Halblederbände. ⟨28.—⟩ M. 23.50

Die Schwänke Nasreddins sind über die ganze mohammedanische Welt verbreitet. In Europa sind sie, die Kinder einer sinnenfreudigen Welt, noch wenig bekannt. Bei der Zusammenfassung dieser derben Geschichten wurde möglichste Vollständigkeit angestrebt.

Der Nibelunge Liet. Abdruck der Handschrift des Freiherrn J. v. Lassberg. Mit Holzschnitten nach Orig.-Zeichn. v. Ed. Bendemann u. J. Hübner. Ein Denkmal der 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Hoch-4°. Leipzig 1840. In Orig.-Karton-Mappe. M. 50.—

Der Bildschmuck ist ganz der gleiche wie bei der neuhochdeutschen Übertragung von Marbach. Für den Bücherliebhaber hat diese Ausgabe, die die älteste bekannte Gestalt des Nibelungenliedes textlich wiedergibt, insofern noch einen besonderen Reiz, als sich die gewählte gotische Schrift dem Charakter des Textes sowohl, als auch dem Bildschmuck noch besser anpaßt als die Fraktur in der anderen.

Dasselbe Exemplar in handgearbeitetem Einband: Breiter Rücken in naturell Schweinsleder mit echten Bünden, Titelvergoldung, Blindpressung und Goldschnitt. In einer dekorativen Schutzhülle mit Gallenfarbenüberzugspapier von Hans Dannhorn . . . . M. 180.—

Panormita, Antonius, Hermaphroditus. Lateinisch nach der Ausgabe von C. Fr. Forberg ⟨Coburg 1824⟩, nebst einer deutschen metrischen Übersetzung der Apophoreta v. C. Fr. Forberg. Besorgt u. herausg. v. Fr. Wolff-Untereichen. Mit einem sexualwissenschaftl. Komm. v. A. Kind. Privatdruck. 1908. Starker Band. Gr.-8°. Auf Büttenpapier, in eleg. Halbpergbd. M. 60.—

Dieses Werk des berühmten Renaissancedichters Antonio Beccadelli, genannt nach Humanistenart »il Panormita«, hat durch die Anmerkungen Forbergs, herzogl. Bibliothekars in Gotha, die »Apophoreta«, seine große Bedeutung für unsere Kenntnis des Sexuallebens der Alten erlangt.

REMBRANDT. 100 der vorzüglichsten Handzeichnungen aus den bedeutendsten Sammlungen. 100 Lichtdrucktafeln. 4°. Haarlem ca. 1906. In eleganter Originalmappe, Rücken und Ecken Leder, Deckel mit Segeltuch bezogen. ⟨60.—⟩ . . . . M. 45.—

SCHILLER, FR. v. Die Räuber. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. Frankfurt und Leipzig 1781. Im Faksimile-Neudruck, nebst der unterdrückten ursprünglichen Fassung und einem literarhistorisch-kritischen Anhang herausgegeben von Dr. Carl Schüddekopf. Gr.-8°. Leipzig, 1905. In altimitiertem Pappband . . . . M. 20.—

Dasselbe Werk. Luxus-Ausgabe auf feinstem Japanpapier mit besonders gezeichnetem Umschlag. In handgearbeitetem Ganzlederband: Dunkelviolett Kap-Saffianleder mit geschmackvoller Handvergoldung, echten Bünden und Seidenvorsatz in Klappschutzhülle mit Original-Gallenpapier überzogen. Entwurf und Ausführung von Hans Dannhorn-Leipzig M. 250.—

Dieser schöne und getreue Nachdruck wurde zur Feier des Schiller-Gedächtnis-Tages am 9. Mai 1905 in einer Auflage von nur 550 numerierten Exemplaren, davon 50 auf Japan, ungebunden 50 Mk. das Exemplar, hergestellt.

SINGER, HANS W. Die moderne Graphik. Eine Darstellung für deren Freunde und Sammler. Starker Bd. mit zahlr. Abb. 4°. Leipzig, E. A. Seemann, 1914. Exemplar Nr. 165 der Vorzugsausgabe in Orig.-Ganzlederband geb., tadellos. Vergriffen u. selten M. 120.—

Die prächtig und geschmackvoll ausgestattete Vorzugsausgabe ist nur in 200 Exemplaren hergestellt und enthält 4 Originalradierungen von Ed. Manet, Max Klinger, Max Slevogt und William Strang, die in der einfachen Ausgabe fehlen.

WEDEKIND, FRANK. Die Büchse der Pandora, Tragödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind. Kl.-4°. In Halbleinenband mit Orig.-Umschlag . . . . M. 100.—

S. 19—106 aus „Die Insel“ mit einem eigens angefertigten Orig.-Umschlag zu diesem für Freunde bestimmten Sonderdruck, der nur in 10 Exemplaren abgezogen und vor der ersten Veröffentlichung verteilt wurde. Von größter Seltenheit.



Zu kaufen gesucht

Radierungen und Lithographien
von **Edvard Munch** und
Anders Zorn

Offerte erbeten mit Preisangabe unter
E. M. 800 an die Exped. d. Blattes

Sammlung interessanter Bilder, **Fragonard-**, und **Boucher-**Schule, Mitte des vorigen Jahrhunderts, usw. **zu verkaufen.**
Angebote unt. **H. 3746 B** an Haasenstein & Vogler
Berlin W. 35

Gutzkow's Ritter vom Geiste
2. Auflage. Leipzig 1852. Oktav ungebd. (Plano).
Tadellos neu. Angebote befördert
Eugen Grosser, Berlin SW. 48

Schweizer Antiquitäten-
Rundschau; Probenummer **gratis. Zürich 6**

Soeben erschien Katalog 378:

IN REFORMATIONIS SAECULARIA QUARTA 1517—1917

Luther und seine Zeit

Originaldrucke von Schriften der Reformatoren u. ihrer Zeitgenossen; Dokumente und Quellenwerke zur Geschichte Deutschen Lebens, des Humanismus und der geistigen Strömungen im 16. Jahrh.



Otto Harrassowitz, Leipzig

MODERNE GRAPHIK

Zeichnungen · Radierungen · Lithographien usw.

in besten Qualitäten und reicher Auswahl

Böhle* – Conz – Corinth* – Gaul* – Greiner – Klinger
Kollwitz – Leibl – Liebermann* – Meid* – Menzel
Slevogt* – Stauffer – Sterl – Thoma u. a.

* Illustrierte Preisverzeichnisse auf Verlangen

DRESDEN / GALERIE ARNOLD / BRESLAU

Ständig Angebote aus Privatbesitz erbeten

OTTO GREINERS GRAPHISCHE ARBEITEN

IN LITHOGRAPHIE · STICH UND RADIERUNG

WISSENSCHAFTLICHES VERZEICHNIS VON

JULIUS VOGEL

MIT 40 TATELN IN LICHTDRUCK



Das Werk erscheint in einer Auflage von 300 Exempl., enthält 24 Seiten Text und auf 84 Seiten das beschreibende Verzeichnis mit Angabe aller Plattenzustände, ferner 98 Abbildungen in Lichtdruck auf 40 Tafeln

Preis gebunden . . . . . Mark 65.—
Preis broschiert . . . . . Mark 55.—



VERLAG VON ERNST ARNOLD · DRESDEN
SCHLOSS-STRASSE 34

Im Herbst dieses Jahres beginnen zu erscheinen:

Die Prospero-Drucke

Eine Reihe einmaliger Ausgaben von alten und neuen Literaturwerken ersten Ranges mit Bildern moderner Graphiker in

Originaldrucken (Radierungen · Lithographien)

Das schöne Buch ist ein Kulturdokument. Seine Pflege bedeutet keine Liebhaberei, sondern ist dem Ankauf von Werken der bildenden Kunst gleichzustellen.
Das Ideal des schönen illustrierten Buches heißt: möglichst vollkommene Vereinigung von Illustrationen und Text zu einem künstlerischen Ganzen. Die Lösung dieses Problems ist oft versucht worden, aber verhältnismäßig selten geglückt.

Die Prospero-Drucke werden den Versuch machen, dieses Ziel zu erreichen.

Da im Rahmen der

Prospero-Drucke

nur in jeder Hinsicht vollkommene Werke erscheinen sollen, wird in der Auslese des Papieres, der Wahl der Typen, des Druckes und des Einbandes die größte Sorgfalt geübt. Der Druck der Kunstblätter und des Textes wird von den ersten Pressen besorgt. Die Blätter der Vorzugsausgaben werden von den Künstlern eigenhändig signiert. Sämtliche Prospero-Drucke, die nur in beschränkter einmaliger Auflage erscheinen, werden mit der Hand numeriert. Ausstattung, Format und Höhe der Auflage sind verschieden, ebenso die Preise.

Im Herbst und Winter 1917 erscheinen folgende Prospero-Drucke:

Das Buch Hiob mit dreizehn ganzseitigen Originallithographien von Willi Jäckel. Text zweifarbig gedruckt / Auflage 200 Exemplare / Groß-Quart. 60 Exemplare auf handgeschöpftem Van Geldern-Bütten abgezogen. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Pergament geb. Mark 300.—. 140 Exemplare auf Velinpapier gedruckt / Preis des Exemplares in Halbleder geb. Mark 160.—.

Novellen aus der Bibel mit dreizehn ganzseitigen kolorierten Originallithographien von Erich Büttner. Auflage 950 Exemplare / Klein-Quart. 90 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Seide gebunden Mark 110.—. Etwa 860 Exemplare auf imitiert Japanpapier gedruckt / Preis des Exemplares in Halbseide gebunden Mark 25.—.

Die Ballette des Deutschen Theaters. Inhalt: Die grüne Flöte — Primaballerina — Die beiden Schäferinnen — mit zwölf ganzseitigen farbigen Originallithographien von Ernst Stern. Text von Oscar Bie. Auflage 200 Exemplare / Quer-Folio. 60 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten abgezogen. Sämtliche Lithographien vom Künstler signiert. Preis des Exemplares in Halbleder gebunden Mark 280.—. 140 Exemplare auf Velinpapier gedruckt / Preis des Exemplares geb. Mark 160.—.

Klabund: Mohammed, der Roman eines Propheten.
Mit lithographiertem Eingangsblatt von Slevogt und Originalradierung von Meid. Auflage 600 Exemplare / Lexikon-Oktav. 70 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten. Von Slevogt, Meid und Klabund handschriftlich signiert. Preis des Exemplares in Brokat gebunden Mark 110.—. 530 Exemplare auf Japanbütten gedruckt / Preis des Exemplares in Halbpergament geb. Mark 30.—.

Erich Reiß Verlag / Berlin W. 62

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Gottfried Keller

Der grüne Heinrich

Roman

Nach der ersten Fassung
von 1854—1855

Ausgabe
für Bücherfreunde

Ausstattung von F. W. Kleukens
Auf van Geldern-Bütten
Vier Bände in weiß Ziegenleder gebunden mit reicher Goldpressung
65 Mark



Wir haben noch einen kleineren Rest dieser seltenen Liebhaber-Ausgabe, die wir trotz der erhöhten Herstellungs- und Lederpreise zu dem alten Preise abgeben. Die Ausgabe wird nicht neu gedruckt, weshalb sich schnellste Bestellung empfiehlt.

Ich wünsche zu kaufen

Bücher, Kupferstiche und Autographen betreffend Schweden. Ausgaben v. **Birgitta, Olaus Magnus, Linné.** Schwedische Bücherbände usw.
Offerten an **Birger Lundell**
Bücher-Expert
Bellmansgatan 25
Stockholm (Schweden)

Zu kaufen gesucht

Otto Greiner
Stiche — Radierungen und Lithographien

Offerte mit Preisangabe erbitte unter O. S. 702 an die Expedition des Blattes.

Neue graphische Arbeiten

in handschriftlich bezeichneten Künstlerdrucken

Prof. Fritz Burger, Alfr. Helberger Paul Herrmann, Prof. Carl Langhammer, Wilh. Kuhnert (Tiermaler) Ralph Sanin, Elsbeth Siemers, Friedr. Stichling

Kunstverlag und Antiquariat
Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau
Handjerystraße 72

Der Kriegssammler

Probenummer **gratis. Zürich 6.**

Alte Lithographien

besonders deutsche u. französische werden von Privatsammler **zu kaufen gesucht**
Angebote befördert unter S. E. 60 der Verlag
E. A. SEEMANN IN LEIPZIG





Der heutigen Nummer sind Prospekte des **Furche-Verlages**, des Verlages **George Westermann** und des Verlages **Hermann A. Wiechmann** beigegeben. Auch liegt dieser Nummer eine Ankündigung des **„Handbuchs der Kunstwissenschaft“** bei, das durch die Schönheit der Ausstattung, die Fülle der Bilder und die Neuartigkeit der Kunstauffassung allgemeines Aufsehen erregt.

// BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | Januar 1918 | Heft 10

Gesellschaft der Bibliophilen.

Generalversammlung in Weimar am 14. Oktober 1917.

Da sich infolge der Ereignisse im Leben der Gesellschaft die Abhaltung einer Generalversammlung als unumgänglich erwiesen hatte, lud der Vorstand die Mitglieder zum 14. Oktober 1917 nach Weimar ein. Vorher fand am Abend des 13. Oktober eine Vorstandssitzung statt, an der die Herren *Baensch, Ehwald, Witkowski, v. Zobeltitz* und, als Gast, der Unterzeichnete teilnahmen.

Die Hauptversammlung wurde von dem ersten Vorsitzenden, *Fedor von Zobeltitz*, mit einer Begrüßungsansprache eröffnet, in der er die Bewährung des bibliophilen Gedankens während des Krieges betonte und die da und dort sich zeigenden Auswüchse als solche kennzeichnete. Dann ehrte er die seit dem letzten Bericht im Jahrbuch 1914/15 verstorbenen Mitglieder des Vereins, besonders den unvergeßlichen Sekretär *Carl Schüddekopf*, dem er in herzlicher Freundesgesinnung warme Worte des Dankes widmete. Am Grabe des Verstorbenen hatte die Gesellschaft einen Kranz mit entsprechender Widmung niederlegen lassen. Auf dem Felde der Ehre verloren wir die Mitglieder *Hans Royer*, Berlin; *Eduard Lübbert*, Berlin und Dr. *Hans Gutmann*, Dresden. Außerdem sind uns durch den Tod entrissen worden Dr. *Rudolf Ferber*, Hamburg; *Albert Lenal*, Frankfurt a. M.; Dr. *E. Goldschmidt*, Wien; *Eduard Müller*, Berlin; Dr. *Joseph Heckscher*, Wien; *Georg Schnell*, Hamburg; *Leo Meister*, Zürich; *Wilhelm Liritz*, Braunschweig; *Rudolf E. Hagedorn*, Hamburg; *Rudolf Spielberg*, Weimar; *Wilhelm König*, Leipzig. Die Versammlung ehrte ihr Andenken durch Erheben von den Sitzen. Zum Schluß dankte der Vorsitzende für die ihm von der Gesellschaft zum 60. Geburtstage in einer prächtigen Adresse ausgesprochenen Glückwünsche.

In dem Bericht über das Leben der Gesellschaft, den der stellvertretende Vorsitzende Professor *Witkowski* erstattete, teilte er vorzüglich mit, daß es zufolge der Verhältnisse, unter denen die Herausgeber leben, leider nicht möglich gewesen sei, die für das Jahr 1917 bestimmten Publikationen: *Leisewitzens Tagebücher*, Bd. II, herausgegeben von *Mack* und *Lochner*, und *Höltys Werke*, Bd. II, herausgegeben von *Michael*, rechtzeitig fertig zu stellen. Beide werden deshalb als Jahresgaben für 1918 in Aussicht genommen. Dafür erhalten die Mitglieder als diesjährige Gaben:

1. Heines Tanzpoem *Der Doktor Faust*, und zwar die Originalausgabe von 1851, deren Restbestände von der Gesellschaft käuflich erworben worden sind. Beigelegt ist ein Nachwort von *Oskar Walzel*. Ein Exemplar wurde den Teilnehmern zur Einsichtnahme vorgelegt.

2. *Goues Masuren*, im Neudruck herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von *Schüddekopf* und *Gloël*, und

3. einen Faksimiledruck der Reichsdruckerei von *Luthers* Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, mit einem Nachwort herausgegeben von *Rudolf Ehwald*.

Als Sonderpublikation für das Jahr 1917 war den Mitgliedern angeboten worden ein Neudruck von *Goethes Clavigo* mit acht Steindrucken von Hugo Steiner-Prag und zwar in einer Luxusausgabe zum Preise von 100 M., die sofort nach der Bekanntgabe mehrfach überzeichnet worden war, und in einer gewöhnlichen Ausgabe zum Preise von 25 M. Von beiden Ausgaben wurde je ein Exemplar zur Einsichtnahme vorgelegt. Weiter berichtete Witkowski über die für die folgenden Jahre geplanten Publikationen, erwähnte noch einige wesentliche Vorkommnisse aus dem Vereinsleben und wies darauf hin, daß in einem Rundschreiben des Vorstands irrtümlich die Mitgliedschaft des Herrn *Erich Steinthal* in Frankfurt a. M. bestritten worden sei. Er gab ferner Rechenschaft über den Stand des Gesellschaftsvermögens 1914—1916. Danach sind wir mit einem Kassenbestand von 2667,89 M. ins Jahr einge-



treten. Die Rechnungsprüfer, die Herren Rechtsanwald *Jöck* und Bibliotheksdirektor Prof. Dr. *Deetjen* in Weimar, beantragten unter ausdrücklicher Hervorhebung der sorgfältigen Rechnungsführung, dem Vorstand für die Jahre 1914—1916 Entlastung zu erteilen. Die Versammlung beschloß demgemäß.

Der 3. Punkt der Tagesordnung befaßte sich mit der vom Vorstand vorgeschlagenen Änderung der Satzungen.

Zunächst lagen zur Umänderung des § 3 zwei Eventualanträge des Vorstandes vor:

a. Absatz 1 und 2 wird gestrichen;

b. Absatz 1 erhält diese Fassung: Die Anzahl der Mitglieder ist auf 1500 beschränkt.

Es entspann sich eine sehr lebhafte Debatte für und gegen den Vorstandsantrag, an der sich die Herren *Breslauer*, *Kirstein*, *Löwit*, *Metzenberg*, *Witkowski*, *v. Zobeltitz*, *Jöck*, *Kästner* und *Weigel* beteiligten. Der Antrag Breslauer: „Die Anzahl der Mitglieder ist auf 1200 beschränkt", fand, nachdem die zur Annahme der beiden Vorstandsanträge nötige Dreiviertelmehrheit nicht erreicht worden war, einstimmige Annahme.

Den übrigen Vorschlägen des Vorstands auf Änderung der Satzungen wurde ohne Debatte zugestimmt. Danach erhält § 9 Absatz 1 diesen Zusatz: „soweit nicht außerordentliche Umstände dies dem Vorstande unzweckmäßig erscheinen lassen", weiter ist in § 11 Absatz 1 zu streichen „dem Beiblatt", in § 13 Absatz 2 ist einzusetzen 600 M. statt 300 M., am Schluß von § 14 ist anzufügen: Beim Ausscheiden eines Vorstandsmitglieds hat der Vorstand das Recht der Zuwahl für die Zeit seiner Amtsdauer, in § 16 ist am Schluß hinzuzusetzen: Als Vertreter des Sekretärs mit den gleichen Rechten und Pflichten bestellt der Vorstand eines seiner Mitglieder.

Zu den „geschäftlichen Bestimmungen" hatte der Vorstand die Erhöhung des jährlichen Mitgliedsbeitrags von M. 12.— auf M. 15.— beantragt. Aus der Versammlung heraus wurde die Erhöhung auf M. 20.— vorgeschlagen und einstimmig gutgeheißen. Eine lebhafte Debatte entstand über die Frage, ob es angezeigt sei, den Mitgliedsbeitrag derart, etwa auf M. 50.—, zu erhöhen, daß sämtlichen Mitgliedern die Zeitschrift für Bücherfreunde gratis geliefert werden könne. Nach den fachmännischen Erläuterungen des Herrn Verlegers, die die Verwirklichung des Gedankens unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ratsam erscheinen lassen, wurde von einer Beschlußfassung abgesehen.

Anträge von Mitgliedern lagen nicht vor.

Sodann hatte sich die Versammlung mit der Neuwahl des Vorstandes zu befassen. Da Herr Geheimrat Prof. Dr. Schwencke in Berlin aus Gesundheitsrücksichten gebeten hatte, von einer Wiederwahl seiner Person abzusehen, war außer dem durch Schüddekopfs Tod erledigten Posten des Sekretärs auch der eines Beisitzers neu zu besetzen. Es wurde zunächst der Vorschlag gemacht, die bisherigen Vorstandsmitglieder, soweit sie im Amte zu bleiben gedenken, wiederzuwählen und der vom Vorstand getroffenen Wahl des Seminardirektors Dr. Höfer in Eisenach zum Sekretär zuzustimmen. Außerdem beantragte Herr Metzenberg die Wahl des Verlagsbuchhändlers und Antiquars Herrn Martin Breslauer in Berlin zum Beisitzer mit der Begründung, es sei wünschenswert, daß ein Buchhändler dem Vorstand angehöre. In zwei Wahlgängen beschloß die Versammlung gemäß diesen Anträgen.

Mit der Wahl Berlins zum Ort der nächsten Versammlung war die Tagesordnung gegen $^3/_4$1 Uhr erschöpft.

Noch ist zu berichten, daß Herr *Heinrich Franz Bachmair* in Pasing der Gesellschaft je 10 Exemplare zweier von ihm herausgegebenen Druckwerke zur Verteilung in der Versammlung zur Verfügung gestellt hatte: 1. *Johannes R. Becher*, *Der Ringende.* Kleisthymne, Berlin 1911. 2. *Revolution.* Zweiwochenschrift. München 1913. 1—5 (alles was erschienen). Der Vorstand spricht ihm auch an dieser Stelle herzlichen Dank aus und wünscht ihm gesunde Heimkehr aus dem Felde.

In der Großherzoglichen Bibliothek erläuterte nach Schluß der Versammlung Herr Prof. Dr. *Deetjen* in liebenswürdiger Weise die dort veranstaltete Lutherausstellung mit ihren interessanten und seltenen Bildern, Drucken und Handschriften.

Der unterzeichnete Sekretär benutzt diesen seinen ersten Bericht gleich zu der Bitte an die Mitglieder, alle geschäftlichen Anfragen und Geldsendungen unter *unpersönlicher* Adresse an das *Sekretariat nach Weimar, Lassenstraße 1*, an seine Person (Eisenach, Augustastraße 2) aber nur *die* Briefe richten zu wollen, die sich auf wissenschaftliche und bibliophile Angelegenheiten beziehen.

Eisenach, 16. Oktober 1917
Augustastraße 2

Der Vorstand
der Gesellschaft der Bibliophilen
I. A.:
Dr. Conrad Höfer, Sekretär



Amsterdamer Brief.

Die vierhundertjährige Wiederkehr des *Reformationstages* gab auch hierzulande den Protestanten Anlaß, des deutschen Reformators zu gedenken. Eine umfangreiche Literatur in Luthergedenkbüchern und Aufsätzen in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen (auch katholischen) suchte sich bei dieser Gelegenheit mit dem Begründer des Protestantismus wieder einmal auseinanderzusetzen. Wir können darauf nicht näher eingehen; nur auf eine schöne und kostbare Publikation wollen wir hier die Aufmerksamkeit der Bücherfreunde lenken; im Verlag von S. L. van Looy in Amsterdam ist eine Blütenlese aus Luthers Werken erschienen, die der Amsterdamer Professor H. A. van Bakel zusammengestellt hat. (Kleinoodien uit Luther's nalatenschap. Byeengebracht . . . door H. A. van Bakel. Preis broschiert 15 fl., gebunden 20 fl.). Keine Übersetzung Luthers wird hier geboten; davon hat man wohlweislich abgesehen, denn die kernige und volkstümliche Sprache Luthers ist nicht zu übersetzen; in einer Übertragung würde sie ihren eigentümlichen Zauber verlieren. Nur das Vorwort und die am Schluß beigefügten Anmerkungen sind holländisch abgefaßt; im Text kommt nur der deutsche Luther zu Worte. Bei der Auswahl hatte man nicht den engen Kreis von Theologen im Auge; an ein größeres Laienpublikum wendet sich das Werk. Es hebt an mit den 95 Thesen, die in einem Gedenkbuch des Reformationsfestes natürlich nicht fehlen dürfen. Dann folgt die berühmte Reformationsschrift aus dem Jahre 1520 „Von der Freiheit eines Christenmenschen", die man nicht so sehr ihrer Kürze wegen gewählt hat, als weil sie zum Schönsten gehört, was Luther geschrieben hat und hier in so treffender und tiefsinniger Weise Luthers Freiheitsbegriff entwickelt wird. Ferner sind aufgenommen sein Kleiner Katechismus, eine der wenigen Schriften, die Luther selbst der Erhaltung für wert hielt, und aus seiner späteren Zeit die sogenannten Schmalkaldischen Artikel, deren heftiger und zürnender Ton stark absticht von der Ruhe und Sicherheit, die den Kleinen Katechismus so reizvoll machen. Dann kommen noch verschiedene Predigten, Briefe, Tischreden und Lieder; den Beschluß bildet Luthers Testament. Wodurch diese Ausgabe nun unsere ganz besondere Beachtung verdient, das ist die vornehme und würdige Ausstattung, auf die eine nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet ist. Die Firma Enschedé in Haarlem, bei der das Buch gedruckt ist, hat aus den Schätzen von alten Typen, die sie bewahrt, mit feinem Verständnis die meist geeigneten ausgewählt und bei dieser Ausgabe verwendet. Der holländische Teil, Titel und Vorwort, sind mit einer schönen holländischen Augustin-Antiqua gedruckt, die Fleischman 1738 für die Firma Enschedé geschnitten hat, die Anmerkungen am Schluß mit einer kleinen Dessendian, die auch von Fleischman herrührt. Der Luthersche Text ist dagegen mit alten deutschen Lettersorten gesetzt. Für die 95 Thesen und Luthers Testament, in denen Luthers Geist vielleicht am entschiedensten zu uns spricht, hat man sich der schwereren und fetteren Schwabacher Typen bedient, die aus der ersten Frankfurter Lettergießerei von Christian Egenolff stammen und mit denen schon die Lutherbibel aus dem Jahre 1534 gedruckt ist. Für den Rest hat — mit Ausnahme der Überschriften, die mit einer größeren Egenolffschen Fraktur gedruckt sind — eine andere historische Letter Dienst getan, und zwar die schlankere und ruhige Letter, die aus der Frankfurter Schriftgießerei von Luther, einem Nachkommen des Reformators, kommt. Diese Type hat eine merkwürdige Geschichte; dieselbe wurde nämlich von einem späteren Nachkommen Luthers, Dr. Heinrich Ehrenfried Luther, dem amerikanischen Drucker Christoph Saur in Germanstown in Pennsylvanien geschenkt, um damit eine deutsche Lutherbibel für die Deutschamerikaner zu drucken. Als diese Bibel nun 1743 erschien, wollte der Drucker 12 Exemplare als Zeichen seiner Erkenntlichkeit dem Spender der Type zukommen lassen. Aber das Schiff geriet in die Hände von Seeräubern und erst nach Jahren gelangte ein Exemplar dieser deutsch-amerikanischen Bibel in den Besitz Luthers; heute sind nur drei Exemplare dieser Ausgabe bekannt. — Die Papiersorte, die man bei den van Looyschen Lutherkleinodien verwendet hat, ist ein schönes Büttenpapier, das von der Firma Pannekoek in Heelsum in Gelderland geliefert ist. Für die äußere Gewandung hat der moderne holländische Zierkünstler C. A. Lion Cachet gesorgt; der prunkvolle Einband ist sein Werk. Erwähnt sei noch, daß das Buch nur in 550 Exemplaren gedruckt ist.

Auch durch zwei Ausstellungen hat man die Erinnerung an Luther wieder wachzurufen gesucht; beide verdienten auch die besondere Beachtung des Bücherfreundes, weil hier zahlreiche Schriften Luthers, seiner Gegner und Zeitgenossen, in den ursprünglichen Drucken, sowie eine Reihe Bibelausgaben und andere auf ihn und die Reformation bezügliche Schriften zu sehen waren. Die eine Ausstellung hatte man im Trausaal der alten Lutherischen Kirche in Amsterdam veranstaltet. Den wichtigsten Teil bildeten hier unstreitig mehr als hundert deutsche Originalausgaben Lutherscher Schriften, von denen viele durch ihre Titelumrahmungen und Titelholzschnitte, sowie durch schöne Druckanordnung auch von künstlerischem Interesse waren; die meisten dieser Bücher stammten aus der Bibliothek des lutherischen Seminars der hiesigen Universität. Merkwürdig, daß die niederländischen Ausgaben Lutherscher Publikationen völlig fehlten; und Luther wurde doch in den Niederlanden in der Landessprache des öfteren aufgelegt; das meiste



erschien in Antwerpen, das damals noch den kulturellen und buchhändlerischen Mittelpunkt des Landes bildete; auch dänische Übersetzungen Lutherscher Broschüren sahen hier das Licht. Aber diese niederländische Lutherliteratur gehört heute offenbar zu den Seltenheiten, und ist zum Teil wohl nur aus alten Katalogen oder Zitaten bekannt. Nyhoff zählt in seiner „Nederlandsche Bibliographie van 1500—1540" einige 40 Drucke auf. Wohl finden sich in dem Katalog der Ausstellung, der von J. N. J. Jensen zusammengestellt ist und der in ganzen 275 Nummern beschreibt, einige niederländisch abgefaßte oder in Niederland erschienene gegen Luther gerichtete Streitschriften, u. a. eine „corte declaracie... tegen zōmighe articulē Lutheranē" von Dr. Johannes Eck, 1527 in Delft von Cornelis Lettersnijder gedruckt. Außerdem waren eine Menge Bildnisse von Luther und seinen Zeitgenossen in Holzschnitt und Kupferstich zur Schau gestellt, ferner zahlreiche Gedenkmünzen auf Luther und frühere Lutherfeiern; besondere Erwähnung verdient auch eine schöne auf das diesmalige Jubiläum gegossene holländische Erinnerungsmedaille, die von der Firma Cornelis Begeer in Utrecht hergestellt ist, und die auf der Vorderseite das Bildnis des Reformators und auf der Rückseite eine Abbildung der Wartburg zeigt.

Die andere Lutherausstellung war in der Bibliothek des Deventer Athenaeums von dem Bibliothekar J. C. van Slee eingerichtet; ein Teil der Druckschriften war vom lutherischen Seminar in Amsterdam entliehen, verschiedene der Bildnisstiche hatte das Kupferstichkabinett in Amsterdam überlassen, der Rest stammte aus der Athenaeumbibliothek, die selbst eine ganz wertvolle Sammlung alter Drucke besitzt. Darunter befand sich auch eine seltene Ausgabe der vorlutherschen deutschen Bibelübersetzungen, die 1520 in Halberstadt erschienen ist, von der nur acht Exemplare bekannt sind und die im British Museum fehlt; auch ein 1502 in Rostock bei den Brüdern des Gemeinen Lebens gedruckter Ablaßbrief des Kardinals Peraudi war hier ausgestellt. Übrigens suchte man in Deventer auch vergebens nach niederländischen Ausgaben Lutherscher Schriften. Desgleichen fehlte hier wie in Amsterdam eins der merkwürdigsten Lutherdokumente, die Holland besitzt, nämlich Luthers Handexemplar des Neuen Testamentes, eine Frobener Ausgabe von 1527, das zu den Preciosa der Groninger Universitätsbibliothek gehört und dem die zahlreichen, oft sehr heftig gegen Erasmus polemisierenden Anmerkungen Luthers ihren besonderen Wert verleihen.

Ein sehr hübsches und instruktives Buch über Schön und Häßlich oder vielmehr Logisch und Unlogisch in der Architektur ist in dem Verlag von Brusse in Rotterdam erschienen, der uns in der letzten Zeit schon verschiedene andere, auch typographisch schöne Ausgaben beschert hat. Der Verfasser dieses unter dem Titel „Bouwkunst in de stad en op het land" herausgegebenen Bilderbuches ist der Architekt H. van der Kloot Meyburg, von dem wir schon zwei andere Werkchen über holländische Volks- oder Bauernkunst, eins über Bauernhäuser, das andere über Dorfkirchen, die im gleichen Verlage herausgekommen sind, besitzen, und die nur den Nachteil haben, daß den Abbildungen der Gebäude nur Zeichnungen, nicht photographische Aufnahmen zugrunde liegen. In der neuen Publikation werden uns nur photographische Nachbildungen geboten; es ist ein sehr umfangreiches Material das uns hier vorgeführt wird; im ganzen 400 Abbildungen, zwar von kleinem Format (7 + 7 cm), aber durchweg scharfe und gut gewählte Aufnahmen. In der Art von Schulze-Naumburgs „Kulturarbeiten" ist der Stoff in Beispiele und Gegenbeispiele gegliedert; einer schönen, rationellen Lösung eines architektonischen Problems ist stets eine häßliche, unlogische gegenübergestellt. Die Bilder sprechen eigentlich für sich selbst; doch ist der erläuternde Text eine nützliche Beigabe; es ist immer lehrreich, das, was einem sein ästhetisches Empfinden intuitiv erkennen läßt, auch noch begrifflich formuliert und so vor dem Forum der Vernunft bestätigt zu sehen. Wem das Wesen der Baukunst bisher etwas mehr oder weniger Fremdes war — und das große Publikum steht dieser einfachsten und faßlichsten Kunst meistens fremd gegenüber, vermag nicht einzusehen, daß auch das schlichteste Haus ein Kunstwerk sein kann — der kann durch diese mit großem Verständnis zusammengebrachte Beispielsammlung und an der Hand des außerordentlich einleuchtenden Kommentars sehen lernen, ja er muß es. Sehr zu loben ist es, daß die „schönen" Vorbilder nicht alle der Vergangenheit entnommen sind, weil sonst beim flüchtigen Betrachter leicht der Schein geweckt werden könnte, als ob das Alte an sich stets schöner sei als das Neue. Im Text wird aber noch einmal ausdrücklich betont, daß es keine absolut geltenden Muster gibt, und daß jede Zeit mit ihren andern Anforderungen und ihrer andern Technik neue, ebenso schöne Lösungen an die Hand gibt. In der alten holländischen Bürgerhausarchitektur stand übrigens dem Verfasser ein unerschöpfliches Material zur Verfügung. Auf diesem Gebiete haben die Holländer wirklich Vorbildliches geleistet, was bei den Kunsthistorikern, die haupsächlich nur den großen öffentlichen Gebäuden, den Rathäusern und Kirchen, ihre Aufmerksamkeit schenken, bisher noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat. Der intime Reiz der alten holländischen Städte, ihr stiller Zauber beruht nicht zum geringen Teile auf der Aufrichtigkeit und Selbstverständlichkeit dieser alten, oft so außerordentlich einfachen Bürgerhäuser, die, ohne allen falschen Prunk, ohne Großmannssucht, nichts anderes vorstellen wollen, als sie wirklich sind. Nur in einem

demokratischen Lande, in dem Bürger und Bauer frei und vollberechtigt und von einer gewissen Wohlhabenheit waren, war eine solche Architektur möglich; in Ländern, in denen Fürst und Adel die bevorrechteten Stände waren, hatte das bürgerliche Wohnhaus immer das Bestreben, einem Palaste ähnlich zu werden; die großen Mietspaläste in dem Berlin der achtziger und neunziger Jahre sind wohl die unerfreulichsten, weil unwahresten, Schöpfnngen auf dem Gebiete der Wohnhausarchitektur. — Die Gegenbeispiele der Sammlung sind ausschließlich dem 19. Jahrhundert entnommen. Hätten unter den Bauten früherer Jahrhunderte nicht auch ein paar häßliche Typen gefunden werkönnen; oder sollten die alle verschwunden sein? Das Buch zerfällt, wie der Titel schon andeutet, in zwei Hauptteile; erst kommt die städtische, dann die ländliche Architektur; der Reihe nach werden dann zuerst die verschiedenen Unterteile durchgenommen, die als ästhetische Werte in Betracht kommen, das Fenster, die Türe, die Freitreppe, Balkon und Erker, Loggia und Veranda, der Giebel, das Dach; hierauf wird das Haus als Ganzes, und mit Rücksicht auf die verschiedenen Zwecke, als Arbeiter-, Bürger-, Ladenhaus und Speicher behandelt. Ein besonderes Kapitel ist dem Eckhaus gewidmet, das in neuerer Zeit wohl in keinem Lande so sträflich vernachlässigt worden ist als in Holland; daß ein Eckhaus infolge seiner Lage nach zwei Straßen gerade eine besondere Beachtung verdient, scheint den Baumeistern oder vielmehr den „Bouwkundigen", wie sich die der Baukunst unkundigen, ungelernten Maurermeister nennen, die die meisten Häuser bauen, nicht in den Kopf zu wollen; meistens wird in gedankenlosem Schlendrian als Eckhaus ein Reihenhaus hingesetzt, das sich in der Front von seinen in unendlicher Einförmigkeit wiederholenden Nachbarhäusern in nichts unterscheidet und auf seiner andern Straßenseite nur ein paar wahllos angeordnete Fenster zeigt, um nickt ganz als kahle, blinde Mauerfläche dazustehen, obwohl letzteres auch vorkommt. Die modernen Eckhäuser unter den Gegenbeispielen werden daher als Absurditäten in der modernen europäischen Architektur kaum ihresgleichen finden. — Im zweiten Hauptteil folgt dann die ländliche Architektur, wozu auch Zäune, Gitter, Gatter, Einfahrten, Gartenmauern, einfache Brücken und Stege gerechnet werden; von Gebäudearten finden wir dann die Mühle, das ländliche Reihenhaus, die Scheune, das Gartenhäuschen, das freistehende Bauerngehöft und zuletzt das Landhaus. Typographisch stellt das mit der holländischen Mediaeval von de Roos gedruckte Buch, wie fast alle Ausgaben der Firma Brusse, eine sehr schöne Leistung dar; es macht denselben Eindruck von Sachlichkeit und Gediegenheit, der auch das Kennzeichen der alten holländischen Wohnhauskultur ist, deren Ruhm es verkündet.

Die finanzielle Unterstützung, die die Ausgabe vom holländischen Ministerium des Innern genießen durfte — eine seltene Auszeichnung in einem Lande, in dem der manchesterliche Grundsatz: Kunst is geen regeerinszaak solange Zeit Geltung gehabt hat — hat es möglich gemacht, daß die schöne Publikation zu dem billigen Preise von 2,50 fl. für das ungebundene, und von 2,90 fl. für das gebundene Exemplar in den Handel gebracht werden konnte. Jede Kunstbibliothek, jede Bau- und technische Lehranstalt muß das Buch besitzen; auch für deutsche Verhältnisse ist manche Nutzanwendung daraus zu ziehen.

Von den Übersetzungen älterer deutscher Literatur, die unter den Neuerscheinungen immer eine nicht unbeträchtliche Kategorie bildet, sei hier wegen der hübschen Illustrationen eine Ausgabe der alten, und doch ewig jungen „*Undine*" von de la Motte Fouqué erwähnt. Die sich streng an das Original und seinen altväterlichen Stil haltende Übersetzung ist von Henriette van der Hoop; leider hat diese Dame auch die Zeichnung des Einbandes entworfen, die dem Buche nicht zum Schmuck gereicht. Besser wäre man jedenfalls gefahren, wenn der Illustrator, Jo Daemen, mit dieser Arbeit betraut worden wäre. Die 19 Zeichnungen, die den 19 Kapiteln beigegeben sind, zeugen von einem ursprünglichen und frischen Talente, das den romantisch-phantastischen Geist der Erzählung gut getroffen und in einigen Bildern die gruselige Stimmung oder die feine Poesie mit sehr einfachen Mitteln und ohne äußerliche Effekthascherei wirklich fein zum Ausdruck gebracht hat. Jo Daemens Kunst ist inniger und durchfühlter als die glänzendere und raffiniertere eines *Rackham*, der Shakespeares Sommernachtstraum mit der gleichen schablonenhaften Eleganz und technischen Sicherheit illustriert wie Wagners Nibelungen. Das sich in drucktechnischer Hinsicht weiter nicht auszeichnende Werk ist im Verlag von L. J. Veen in Amsterdam erschienen; es liegt mir in zweiter Auflage vor; der Preis des gebundenen Exemplars beträgt 2,50 l.

Zum Schluß sei von einem kürzlich gegründeten bibliophilen Verein Meldung gemacht, der sich nach dem berühmten Amsterdamer Buchdrucker und Verleger von geographischen Werken und Landkarten — der Atlas Blaeu ist eine der bekanntesten Erzeugnisse seiner Offizin — *Joan Blaeu* benannt hat; der Sitz des Vereins ist Amsterdam. Wie die Zeitungen berichten, ist der Zweck des Vereins, das Interesse für Buch- und Illustrationskunst in Niederland zu wecken. Dieses Ziel sucht man auf zweierlei Wegen zu erreichen, einmal durch die Herausgabe von künstlerisch und technisch gut ausgestatteten Büchern und Werken der Graphik und im Zusammenhang damit durch die Unterstützung von Buchkünstlern und Graphikern, und zweitens durch das Halten von Vor-



trägen und Kunstbetrachtungen, sowie durch das Veranstalten von Ausstellungen. Die Werke, die von dem Verein herausgegeben werden, sollen in der Regel nicht in den Handel gebracht werden. Der Verein besteht aus gewöhnlichen Mitgliedern, Gönnern, Donateuren und Ehrenmitgliedern; derselbe verfolgt keine kommerziellen Ziele; dafür bürgt schon die Zusammensetzung des Gründungsausschusses des Vereins. Vorsitzender ist Dr. D. F. Scheurleer, Schriftführer Dr. E. J. Haslinghuis, Kassenwart W. P. van Stockum Jr., alle im Haag. Die Kommision besteht im übrigen aus folgenden Herren: C. A. J. van Dishoeck, Dr. jur. Ch. Enschedé, Dr. H. E. van Gelder, A. van Leer, M. Mouton, Wonter Nyhoff, Dr. jur. J. F. van Royen, Prof. K. Sluyterman, P. Smidt van Gelder, Dr. Jan Veth und Prof. Dr. W. Vogelsang.

Amsterdam, Ende November.

M. D. Henkel.

Pariser Brief.

Es will mir scheinen, als ob der Tod unter den Geistesgrößen Frankreichs eine besonders grausame Ernte hält. Fast wöchentlich melden die Zeitungen den Tod eines Künstlers, Schriftstellers oder Gelehrten. Meistens verschwinden diese Notizen unter den sensationell aufgemachten Kriegsnachrichten, Kriegsartikeln, unter den Skandalaffären, den Kriegshetzereien, den leidenschaftlichen, innerpolitischen Kämpfen, den Wirtschaftsfragen usw., die seit drei Jahren fast den ganzen Raum der Zeitungen beanspruchen. Für Nekrologe läßt der Papiermangel der französischen Presse nur wenig Raum. Nur *Rodins* Tod hat den Zeitungen Gelegenheit gegeben, wenigstens für zwei Tage den Kriegsfanatismus zu dämpfen und sich der Totenklage zu weihen über einen Künstler, der in den letzten Jahren zum Nationalheros Frankreichs geworden war.

Am 18. November, morgens 4 Uhr, ist Auguste Rodin in seiner Villa zu Meudon sanft entschlafen. An seinem Sterbebett waren einige Intime, die Rodin zu seinen Testamentsvollstreckern ernannt hatte, anwesend: Der Handelsminister Clémentel, Léonce Bénédite, der Direktor des Luxembourg-Museums, Bankier Peytral, sowie seine Nichten, Frau Jacquard und Fräulein Coltat und die Krankenpflegerin Boisellier. Drei Tage vor seinem Tode hat Rodin sein 77. Jahr vollendet. Er wurde am 14. November 1840 in der rue de l'Arbalet hinter dem Jardin des Plantes in Paris von armen und einfachen Eltern geboren und hat in einer Gemeindeschule in der rue Val de Grâce den ersten Unterricht erfahren. Von seinem elften bis zum vierzehnten Jahr war er in Beauvais in Pension. Mit fünfzehn Jahren trat er in die Ecole de dessin in der rue de l'Ecole de Médecine ein, wo Cazin und Legros seine Kameraden waren. In seinem siebzehnten Lebensjahr trat er als Schüler bei Barye im Museum ein und arbeitete gleichzeitig bei einem Dekorationsbildhauer, der unter Viollet le Duc an den Restaurationsarbeiten an Notre Dame mitwirkte. Rodin machte 1870 die Belagerung von Paris mit und ging 1871 mit Carrier-Belleuse für einige Jahre nach Brüssel. Sein weiterer Lebenslauf ist ja bekannt. Am 30. Januar 1917 hat Rodin seine treue Lebenensgefährtin Rose Beurré, das ehemalige Modell der Bellona, geheiratet. Sie ging ihm am 17. Februar 1917 im Tode voraus. Am 12. November wurde in der Galerie Haussmann in der rue de la Boétie eine große Rodinausstellung eröffnet. Rodin hatte sich nach dem Tode des Bildhauers Saint-Marceau auf Anraten seiner Freunde um einen Sitz im Institut beworben und sollte am 24. November in der Académie des Beaux Arts berufen werden. Eine Woche vor dieser Wahl ist er gestorben. Es bleibt eine ewige Schande des Institut de France, das man dem größten Bildhauer des 19. Jahrhunderts diese Ehrung nicht früher hat zuteil werden lassen. Das Nationalbegräbnis, mit dem der Staat den Toten feiern wollte, sollte diese Schande auslöschen, wurde aber auf Clemenceaus Geheiß im letzten Augenblick wieder abbestellt. Rodin ist im Garten seiner Villa in Meudon an der Seite seiner Frau beigesetzt worden. Über dem Grabe ist ein Bronzeabguß des Penseur aufgestellt worden, wie es des Meisters letzter Wunsch war.

Im Juni 1914 hatte Rodin sich vor dem Fremdenstrom, der im Frühsommer in besonders großen und zudringlichen Schwärmen ihn zu belästigen pflegte, in ein kleines nordfranzösisches Dorf zurückgezogen. Wenige Wochen vor dem Kriege bat er mich, ihn dort aufzusuchen. Ich fand ihn im Hause des Lehrers, einem schlichten, einstöckigen Bauernhause mit einem üppigen, wildwuchernden Garten. Während ich auf ihn wartete, sah ich mich in dem engen, kleinbürgerlich möblierten und arg verstaubten Louis XVI.-Salon um. Da standen inmitten der jämmerlichsten Möbelimitationen Porträtköpfe von Rodin, ein Bronzeabguß des „Kuß" und neben dem Klavier im Helldunkel des Zimmers Johannes der Täufer. Die Tür stand offen und ließ den Blick frei in das saftige, sprießende, von der Sonne vergoldete Grün des Gartens. Plötzlich erschien dfe kleine, leicht gebückte Gestalt Rodins, umwallt von dem reichen Haar und dem herabflutenden Bart, der seit seiner letzten Krankheit schneeweiß geworden war, vor mir und füllte den Rahmen der Tür ganz aus. Ich hatte den Eindruck: Gott Vater stehe vor mir, so vergeistigt erschienen die Züge des greisen Meisters, so unvermutet war er aufgetreten. „Kommen Sie in die Sonne," sagte er, als er mir die Hand zum Gruße bot und zog mich hinaus in das sprießende Grün. Dieses ist das letzte Bild, das ich von ihm mir bewahrr habe.

Die französischen Zeitungen sprachen alle nach seinem Tode von ihm in den höchsten Tönen, als ob sie ihn niemals verhöhnt, niemals beschimpft hätten. Die Vossische Zeitung hatte in ihrem Nekrolog geschrieben, er gehöre nicht nur Frankreich, er gehöre der ganzen Menschheit. Dazu bemerkt der Temps, Deutschland habe nach dem Tode Rodins die Schamlosigkeit gehabt, diesen französischen Bildhauer für sich in Anspruch zu nehmen. André Michel hat die Hälfte seines Nekrologs mit einer Verhöhnung von Rilkes Buch über Rodin gefüllt. Ob das nötig, ob das geschmackvoll war, mag unerörtert bleiben.

Am 26. Oktober ist ein anderer, von der ganzen Welt hochverehrter Meister, *Edgar Degas*, gestorben. Auch sein Tod wurde tief beklagt. Ich will hier nicht Biographisches aus dem Leben dieses Meisters berichten, sondern nur darauf hinweisen, daß Degas auch gelegentlich Sonette gedichtet hat, die nur seinen nächsten Freunden bekannt geworden sind. Arsène Alexandre besitzt einige dieser seltsamen Manuskripte und teilte im Figaro vom 1. Oktober eines der Sonette mit. Es lautet:

Il semble qu'autrefois la Nature indolente,
Sûre de la beauté de son corps, s'endormait
Trop lourde, si toujours la Danse ne venait
L'éveiller de sa voix heureuse et haletante.

Et, puis, en lui battant la mesure engageante
Avec le mouvement de ses mains qui parlaient,
Et l'entrecroisement de ses pieds qui brûlaient
La forcer à sauter, devant elle, contente.

Partez, sans le secours unitile du beau,
Mignonnes, avec ce populacier museau,
Sautez effronzément, prêtresses de la grâce.

En vous la Danse a mis quelque chose d'à part,
Héroique et lointain. On sait, de votre place,
Que les reines se font de distance et de fard.

Am 16. Oktober ist *Maxime Gollignon* gestorben. Er wurde am 9. November 1849 in Verdun geboren, hat wie Rodin den Krieg von 1870 miterlebt, blieb später nicht in einem engherzigen Patriotismus befangen, da sein Geist sich auf langen und vielfältigen Reisen geweitet hat. 1872 wurde er Professor am Lyzeum zu Chambéry, 1873—1876 war er Mitglied der französischen Schule in Athen, von 1876—1879 lehrte er an der Universität in Bordeaux, von 1883 an wirkte er an der Faculté des Lettres der Pariser Universität. Seine zahlreichen archäologischen Studien und Untersuchungen sind in allen Kulturländern bekannt geworden; besonders sein zusammenfassendes Werk: l'Histoire de la sculpture grecque (1892—1897).

Am 15. November ist der Soziologe *Emile Dürckheim* im Alter von 59 Jahren gestorben. Der Tod seines Sohnes auf dem Rückzug der serbischen Armee im Jahre 1915 soll seine Gesundheit dauernd untergraben haben. Er war, wie Collignon auf dem Gebiete der Archäologie, auf dem Gebiete der Soziologie ein bedeutender Kenner der deutschen Wissenschaft und hat mannigfache Beziehungen zu deutschen Gelehrten unterhalten. Diese Beziehungen und seine Sympathie für die französischen Sozialisten haben Dürckheim während des Krieges in seinem Heimatlande Ungelegenheiten bereitet. 1896 hat Dürckheim mit Georg Simmel unter dem Titel „L'Armée sociologique" eine Zeitschrift für soziologische Forschung ins Leben gerufen, die er später allein weiter geführt hat. Seine Hauptwerke sind: „La division du travail social", „Les règles de la méthode sociologique", „Les formes élémentaires de la vie religieuse".

Und endlich ist der Schriftsteller *Léon Bloy* im Alter von 71 Jahren am 14. November plötzlich gestorben. Seine Werke: „Le Désespéré", „Christophe Colomb", „Devant les taureaux" und „Le Salut par les Juifs" haben ihm einen Namen gemacht.

Schon einmal ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß französische Zeitungen der verschiedensten Richtungen sich in mehr oder minder bitteren oder empörten Tönen über die moralische Verwahrlosung des französischen Theaters beklagt haben. Nun stimmt in diese Klagen sogar ein ganz radikales Organ, La Bataille vom 7. November in einem offenen Brief an den Polizeipräsidenten ein und führt Beschwerde, daß in den Film-Theatern und in den Cafés-concerts ein schamloser Apachengeist sich breit mache.

Die bekannte und sehr beliebte Schauspielerin *Eve Lavallière* ist dem Matin zufolge in ein Karmeliterkloster eingetreten.

Henri Welschinger hat in Libre Parole vom 15. und 17. November anknüpfend an das auch hier besprochene Buch von Marius Vachon über den deutsch-französischen Krieg auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Industrie eine Artikelserie veröffentlicht, in der er auf die bedenklichen Zustände der französischen Kunstschulen und Kunstgewerbeschulen hinweist und sofort gründliche Reformen fordert. Früher wurde in solchen Artikeln Deutschland den Franzosen als Muster hingestellt, jetzt wird auf England als das Ideal verwiesen. Artikel wie diese, die gelegentlich in der französischen Presse auftreten, sind erfüllt von dem denkbar tiefsten Pessimismus.

Im *Hotel Drouot* wurde kürzlich ein kleines Manuskript von *Baudelaire* für 4610 Fr. versteigert, La petite Gironde vom 21. Oktober weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß nach dem Tode des Verlegers Auguste Ponlet Massis, eine ganze Sammlung von Baudelaires Manuskripten, darunter die Urschrift der „Fleurs du Mal", für 600 Fr. versteigert wurde und daß der Titel der „Fleurs du Mal" auf eine Anregung des wenig bekannten Schriftstellers Hippolyte Babon zurückgeht.

Am 31. Oktober wurde die ganze Sammlung der französischen Ausgabe des Gothaer Almanachs (1765—1900) für 3320 Fr. verkauft.

Berlin. Dr. *Otto Grantoff.*

Wiener Brief.

Die neue Zeitschrift für Geschichte „Österreich" (Wien, Verlag von L. W. Seidel & Sohn; vgl. Spalte 258) nimmt einen vielversprechenden Anfang. Drei Aufsätze arbeiten in dem ersten (November-) Heft die gesamtösterreichische Tendenz mit Glück heraus: indem *Wilhelm Bauer* in seinem Einleitungsartikel auf die beiden gescheiterten Versuche im 9. und 10. Jahrhundert, aus der Völkervielheit, die heute im Rahmen Österreichs sich entfaltet, eine Volkseinheit zu formen, zurückgreift, erfaßt er den Nationalitätenstaat Österreich als ein mit Notwendigkeit geschichtlich Gewordenes, in uns Lebendes und Wirksames; die Frage, ob es eine gesamtösterreichische Kunstgeschichte, eine gesamtösterreichische Literaturgeschichte gebe, bejahen mit guten Gründen *Hans Tietze* und *August Sauer*, während *Oswald Redlich* gleich über zwei neue gesamtösterreichische Unternehmen berichten kann, über die von uns bereits wiederholt erwähnten „Österreichischen Biographien". — Daß Friedrich Naumann mit seiner Werbetätigkeit für „Mitteleuropa" nur ein Problem Altösterreichs aufgegriffen hat, ist dem Geschichtsfreund, der sich mit den Studien von Friedjung, Philippovich und Charmatz über die österreichisch-deutschen Zollunionspläne des Freiherrn von Bruck vertraut gemacht hat, bereits bekannt; gleich dem Düsseldorfer Bruck war, worauf *Alfons Dopsch* hinweist, auch der Schleswiger Lorenz von Stein ein Vorkämpfer für „Mitteleuropa": seine unmittelbar vor Abschluß des Krimkrieges erschienenen Schriften „Die Grundlage und Aufgabe des künftigen Friedens" und „Österreich und der Friede" (Wien 1856) eröffnen mit hellseherischer Klarheit weite geschichtliche und volkswirtschaftliche Zukunftsperspektiven, die wir erst heute nach 60 Jahren ganz zu erfassen vermögen. Welches Verhängnis, daß Bruck und Stein als Propheten in der Wüste predigten! Aber auch als ein neuer Beitrag zur Richtigstellung des landläufigen Urteils über die vielgeschmähte Bachsche Reaktionsperiode sei uns dieser Aufsatz lehrreich. — Die in seiner Muttersprache erschienenen Jugenderinnerungen des bulgarischen Staatsmannes Iwan Ewstratiew Geschow (Sofia 1916) bespricht *Hans Übersberger*. — Dunkle Einzelheiten aus der ungarischen Bewegung des Jahres 1848 sucht *David Angyal* aufzuhellen. — In Aussicht genommen sind ständige Sammelberichte über die Geschichte Österreichs von Otto Stöwasser (Mittelalter) und Ludwig Bittner (Neuzeit), über die Geschichte Ungarns von Franz Eckhardt (Mittelalter) und Julius Szekfü (Neuzeit), über ur-, münz-, schul-, kunstgeschichtliche und historisch-geographische Literatur von Oswald Menghin, August Ritter von Löhr, Karl Beer, Hans Tietze und Hugo Hassinger; Joseph Nadler wird über die Arbeiten zur deutschösterreichischen Literaturgeschichte, Oskar von Halecki über polnische, Ludmil Hauptmann über slowenische, Ferdinand von Šišić über kroatische Geschichtsliteratur berichten. Der Inhalt des Dezemberheftes ist Maria Theresia und ihrer Zeit gewidmet. —

Einige Jahre vor dem Kriege regte der französische Generalkonsul in Budapest die Herausgabe einer „Revue de Hongrie" an, um das ungarische Geistesleben dem französischen näher zu bringen. Durch den Krieg verlor die Zeitschrift scheinbar ihr Daseinsrecht; der Schriftleiter, Professor von Huszar, setzte aber durch, daß das Unternehmen fortgeführt wurde, wenigstens zur Aufklärung der Neutralen; auf den Titelkopf trat an die Stelle der früheren Empfehlung „couronnée par l'Académie française" nunmehr der Leitspruch; „lingua gallica, mente hungarica". Dem ungarischen Beispiel folgend erscheint seit 15. November eine halbmonatliche „Revue d'Autriche" unter der gewandten Schriftleitung von Paul Zifferer (Wien, Manz). In dem ersten Heft schreibt *Heinrich Lammasch* über die Stellung Österreichs zur Friedensfrage, Graf *Heinrich Lützow* über das unbekannte Österreich, *Joseph Szterényi* über die Grundlagen der ungarischen Volkswirtschaft, *Viktor Mataja* über den Arbeiterschutz in Österreich, *Albert von Berzeviczy* über den Kampf für die Wahrheit und *A. Frankfurter* über die Triester Frage. Den Beschluß bilden Übersetzungen einer Szene aus dem „Jungen Medardus" von A. Schnitzler, eines Gedichtes von Vrchlicky und einer novellistischen Skizze von Kasimir von Przerwa-Tetmajer. Über Österreich ist das gesamte Ausland aufklärungsbedürftig, die Zeitschrift käme daher wirklich einem Bedürfnis entgegen: möge es ihr gelingen, ihre Aufgabe zu erfüllen! —

Das „Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg" (8. Band, 1. Teil) bringt ein beschreibendes Verzeichnis der Klosterneuburger Altdrucke von 1501 bis 1520 von Vinzenz Oskar Ludwig.

In der handlichen Sammlung der Quellenbücher zur österreichischen Geschichte „Aus Österreichs Vergangenheit" (Leipzig, A. Haase) sind drei neue Hefte erschienen; die deutsche Ansiedlung in den Karpatenländern von R. F. Kaindl, aus den Tagen der Hussitenkriege von Adolf Kutschera, die böhmischen Brüder von Adolf Sanka.

Ferdinand von Šišić legt den ersten, bis 1102 reichenden Teil seiner „Geschichte der Kroaten" vor (Agram, Matica Hrvatska).

Persönlichkeiten und Ereignisse der neuesten Geschichte behandeln *Berthold Molden* in seinem

Buch „Alois Graf Ährental. Sechs Jahre aus der Politik Österreich-Ungarns“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und *Wilhelm Fraknoi* in „Kritischen Studien zur Geschichte des Dreibundes 1882 bis 1915“ (Budapest, Fr. Kiliáns Nachf.). Aus dem Nachlaß der nur leider etwas zu gutgläubigen und optimistisch gesinnten Vorkämpferin für die Weltfriedensidee *Bertha von Suttner* hat der österreichische Pazifist Alfred Herman Fried zwei Bände „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges. Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe“ (Zürich, Orell & Füssli) herausgegeben, eine Sammlung von schätzbaren Materialien, mit denen sich freilich die geschichtliche Kritik auseinanderzusetzen hat. Mit dem Problem des „Völkerrechts nach dem Krieg“ beschäftigt sich in einer Veröffentlichung des norwegischen Nobel-Instituts das österreichische Mitglied des Haager Schiedsgerichtshofes *Heinrich Lammasch* (München, Duncker & Humblot). Von einer volkstümlichen Darstellung des „Europäischen und Weltkrieges“ durch den Redakteur *Andreas Hemberger* ist der 4. Band erschienen, (Wien, A. Hartleben). Die durch kaiserliches Handschreiben vom 10. und 11. Dezember 1915 festgesetzten neuen österreichischen, ungarischen und gemeinsamen Wappen veranschaulicht ein amtliches Tafelwerk mit Beschreibung und schematischer Erklärung von dem Wappenmaler H. G. Ströhl (Wien, Hof- und Staatsdruckerei).

Unter den neueren Erscheinungen begegnen auch drei Veröffentlichungen von gegenwärtigen oder früheren Ministern; „Das Königreich Polen vor dem Krieg 1815—1914“, zehn Vorträge, eingeleitet und herausgegegen von L. Ćwiklinski (Wien, F. Deuticke); zwei Vorträge aus dem ungarischen Zivilprozeßrecht von Alexander Plosz (Berlin, O. Liebmann); eine umfangreiche rechtsgeschichtliche Darstellung über den „Hofstaat des Hauses Österreich“ von Ivan Ritter von Žolger (Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Bernatzik und Philippovich 14. Band).

Die Wiener Verlage von F. Deuticke und K. Harbauer lassen „Abhandlungen aus dem Gebiete der Kriegswirtschaft“ und eine „Zeitschrift für Militärrecht“ beginnen.

Länderautonomie, nationale Abgrenzung, mitteleuropäisches Wirtschaftsbündnis, Herstellung eines Großschiffahrtsweges Elbe-Oder-Donau, die Donau als Rückgrat eines mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes, Staatssozialismus oder Staatskapitalismus, die Produktionsgrundlagen der österreichischen Landwirtschaft und Industrie vor und nach dem Kriege — diese Titel von Heften und Büchern verraten, was uns augenblicklich auf die Nägel brennt. —

Aus dem lauten Treiben des Tages führen uns einige Erscheinungen aus der volkskundlichen Literatur in stillere Bezirke. *Joseph Blau* macht uns im 14. Band der von Adolf Hauffen trefflich geleiteten „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ mit „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst“ (Wald- und Holzarbeit) in Wort und Bild bekannt (Prag, J. G. Calve). *Anton Gnirs* hat bei Gelegenheit der militärischen Anforderung des Glockenmetalls einen Katalog „Alter und neuer Kirchenglocken“ im Küstenland und in angrenzenden Gebieten (mit Beiträgen zur Geschichte der Gußmeister) zusammengestellt (Wien, Anton Schroll & Co.). *Johann Balzli*, ein Adept der von Guido von List „wiederentdeckten uralten arischen Weisheit“, schildert Leben und Schaffen seines Meisters (Wien, Guido von List-Gesellschaft).

Die Ausgabe von Adalbert Stifters sämtlichen Werken in der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ ist wieder um zwei Bände vorgerückt: *Kamill Eben* und *Franz Hüller* haben den 3. Band des Romans „Der Nachsommer“, *Gustav Wilhelm* den ersten Band des „Briefwechsels“ (mit höchst verdienstlichen ausführlichen Erläuterungen) besorgt. Wir machen besonders auf die Briefe Stifters aus dem Jahre 1848 aufmerksam, die zeigen, daß er, dem Freiheit und Bildung unzertrennlich schienen, an der politischen Bewegung einen ähnlichen Anteil wie Feuchtersleben nahm.

Zwei Meister der Sprachwissenschaft *Hugo Schuchardt* und *Alois Walde* belehren uns, jener über „Sprachverwandtschaft (Berlin, Georg Reimer), dieser „Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern“ (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchdruckerei).

Erich Schmidts ältester Wiener Schüler *Alexander von Weilen* widmet seinem verstorbenen Lehrer einen ausführlichen, auch als schrifstellerische Leistung hoch zu bewertenden Essay in Bettelheims „Biographischem Jahrbuch und Deutschem Nekrolog“ (18. Band, S. 154—177).

„Moderne Bibelfragen“ behandelt der Innsbrucker Professor *Leopold Fonck*, Rektor des päpstlichen Bibelinstituts in Rom.

Viel Aufsehen gemacht und heftige Gegenreden verursacht hat *Hermann Bahrs* Aufsatz „Vernunft und Wissenschaft“ in der „Kultur. Jahrbnch der österreichischen Leo-Gesellschaft“ (auch als Sonderabdruck, Innsbruck, Tyrolia). Bahr gesteht mit ehrlicher Offenherzigkeit hier selbst ein: „Ich bin zeitlebens allen Wahrheiten nachgerannt, wo nur immer sich eine blicken ließ. Es dauerte nur nie lange, keine hielt mir ja stand, ich hatte sie gleich wieder durchschaut. Ich trank von allen Brunnen der Zeit und verschmachtete vor Durst.“ Aber dies ist nun sein Verhängnis: weil er beim Wettrennen der Moden stets einer jeden mindestens um eine Nasenlänge zuvorzukommen suchte, hält man auch jetzt den Bekehrten wieder nur für den Mann der feinen Witterung, dem das Heranrücken einer frommgläubigen Kunstrichtung bereits in den Gliedern liegt. Hermann Bahrs letzte „Einladungs-



schriften zur Bekanntschaft mit Gott" drängen das scharfe Wort Friedrich Schlegels von dem „theologischen Kunstwerk" auf die Lippen, „das wie alle moralischen Débauchen mit einem salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit endigt."

Von den zahlreichen Aufsätzen in der katholischen Presse zu *R. von Kraliks* 65. Geburtstag (am 1. Oktober) sei *Rudolf Hornichs* einsichtige Charakteristik im „Neuen Österreich" (7. Heft) hervorgehoben. —

In der schönen Literatur treffen wir gern mit alten Bekannten wieder zusammen: neue Gedichte legen *Franz Karl Ginzkey* („Befreite Stunde") und *Anton Wildgans* vor (Leipzig, Staackmann), neue Romane *Hans Ludwig Rosegger* („Urban und die Schlange") und *Ernst Decsey* („Memoiren eines Pechvogels"); *Walter von Molo* bietet geschichtliche Bilder „Im Schatten der Jahrhunderte" (Berlin, Schuster & Löffler). *Artur Trebitsch*, von dem eine Schrift „Zur Förderung der Persönlichkeiten" eben herausgekommen ist (Berlin, W. Borngräber), arbeitet an einem Novellenband, an einem Buch „Geist und Judentum" und an einer Anthologie „Nikolaus Lenaus geistiges Vermächtnis". Interesse erregt eine Dichtung „Die Jakobsleiter" von *Arnold Schönberg*, dem Führer der musikalischen Moderne (Wien, Universaledition A. G.).

Nach ihren Theatererfolgen versuchen es die Ungarn nun auch im Roman: *Franz Molnár* („Das Bergwerk", Leipzig, Rabinowitz) und *Karl Meray-Harvath* („Der Cäsar von Amerika, ein Präsidentenroman", übersetzt von Adolf Kohut, Berlin, Österheld & Co.) möchten sich als Jókais Erben legitimieren.

Nach wie vor liefert der Krieg Erzählungsstoff: *Karl Friedrich Nowak* ist „Über den Lowtschen" gezogen (Berlin, S. Fischer), *Heinz Herrmann* hat „Grenzwacht" gehalten (Skizzen und Gedichte aus den Tiroler Bergen, Halle, O. Hendel), *Volkmar Ivo* verlegt seinen Roman „Marietta" nach Görz (Graz, J. A. Kienreich), *Viktor Nowak* schildert in seinen „Bildern aus der Erinnerung eines Austauschinvaliden" Erlebnisse und Leiden in russischer Gefangenschaft (Wien, J. Grünfeld). *Josef Göri* und *Leo Tumlirz* haben „die besten Kriegserzählungen aus den Kämpfen Österreich-Ungarns" zu einem Vorlesebuch für den Schulgebrauch zusammengestellt („Österreich-Ungarns Kriegsbuch 1914—17", Leipzig, Friedrich Brandstetter).

In zwei Veröffentlichungen für Bibliophilen begegnen wir *Oskar Kokoschka*: ein Drugulindruck „Hiob. Ein Drama mit 14 Bildern" wird von Paul Cassirer in Berlin nur in 100 Exemplaren auf Old-Stratfordpapier ausgegeben: Nr. 1—10 mit Doppelfolge aller Zeichnungen, gebunden je etwa Mark 500.—, Nr. 11—100 je etwa Mark 250.—; Viktor Dirsztays „Lob des hohen Verstandes" mit Lithographien und Titelvignette läßt Kurt Wolff in Leipzig in einer einmaligen Auflage von 200 Exemplaren erscheinen (gebunden etwa Mark 45.—, in Pergament etwa Mark 100.—). Der gleiche Verlag bringt in seiner Sammlung „Der jüngste Tag" (41. Band) zwei ältere Schauspiele von Kokoschka: „Der brennende Dornbusch" und „Mörder. Hoffnung der Frauen".

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien verlegt „Tiere der Fabel" von *L. H. Jungnickel*, eine Folge von sechs Farbholzschnitten in Handdrucken des Künstlers, in einer Auflage von 50 handgezeichneten und numerierten Exemplaren (etwa Mark 200.—). A. Wolf in Wien veranstaltet eine numerierte Vorzugsausgabe von *Emil Klägers* „Legenden und Märchen unserer Zeit" auf Bütten in Lederband (etwa Mark 80.—). Ganz reizend geraten sind die 16 Originallithographien von *Fritzi Löw* zu „Drei Märchen" (Gockel, Hinckel und Gackeleia — Murmeltier — Schulmeister Klopfstock und seine fünf Söhne) von Clemens Brentano (Wien, Anton Schroll & Co.).

Aufsätze über österreichische Neukünstler sammelt *Artur Rößler* in seinen „Kritischen Fragmenten"; eine selbständige Schrift widmet er „Hans Brühlmann" (Wien, R. Lányi).

In Heft 7 der „Bildenden Künste" finden sich illustrierte Aufsätze über einen Hauptvertreter der Neue-Kunst-Gruppe *Anton Faistauer* (von A. S. Levetus) und über den Prager Architekten Jan Kotěra (von Anton Matějček).

„Donauland" hat einen umfänglichen Teil seiner beiden letzten Hefte 8 und 9 künstlerischen und literarischen Aufsätzen über Prag und Tirol gewidmet. Die Zeitschrift, deren erster Band abgeschlossen vorliegt, hält sich in Wort und Bild auf so achtunggebietender Höhe, daß sie bereits den Wettbewerb angeregt hat. Seit 8. Juli erscheint eine Feldwochenschrift „Front", vom Kommando der Heeresfront des GO. Erzherzog Joseph gegründet, in ungarischer und deutscher Sprache, geleitet von Zoltán Franyo, Nikolaus Lázár und Ernst Lissauer. Beide Blätter ziehen ungefähr den gleichen Kreis von Schriftstellern und Künstlern zur Mitarbeit heran. Im Bezugspreis stellt sich die „Front" etwas billiger: jedesfalls ein anerkennenswerter Versuch, unsern Kriegern eine gediegene Lektüre zu beschaffen. Eine dreimonatlich erscheinende Zeitschrift „Volk und Heer", geleitet von A. Karl Rückert, kündigt der Wiener Verlag K. Harbauer an. —

Am 9. November ist *Joseph Klemens Kreibig* wenige Wochen vor seinem 54. Gebutstag gestorben. Ursprünglich Bankbeamter, später Lehrer und Leiter an Handelsakademien, seit 1898 Universitätsdozent für Ethik und Psychologie, in den letzten Jahren auch Referent für das höhere Handelsschulwesen im Unterrichtsministerium, hat Kreibig eine vielseitige praktische und theoretische Wirk-

samkeit entfaltet. Stark angeregt durch Nietzsche, wandte er sich zuerst ethischen Fragen zu („Geschichte und Kritik des ethischen Skeptizismus" 1896), später auch psychologischen und logischen Problemen („Die fünf Sinne des Menschen" 1901, in 2. Aufl. 1907; „Die intellektuellen Funktionen" 1909; „Beiträge zur Psychologie und Logik der Frage" 1914 u. a.). Wir verlieren mit ihm einen als Forscher und Menschen gleich ausgezeichneten Charakter.

Wien, 15. November 1917.

Prof. Dr. *Eduard Castle.*

Von den Auktionen.

Bei *van Stockum's Antiquariat* im Haag (Prinsegracht 15) fand vom 10.—22. November eine große Bücherauktion statt; Werke aus allen Wissensgebieten gelangten zur Versteigerung. Wir lassen hier einige der wichtigsten oder merkwürdigsten Preise aus der Abteilung Kunstgeschichte und Illustrierte Bücher folgen. Sonderbar ist es, daß hier wie auch anderswo bei holländischen Versteigerungen gebrauchte neuere deutsche Bücher teurer verkauft werden, als sie bei dem niedrigen Markkurs bei direktem Bezug aus Deutschland kosten würden; das gilt besonders von so billigen Ausgaben, wie z. B. den Knackfuß'schen Künstlermonographien, den Berühmten Kunststätten, den Klassikern der Kunst. Dafür werden andererseits auch für manche teuere Ausgaben, besonders über Architektur, wahre Spottpreise bezahlt. Oude Kunst. Jaargang I. Haarlem 1915/16: 20 fl. Laufer, Jade. Chicago 1912: 34 fl. Fenollosa, Ursprung der chinesischen und jap. Kunst. Leipzig 1911: 19 fl. Audsley, Gems of Japanese Art. London 1913: 29 fl. Perrot (G. A.) & Ch. Chipier, Histoire de l'art dans l'antiquité. 1882—1903. 8 Bde. Halbmarokkoband: 106 fl. Representative art of our time. Edited by Ch. Holme. London 1903: 10 fl. Koch, Kunstwerke und Bücher am Markte. Eßlingen 1915: 14,50 fl. Davile, Cours d'architecture... La Haye 1730: 6½ fl. Palladio, Elementi di architettura... Bassano 1803: 2 fl. S. Le Clerc, Verhandeling over de bouwkunde... Amsterdam 1844. S. Rion, The grecian orders of architecture... London 1768. A. Hirt, Geschichte der Baukunst bei W. Alten. Berlin 1822: alle drei 2,70 fl. A. Ragueuet, Matériaux et documents d'architecture et de sculpture. Vol 1—41. Paris 1872—1913: 52 fl. J. Fonteyne, Documents pratiques d'architecture. C. Daly, L'architecture privée au XIXe siècle. Paris 1870—77; 3 séries en 8 vol. Beide Nummern zusammen: 11½ fl. Lambert u. Stahl, Moderne Architektur. 100 Taf. H. Bethke, Prakt. Wohnhäuser u. Villen. 50 Taf.: 4,50 fl. H. Bethke, Städtische Geschäfts- und Wohnhäuser. 60 Tafeln. W. Schuffenhauer, Fassadenbuch. Leipzig, V. Auflage. 156 Tafeln: alle drei 2,60 fl. Goethgebuer, Choix des monuments... du royaume des Pays-Bas. Gand 1827: 5 fl. Ronyer, L'art architectural en France... Texte par A. Darcel. Paris 1863—66: 14 fl. Garnier, Le nouvel opéra de Paris. Paris 1878—80. 4 vol.: 6 fl. Lambert u. Stahl, Motive d. deutschen Architektur des XVI.—XVIII. Jahrhunderts. Stuttgart 1888—93: 22 fl. P. Linperch, Architectura mechanica... Amsterdam 1727: 6½ fl. J. Ch. de la Fosse, Algem. Kunstenaars handboek... Amsterdam: 29 fl. K. Sluyterman, Alte Innenräume in Belgien. Haag 1913: 39 fl. K. Sluyterman, Alte Innenräume in Holland. Haag 1908: 37 fl. E. S. Anscher, A history... of French porcelain. London 1905: 11 fl. A. Hayden, Kopenhagener Porzellan. Leipzig 1913: 19 fl. H. Havard, La céramique Hollandaise... Amsterdam 1909: 51 fl. Chr. A. Markham, Pewter marks... London 1909: 24 fl. H. J. L. J. Massé, Pewter plate... London 1910: 14 fl. L. Weaver, English leadwork... London 1909: 12,50 fl. Meyer u. Graul, Tafeln zur Geschichte der Möbelformen. Leipzig 1903—1911: 60 fl. Singleton, Dutch and flemish furniture. London 1907: 9¼ fl. Vogelsang, Holländische Möbel. Amsterdam 1910: 47 fl. Heßling, Documents du style Empire. Le luminaire. Paris 1910: 29 fl. M. zur Strassen, Spitzen. Leipzig 1894: 20 fl. Aglaia. Haarlem 1848—61: 20 fl. Uzanne, La reliure moderne. Paris 1887: 25 fl. Tymss & Wyatt, The art of illuminating. London 1860: 10 fl. Album amicorum van Hessel Dominicus Stichenbuyr, Student te Franeker, 1628: 170 fl. A. Dürer, Beschryvinghe van de Menslycke Proportien. Arnhem, Jan Jansz. 1622: 6 fl. E. Rouveyre, Comment apprécier les croquis, esquisses... Paris 1911: 9 fl. Junius, De pictura veterum... Rotterdam 1694: 2¼ fl. E. Michel, Les maîtres du paysage. Paris 1906: 21 fl. Muther, History of modern painting. London 1895/96: 21 fl. Müntz, Raphael. Paris 1886: 21 fl. Alexandre, Jean François Raffaeli. Paris 1909: 12,25 fl. Chardin et Fragonard, L'oeuvre. Introduction par A. Dayot. Notes par L. Vaillat. Paris: 20 fl. R. Portalis, Honoré Fragonard. Paris 1889: 60 fl. La Légende du Juif errant. Compositions par Gustave Doré. Poème par Dupont. Paris 1856. Premier tirage sur carton: 25 fl. A. Dayot, La peinture angleise. Paris 1908: 10½ fl. G. C. Warr, Echoes of Hellas. Desigus by Walter Crane: 5,25 fl. A. Vallance, William Morris. London 1897: 13 fl. E. Michel, Rubens. Paris 1900: 22 fl. K. v. Mande, Leven der Nederl. en Hoogv. Schilders. Amsterdam 1764: 14½ fl. Houbraken, Groote Schouburgh. s'Gravenhage 1753: 20 fl. Gool, Nieuwe Schouburgh. s'Gravenhage 1750/51:

7,50 fl. Immerzeel, Levens en werken der Holl. en Vlaamsche kunstschilders. Amsterdam 1842 bis 1843: 28 fl. M. Rooses, Het Schildersboek. Amsterdam 1898: 15,50 fl. T. van Hoytema, Het leelyke jonge eendje. Amsterdam 1893. Met gelithogr. tekst: 40 fl. Th. de Bock, Jacob Maris: 46 fl. E. Michel, Rembrandt. Paris 1893: 24 fl. J. Veth, Rembrandt's Leven en Kunst. Amsterdam 1906: 13½ fl. Rembrandt. Original Drawings. Edited by F. Lippmann. First to fourth series. Berlin & the Hague 1899—1910; 10 portef: 1250 fl. C. Hofstede de Groot, Meesterwerken der schilderkunst. Amsterdam 1903—06: 48 fl. A. Bredius, Meisterwerke der Galerie im Haag. München: 16,50 fl. A. Bredius, Meisterwerke des Ryksmuseums. München: 34 fl. W. Steelink, Oude Kunst in Nederland. (32 Radierungen auf chinesischem Papier, vor der Schrift): 21 fl. W. Vogelsang, Holzskulptur in den Niederlanden. Band I. Berlin 1911: 13 fl. Specimens of early wood engraving. Newcastle, W. Dodd, 1862. (In 100 Exemplaren gedruckt): 60 fl. The adventures of Lord Teurdannck. Edited by W. H. Rylands. London 1884: 21 fl. Conwey, The woodcutters of the Netherlands. Cambridge 1884: 4¼ fl. G. Doré, La légende du Juif errant. 2e édition. Paris 1862: 15 fl. M. Maeterlinck, Douze chansons, illustrées par Ch. Doudelet. Paris 1896: 18 fl. Meyers Universum. 1834—46. 10 Bde. Mit 471 Stahlstichen: 4 fl. G. Doré & B. Jerrold, London. London 1872: 4 fl. Th. Allom, G. Rickering a. v., Vues pittoresques des comtés de Westmorland ... Londres 1832. Mit 214 Stahlstichen: 15 fl. Collection historique des principales vues des Pays-Bas. Tournay (1822); 96 planches lithographiées par Dewasme et Cie: 10 fl. L. Haghe, Monuments anciens recueillis en Belgique. Bruxelles 1845. Av. 14 lithographies teintées: 3,25 fl. L. Haghe, Sketches in Belgium and Germany. London 1845: 7,50 fl. F. Desseine, Beschryving van Oud en Niew Rome... Amsterdam 1704. In 3 Schildpattbänden. Breitrandiges Exemplar: 21,50 fl. Collection des vues les plus intéressantes et pittoresques de la Bohême. Vienne, Artaria & Co. (vers 1800). 28 trés belles vues, y compris le titre, en couleurs par C. Postl, d'après L. Janscha, gr. in fol.: 510 fl. Abr. Rademake, Kabinet van Nederlandsche en Kleefsche outheden. Beschreven door Brouerius v. Nidek en Js. Le Long. Amsterdam 1729—33. 6 Bde.: 50 fl. De Cloet, Voyage pittoresque dans le royaume des Pays-Bas. Bruxelles 1825: 26 fl. H. Brugmans en C. H. Peters, Oud-Nederlandsche steden. Leiden. 3 Bde.: 17 fl. W. O. I. Nieuwenkamp & I. G. Veldheer, Oude Hollandsche steden aan de Zuiderzee. Haarlem 1897: 2,50 fl. Le Roy, Castella et praetoria nobilium Brabantiae 1699: 35 fl. Hoet, Houbraken en Picart, Tafereelen ... van het Oude en Nieuwe Testament. s'Gravenhage 1728. Schönes Exemplar: 70 fl. G. W. Knorr, Deliciae naturae selectae ... Uit het Hoogduitsch door P. L. Statius Muller. Dordrecht 1771. Mit 90 handkolorierten Kupfertafeln: 27 fl. M. Catesby, Natural history of Carolina etc. London 1731—43. Mit 220 handkolorierten Kupfern: 100 fl. G. W. Knorr, Recueil des monumens des catastrophes. Traduit de l'allemand. Nuremberg 1768—78. Mit 272 handkolorierten Kupfern: 50 fl. Afbeelding van in- en uitlandsche honten ... Amsterdam, J. Chr. Sepp, 1773. Mit 100 handkolorierten Kupfern: 35 fl. J. H. Knoop, Pomologia. Leeuwarden 1758—63. Mit 39 handkolorierten Kupfern: 25 fl. M. S. Merian, De Europische insect n.. In't Fransch beschreven door J. Marret. Amsterdam 1730; mit 184 Kupfern: 17 fl. Sepp, Nederlandsche insecten. I—III. Amsterdam 1792. Mit 114 handkolorierten Kupfern. Band III nur bis Seite 60: 550 fl. Chants et chansons populaires de la France. Notices par Dumersan. Illustrations sur acier par E. de Beaumont, Boilly, Daubigny e. a. Paris, 4 vol.: 45 fl. Boileau, Oeuvres. Nouvelle édition. Amsterdam 1729, fol. Stiche von Picart: 20 fl. Corneille, Théatre. Nouv. édit. Genève 1774. 4 vol. gr. in 4°. Mit Stichen in Umrahmung, nach Gravelot: 65 fl. La Fontaine, Contes. Reimpression de l'édition de Didot (1795) revue et angmentée d'une notice par A. de Montaiglon. Paris 1891, 2 vol. Stiche von P. Martial nach Fragonard: 85 fl. Louvet de Couvray, Les aventures du chevalier de Faublas. Bruxelles 1869. 4 Bde. mit Stahlstichen nach Marillier, Blanchard usw.: 26 fl. H. de Balzac, Oeuvres complètes. Paris 1900—1908. 50 Bde. mit Illustrationen: 125 fl. Grandville, Un autre monde. Paris 1844: 15 fl. P. Louys, Byblis. Paris 1901. Mit farbigen Illustrationen von Henri Caruchet: 66 fl. Maeterlinck, L'oiseau bleu. Paris 1911. Mit farbigen Illustrationen. Ausgabe auf Japan: 35 fl. Arioste, Roland furieux. Traduction par Ussieux. Paris 1775—83. Av. 92 planches avant la lettre de Cipriani, Cochin, Eisen, Greuze, Monnet et Moreau: 220 fl.

Neue Bücher und Bilder.

E. v. Keyserling, Fürstinnen. Erzählung. *S. Fischer Verlag, Berlin.* 1917.

Graf Keyserling ist einer von den Autoren, die nicht sich bestreben, in immer weiter greifendem Wirken die Welt zu erobern und neu zu schaffen, wie Balzac, Zola und Heinrich Mann, sondern einer von denen, deren Kunst nur um ein Thema kreist, immer neuere und feinere Variationen dieses Vorwurfs mit zarter und geübter Hand formend. Sein Thema ist nicht aus psychologischer

oder sozialer Problematik geboren und experimentell durchgeführt, sondern es wuchs aus dem innersten Wesen des Aristokraten Keyserling empor.

Er schildert in unzähligen Variationen jene Aristokraten alter Geschlechter, die in ihren Landsitzen, Schlössern, alten Häusern leben, eingekerkert in diese reichen, müden, stillen Räume wie in die starren Wände von Tradition, Inzucht und einer versteinerten Geselligkeit. Diese Welt, in der jede Bewegung des Körpers wie der Seele nach selbstverständlichen Gesetzen des Takts und des Herkommens geschieht, ist unüberbrückbar getrennt von der wilden, neuen Welt da draußen. All die feinen, gepflegten, empfindlichen Menschen dieser Aristokratie nehmen freiwillig das geregelte, unentrinnbare Leben des vornehmen Abgetrenntseins auf sich, zuerst ein wenig sich aufbäumend ... dann, schnell gebändigt, es tragend als Selbstverständliches, als Ehrenpflicht, wie ihre tausend Vorfahren und Verwandten es trugen.

Keyserlings Aufgabe ist es nun, zu erzählen, was geschieht, wenn in den Menschen dieser Welt plötzlich irgendeine Leidenschaft, eine Sehnsucht, ein Begehren aufflammt, wenn ein Geräusch, ein Erlebnis aus der gemiedenen Welt der anderen hinüberschlägt in das Leben des Gleichmaßes, der durch Erziehung und strenges Gesetz geforderten Beherrschung und Einordnung. Wenige, deren Aufglühen nicht verebbt, die den starren Ring ihrer Umgebung sprengen, werden dann ausgestoßen oder verderben; die meisten fügen sich nach kurzem Rausch, kehren aus der Wirrnis der erregten Herzen beschämt und für immer gebändigt in die Heimat der müde gewordenen Erben und des Verzichtens zurück. Jedes Aufschäumen in diesem Teich ruhigen, klaren Gewässers ist vergeblich; wenn Wellen entstehen, glättet sich alsbald wieder das bewegte Wasser zur Fläche.

So gleicht dies Buch „Fürstinnen" den früheren Werken Keyserlings. Die Fürstin-Witwe, die mit ihrem marionettenhaften Hofstaat auf einsamem Landsitz von einer milden Neigung zu dem gebändigten Geist und der welterfahrenen Sicherheit des altbefreundeten Grafen Streith bewegt wird, erkennt, was ihre Verwandten sie warnend fühlen ließen, daß diese Neigung der Alternden eine Sünde gegen das Herkommen sei, als sie erfährt, wie dieser Graf, dessen selbstverständliches Ziel es war, die Fürstin zu heiraten, wider seinen Willen von einer Leidenschaft zu einem unerzogenen, wilden jungen Mädchen durchschüttelt wird. Der Graf, aus der beherrschten Ruhe seines Daseins gerissen, stirbt an der Erschütterung ... die Fürstin wird den stillen Pfad des Verzichts finden, wie ihre jüngste Tochter, die durch eine heiße Sommerliebe zu einem Leutnant beinahe zerbrochen wird, wie ihre älteren Töchter fügsam in standesgemäßen Ehen erschöpfte und erschlaffte Ruhe gefunden haben. Die kleinen, romanhaften Geschehnisse des Buches bedeuten nicht viel; aber es gibt keinen Schriftsteller in unserer Literatur, der in einem so klaren, feinen, einfachen, an Maupassants Sicherheit wie an Jacobsens zarter Müdigkeit geschulten Stil darzustellen vermag, wie in den Herzen all dieser alten und jungen Menchen aus Fürsten- und Adelsgeschlechtern von frühester Jugend an die Sehnsucht nach der freiwillig gemiedenen Welt der Erlebnisse und Leidenschaften zittert und rüttelt, wie diese feinen Nerven, die empfindlichen kultivierten Sinne immer bewegungsehnend beben und wild zu schwingen beginnen, sobald das Gleichmaß des gepflegten Lebens durch eine neue Erscheinung, ein Gerücht, ein Geschehnis gestört wird.

Diese Kunst ist in der oft schwerfälligen oder problematisch erregten Prosa deutscher Sprache selten und ist hoch zu bewerten. Sie wird noch wertvoller durch die Fähigkeit Keyserlings, Natur, blühenden, strotzenden Sommer und Mittag, Farben, Gerüche des Herbstes und der Abende darzustellen, nicht um Natur abzumalen, sondern um sie auf Nerven und Sinne der Menschen alter Geschlechter wirken zu lassen und wie mit einem Saitenspiel deren Gefühle melodisch zu begleiten. Und selbst der Demokrat wird wie Keyserling mit einer aus Bewunderung und Mitleid gemischten Teilnahme diese Menschen betrachten, die hinter den Gittern ihrer Parks und Besitzungen stehen und hinausblickend nicht recht wissen, ob draußen die Menschen verächtliche wilde Wesen, oder ob sie selbst die eingesperrten, einsamen, armen, edlen Tiere sind, die eine demokratisierte Zeit bald vielleicht nur noch als historische Raritäten kennen wird.

Kurt Pinthus.

Erich H. Müller, Angelo und Pietro Mingotti. Ein Beitrag zur Geschichte der Oper im 18. Jahrhundert. Mit einem Bildnis, einem Theaterplan und 19 Faksimile-Tafeln. *Dresden, Richard Bertling.* 1917. 4°. XVII, 141, CCCX Seiten. Einmalige, in der Presse numerierte Auflage von 300 Exemplaren. In Pappband 20 M.

Aus der kleinen, 1915 erschienenen Schrift des Verfassers über die Mingottischen Opernunternehmungen von 1732—1756 ist diese stattliche, das gesamte Wirken der beiden brüderlichen Prinzipale behandelnde Monographie erwachsen. Gute Literaturkenntnis, sorgsame Archivforschung und geschulte Methode lassen jetzt die Tätigkeit der beiden Unternehmer von 1732—1767 so vollständig überblicken, wie es bei dem immerhin lückenhaften Material möglich ist. Der Verfasser legt es in etwas chronologischer Folge vor; ob nicht daneben eine zusammenfassende Behandlung, eine Feststellung der Ergebnisse für Spielplan,



Dramaturgie, Bühnengeschichte und -technik am Platze gewesen wäre? Indessen hat ohne Zweifel auch dieses streng begrenzte Verfahren sein hohes Verdienst. Daß Müller auch eine zusammenhängende charakterisierende Darstellung geben könnte, zeigt sein Aufsatz über Regina Mingotti (im „Zwinger" 1917, Heft 6) und im Anhang des vorliegenden Buches die Biographie des Filippo Finazzi und des Paolo Scalabrini. Der Anhang bringt außerdem Abdrucke alle rHamburger Komödienzettel und ein sorgsames, den Inhalt genau registrierendes Verzeichnis der Textbücher der Mingotti, einen sehr willkommenen Beitrag zur Opernbibliographie, der Sonnecks großen Katalog gut ergänzt, ferner Auszüge aus den Hamburger und Prager Akten, endlich ein alphabetisches Verzeichnis der erwähnten Arien und ein ausführliches Register. Die Ausstattung ist gut, nur fällt störend auf, daß die Umlaute ä, ö, ü stets durch ae, oe, ue wiedergegeben sind. Das geschieht doch sonst nur in Büchern, die von fremdsprachlichen Druckereien hergestellt sind, und man sieht nicht ein, weshalb diese Maßregel der Not bei einem in Dresden gedruckten Werke angewandt wurde. G. W.

A. Proust, Erinnerungen an Edouard Manet. Übersetzt von M. Mauthner. *Berlin, Bruno Cassirer.* 1917.

Der Impressionist ist wahrlich der beste Biograph. Seine naturwissenschaftliche Weltanschauung hält ihn beim Tatsächlichen fest, sein Schaffensprinzip, alle Eindrücke rein und unvermittelt wiederzugeben, erzieht ihn zu einer unverbesserlichen Objektivität. Von Kindheit auf beobachtete Antoine Proust das Genie Manets, zeichnete Eindrücke und Gespräche auf und faßte an der Bahre des Freundes in einer gar nicht ministermäßigen Analyse das Wesen des Künstlers Manet in eine so klare, Alles treffende Formulierung zusammen, daß diese Rede uns mehr Bild von Manet gibt, wie der ganze Band Meyer-Gräfe. Im Knaben, welcher keine behelmten Modelle zeichnen will, wohl aber seine Nachbarn in rasch hinfahrenden Strichen skizziert, in dem Akademieschüler, welcher „Historienmaler" als blutigste Beleidigung ansieht, der nicht im Grabgewölbe des Ateliers, sondern im sonneflirrenden Feld Akt malen will, sehen wir schon mit stupender Lebendigkeit den Maler der Olympia, des Frühstücks im Freien. Mit der Bitterkeit des mitgetroffenen Freundes wirft Proust die Kämpfe des trotzigen Genies gegen den „tobenden Chor von halbwahnsinnigen satten Spießbürgern und ihre Presse" in die Erinnerungsblätter. Das ewige Lied und Leid! „Keiner weiß, was es heißt, immer und immer wieder beschimpft zu werden; das ekelt einen an und richtet einen schließlich zugrunde." Und dann wieder tiefleuchtende Gespräche über das Schaffen des Künstlers, welche dem empirischen Ästhetiker Satz für Satz ein freudiges „Heureka!" auslösen können. Dazwischen eine Schilderung der Belagerung von Paris, als der Scheffel Kartoffeln 8 Frcs. kostet, als es in Paris Schlächtereien von Katzen, Hunden und Ratten gibt. Auch Kämpfe macht Manet als Artillerist mit. Er schreibt seiner Frau darüber. Aus den Briefen sieht man, daß er den Krieg wirklich erlebte. Aber nie mehr sprach er vom Krieg, nie ließ er ihm Wirkung auf seine Kunst. Der Minister, Kunsthistoriker und Freund bezeugt es.

Ernst Lert.

Emil Alfons Rheinhardt, Das Abenteuer im Geiste. *S. Fischer Verlag, Berlin.* 1917.

Das Buch enthält zwei große Novellen, von denen die erste „Der Prophet und die Liebe" heißt, die zweite dem Werk den Titel gab — und zwar mit Recht, denn es werden die Abenteuer zweier geistiger Menschen erzählt, die beide trotz des Stolzes und Bewußtseins ihrer geistigen Überlegenheit an der derben, überlegenen Realität zugrunde gehen. Der Prophet im dalmatinischen Freistaat Ragusa, aus dem niederen Volke auferstanden, der das kommende Reich der Liebe predigt, aber zuvor mit Schwert und Aufstand die unterdrückende Aristokratenkaste vernichten will, fühlt sich stark in der Kraft eines gotterfüllten Geistes und zwingt leicht das Volk zu sich. Aber sein Ehrgeiz ist, gerade einige Menschen jenes gehaßten Adels durch die Macht des Wortes seiner Sache zuzuführen, — und als die wenigen jungen Aristokraten, die er überzeugt, nicht die Kraft haben, sich von der sichern, selbstbewußten Herrscherkaste loszureißen, als sein sonst allmächtiges Wort vor der Haltung und gepflegten Kultur der alten Geschlechter versagt, da fällt seine Kraft von ihm, statt der Heiligkeit schäumt nun Wollust aus ihm, und er ertränkt sich im Meer. — Die zweite Novelle, in Problem und Zeit uns näher gerückt als das erste, fast als historische Erzählung eingekleidete Stück, führt einen dreißigjährigen Naturwissenschaftler vor, der wegen eines Erbschaftsprozesses in eine kleine Stadt kommt und beschließt, innerhalb der Ereignisse dieser Stadt, insbesondere zwischen zwei schönen Mädchen, der in raffiniertem geistigen Selbstgenuß aufwachsenden Jüdin und der blonden, in Zärtlichkeit blühenden Erika, mit überlegener, bewußter Geistigkeit dahinzuleben. Aber das Experiment wird Ursache furchtbaren Unheils für die beiden Mädchen und den Helden selbst. Denn das durch den Geist zurückgetriebene natürliche Begehren des Blutes empört sich, Gefühle schlagen jäh auf, der junge Mensch, in Selbstanalyse sich zerfasernd und schwächend, ist nicht fähig zur



genießenden, beglückenden Liebeslust; die auflodernde Erika, fast sich verschmäht glaubend, tötet sich, und Judith findet durch Qual und Erniedrigung den Weg zu natürlichem Gefühl und zur Verachtung des Helden zurück. Der Schluß wächst zu melancholischer Größe auf. Denn alles in dieser Kleinstadt ist vegetativ, nach quellendem Impuls lebend; die rechtschaffene Rechtsanwaltfamilie, der ein simples, genießerisches Liebesleben führende Leutnant, der hingegebene Musiker, der Gärtner, die dirnenhafte Sprachlehrerin, alle sind Menschen des Gefühls, denen der geistige Mensch in seiner Kälte befremdlich und feindlich scheint. Und der Geistige fühlt sich zerrieben in dieser Menschheit; seine erst triumphierende Überhebung wird gedemütigt, sein Abenteuer zerbricht jämmerlich, und ausgestoßen, einsam verläßt er die Stadt.

Man sieht: ein ungewöhnliches Motiv, das die Möglichkeit zu außerordentlicher Vertiefung und Verfeinerung bietet. Rheinhardt stürzt sich mit einer vielleicht allzu wortreichen Gier in sein Thema, mit fast wissenschaftlicher Sorgfalt werden die Bewußtseinsvorgänge des Helden analysiert, wie auch in der ersten Novelle mit einer ungewöhnlichen Inbrunst die Seele des Propheten durchwühlt und offenbart wurde. Aber trotzdem enthält das Buch nicht etwa analytische Paradestücke, sondern fast ebenso wichtig wie das seelische Problem ist dem Autor die Kunst des Vortrags. Niemals wird mit nüchterner Sachlichkeit erzählt, sondern jeder Abschnitt, jeder Satz ist mit so zärtlicher Sorgfalt geformt, so kunstvoll eingekleidet, aus dem tiefsten Unterbewußtsein Vorstellungen zu klarer Anschauung fördernd, daß man beglückt diese Geschmeidigkeit der Sprachformung, diese Ausdrucksfähigkeit und den Reichtum an Bild, Farbe und subtilster Empfindung genießt. Eine sehr kultivierte Prosa ist entstanden, der es gelingt, auch die allerletzten feinsten Gefühle und Bewußtseinsregungen, zarteste Übergänge und Stimmungen in leuchtender Sichtbarkeit ans Licht zu heben. So daß schließlich auch der versöhnt ist, den der tragische Zusammenbruch des geistigen Menschen betrübt.

K. P.

Karl Scheffler, Bildnisse aus drei Jahrhunderten der alten deutschen und niederländischen Malerei. *Königstein i. T., K. R. Langewiesche.* M. 1,80.

Mehr als jedes andere Kunstwerk ist das Bildnis geeignet die Aufmerksamkeit des Beschauers vom rein künstlerischen Gehalt auf das Wesen des Dargestellten zu ziehen. Wenn Scheffler in seiner Einleitung zur schönen Bilderfolge die Geschichte des Porträts auch die Geschichte der Auftraggeber nennt, so dürfen wir also in der Geschichte des deutschen Bildnisses die Geschichte des deutschen Menschen erblicken. Und wahrlich — erschütternder und wahrhaftiger als diese Tafeln können Worte es nicht ausdrücken was wir meinen, wenn wir vom „deutschen Wesen" sprechen. Diese Reihe ernstblickender, vertrauenswürdiger Männer und mütterlicher Frauen wirkt wie die Ahnenschaft unzählbarer liebgewonnener Gestalten aus Dichtung und Sage, die uns für immerdar das Ideal nationaler Eigenart verkörpern.

Mit klaren Worten skizziert Scheffler die Vorbedingungen, die allein zu so bedeutsamen Werken der Bildniskunst führen — ist es doch nur dem großen und tiefen Menschen verliehen, im Abbilde seines Modells nicht nur die Ähnlichkeit der momentanen Erscheinung, sondern ein Bild der Seele zu geben. Die wesentlichen Formen einer Gestalt zu erkennen und gesteigert wiederzugeben, die unwesentlichen aber fortzulassen, dürfte die Hauptaufgabe des Bildniskünstlers sein, deren übertriebene Befolgung zur Karikatur führt.

Die bekanntesten Meister der deutschen und niederländischen Kunst ziehen mit einer Auswahl ihrer schönsten Werke an uns vorbei. Großzügig und von erschütternder Ausdruckskraft die deutschen Männer aus Schwaben und Franken. Malerischer und repräsentativer die frühen Niederländer mit den komplizierteren geistig bedeutenden Physiognomien und schließlich die großen Holländer, die gottbegnadeten Malernaturen, die die bürgerliche Welt in all ihrer Realität sinnenfroh genossen, anbeteten und durch ihre hinreißende Kunst vergöttlichten.

H.

Dr. Walter Philipp Schulz, Die Welt des Islam. Bd. 1: Länder und Menschen, von Marokko bis Persien. Ein Bilderband mit 200 Photos. *München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt.* Kart. M. 2,80.

Die Bilder sind sehr gut und überraschen vor allem durch ihre Mannigfaltigkeit. Beachtenswert sind die vielen verschiedenartigen, fast durchweg glücklich ausgewählten und charakteristisch gefaßten Volkstypen. Die Einleitung ist bei aller Knappheit sachlich und instruktiv. Unter den vielen Bilderbüchern dieser Art, die in den Kriegsjahren erschienen sind, eines der besten.

Arthur Luther.

Wilhelm Schussen, Der verliebte Emerit. Roman. Verlegt von *Strecker & Schröder, Stuttgart* 1917. 209 S.

Wilhelm Schussen gehört zu der ganz kleinen Zahl *der* Humoristen, die durch genaue Anpassung ihres Stils an die geschilderten komischen oder auch tragikomischen Geschehnisse eigenartige Wirkungen zu erzielen verstehen. Und nur das

sind ja rechte Humoristen; wer lustige Dinge, witzige Geschichten im landläufigen Buchdeutsch erzählt, ist es, genau genommen, nicht. Der Schwabe Wilhelm Schussen und der Schweizer Jakob Schaffner sind nahe Geistesverwandte, obgleich sie sich wahrscheinlich gar nicht um einander kümmern, und der gemeinsame Stammvater beider heißt Jean Paul. Bei ihrer Darstellungsweise wird das Gesuchte, Übertriebene, ja Manierierte kaum je ganz zu vermeiden sein, und auch Schussen ist nicht frei davon. Es vermischt sich mit seinem querköpfigen Schwabentum, wie bei Schaffner sein harter Schweizerschädel mit hereinspielt. Das zeigt sich gleich im Titel, der schon insofern ungeschickt gewählt ist, als zunächst jedermann unfehlbar „Eremit" statt „Emerit" liest. — Das Pfahlbürgertum aus seinen Winkeln und Löchern zu scheuchen, ist von jeher Schussens besondere Lust gewesen, und diesmal hat er den Spießerexistenzen eine tüchtige Dosis künstlerischen Zigeunertums eingeflößt. Der Familienbaum des Musikdirektors Donatus Braig, der sich nach dem Dorfe Sankt Stefansbuch zu frühzeitigem Ruhestand zurückzieht, treibt die wunderlichsten Schößlinge. Doch eigentlich kein Wunder, da sich ja der Vater um den nachträglichen Beweis eifrig bemüht, daß die Kinder von ihm erblich belastet sind. Und zwar durch seine groteske Verliebtheit in die junge und schöne Frau seines Stiefbruders, des närrischen Dichters Florian, die einen Sohn des Donatus bevorzugt und heiratet, nachdem Florian selbst, aus seinem literarischen Liebäugeln mit dem Weltschmerz die praktischen Folgen ziehend, freiwillig aus dem Leben gegangen ist. Donatus ist von gesünderer Art, und er kehrt, gehörig genasführt und lächerlich gemacht, in die versöhnenden Arme seiner biederen Hausehre zurück. Die Erfindung der Fabel ist weniger Schussens Stärke als die Zeichnung der Charaktere, die durchweg von eigenem Wuchs sind. Daß er ihnen mitunter die Glieder ausrenkt und die Gesichtszüge verzerrt, ist wenigstens bis zu einem gewissen Grade das Vorrecht des Humoristen.

R. Krauß.

August Strindberg, Naturalistische Dramen. Verdeutscht von Emil Schering. Zweite Auflage. Geh. 5 M., in Leinen 7 M. — Historische Miniaturen. Aus dem Schwedischen übertragen von Emil Schering. Volksausgabe (auf dem Umschlag „Feldpostausgabe"). — *Carl Ludwig Schleich*, Erinnerungen an Strindberg nebst Nachrufen für Ehrlich und von Bergmann. — Sämtlich *München und Leipzig* bei *Georg Müller*. 1917.

Dem „Vater", der den Band der Naturalistischen Dramen eröffnet, hat Strindberg bis zur Gegenwart seinen Ruf, den besonderen Klang seines Namens in Deutschland zu danken, daneben dem verwandten Einakter „Fräulein Julie". Das Drama vom Jahre 1887 zeigt den naturwissenschaftlichen und sozialkritischen Zeitcharakter und mutet uns heute schon historisch an, was nicht hindert, daß die Durchschnittszuschauer es wegen seiner Kraßheiten noch immer als besonders „modern" einschätzen. Viel eher kann dieses Beiwort den jetzt häufig gespielten „Kameraden" (aus dem gleichen Jahre) zugestanden werden, weil hier Persönlichstes mit wesentlich psychologischen Mitteln vorgeführt wird. Geringere Bedeutung kommt den „Schlüsseln des Himmelreichs", dem Vorläufer der späteren Märchenspiele, und den „Hemsöern" zu, der künstlerisch schwachen Verwertung des prächtigen Romans „Die Inselbauern". Aus der Gesamtausgabe, die ihrer Vollendung immer näher rückt, sind die „Historischen Miniaturen" in billiger Ausgabe besonders gedruckt worden, eine dankenswerte Gabe, da dieser Band für weite Verbreitung durch seinen reichen und allgemein verständlichen Inhalt besonders geeignet ist. Die freundlichen Erinnerungen des Berliner Mediziners Schleich an seine Beziehungen zu Strindberg verdienen das Erscheinen in Buchform. Sie bieten ein freundlicheres Charakterbild des großen Schweden als die Skizzen Adolf Pauls und tragen viel zur Aufklärung dieser seltsamen Persönlichkeit bei.

G. W.

Shaftesbury und das deutsche Geistesleben von *Christian Friedrich Weiser*. Mit einem Titelbild. *Leipzig, Berlin, B. G. Teubner* 1916. XXVI, 564 Seiten. 10 M.

Von einer Wiedererweckung Shaftesburys darf seit einigen Jahren gesprochen werden. Sein Vaterland ist an ihr beteiligt, größer noch ist das Verdienst, das sich deutsche Wissenschaft um den englischen Denker erworben hat. Das 18. Jahrhundert nennt bis in die Anfänge der deutschen Romantik hinein den Namen Shaftesburys mit Verehrung. Allein gerade dieses Lob wurde ihm gefährlich. Vielen galt er bis vor kurzem für den Anwalt und Abgott der Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts, für einen Denker also, der durch Kants Kritizismus gänzlich überholt und entwertet wäre. Daß auch nach Kant von Shaftesbury starke Wirkung ausgehen konnte, daß deutsche Denker, die über Kant hinauszuschreiten suchten, auf Shaftesburys Bahnen zu wandeln hatten, wurde nur in jüngster Zeit erkannt.

Weiser setzt sich nicht so sehr zum Ziel, diese Nachwirkung Shaftesburys aufzudecken, als vielmehr durch eine erschöpfende Darstellung von Shaftesburys Denken darzutun, warum hier eine fast unausschöpfliche Quelle für Deutsche quillt. Dem Deutschamerikaner gingen angesichts der Lebensarbeit Shaftesburys wichtige und einschneidende Beobachtungen auf, die ihm den

inneren Gegensatz deutschen und englischen Lebensgefühls verdeutlichten. Er weist jetzt nach, warum Shaftesbury dem Deutschen näher steht als dem Engländer.

Das umfängliche Werk ist vor dem Beginn des Weltkrieges abgefaßt. Die Vorrede vom Mai 1916 brauchte angesichts einer ganz neuen Lage der Welt gleichwohl nur die Linien zu Ende zu ziehen, die in dem Buche selbst gezeichnet sind. Das gibt heute dem Buche eine Bedeutung, die einer bloßen geistesgeschichtlichen Untersuchung nicht zukäme. Weiser berührt sich nahe mit den Absichten, die Ernst Cassirers nur wenig jüngere Arbeit „Freiheit und Form" (Berlin 1917) verfolgt; Weiser und Cassirer verwerten zum Teil sogar den gleichen Stoff, sie ergänzen sich wechselseitig.

Weiser bricht mit dem alten Vorurteil, daß deutscher Formwille dem englischen verwandt sei. Shaftesbury zählt zu den wenigen Engländern, denen der deutsche Formwille aufging; noch mehr: er trug deutschen Formwillen in sich und suchte nach einer Verknüpfung deutscher und romanischer Art. Weiser spricht von dem Gegensatz der Unmittelbarkeit des Geistes und der Gestalt der Sinne, der Wahrhaftigkeit und der Form. Auf der einen Seite steht die deutsche Forderung der „heiligen Nacktheit", auf der andern die romanische Befürwortung des Reizes und der Wohltat schöner Form. Gegen die heilige Nacktheit, die reine Hingegebenheit an das Wesen, wendet sich der Vorwurf, sie habe sich als unheiliger, abstoßender und zerspaltener Eigensinn erwiesen, da sie dem Ausgleich und der Gestaltung widerstrebe und in ihrer Gewandlosigkeit die Völkersitte verletze. Gegen romanische Formfreude richtet sich der Einwand, daß die angestrebte schöne Form nur aus der Oberfläche des Lebens stamme und sich nicht in dessen Tiefe begründe. Shaftesbury erkannte das Grundbedürfnis der germanischen Natur, dem der zweite Einwand entstammt, und strebte nach einem Ausgleich der Gegensätze, der dem ersten Vorwurf sein Recht nähme. Da entdeckte er am Ende eines Lebens, das er in den Dienst dieser Aufgabe gestellt hatte, den Widerspruch zwischen der deutschen Art, die in ihm selbst lebendig war, und dem englischen Wesen. Als Ankläger englischen Wesens schloß er sein Wirken ab.

Der Boden, auf dem nach Shaftesburys Überzeugung der Ausgleich der Gegensätze zu erreichen wäre, ist das Griechentum. Weiser widmet einen guten Teil seiner Arbeit dem Nachweis, daß für Shaftesbury der entscheidende Zug des Griechentums durch Plotin festgelegt war. Plotins Überzeugung, im ästhetischen Verhalten sei das Gestaltende wichtiger und wertvoller als das Gestaltete, brachte dem englischen Denker sein eigenes Gefühl entgegen. Solche Auffassung entsprach dem deutschen Formwillen, der in Shaftesbury waltete. Sie ermöglichte einen Begriff der Form, der nicht schon vor der Oberfläche des Lebens halt machte. Sie führte zu dem Begriff der inneren Form, der das Denken Shaftesburys beherrscht und dem Ausgleich der Gegensätze einer reinen Hingegebenheit an das Wesen und eines bloßen Auskostens der schönen Gestaltung zur Voraussetzung werden kann.

Welche Bedenken einer engen Verknüpfung Shaftesburys und Plotins entgegenstehen, suchte ich an anderen Stellen zu erhärten. Die Forschung wird mehrfach die Linien, die von Weiser gezogen werden, etwas umzuzeichnen haben. Das Entscheidende seiner Darlegungen wird dadurch nicht oder kaum berührt werden.

Shaftesbury hatte den Ausgleich der Gegensätze gesucht in der Überzeugung, daß England ein Hort der Lebenswahrhaftigkeit sei. Am Ende seines Lebens ging ihm auf, daß der englische Staat nicht die Verwirklichung des Ideals darstelle, das ihm vorschwebte. Eine Freiheit, die man nur im eigenen Hause walten ließ, während man sich in brutaler, die Weltmaße verwirrender Gewalttätigkeit nach außen wandte, verlor für ihn ihren Sinn. „Der Niederbruch war um so völliger, indem der englische Patriotismus als eine Religion des Goldenen Kalbes sich erwies, während man zugleich in Zwiespältigkeit dem alten Gotte opferte." (S. 493.) Die schmerzliche Entdeckung und die Abkehr von England, die sich alsbald in Shaftesbury vollzog, sind für uns heute Beweis, daß er weit mehr deutsch als englisch fühlte. Wirklich ging seine Saat in England kaum und desto fruchtbarer in Deutschland auf.

Weiser entwickelt Zusammenhänge, die uns in diesem Augenblick einer Selbstbesinnung und einer erneuten und vertieften Prüfung unseres inneren Verhältnisses zu unseren Gegnern ungemein wichtig sind. Zugleich wird sein Buch uns zu einer wertvollen Stütze auf dem Wege, den der deutsche Geist fortan zu gehen haben wird, wenn er von Abwegen der jüngsten Zeit zurückkehren will zu der weltanschaulichen Haltung, die ihm eingeboren ist. *O. Walzel.*

Kleine Mitteilungen.

Der Sammler und die Nicht-Seinigen. Ein bescheidener Bücherfreund der alten Schule, der die behagliche Forschung liebte, die er als Sammeln und Studieren betrieb, hatte sich aus den Obliegenheiten der eigenen Büchereiverwaltung belustigende Unterhaltungen seiner Mußestunden gemacht. Band nach Band behutsam aufspürend oder ein unverhofftes, dem Zufall verdanktes Fundstück nach Hause tragend, begnügte er sich



nicht damit, den neuen Schatz mit aller nur denkbaren Sorgfalt zu untersuchen und endlich umständlich zu beschreiben. Er hatte einen Vorrat von alten Papieren und Buntpapieren sowie von anderen alten Einbandstücken, die er noch für eine spätere Verwendung als brauchbar erachtete, in großen reinlichen Mappen aufbewahrt und ehe die Ausstattung und der Einband einer Ausgabe, die er seiner Bücherei für würdig erachtete, fertig wurde, verging immer eine geraume Zeit. Freilich konnten sich auch die Bücher in seinen Schränken Stück für Stück sehen lassen. Das alles besorgte er ohne großen Aufwand, denn er war kein wohlhabender Mann, aber mit einem vielfachen Schreibwerk, welches ihm in dem kleinen Landstädtchen, in dem er sein Ruhegehalt mit selbstzufriedener Munterkeit verzehrte, das Ansehen eines Gelehrten gab, der mit einer großen Arbeit beschäftigt war. Es konnte nicht fehlen, daß die auf stattlichen Blättern gedruckten stolzen Voranzeigen ihn immer häufiger aufsuchten und so gern er, schon allein des Postboten wegen, diese Vermehrung seiner Briefschaften auch sah, ihre Verheißungen konnten ihn nicht verlocken, ja, selbst wenn er den Versprechungen unerhörter neuer Werke geglaubt haben würde, sein Geldbeutel hätte ihm schließlich doch verboten, auf sie zu hören. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese Anzeigen schließlich doch ein wenig seine Seelenzufriedenheit störten, wenn er beim Kramen in seinen Besitztümern und beim Ausdenken der mancherlei Möglichkeiten, die sich für ihre Vermehrung noch bieten würden, sich an die Erzählungen der Voranzeigen erinnerte, die von einem Bücherzauberland zu berichten wußten, das ihm versagt schien. Er beschloß daher, um den abirrenden Gedanken ihr beruhigendes Gleichgewicht wiederzugeben, fortan unter die Beschreibungen seiner Bücher Voranzeigen zu mischen, die ihm das Fertigwerden eines neuen Sammlerstückes verkündigten. Er tat es und bald konnte er die Anpreisungen der Liebhaberausgaben und Musterdrucke nur mit einem bedauernden Lächeln lesen, wenn er ihnen die Beschreibungen verglich, die von den kommenden Kostbarkeiten seiner bescheidenen Bücherei berichteten. Dergleichen erfundene Voranzeigen schrieb er in sein Sammlertagebuch und je größer ihre Zahl wurde, desto mehr erkannte er beim Blättern in diesem Bande, den er seinen bescheidenen alten Büchern gewidmet hatte, wie sehr er sie im Vergleich mit den angepriesenen neuen Büchern unterschätzt hatte. Indem er sich daran gewöhnte, die Versprechungen der Voranzeigen zu zählen, um derart sich genau zu vergegenwärtigen, welche Bereicherungen das neue Buch einem alten Werke bringen sollte, fand er heraus, daß die Hälfte und mehr noch aller dieser Neudrucke ihr Erscheinen damit begründen wollten, die alte Ausgabe, die sie wieder abdrucken wollten, sei unauffindbar geworden. Er konnte freilich die alte Ausgabe in der eignen Sammlung nicht allzu schwer finden und da er ein eigensinniger oder doch eigenwilliger Mann war, redete er sich gern ein, der beste Abdruck sei schließlich nicht so vortrefflich, wie derjenige Druck, dem jener folgte. Bedenklicher stimmten ihn schon die Versicherungen, einem bedeutenden Werke fehle noch immer das würdige Buchgewand. Er entschloß sich, bei den Buchhändlern einmal zu prüfen, ob diese Behauptung sich in den angezeigten Liebhaberausgaben verwirklicht habe. Doch hierbei erlebte er oder vielmehr der ihm eigentümliche Geschmack keine geringe Enttäuschung. Er glaubte sich zu dem Urteil berechtigt, daß fast immer das alte Buchgewand dem alten Werke noch besser paßte als das neu angemessene.

So kam er allmählich dazu, sich für die Voranzeigen drei Mappen anzulegen, in denen er als ein durchaus nicht beeilter Vorausbesteller hin und wieder gern sich umsah. Die erste Mappe hatte er mit einem großen Fragezeichen kenntlich gemacht. Sie enthielt alle jenen Ankündigungen eines Neudruckes, in denen mit vielen Worten nur gesagt war, ein Buch, das keinem der nebenbei recht angenehm belobten Kennersammler fehlen dürfe, sei im Werden. Er brauchte nicht oft aus dieser Mappe eine Voranzeige in die andere zu legen, in der er die Beschreibungen der ihm begehrenswert erscheinenden Bücher vereinte. Häufiger schon konnte er diese Auswahlmappe aus einer dritten bereichern. In ihr fanden sich jene Voranzeigen zusammen, die besagten, der Inhalt eines Werkes, sein Text, werde, verbessert und vermehrt, in verschönerter Form gedruckt, das neue Buch rechtfertigen. Und mit ihnen jene Voranzeigen, die versprachen, sowie später auch ihr Versprechen hielten, daß aus einem inneren Bedürfnis, nicht eines Auftrages, einer geschäftlichen Nötigung wegen, der Schöpfer eines Buchkunstwerkes an die Arbeit gehen werde, um mit Bildern, die er in einer edlen Griffelkunst ausführte, das neue Buch kostbar zu schmücken. Oder aber, um mit allen Mitteln, über die die Kunst im Buchdruck verfügte, den Versuch zu wagen, ein Meisterwerk zu einem höchst kongenialen typographischen Ausdruck zu bringen, es in vollkommener Weise in einer Buchgestalt zu verkörpern. (Auch das achtete dieser Sammler sehr hoch, obschon er sonst von der Buchkunst nur der Buchkunst wegen nichts hielt und die leere Ausstattung, wie er sich ausdrückte, sogar verachtete.)

Da dieser Sammler weniger Geld als Muße hatte, konnte er die von ihm angelegte Auslesemappe alle Vierteljahre gründlich durchsehen. Eine Bemühung, die ihm, wie er behauptete, noch niemals mehr als eine Stunde gekostet hatte und die sehr oft ganz überflüssig war, weil die Mappe

leer war. Er war zudem eine Anstrengung, die Geist und Gemüt außerordentlich beruhigte, weil sie ihn lehrte, für die Ausblicke auf die verlockendsten Buchparadiese den besten Standpunkt zu wählen. Als ein genauer Mann hatte er sich berechnet, daß er vielleicht auch noch ein Jahr erleben könnte, in der in der ganzen Welt zwölf solcher Liebhaberausgaben erscheinen würden, die ebenso lange wie die alten guten und schönen Bücher, die in seinen Schränken standen, wertvoll bleiben müßten. Der Sammler war freilich kein Lobredner der guten alten Zeit auf Kosten der neuen und er schloß deshalb aus dem ihm merkwürdigen Umstande nicht, daß in der Vergangenheit die besseren Bücher zahlreicher gewesen wären. Er wußte aus den Annalen der Literaturgeschichte, daß jahraus, jahrein etwa ein halbes Dutzend bis ein Dutzend Bücher erschienen, die sie noch hundert Jahre hindurch erwähnte, daß aber von den in ihr bleibenden Büchern durchschnittlich kaum drei in einem Jahre herauskamen, von den klassischen Schriften, den Meisterwerken aber kaum eins in einem Viertel- bis Halbjahrhundert. Er sagte sich also, daß bei der Begrenzung seiner Sammlung die Schwierigkeit darin bestände, zu erfahren, welche Bücher seiner Gegenwart diejenigen seien, die für die Zukunft bleiben würden. Und da er wohl wußte, daß nicht alle Bücher an alle ihre Leser kommen, da er festgestellt hatte, daß auch unter den Büchern für die Bücherfreunde nicht die Auslese der Bücher seiner Zeit zu finden sei, begnügte er sich mit den alten erprobten Freunden und wurde beglückt, wenn er einen neuen Freund erprobt zu haben glaubte. Überzeugt, daß es lohnender sei, auf neue Freunde zu warten als sie mit der Laterne auf dem großen Büchermarkt suchen zu gehen und deshalb die alten Freunde zu vernachlässigen, schrieb er auf sein Bücherverzeichnis die Goetheschen Worte: Beschränktheit sucht sich der Genießende. Und fand in den Beschäftigungen mit seinen Büchern die frühere Ruhe wieder, die ihm die Voranzeigen eine Zeitlang geraubt hatten, weil sie behaupteten und weiter behaupten, daß sie allein die Wegweiser zum gelobten Bücherlande seien. G. A. E. B.

Über die Büchersammlungen Stendhals gibt der XII. Abschnitt des aufschlußreichen Werkes von Adolphe Paupe, La vie littéraire de Stendhal (Paris:. 1914) eine kurze Zusammenstellung. Ein Bibliophile, noch dazu ein Bibliophile im französischen Geschmack seiner Zeit, ist der Dichter nicht gewesen. Schon seine äußeren Lebensumstände hätten ihm das Sammeln verboten. Dafür war er ein Bücherleser von ganz besonderem Eifer, der, mit seiner nicht gerade schönen Handschrift, die Seiten der von ihm durchgenommenen Werke bedeckte und deshalb durch Talent wie Temperament einer der ausgezeichnetsten Randschriftsteller wurde, deren hinterlassene annotierte Exemplare die Bücherliebhaber nicht allein ihrer Herkunft, sondern auch des Inhaltes solcher handschriftlichen Bereicherungen wegen sehr hochschätzen. Dazu ein Bücherstöberer, der die Gelegenheiten, beim Kramen in alten Büchern Wertvolles zu entdecken, gern benutzte, allerdings nicht, um, den Brunet zum Leitfaden nehmend, Cimelien und Raritäten, vielmehr um alte lesenswerte oder nützliche Werke sich zu gewinnen.

In allen Lagen seines bewegten Lebens las Stendhal, als napoleonischer Offizier, als Verwaltungsbeamter, als Tourist und als Konsul. Man braucht freilich die stolze Anmerkung, die er über seine Reisebibliothek gemacht hat (L'homme qui écrit ces lignes a parcouru toute l'Europe de Naples à Moscou, avec cent auteurs *originaux* dans sa calèche) nicht allzu wörtlich zu nehmen. Der Kavallerieoffizier, der sich aus einem brennenden Hause in Moskau einen Abzug der „Facéties" Voltaires heraustrug, besaß gewiß keine große Reisebibliothek. Gerade deshalb empfand er doppelt inmitten von Kampfschrecken und Verwüstung das Bedürfnis nach Ablenkung von den Kriegsgreueln, vor allem jedoch nach Anregung seiner Phantasie, die in der rohen Wirklichkeit verkümmern wollte. „J'ai besoin d'imagination", so begründete dieser Soldat, dem wir die vielleicht ächteste Schilderung einer napoleonischen Schlacht verdanken, 1809 eine Bestellung auf Chateaubriands Martyrs. —

In Civita Vecchia, wo ihn sein Beruf weder beschäftigte noch erfreute, unterhielt er sich mit seinen Büchern, indem er den von ihnen angeregten Fragen die allerpersönlichsten Antworten auf ihren Blättern niederschrieb. Von den Ausflügen nach Rom brachte er sich stets Bücher mit, gekaufte und geliehene (wie er denn bekanntlich als ein Bewunderer der altitalienischen Erzählungskunst sich eine große Sammlung von Novellen in Abschriften anlegte). Dazu kamen die regelmäßigen Sendungen der in Paris bestellten französischen und englischen Neuheiten. Auch ein äußerst intensiver Leser muß Stendhal gewesen oder in Civita Vecchia geworden sein. Die Memoiren Saint Simons las er dort von neun bis drei in drei Nächten durch.

Die Bilder und Bücher, die Stendhal in Civita Vecchia hinterließ, wurden zugunsten seiner Schwester Pauline von Donato Bucci verkauft und damit in Italien zerstreut. Dagegen blieb der kleine Büchernachlaß Stendhals in Paris fast unversehrt erhalten. Aus ihm verteilte nach dessen letztwilligen Verfügungen Romain Colomb eine Anzahl Bände, den Rest verwahrte er, und vermachte ihn Auguste Cordier, der seinerseits seine Stendhalsammlung Casimir Stryienski hinterließ mit der Auflage, sie wiederum an einen Beyle-



Enthusiasten und -Forscher gelangen zu lassen. Von Stryienski kam der Bibliothekrest so an A. Paupe, der in seinem angeführten Werke (S. 81—89) die noch vorhandenen 19 (18) Nummern genau beschreibt. Es sind in der Hauptsache Bücher über Italien. Aber auch Gottscheds Grammaire allemande (Straßburg: 1763) findet sich unter ihnen als Zeugnis für die von dem achtundvierzigjährigen Stendhal ohne rechten Erfolg versuchte Auffrischung seiner deutschen Sprachkenntnisse.

Besser als die doch immerhin nur spärlichen Trümmer der Büchersammlung Stendhals, soweit wir sie bisher kennen, unterrichten einige (ebenfalls von Paupe S. 94—100 seines Werkes abgedruckte) Pariser Buchhändlerrechnungen über den Bücherkäufer Stendhal. Diese Rechnungen stammen aus den angeregten Mailänder Jahren (1818, 1819) und verzeichnen neben aktuellen literarischen und politischen Broschüren Klassiker-Neuausgaben und die Edinburgh Review. Sie beweisen, obschon nur ein unvollständiger und zufälliger Ausschnitt der Liste der von Stendhal erworbenen Bücher, daß er auch der Vermehrung seiner Büchersammlung eine regelmäßige Sorgfalt zuwendete, weil er in ihr eine Insel inmitten der geistigen Strömungen erkannt haben mochte, die auszubauen sich lohnte. Darin dürfen wir Stendhal mit Arthur Schopenhauer vergleichen, der dem Philosophen auch als Randschriftsteller ähnlich gewesen ist und dadurch, daß mit der Auflösung ihrer Büchersammlungen derjenige Teil ihres schriftlichen Nachlasses, den sie in ihren Büchern niedergelegt hatten, teilweise verloren ging. —

Die Beylisten treiben keinen kleinen Kultus mit den Originalausgaben der Schriften Stendhals. Nicht ohne eine gewisse bibliographische Berechtigung, denn die Buchschicksale vieler seiner Werke machten diese Ausgaben selten. Und die Bände aus seinem Besitz, die hin und wieder auftauchen, sind begehrenswert, um so begehrenswerter, als sie lange unbeachtet waren und unerkannt verloren gingen. Ist es doch noch nicht allzulange her, daß den Bemühungen, ein Stendhal-Denkmal zu errichten, in einflußreichen französischen Kreisen widersprochen wurde mit der Begründung, es sei unpassend, einem Deutschen in Paris ein Denkmal zu errichten. Und die reichen französischen Sammler, die Tausende von Franken für einen hohlen Buchprunk übrig hatten, können wohl nicht klagen, daß die von der Buchhandlung A. Blaizot (Collection Stryienski Nr. 4155) geforderten 1200 Franken für die beiden von Stendhal handschriftlich kommentierten Bände der Oeuvres Vauvenargues' [(Paris, Dentu]: 1806. 8°) einen unbescheidenen Preis darstellen. Wurden doch in der Vente E. C. A. Legrand (Paris, Februar 1912) für die Originalauflage der „Chartreuse de Parme" (Paris, 1839, II. 8° mit den Umschlägen unbeschnitten) 1355 Franken und für die von „Le Rouge et le Noir (Paris, 1831, II. 8° mit den Umschlägen unbeschnitten) 1360 Franken bezahlt. Dagegen sind die Preise der Vente P. A. Chéramy (Paris 1913), in der für einen gleich gut erhaltenen Abzug der „Chartreuse de Parme" 1035 Franken gegeben wurden, teilweise außerordentlich niedrig zu nennen. Hier brachte Stendhals Handexemplar des „Esprit des Lois" von Montesquieu mit 22 Seiten Anmerkungen nur 240 Franken (Nr. 622), die Originalauflage der „Vies de Heydn, de Mozart et de Métastase" (Paris: 1817, 8°) mit einer Widmung Stendhals nur 100 Franken (Nr. 326). G. A. E. B.

Seitenzählung und andere Buchfragen. Die alten schönen Zeiten, in denen der Buchmann es nur mit Folianten, Quartanten und Scharteken zu tun hatte, sind nicht mehr. Wer heute über das Bücherformat handeln will, muß die Druckgewohnheiten sehr genau kennen. Und wie der Maßstab für die nach der Bogenfaltung gewonnene Büchergröße ganz unregelmäßig geworden ist, so ist auch das Maß eines Buchumfanges jetzt nicht leicht zu nehmen. Der kuriöse Literator des 18. Jahrhunderts konnte noch die Alphabete der Bogenfolgen zählen, der exakte Biliograph des 20. hat es mit den Erzeugnissen seines Maschinendruckzeitalters nicht mehr so leicht. Er muß sich in beiden Fällen bei schon gebundenen Büchern sogar recht häufig mit annähernden Bestimmungen zufrieden geben. Mancherlei Mißverständnisse entstehen bei falschen oder fehlenden Signaturen, bei der Verschiedenartigkeit, mit der besonders die sogenannte Titelei und die Füllung leerer letzter Seiten in der Seitenzählung behandelt wird. Der eine zählt auch die leeren Seiten, der andere nicht und in verschiedenen Nachschlagewerken weichen die Angaben über genau das gleiche Buch ab. Oder der Buchbinder des Verlegers entfernt ein leeres Blatt, das der Buchdrucker des Verlegers mitgezählt hat. Oder eine falsche Seitenzählung wird beibehalten, obschon vor dem Ausdrucken noch sie berührende Änderungen vorgenommen wurden. Kurz, hier gibt es eine Menge an und für sich ja nicht welterschütternder Kleinigkeiten, die aber in einzelnen Fällen doch ihre Wichtigkeit haben können. Und wenn ein Buch aus einem praktischen Bedürfnis überhaupt eine Seitenzählung hat, ist es eigentlich nicht einzusehen, weshalb diese nicht ebenso gewissenhaft ausgeführt werden soll wie etwa die Straßennumerierung. Andererseits gefallen sich unsere Liebhaberausgaben neuerdings in einer Druckvermerkschwelgerei, die mit großem Behagen haupt- und nebensächliches durcheinanderwirft. Daß dieses Exemplar die und die Nummer



trägt, ist in den allermeisten Fällen eine buchgewerblich unrichtige und auch sonst ganz unsinnige Angabe. Denn die einzelnen Bogen werden nicht so zum Buch zusammengestellt, wie sie nacheinander aus der Maschine kamen, so daß Buch 1 wirklich auch Abzug 1 im Wortsinne ist, aus allen zuerst gedruckten Reindruckbogen besteht. Die Bezeichnung der Auflagenhöhe ist dazu fast immer ungenau und der Druckvermerk bringt nicht etwa Ordnung in den Wirrwarr, sondern stellt meist nur einige etwas irrtümliche Behauptungen zu den selbstverständlichen wie dieser, daß das Buch auf Papier gedruckt wurde, auf. Ein bezeichneter und gezählter Abzug ist damit doch nur dann zweckmäßig, wenn irgendeine Nummernkontrolle vorgenommen werden soll, in Hinsicht auf eine bestimmte Unterscheidung einzelner Abzüge, auf ihre Verteilung usw. Die Druckvermerke enthalten allerdings in ihren hübschen Wendungen außer dem Überflüssigen auch manches wichtige zur Buchgeschichte. Man sollte sie als gute Gewohnheit nicht aufgeben, aber man sollte sie verbessern, sie zu einer kurzen vollständigen Buchgeschichte machen, die den Bibliographen ärgerliche Mißverständnisse und kostbare Zeit spart, die allen, die mit Büchern zu tun haben, aus vielen Gründen willkommen sein wird. Der gegebene Platz für den Druckvermerk, der nach festen Regeln gemacht werden müßte, wäre die jetzt meist leere Widerdruckseite des Titelblattes. Hier ließen sich in wenigen Zeilen alle erwünschten Angaben über Druckausführung (Kollation und Format), Druckzeit, Auflagenhöhe usw. geben. Bei neuen Auflagen würde die Wiederholung der Druckvermerke der älteren Auflagen unter Umständen ebenfalls sehr erwünscht sein. Den Buchherstellern und Buchverlegern kann die kleine nützliche Arbeit keine großen Schwierigkeiten machen, obschon sie vielleicht aus geschäftlichen Gründen hin und wieder diese oder jene Angabe zur Buchgeschichte unterlassen werden. Und auch vom Verfasser eines Werkes wird die so gebotene Gelegenheit, ihm für die Buchgeschichte zweckdienlich erscheinende kurze Mitteilungen zu machen, gern benützt werden. Man sollte einmal diese Druckvermerkfrage, an deren allseitig befriedigenden Lösung auch die Buchbenutzer großes Interesse haben, zur Erörterung stellen. Die Gebrauchsform unserer Bücher läßt noch viele Verbesserungen zu. Viele kleine Verbesserungen können einen großen Vorzug ausmachen. Wer die Druckgeschichte kennt, weiß, daß die uns gewöhnlichen Selbstverständlichkeiten der jetzt gewohnten Buchgestaltung Ergebnisse langer Entwicklungsreihen sind, die noch keineswegs überall zu ihren ursprünglichen Zielen geführt haben. Weshalb sollte es nicht erstrebenswert sein, nicht nur ästhetische, sondern auch technische Grundregeln für die beste Gebrauchsform der Bücher zu suchen, sich mit den Idealbüchern für diesen oder jenen Zweck zu beschäftigen, die die Aufgaben einer bestimmten Buchart am besten erfüllen? Als Arbeitsmittel des menschlichen Geistes ist das Buch ein Gegenstand, dessen Einzelheiten nicht gleichgültig sind, als Verkörperung eines Geisteswerkes muß die Buchform ihren Inhalt zum vollkommensten Ausdruck bringen. Vom Abdruck zur bloßen Schriftvervielfältigung bis zum fertigen Buch ist ein weiter Weg zurückzulegen, den vielhundertjährige Bemühungen gangbar gemacht haben. Deren Erfolge und Irrtümer lassen sich am kürzesten in jenen Druckvermerken übersehen, in denen die Buchverfertiger die Buchbenutzer über ihre mit der Drucklegung erstrebten Absichten, die Buchform auszugestalten, unterrichten. So ist der Druckvermerk auch eine geschichtliche Urkunde und verdient die einer solchen gebührende Sorgfalt.

G. A. E. B.

Bibliophile Publikation. Anfang 1918 wird, auf Veranlassung und zu Gunsten der Kriegshilfe des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller" (O.-Gr. München) eine bibliophile Publikation erscheinen. Es handelt sich um eine unveröffentlichte Novelle von *Thomas Mann*: „Herr und Hund". Sie wird geschmückt sein mit Zinkzeichnungen von *Emil Preetorius*. 100 Exemplare (einfache Ausgabe) werden auf Bütten gedruckt, vom Dichter handschriftlich signiert, numeriert und in buntfarbigen Umschlag kartoniert; 20 Exemplare (Luxusausgabe) außerdem vom Künstler handkoloriert und signiert und mit den Namen der Empfänger im Druck versehen. Sämtliche Platten werden nach der Herstellung des Druckes zerstört. Der gesamte Reingewinn fließt in die Unterstützungskasse des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (O.-Gruppe München); die Preise sind deshalb entsprechend hoch angesetzt: 100 Mark für die einfache Ausgabe, 250 Mark für die Luxusausgabe. Vertrieb durch den Buchhandel ist ebenso ausgeschlossen wie irgendeine Rabattierung. Die alleinige Annahmestelle der Subskription hat *Horst Stobbe, München, Ludwigstraße 17 a.*

Kataloge.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 649. Architektur. 320 Nrn.

Martin Breslauer in *Berlin W 8.* Nr. 30. Musterdrucke — Verschiedenes — Berlin und die Mark — Adolph v. Menzel. 727 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten. Jahrg. III. Nr. 5. Vermischtes. Nr. 2307-3268.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 111. Vermischtes. 1122 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig.* Nr. 16. Moderne Originalgraphik. 901 Nrn.



Im April 1918 wird erscheinen:

Bibl. Thimme-Erfurt

Teil II:

Deutsche Literatur 3·3

Erstausgaben m. besonderer Berücksichtigung der modernen Literatur

Illustrierte Bücher

Max Klinger * Adolf Menzel
L. Richter * D. Chodowiecki

Almanache

Kataloge bitte zu verlangen!

Friedrich Meyers Buchhandlung
Leipzig, Teubnerstraße 16

Verkaufe: Walter Scott
Leben von Napoleon Buonaparte
Stuttgart, bei Gebrüder Franckh, 1827/28
ill. 8 Bde. (1. deutsche Übertragung)
Offerten unter „W. 91“ an die Expedition der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ erbeten.

Ludwig Ganghofers
ges. Schriften zu kaufen gesucht.
Th. Mörike, Wilhelmsdorf
Württemberg

Demnächst erscheint:

Bücher des XV.–XX. Jahrh.
Manuskripte, Miniaturen
Einbände

Der Katalog wird gratis und franko versandt.
Ich bitte, schon jetzt zu verlangen.

Paul Gottschalk, Antiquar
Berlin W 8, Unter den Linden 28
Ankauf und Verkauf von seltenen Büchern und Manuskripten.

Buch- und Kunstauktion v. Franz Malota, Wien IV

Wiedner Hauptstraße 22

Bibliothek Baron Kielmansegg

Alte Kupferwerke, Austriaca,
Viennensia, Kostümwerke,
literarische Seltenheiten usw.

Ölgemälde, Aquarelle, Handzeichnungen

alter und neuerer Meister

Großes Autographen-Album

aus dem Besitze der berühmten deutschen Sängerin

Henriette Sontag
(Gräfin Rossi)
(1806—1854)

enthält: Original-Autographen von Goethe, Beethoven, Mozart, Weber Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Schubert, Marschner, Chateaubriand, Al. v. Humboldt, Fanny Elssler, Friedrich Wilhelm III. von Preußen usw. usw.

VERSTEIGERUNG: 28. Jänner 1918
und die folgenden Tage
Katalog u. Auskünfte durch d. Kunstantiquariat
Franz Malota, Wien IV, Wiedner Hauptstr. 22

Neue graphische Arbeiten

in handschriftlich bezeichneten Künstlerdrucken

Prof. Fritz Burger, Alfr. Helberger
Paul Herrmann, Prof. Carl Langhammer, Wilh. Kuhnert (Tiermaler)
Ralph Sanin, Elsbeth Siemers,
Friedr. Stichling

Kunstverlag und Antiquariat
Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau
Handjerystraße 72

Luxusdrucke
Erstausgaben und Privatdrucke
Bücher moderner Literatur
Pan 1—5 auch einzeln
kauft stets
W. Schnock, Königsberg i. Pr., Münzstr. 19

Karl Ebert

München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten.

Breitkopf-Fraktur

geschnitten nach dem Original von J. G. J. Breitkopf, mit halbfetter Auszeichnung

Der Name ‚Fraktur' deckt nach unserem heutigen Sprachgebrauch zweierlei Begriffe. Seinen Ursprung dankt er wohl seiner weitreichendsten Bedeutung, mit der er sämtliche Gruppen unserer deutschen Bruchschrift im Gegensatz zu der Antiqua umfaßt, angefangen von der gotischen Textur des Mittelalters über die Renaissanceform der Schwabacher hinaus bis zu den Zopfschriften des achtzehnten und der Verfallform des neunzehnten Jahrhunderts, die auch heute noch zu ihrem nicht geringsten Teil im Gebrauch sind.

In engerer und neuerer Bedeutung versteht man unter Fraktur eben die beiden letztgenannten Schriftgruppen und darunter ganz besonders deren klassischsten Ausdruck, wie er etwa in der Type J. G. J. Breitkopfs und seiner Zeitgenossen zu finden ist.

Wir haben die Originalschrift, eine der schönsten Schriftschnitte des 18. Jahrhunderts, durch eine **halbfette Garnitur** ergänzt, um ihre Verwendbarkeit auf eine breitere Grundlage zu stellen, ferner den Nonpareille-Grad hinzugenommen, der bei einer Werkschrift sich schwer entbehren läßt.

Schriftgießerei D. Stempel A-G

Messinglinien- und Holztypenfabrik, Galvanopl. Anstalt
Frankfurt a. M., Wien, Budapest

Der gleiche Schnitt unserer Breitkopf-Fraktur wird auch auf den Mergenthaler-Setzmaschinen geführt



E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG

GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTENANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT

FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Edmund Meyer
Buchhändler und Antiquar
Berlin W.
Tel.: Amt Lützow, 5850 Potsdamer Str. 27 B

Soeben erscheint:
Katalog 39:
Kunst und Kunstgeschichte
Katalog 45:
Luxusdrucke — Leder- und Luxuseinbände — Moderne Extraausgaben usw.
Katalog: 46
Varia (Illustrierte Bücher)
Bitte unberechnet zu verlangen!

„PAN“

Jahrgang 1—5
Kunstzeitschrift komplett
und einzeln kauft stets
Bon's Buchhandlung, Königsberg i. Pr.
Münzstraße 19

Ich wünsche zu kaufen
Bücher, Kupferstiche und Autographen betreffend Schweden. Ausgaben v. **Birgitta, Olaus Magnus, Linné.** Schwedische Bücherbände usw.
Offerten an **Birger Lundell**
Bücher-Expert
Bellmansgatan 25
Stockholm (Schweden)

KUNST — Kunst für Alle — Pan Dekorative Kunst — Jugend — Simplicissimus — The Studio — Zeitschrift f. Bücherfreunde — Zeitschrift für bildende Kunst — Kunst u. Künstler Innendekoration — Kunst und Dekoration Kunst und Handwerk, komplett u. einzeln
kauft stets
Bon's Buchhandlung, Königsberg i. Pr.

Klassischer Bilderschatz
Band 1—12
komplett und einzeln **kauft stets**
Bons Buchhandlung, Königsberg i. Pr.



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | Februar-März 1918 | Heft 11—12

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Unsere diesjährige sechste ordentliche Generalversammlung wurde am 27. November d. J. im Wissenschaftlichen Klub in Wien abgehalten. Vom Vorstande waren anwesend: *Hans Feigl*, Dr. *Hans* Freiherr *v. Jaden*, Dr *Ottokar Mascha*, Dr. *Michael M. Rabenlechner*, Dr. *Alexander R. v. Weilen*, Dr. *Rudolf Wolkan*. Aus dem vom II. Vorsitzenden *Feigl* erstatteten Jahresberichte (über das Jahr 1916) ging hervor, daß die Zeitwirren glücklicherweise der Gesellschaft nichts anzuhaben vermochten, und daß die Mitgliederzahl nicht allein nicht zurückgegangen, sondern in stetigem, wenn auch langsamen Wachsen sei, trotzdem auch diesmal wieder der Tod eine Reihe von Mitgliedern der Gesellschaft entrissen habe, darunter auch den Sekretär der „Gesellschaft der Bibliophilen" (Weimar) Prof. Dr. Carl Schüddekopf, der auch unserer Gesellschaft seit Gründung als Vorstandsmitglied angehört hat. Den warmen Gedenkworten auf diese Toten schloß der Vorsitzende namens des Vorstandes den Dank an Dr. v. Payer an, durch dessen hingebungsvollen Eifer die Gesellschaft in der angenehmen Lage war, die allseits beifällig aufgenommene, mit vieler Anerkennung ausgezeichnete letzte Jahresgabe „Der historische Faust im Bilde" den Mitgliedern zu überreichen. Bei dieser Gelegenheit wolle er es abermals nicht versäumen, der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien und deren Direktor Hofrat Dr. Eder den wärmsten Dank für die selbstlose Bereitwilligkeit auszusprechen, mit der sich die genannte Anstalt und deren Leiter in den Dienst unserer Gesellschaft gestellt haben. Den Leistungen der Kriegsinvaliden, die in der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt den Druck des „Historischen Faust" besorgten, sei gleichfalls uneingeschränktes Lob zuteil geworden. Die Ziffern des Kassenberichtes, der einen günstigen Stand der Finanzen aufweist, werden die Mitglieder im sechsten Jahrgange des „Jahrbuches deutscher Bibliophilen" (Deutscher Bibliophilen-Kalender) verzeichnet finden. Namens der am Erscheinen verhinderten Rechnungsprüfer, die ihren Bericht schriftlich niederlegten, beantragte sodann Dr. Ottokar Mascha, dem mit der Führung der Geschäfte betrauten II. Vorsitzenden Entlastung zu erteilen. Der Antrag fand einstimmige Annahme. Zum vierten satzungsmäßig vorgeschriebenen Punkte der Tagesordnung: Festsetzung des Jahresbeitrages für das Jahr 1918 lag ein Antrag des Vorstandes auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages vor. Nach einer lebhaften Debatte, die die Herren Albert Günther, Landesgerichtsrat Dr. Ehrenreich, Universitätsprofessor Dr. v. Weilen, Universitätsprofessor Dr. Wolkan, Dr. Steif und Gustav Friedmann bestritten, stellte Landesgerichtsrat Dr. Ehrenreich den Antrag, den Jahresbeitrag für 1918 mit *zwanzig Kronen* festzusetzen. Die Abstimmung ergab die einstimmige Annahme des Antrages. Nach der hierauf vorgenommenen Wahl der Herren *Hans Kainz* und *Robert Mohr* zu Rechnungsprüfern und nachdem der Vorsitzende noch zur Kenntnis gebracht hatte, daß an Stelle Prof. Dr. Schüddekopfs Universitätsprofessor Dr. Rudolf Wolkan in den Vorstand kooptiert worden sei, schloß Feigl, da keine weiteren Anträge vorlagen, mit Dankesworten an die Erschienenen die sechste ordentliche Jahresversammlung der Gesellschaft. Als Hauptjahresgabe für 1917 wird Anfang 1918 zur Versendung gelangen: *Österreichische Kommunisten und Wiedertäufer in Nordamerika* von *Rudolf Wolkan.* Als zweite Jahresgabe wird den Mitgliedern, gleichfalls im ersten Drittel 1918, der sechste Jahrgang des „*Jahrbuchs Deutscher Bibliophilen*" zugehen. Wir bringen in Erinnerung, daß der Bezug von Leder- oder Luxusexemplaren die Aufzahlung der Differenz zwischeu dem Ladenpreis des einfach gebundenen Exemplars und der gewünschten Ausgabe erfordert. Die Bestellungen von Leder- oder Luxusausgaben sind rechtzeitig an den Unterzeichneten zu richten. Wie im Vorjahre bereits angekündigt, wird der Almanach im Anhang das Verzeichnis unserer Mitglieder sowie den gesamten Jahres- und Kassenbericht bringen. Als weitere Publikation für eines der nächsten Jahre ist eine *Sammlung alter Wiener Volkslieder*, und zwar von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts oder bis 1848 in Aussicht genommen, die von Prof. Dr. R. Wolkan besorgt werden wird. Prof. Wolkan hat eine Sammlung von mehr als 10000 Wiener Volksliedern beisammen. Die (für 1917) *rückständigen Jahresbeiträge* werden bei



Ausgabe der Publikationen mittels *Nachnahme* eingehoben werden. Für das kommende Jahr (1918) sind gemäß dem früher mitgeteilten Beschlusse der ordentlichen Generalversammlung *zwanzig Kronen* zu entrichten. Wir bitten unsere Mitglieder, dies gütigst zu beachten, damit der Geschäftsführung nicht unnötige Arbeit und Schreibereien erwachsen. Dabei möchten wir abermals darauf aufmerksam machen, daß die Einzahlung des Jahresbeitrages (jetzt zwanzig Kronen) für in Österreich-Ungarn wohnhafte Mitglieder am einfachsten mittels Erlagsscheines geschieht. Doch auch außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnhafte Miedglieder können ihre Zahlungen mittels Postanweisungen *direkt an das k. k. Postsparkassenamt Wien, Konto 132.735 der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft* eisten. Nur in solchen Fällen, bei denen ein anderer Weg nicht gangbar ist, wolle man Geldsendungen ln die persönliche Adresse des stellvertretenden Vorsitzenden *Hans Feigl, Schriftsteller, Wien IV., Johann Straußgasse 38*, richten. Im allgemeinen bitten wir von direkten Sendungen an die Adresse des Unterzeichneten abzusehen, da dadurch nur die Geschäftsführung erschwert wird. Schließlich bringen wir den Mitgliedern zur Kenntnis, daß der Vorstand unmittelbar nach Ausgabe der vorjährigen Publikation *„Der historische Faust im Bilde“* den Beschluß gefaßt hat, den *Nachbezugspreis* für diese Publikation (zusammen mit dem fünften Jahrgange des „Jahrbuchs deutscher Bibliophilen“) *mit sechzig Kronen* für neu beitretende Mitglieder festzusetzen.

Der Vorstand
der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft
I. A.: **Hans Feigl**
II. Vorsitzender.

Wien, im Dezember 1917.

Amsterdamer Brief.

Dieser Brief sei verschiedenen interessanten und gut ausgestatteten Ausgaben auf Kunstgebiet gewidmet, die im abgelaufenen Jahre in Holland veröffentlicht sind. An erster Stelle sei hier das große Werk über den Altmeister der holländischen Baukunst, *P. J. H. Cuypers* besprochen, das anläßlich des neunzigsten Geburtstages des Meisters, als Huldigung für den greisen Jubilar, von seinen Freunden und Verehrern herausgegeben ist.

(Het werk van Dr. P. J. H. Cuypers. Een portefeuille met 75 platen. Amsterdam, van Holkema en Warendorf. Folio. Preis 40 fl.). Man mag sich heute ablehnend gegenüber dieser historischen Richtung der Baukunst stellen, die allein in der nationalen Gotik und im Mittelalter ihr Heil suchte, anerkennen muß man doch die Genialität, mit der diese alten Formen in selbständiger Weise der Gegenwart wieder dienstbar gemacht wurden, ohne daß man dabei in sklavische Nachahmung alter Vorbilder verfallen wäre; nur das konstruktive Prinzip übernahm man, und auf die konsequente Durchführung desselben legte man den Nachdruck. Denn was Cuypers geschaffen hat, ist nie unwahre Scheinarchitektur, es wird nichts vorgelogen, es fehlt jeder falsche Prunk, alles ist zweckmäßig und logisch. Und das in einer Zeit, in der die Baukunst auf dem niedrigsten Niveau angelangt war, auf dem sie wohl überhaupt jemals gestanden. Die frühesten Kirchenbauten von Cuypers stammen aus der Mitte der fünfziger Jahre. Cuypers hat den Holländern erst wieder den Begriff von der Architektur als einer Kunst gegeben. Ein glückliches Zusammentreffen war es, daß damals auch in der Regierung an maßgebender Stelle eine Persönlichkeit saß, Victor de Stuers, der die Bedeutung von Cuypers erkannte und dem es wohl in erster Linie zu verdanken ist, daß Cuypers die beiden größten Monumentalbauten zu entwerfen hatte, die der Staat im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts zu vergeben hatte, das Landesmuseum (1876—1885) und den Hauptbahnhof (1887—1889) in der Hauptstadt des Landes, zwei Bauwerke, die schon durch ihren Umfang auf Jahrhunderte die Silhouette der Stadt Amsterdam bestimmen werden. Es darf bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß von diesen Gebäuden das Museum in vieler Hinsicht, besonders aber wegen der Lichtverhältnisse nicht mehr den Anforderungen entspricht, die heutzutage an ein solches Gebäude gestellt werden. Neben diesen seinen berühmtesten Bauten rühren von Cuypers in Amsterdam noch zahlreiche andere imposante öffentliche Gebäude her; die meisten der katholischen Kirchen, die in den letzten fünfzig Jahren hier wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, sind sein Werk, und obwohl sie samt und sonders in gotischem Geiste konzipiert sind, so tragen sie doch zugleich ein sehr persönliches Gepräge. Da in einer großen Stadt wie Amsterdam, wo die Grund- und Bodenpreise sehr hoch sind, der zur Verfügung stehende Raum oft sehr klein war, und die Kirche oft in schmale Grundstücke zwischen andere Häuser hineingezwängt werden mußte — in Nymwegen und Groningen war es übrigens genau so — so ergaben sich daraus oft ganz besondere Schwierigkeiten, die aber stets in überraschender und glücklicher Weise von Cuypers überwunden wurden. Haben die Bauten von Cuypers schon an sich etwas Graziles und Elegantes,



durch die schmalen Grundstückstreifen, auf die er angewiesen war, wird die Schlankheit seiner Bauwerke oft noch mehr gesteigert, die Vertikale in noch stärkerem Maße betont. In einem Fall, wo wegen der Schmalheit des Terrains das Hauptschiff nicht durch Strebe-Bogen und -pfeiler gestützt werden konnte, bei der St. Dominikuskirche in Amsterdam 1882, mußte Cuypers auf das Vorbild der flachgedeckten altchristlichen Basilika zurückgreifen, die er aber im übrigen ganz in der ihm so vertrauten gotischen Formensprache entwarf.

In Amsterdam hatte Cuypers auch Gelegenheit, einige Wohnhäuser aufzuführen, sowohl Reihenhäuser wie freistehende villenartige Bauten, wovon besonders letztere recht originelle Lösungen sind, die in das so einförmige Einerlei des Stadtbildes eine reizvolle Abwechslung bringen; sie wurden in der Zeit, wo sie entstanden, in den siebziger Jahren, als eine revolutionäre Neuerung empfunden. Die Mehrzahl der Cuypersschen Schöpfungen ist in der Provinz, vor allem im katholischen Süden, in Limburg und Brabant, entstanden; in Veghel (1854), in Wyck-Maastricht (1857), in Eindhoven (1859), in Breda (1866), in Tilburg (1894), in Helmond (1897), in Venlo (1906) stehen seine hochragenden gotischen Kathedralen, in den kleineren Orten seine einfacheren und intimeren Dorfkirchen und Kapellen; auch im Norden, im Haag (1875), in Alkmaar (1859 u. 1865), in Leeuwarden (1881) in Delft (1882), in Groningen (1885), in Hilversum (1890) hat er einige repräsentative Kirchen erbauen dürfen. Manche dieser Kirchen gehören zu den ausgedehntesten Kirchenbauten, die überhaupt auf niederländischem Boden seit der Reformation errichtet sind; so übertrifft die Kathedrale in Tilburg durch die Breite des Mittelschiffes noch die monumentale neue St.-Bavo-Kathedrale in Haarlem, eine der größten Kirchenbauten der Neuzeit, ein Werk von Th. Cuypers. Daneben ist Cuypers noch als Restaurator im großen Stile tätig gewesen; so hat er die Restauration des romanischen Münsters in Roermond, seiner Vaterstadt, geleitet; auch die Wiederherstellung der St.-Servatius- und der Liebfrauen-Kirche in Maastricht ist sein Werk. Gegen die Art und Weise, wie diese Bauwerke renoviert worden sind, ist von seiten der Kunsthistoriker allerdings in der letzten Zeit oft recht energischer Einspruch erhoben worden; seine Lust am selbständigen Neuschaffen, das ureigenste Recht des Künstlers, hat Cuypers hier oft weiter geführt, als mit einer streng historischen Auffassung der Denkmalpflege vereinbar ist; auch seine Freude an der Farbigkeit der Innenräume hat ihn hierbei oft zu einer Bemalung der Innenarchitektur verleitet, wodurch der nur durch edele Verhältnisse wirkenden, rein architektonischen Schönheit des Bauwerkes Abbruch getan wird. Eine seiner großartigsten Rekonstruktionen eines alten, eigentlich nur noch als Trümmerhaufen vorhandenen Gebäudes ist der Wiederaufbau des Schlosses Haarzuylens (1890—1910) zwischen Utrecht und Gouda; hier konnte er, dank der Liberalität seines Bauherrn, seinen romantischen Neigungen und seiner regen und erfinderischen Phantasie freien Lauf lassen, und hier hat er denn auch etwas geschaffen, was ganz aus dem Geiste des Mittelalters geboren, doch als des Meisters persönlichste Schöpfung gelten muß. Auch von diesen Restaurationen, zu denen auch der Wiederaufbau des alten königlichen Jagdschlosses „Het Oude Loo" gehört, bringt das Album zahlreiche Abbildungen. Erwähnung verdient an dieser Stelle, daß Cuypers auch in Deutschland wegen seiner gründlichen Kenntnis mittelalterlicher Baukunst verschiedene Restaurierungen ausgeführt hat; so war er längere Zeit (1874—77) als Dombaumeister in Mainz tätig und leitete u. a. die Wiederherstellungsarbeiten am dortigen Dom und andern Kirchen in der Mainzer Diözese. So entrollt sich vor unseren Augen ein Bild der unermüdlichen Wirksamkeit des Neunzigjährigen, der stets nach dem Höchsten gestrebt, und dessen Schöpfungen, man möge im übrigen darüber denken wie man wolle, fast immer Originalität mit Würde paaren, und sicherlich nie banal wirken. — Der Text des Werkes, der von J. Th. J. C[uypers], dem Sohn des Meisters, zusammengestellt ist, gibt eine kurze Chronologie und Charakteristik der Bauwerke; z. T. an der Hand der zeitgenössischen Urteile seines Freundes und Schwagers J. Alberdingk Thym. In drucktechnischer Hinsicht, als Buch, zeichnet sich das Werk in keiner Weise aus; zu bedauern ist, daß auf die Durchsicht der Druckbogen so wenig Sorgfalt verwendet ist; es wimmelt in dem Text von Druckfehlern.

Vor Jahren hatten wir Gelegenheit, an dieser Stelle auf eine nicht gewöhnliche Art von Reklameausgabe hinzuweisen, die eine große Kerzenfabrik in Gouda veranstaltet hatte. Es handelte sich damals um eine Ausgabe von drei Albums mit Lichtdrucktafeln nach einer Auswahl von Rembrandtschen Radierungen. (Siehe Beiblatt, Juliheft 1914.) Diese Ausgabe hat Schule gemacht. Die Lebensversicherungsgesellschaft „Utrecht" hat jetzt in ähnlicher Weise das gesamte Radierwerk von *Adr. van Ostade* herausgegeben; der bekannte Kunstschriftsteller H. P. Bremmer, der sich durch Wort und Schrift um die Hebung des Kunstverständnisses hierzulande schon so viele Verdienste erworben hat, hat die Einleitung dazu geschrieben. Die Lichtdrucke sind nach den im Amsterdamer Kupfersichkabinett befindlichen Drucken angefertigt, und zwar fast stets in der ursprünglichen Größe; nur die paar Folioradierungen sind in etwas verkleinertem Maßstabe wiedergegeben. Leider ist nirgends der Name der graphischen Anstalt zu entdecken, der die Ehre gebührt, diese schönen Reproduktionen hergestellt zu haben; wahrscheinlich ist es die Firma A. Scherjon in Utrecht, wo auch



die von Bremmer allein redigierte Monatsschrift „Beeldende Kunst" erscheint. Die Lichtdrucke sind auf steifen Karton von Quartformat aufgesetzt, auf dem neben dem Namen des Künstlers, dem Titel und der Nummer von Bartsch in einer Ecke der Name der Versicherungsgesellschaft als Verleger des Werkes steht, was jedoch in keiner Weise störend wirkt, da man ja gewöhnt ist, den Verleger oder Drucker auf Reproduktionen erwähnt zu sehen. Die Ausgabe erstrebt natürlich keine wissenschaftlichen Ziele, sie will nur die im besten Sinne volkstümliche Kunst des gemütvollen, idyllischen Schilderers der intimen Freuden des Landbewohners dem großen Publikum näher bringen, und dieses Ziel erreicht sie zweifellos und in ungleich höherem Maße als die dasselbe Ziel verfolgende kleine deutsche Ausgabe von Jaro Springer, die zwar wohlfeiler, aber auch minderwertiger ist, da alle Feinheiten der Ostadeschen Radiernadel hier verloren gehen. Eine Anmerkung sei uns verstattet; wenn der Herausgeber so akkurat war, die Nummer von Bartsch zu zitieren, warum hat er nicht auch die Plattenzustände der Exemplare, nach denen die Aufnahmen gemacht sind, angegeben. Das wäre eine kleine Mühe gewesen und hätte dem Genuß keinen Einbruch getan. Die vortreffliche Publikation, die auch in Deutschland zur Nachahmung locken möge, ist zu dem Selbstkostenpreis (5 fl.) von der Gesellschaft (Utrecht, Leidsche Straatweg) zu beziehen.

Ein hübsches und brauchbares Büchelchen über die ***holländischen Volkstrachten*** ist kürzlich in der bekannten und handlichen „Meulenhoff-Editie", einer Art Seitenstück zu unseren Ullsteinbüchern, erschienen. (Th. Molkenboer, De Nederlandsche Nationale Kleederdrachten. Amsterdam, J. M. Meulenhoff, 1917, 1,20 fl.) Es war wirklich Zeit, daß jemand ein gründliches Studium dieses bisher so wenig beachteten Zweiges niederländischer Volkskunst unternahm; denn modernes, auf photographischen Aufnahmen beruhendes Material fehlte auf diesem Gebiete so gut wie ganz, und eine wissenschaftliche Behandlung des ausgedehnten Stoffes war, wenn man von dem Werke des Anthropologen Prof. J. H. Gallée über „Het Boerenhuis in Nederlanden en zyne bewoners" absieht, in dem in einem Anhang eine sehr gedrängte Skizze der verschiedenen Trachten mit einigen Lichtdrucken gegeben wird, noch nicht versucht worden, und die schönen alten Trachten sind mehr und mehr im Schwinden begriffen, so daß man sich für manche Teile der Tracht heute schon auf die mündliche Überlieferung verlassen muß. Molkenboer hatte seinen Plan ursprünglich sehr groß aufgefaßt, er wollte eine möglichst vollständige Inventarisierung des vorhandenen Materials zusammenbringen und hatte gehofft, daß die Regierung sein Unternehmen stützen würde; leider konnte dieser Plan nicht zur Ausführung kommen; die Regierung, die anfangs nicht abgeneigt war, ein Subsidium für die Herausgabe eines solchen Werkes zu bewilligen, änderte später ihren Standpunkt, obwohl die Akademie der Wissenschaften die Herausgabe eines solchen Werkes befürwortet hatte. So müssen wir mit der bescheidenen Übersicht fürlieb nehmen, die Molkenboer in diesem Büchelchen zusammengestellt hat. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen von Tracht und Mode überhaupt, das, wie Molkenboer mit Recht betont, in dem Streben sich zu unterscheiden gesucht werden muß, über die Volkstrachten und ihre Bedeutung als Überbleibsel und Denkmäler früherer Kulturzustände, sowie nach einer Aufzählung der Vorarbeiten auf diesem Gebiete, die der Mehrzahl nach lyrische Ergüsse zu wenig zuverlässigen, sich nur mit dem allgemeinen malerischen Effekt begnügenden Kupferstichen oder Lithographien vorstellen, geht Molkenboer zu einer Beschreibung der wichtigsten Typen der Kostüme und ihrer Unterteile in den verschiedenen Provinzen über. Denn es besteht hier ebensowenig wie in größeren Ländern eine spezifisch niederländische Nationaltracht; besonders Nichtholländer sind oft in diesem Wahne begriffen; und auf Maskeraden spukt bei uns immer noch diese „Holländerin" herum, der man in Holland selbst niemals begegnen wird, weil sie auf Phantasie beruht und ihre Tracht aus den verschiedenen provinzialen Kostümen zusammengelesen ist. Fast jede Provinz hat ihre bestimmten Typen und ihre bestimmten Zentren auf dem Gebiete der Volkstracht, die oft die größten Abweichungen voneinander zeigen. In einigen Landesteilen, so besonders in Südholland, dann in Groningen und Drenthe, kann von einer besonderen Volkstracht allerdings nicht mehr die Rede sein; da ist alles dem nivellierenden Einfluß der städtischen Kultur zum Opfer gefallen. In einer anderen Provinz, in Friesland, die durch ihre andere Sprache und den eigenartigen Charakter ihrer Bewohner eine ganz besondere Stellung in Holland einnimmt, ist die Volkstracht als solche, d. h. als täglich getragene Kleidung auch so gut wie verschwunden; gehalten hat sie sich hier nur noch als Tracht für besondere Gelegenheiten, als Festtagsgewandung, und wenn es gilt, die Selbständigkeit des Friesenvolkes an den Tag zu legen. Zu den wichtigsten und eigentümlichsten Zentren alter Volkstrachten gehören dann Nordholland und Zeeland. In Nordholland sind es Marken und Volendam, wo die Bevölkerung noch treu an ihren alten Trachten festhält, die mehr eigenartig als schön genannt werden müssen, im Gegensatz zu der Tracht, wie sie in Zeeland, besonders auf der Insel Walcheren noch üblich ist; diese verhältnismäßig einfache und logische seeländische Tracht hat vor allen anderen holländischen Trachten noch den Vorzug, daß sie von einem sehr schönen Menschenschlag getragen wird, dessen harmonische Körperbildung durch diese



Tracht besonders hervorgehoben wird. Charakteristische Volkstrachten haben sich ferner bewahrt in Overyssel, Gelderland und Nordbrabant. Wir können auf Einzelheiten hier nicht weiter eingehen. Einen besonders wichtigen Unterteil all dieser Volkstrachten, die nebenbei bemerkt wie auch in andern Ländern in erster Linie Frauentrachten sind, bildet die Kopfbedeckung, die als Haube oder Mütze, oft in verschwenderischer Weise mit den schönsten Spitzen ausgestattet, in einer großen Verschiedenheit von Typen vorkommt. Da gerade bei einem solchen Gegenstand wie das Kostüm auch die deutlichste und eingehendste Beschreibung nur eine schwache Vorstellung gibt, so muß man dem Verfasser für das reiche Bildermaterial, das dem Werkchen beigegeben ist, besonders dankbar sein; in 81 trefflichen Illustrationen nach photographischen Aufnahmen werden uns die wichtigsten Kostüme vorgeführt; zu bedauern bleibt nur, daß man wegen der Wohlfeilheit der Ausgabe auf farbige Reproduktionen ganz hat verzichten müssen. Aber vielleicht findet Molkenboer noch einen unternehmenden Verleger, der das geplante große Werk über die niederländischen Trachten herausgibt, damit die umfangreichen Vorarbeiten Molkenboers nicht vergebens gewesen sind; in einer solchen Ausgabe werden dann gewiß auch die Farbentafeln nicht fehlen. Erwähnt sei, daß von Molkenboer auch eine kleine illustrierte Spezialstudie über die Frauenkleidung der Insel Marken herrührt, die in dem Jahresbericht des Koninklyk Oudheidkundig Genootschap über das Vereinsjahr 1915 veröffentlicht ist.

Wir haben bisher versäumt auf den Jahresbericht der *Königlichen Bibliothek im Haag* über das Jahr 1916 hinzuweisen; dasselbe sei hier nachgeholt. Der Bericht, in dem alle Neuerwerbungen der Bibliothek wie stets in der Form eines Supplementkataloges beschrieben werden, bildet einen stattlichen Band von rund 500 Seiten. Unter den gedruckten Büchern sind keine besonders bemerkenswerten Erwerbungen zu nennen; dieselben sind fast ausschließlich Neuerscheinungen. Es will uns so vorkommen, als ob der Abteilung der illustrierten Bücher, Albums und Karikaturen jetzt mehr Aufmerksamkeit als früher gewidmet würde; unter der letzteren Kategorie nimmt die Kriegsliteratur natürlich einen beträchtlichen Raum ein. Manches von dieser ephemerischen Literatur wird für den späteren Historiker von unschätzbarem Werte sein, und die Königliche Bibliothek wird dann eine Materialsammlung besitzen, wie sie in den kriegführenden Ländern so leicht nicht mehr zusammengebracht werden kann. — Die Handschriftenabteilung kann wieder verschiedene wichtige Bereicherungen buchen. Abgesehen von einem holländischen Psalterium aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit verzierten Initialen handelt es sich hierbei fast ausschließlich um Briefe von Mitgliedern des Hauses Nassau-Oranien oder andern niederländischen und ausländischen Persönlichkeiten, die für die niederländische Geschichte von Interesse sind. Durch Geschenk erwarb die Bibliothek ferner eine sehr wichtige Sammlung von Briefen von hervorragenden englischen Persönlichkeiten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; wir finden darunter Namen wie Chamberlain, Carlyle, Tennyson, Arnold, Millais, Watts u. a. Die Briefe waren an das englische Parlamentsmitglied W. E. H. Lecky gerichtet, der mit einer Holländerin verheiratet war.

Amsterdam, Anfang Januar

M. D. Henkel.

Pariser Brief.

Der Almanach: „La Guirlande des Mois" für 1917, auf den ich im vorigen Jahr die Leser dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht habe, ist auch für das Jahr 1918 in ähnlicher Ausstattung, wiederum illustriert von George Barbier, erschienen. Bei dieser Gelegenheit versucht Albert Flament im Gaulois vom 4. Januar die französischen Verleger zu ermutigen, diese Sitte in größerem Umfang wieder aufzunehmen und erinnert daran, wie weit verbreitet im 18. Jahrhundert die Sitte der Almanachs war. Zur Zeit der Pompadour waren sie von ländlichen oder von chinesischen Motiven beherrscht, zärtlich und sinnlich waren sie zur Zeit der du Barry und elegisch unter Marie Antoinette. Das Frankreich des 18. Jahrhunderts spiegelt sich in den Almanachs wider. Ein Abglanz von Jakob, Watteau, Baudouin, Hubert Robert, Oudry, Nattier u. a. findet sich in den Stichen und Arabesken, die die graziösen und ironischen Texte anmutig unterbrechen.

Einige dieser köstlichen kleinen Bücher enthält die Bibliothek des verstorbenen Jules Clarétie, die vom 14. bis zum 19. Januar im Hotel Drouot versteigert worden ist. Ein zweibändiger Katalog dieser großen und kostbaren Sammlung ist für diese Auktion vorbereitet worden. Ein wesentlicher Bestandteil ist eine Autographensammlung, die Briefe, Manuskripte und Namenszüge von Augier, Balzac, Banville, Barbey d'Aurevilly, Baudelaire Béranger, Louis Bertrand, Chateaubriand, Flaubert, Lamartine, Mérimée, Musset, Verlaine u. a. umfaßt; ferner größere Sammlungen von Briefen von Proudhon, Georges Sand, Octave Mirbeau, eine Zeichnung von Baudelaire und 67 Zeichnungen von Mérimé. Wichtig sind einige Zeitungen wie Le Salut public von Baudelaire, Champfleury und Flaubert, Le Provincial von Louis Bertrand, Le Théatre journal von Alexandre Dumas; wertvoll einige Originalausgaben mit persönlichen Wid-

mungen der Autoren, wie Le Baiser von Théodore de Banville, die folgende handschriftliche Widmung trägt:

Bibliophile comme vous
(Les bibliophiles sont fous!)
Je vous offre, cher Clarétie,
Cet exemplaire en couleur
En sa tendre couleur de fleur
A mon âme bleue assortie.

François Coppée schrieb in eines seiner Gedichtbücher:

Cet exemplaire survivra —
Sonnet, dessins et caetera
Nous en donnent la garantie.

Avant que les vers s'y soient mis,
Il dira longtemps, Clarétie,
Que nous étions de bons amis.

Edmond Rostand endlich übersandte Clarétie ein Exemplar seiner Musardis mit folgendem Vierzeiler:

Il y en eut cinq cents, Lemerre en vendit trente,
Ensuite, j'en donnai. Plus tard on m'en vola!
S'il n'en restait que deux, j'en mettrais un en vente,
Mais il n'en reste qu'un: vous aurez celui — là!

Sehr reich ist die Bibliothek an Originalausgaben französischer Dichter des 19. Jahrhunderts. Im ganzen werden 1400 Bücher namentlich aufgezählt, darunter Victor Hugo mit 90 Nummern, unter denen sich die seltenen Schriften: Buonaparte, Le conservateur littéraire, Le Télégraphe, Quibéron finden, ferner fast alle namhaften Schriftsteller der letzten 50 Jahre, wie Maupassant, Sénancour, Daudet, Mistral, Donnay, Hervieu, Sardou, Richepin, Henri Becque, Henri Bernstein, Jules Lemaître usw. Eine besondere Rarität ist ein Manuskript von 82 lateinischen Versen, die Taine zwischen 1843 und 1845 gedichtet hat.

La Revue d'histoire littéraire hat soeben ihr zweites Kriegsheft veröffentlicht, das u. a. eine Studie über das Mönchstheater während der Revolution von Edmond Estève, Fénélon et les Religieuses de Cambrai von I. Chémier, einen Artikel von Gustave Lanson über die Religiosität von Jean Jacques Rousseau enthält.

Im Eclair vom 8. Januar zieht René Bizet eine Parallele zwischen der französischen und der deutschen Musik. Bizet behauptet, die Überlegenheit der deutschen Musik ließe sich nicht bestreiten. Wenn die Franzosen gegenwärtig Mozart, Beethoven und Wagner nicht zu spielen wagten, so sei das wohl aus nationalen Gründen verständlich, aber unlogisch. Er hoffe, daß Vincent d'Indys Rat befolgt würde, daß die Franzosen geschmackvoll genug sein würden, sich nicht über den Krieg hinaus an der deutschen Musik zu rächen.

Le Temps vom 10. Januar teilt mit, daß Jean de Bonnefon im Verlage der Société Mansi (Paris, rue de Vaugirard 32) einen Almanach de Bruxelles zum Preise von 20 Fr. herausgegeben habe, der berufen sei, den Gothaischen Hof- und Adelskalender endgültig zu ersetzen. Journal des Débats wies anknüpfend an den neuen Gesetzesvorschlag, der bestimmt, daß das Erbrecht auf der vierten Verwandtschaftsgrad beschränkt werden soll, einen Tag vorher merkwürdigerweise darauf hin, daß schon einmal ein Franzose versucht habe, den Gothaer Kalender zu übertrumpfen, ein Versuch, der kläglich Schiffbruch gelitten habe.

Die Action française vom 9. Januar teilt mit, daß demnächst ein nachgelassenes Werk von Jules Lemaître, eine neue Folge seiner „Zeitgenossen", erscheine. Über die literarische Bewegung der letzten Jahrzehnte wird man kaum Bedeutendes in dem Buch finden können, nachdem Jules Lemaître in den letzten Jahren auf eine Umfrage über Paul Claudel, der heute ein Nationalheros geworden ist und immer eines der Häupter der jungen Bewegung war, geantwortet hat: „Je ne le connais pas."

Jean Ajalbert ist zum Nachfolger Octave Mirbeaus in die Académie Goncourt gewählt worden. Er hat für das hübsch und reich ausgestattete Weihnachtsheft der Illustration unter dem Titel „L'eveil des villes au bois dormant" eine Studie über das wirtschaftliche Erwachen marokkanischer Städte geschrieben. Reiseeindrücke sind ein Sondergebiet dieses Schriftstellers, wie seine Bücher: Notes sur Berlin (1892), L'Auvergne (1896), das von der Académie française preisgekrönt wurde, La forêt noire (1898), l'Indo-Chine en péril (1906), und manche in Zeitschriften verstreute Studien über Java, China, England, Belgien und Spanien beweisen. Jean Ajalbert ist am 10. Juni 1863 geboren, war einige Jahre lang Konservator des Schlosses Malmaison und ist jetzt Direktor der Gobelinmanufahtur in Beauvais. Seine Romane Le Flirt, En amour, Coeur gros, Celles qui passent, Sous le salve lassen ein liebenswürdiges Erzählertalent erkennen, erinnern aber nicht im Entferntesten an die Kraft, die Ursprünglichkeit und die Frische Octave Mirbeaus.

Der Jahrespreis der Académie Goncourt von 5000 Fr. ist Henry Malherbe für sein Buch La flamme au poing zuerteilt worden. Ich kenne das Werk nicht, entnehme aber aus den Zeitungen, daß Gaulois und Temps mit dieser Preiskrönung unzufrieden sind, vermutlich, weil dieses Buch ähnlich wie Le Feu von Barbusse schwermütige und allzu trübe Schilderungen aus dem Krieg enthält.

In der Weihnachtsnummer der Illustration ist ferner der erste Teil von François Porchés Stück in sechs Bildern „Les butors et la Finette" veröffentlicht worden, das kürzlich im Theatre Antoine

einen großen Erfolg erzielt haben soll. Es scheint für einen Theaterdirektor einiger Unternehmungsgeist erforderlich gewesen zu sein, um die Aufführung dieses Stückes durchzusetzen. Denn Porché forderte die Verwirklichung einer barocken Idee nach japanischen Vorbildern. Über das Proszenium führte eine breite Treppe, welche die Bühne in direkte Verbindung mit dem Theatersaal setzte, der Blumensteg, der schon in Reinhardts Inszenierungen von „Sumurun" und der „schönen Udina" und bei manchen deutschen Nachahmern Reinhardts funktioniert hat. Das Stück selbst enttäuschte tief und kann nur in einer Zeit wie dieser von den nationalistischen Kreisen zu einem Augenblickserfolg emporgetragen werden. La Finette ist Frankreich und Les butors sind die bösen Deutschen. La Finette feiert im blühenden Lande ein Fest des heiteren Glücks. Da entfesseln die bösen Tölpel durch Verrat und Brutalität einen grausamen Krieg. Das ganze Volk schart sich zusammen, um La Finette zu verteidigen:

Tiens, prends mon manteau!
Couvre ta poitrine
De ce bleu serein!
Prends ma pélerine,
Mon grand pelerin!
Elle a la couleur
De nos ciels d'automne!
Prends, je te la donne
Avec ma chaleur.

Tu seras dans ses plis comme un roc dans la brume,
Comme une vive haie au seuil de la maison,
Comme un élément d'une autre saison
Ou comme un toit qui fume
Au bord de l'horizon!

Sois désormais sacré, symbole de ma force,
Drap d'azur, enveloppe, écorce
De mes rameaux vivants!

Soldat, sous ces couleurs, reçois l'investiture
De mes champs, de mes bois, de toute ma nature!
Va, peuplier, résiste aux vents!

Die Fortsetzung der Handlung kann man sich denken. Nach den lyrischen Proben, die François Porché bisher gegeben hatte, konnte man mehr und Besseres von ihm erwarten.

In Bern ist kürzlich in hohem Alter Professor Dr. Eugène Michaud gestorben, der in den letzten Jahrzehnten den Lehrstuhl für romanische Sprache und Literatur an der Berner Universität innehatte. Aber nicht als Literarhistoriker hat er sich Ruhm erworben, sondern in seinen jüngeren Jahren als Theologe. Michaud ist 1838 in Poully sur Saone in Frankreich geboren. Frühe schon wurde der Erzbischof Darboy in Paris auf ihn aufmerksam, empfahl ihn an Döllinger, unter dem er 1868 an der Münchener Universität promovierte. Darauf kehrte er nach Paris zurück und wurde Vikar an der Madeleine. Kurze Zeit darauf wurde er zum Ehrendomherrn an der Kathedrale von Châlons ernannt. Nach der Kommune von 1871 mußte Michaud sich entscheiden, ob er sich den neuen Dogmen unterwerfen oder aus der Jurisdiktion der päpstlichen Hierarchie ausscheiden wollte. Er wählte das letztere unter Verzicht auf seine einträgliche Stellung und ließ im Temps vom 6. Februar 1872 einen offenen Brief an den Erzbischof Guibert erscheinen, der großes Aufsehen erregte. „Darin erklärte er," wie es in einem Nachruf auf den Verstorbenen im Bund heißt, „daß er die vatikanischen Dogmen verwerfe und fortan offen bestreiten wolle, aber seine priesterlichen Rechte wahre und alle geistlichen Funktionen, mit denen er Gleichgesinnten dienen könnte, fortzusetzen gedenke. Das geschah nun freilich nur in einem sehr bescheidenen privaten Kreise. Desto ergiebiger war die literarische Tätigkeit, die Michaud nun entfaltete. Aus seiner Feder erschienen in rascher Folge eine ganze Reihe von Schriften, mit denen er namentlich auch bewies, wie sehr die neuen Dogmen der gallikanischen Überlieferung widersprachen. Daneben schrieb er lange Artikel für die großen französischen Blätter. Als in Deutschland mit der kirchlichen Konstituierung der altkatholischen Bewegung begonnen worden war, erschienen von ihm sogar in der „Kölnischen Zeitung" viele Einsendungen in deutscher Übersetzung. Die damit eingeleitete Einigung mit den deutschen Altkatholiken befestigte er durch seine persönliche Teilnahme am zweiten deutschen Altkatholikenkongreß, der im September 1872 in Köln stattgefunden hat." In nähere Beziehung trat er zu der orthodoxen russischen Kirche. Den Weg hatte ihm der sehr hervorragende französische Theologe Guttée gebahnt. Dieser hat u. a. eine zwölfbändige französische Kirchengeschichte geschrieben, von der die zehn ersten Bände auf den Index der verbotenen Bücher gekommen, die zwei letzten aber ignoriert worden sind. Der Verfasser war nämlich inzwischen exkommuniziert worden und hatte sich 1861 der orthodoxen morgenländischen Kirche angeschlossen. Von da an gab er bis zu seinem Tode unter dem Titel „Union chrétienne" eine Zeitschrift heraus, die der Wiedervereinigung der morgen- und abendländischen Kirche dienen sollte. 1876 wurde er an die katholisch-theologische Fakultät der Universität Bern berufen, 1889 zum Professor für französische Sprache und Literatur ernannt.

Berlin, Mitte Januar.

Dr. Otto Grautoff.



Wiener Brief.

Vor zehn Jahren überraschte Hugo Winckler, der glückliche Entdecker des Reichsarchivs der Chatti (Hethiter) in Boghazköi, die gelehrte Welt mit der Mitteilung, daß die älteste geschichtlich nachweisbare Bevölkerung Syriens indogermanische Götter wie Mithra, Varuna und Indra verehrt habe. Ein früher Tod brachte bald darauf Winckler um die reife Frucht seiner vielversprechenden Forschungen. Die 2500 Tontafeln, die der Schoß des Burgberges von Boghazköi durch die Jahrtausende treu bewahrt hatte, waren inzwischen in das Ottomanische Museum nach Konstantinopel überführt worden, und Friedrich *Hrozný*, einem Schüler des Wiener Semitologen David Heinrich Müller, fiel die Entzifferung der vorgefundenen Keilschrifttäfelchen zu. Die genauere Prüfung ergab, daß die Chatti (neben einer ihnen eigentümlichen Hieroglyphenschrift) die Keilschriftzeichen nicht nur für Urkunden in babylonischer, sondern auch für Texte in ihrer eigenen und einer dritten „heiligen", uns noch unverständlichen Sprache gebrauchten. Hrozný ist es, wie er glaubt, gelungen, für die Chattisprache Konjugations- und Deklinationsparadigmata zusammenzustellen, die einen Zweifel an der Zugehörigkeit des Hethitischen zum indogermanischen Sprachstamm kaum mehr aufkommen lassen. Er ist aber noch einen Schritt weiter gegangen und hat zahlreiche Wortgleichungen angesetzt, die das Hethitische in eine nahe Verwandtschaft zum Lateinischen rücken und die Aussicht einer völligen Aufhellung des Sinnes der hethitischen Urkunden eröffnen. Ist Hrozný nicht das Opfer einer schweren Selbsttäuschung geworden (er kann für sich geltend machen, daß er von Haus aus nicht Indogermanist sei) und hält seine Entdeckung der wissenschaftlichen Kritik Stich, so hat er eines der schönsten Forschungsergebnisse der neueren Orientalistik erzielt, das eine noch heute ungeahnte Fülle von Aufschlüssen in sich bergen kann. Sein Entzifferungsversuch liegt nunmehr im zweiten Heft der von Otto Weber herausgegebenen „Boghazköi-Studien" (Leipzig, J. C. Hinrichs) abgeschlossen vor.

„Babylonische Rechtsurkunden aus der Regierungszeit Artaxerxes' I. und Darius' II." behandelt *Julius Augapfel* in den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften (philosophisch-historische Klasse, 59. Band), „Orabazes" ist eine eingehende Studie von *J. Kirste* in den Sitzungsberichten (182. Band) gewidmet.

Zur Geschichte Österreichs liegt wieder eine größere Zahl gelehrter Arbeiten vor.

Mitglieder des Stiftes Tepl haben „Zum siebenhundertjährigen Todestage des sel. Hroznata, des Gründers der Klöster Tepl und Chotieschau" Beiträge zur Geschichte ihres Ordenshauses herausgegeben (Pilsen, C. Maasch). Wir heben aus dem reichen Inhalt die uns besonders interessierenden Arbeiten von *Benedikt Brandl* (Ein deutsches Schuldrama aus dem Archiv des Stiftes Tepl), *Milo Nentwich* (Zur Geschichte der Tepler Stiftsbibliothek) und *Wenzel Vaček* (Die Choral-Handschriften des Stiftes Tepl) hervor.

Untersuchungen zu den Geschichtsquellen von Kremsmünster und Tegernsee bietet *Georg Leidinger* in einer Arbeit über den noch immer problematischen „Bernardus Noricus" aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts (Sitzungsberichte der kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische und historische Klasse. 4. Abhandlung).

Für die vom Altertumsverein zu Wien herausgegebenen „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien" (Wien, Gerold & Co.) hat *Josef Lampel* die von Karl Uhlirz in Angriff genommenen „Regesten aus dem Archive der Stadt Wien" weiter fortgeführt. Der stattliche Halbband enthält das „Verzeichnis der Originalurkunden des städtischen Hauptarchivs von 1494—1526", also gerade aus den letzten Zeiten mittelalterlicher Stadtfreiheit, bis diese der landesherrlichen Bevormundung erliegt.

In der vom Landesarchiv des Königreichs Böhmen herausgegebenen Reihe „Die böhmischen Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 bis auf die Neuzeit" (XV. Die Landtage des Jahres 1611) hat der Landesarchivdirektor *Johann Friedrich Novák* den „Ständetag auf der Prager Burg und den Revolutionslandtag im Altstädter Rathause", der zur Absetzung Rudolfs II. führte, bearbeitet (Prag, F. Řivnáč).

Das Leben am Wiener Hof von 1764—1767 schildert in der aus den früheren Bänden schon bekannten lebendigen Weise der Obersthofmeister der Kaiserin Fürst *Johann Josef Khevenhüller-Metsch* („Aus der Zeit Maria Theresias", 6. Band, hgg. von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hanns Schlitter, Wien, A. Holzhausen).

„Die Wiener Juden. Kommerz, Kultur, Politik 1700—1900" (Wien, R. Löwit) finden in *Siegmund Mayer* einen mit dem Stoff wohlvertrauten Geschichtsschreiber. Eine mustergültige Ausgabe der Quellen zur Geschichte der Juden in Österreich von *Alfred F. Přibram* kommt demnächst in den Buchhandel.

Unter dem Titel „Franz Joseph I. im Bilde" haben *Alois Veltzé* und *E. Alfred Rheinhardt* eine Reihe zeitgenössischer Darstellungen aus dem Leben des Kaisers zu einem prächtigen kulturgeschichtlichen Bilderbuch vereinigt (Wien, J. Roller & Co.).

Daß *Heinrich Friedjungs* „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" (Stuttgart, Cotta) jetzt, zwanzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen (1896), in 10. Auflage auf den Markt gebracht werden kann, zeugt nicht nur von der lebendigen Kraft

dieses Buches, sondern auch der in ihm behandelten Probleme. — Friedjung hat das größte Glück, das einem Geschichtsschreiber begegnen kann, daß ihm nämlich die Ereignisse gewissermaßen in die Hände arbeiten: eben da er sich zu einer Darstellung der letzten dreißig Jahre (als Schlußband zu Schlossers Weltgeschichte) rüstete, neigt sich dieses Zeitalter des Imperialismus durch den Weltkrieg seinem Ende zu.

Robert Lach hat im Sommer 1916 „Gesänge russischer Kriegsgefangener", insbesondere kaukasischer und turktatarischer Völker, für das Phonogrammarchiv der Wiener Akademie der Wissenschaften aufgenommen, worüber er in deren Sitzungsberichten (183. Band) höchst interessante Ausführungen vorlegt. Die von ihm erhobenen und kritisch erörterten Tatsachen beleuchten auf das schärfste den wesentlichen Unterschied zwischen der Kunst der Kultur- und Naturvölker und gewähren tiefe Einblicke in die Entwicklungsgeschichte der Musik bis in die vor- oder untermenschliche Kunstübung. Hoffentlich ist Lach recht bald in die Lage versetzt, seinem reichen Stoff eine eingehende Darstellung zu widmen.

Schönes und Fesselndes ist auf dem Gebiete der Kunstwissenschaften erschienen. *Friedrich Jodls* Vorlesungen an der Technischen Hochschule über „Ästhetik der bildenden Künste" (sowie ein Bändchen ausgewählter Aufsätze „Zur neueren Philosophie und Seelenkunde") hat Wilhelm Börner aus dem Nachlaß des Gelehrten herausgegeben (Stuttgart, Cotta). Als einen Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe bezeichnet *Oskar Walzel* seinen Berliner Vortrag „Wechselseitige Erhellung der Künste" (Berlin, Reuther und Reichard), dessen Verdienst vor allem darin besteht, daß er die Schwierigkeiten, die Sprache und Formeln der Kunstwissenschaft für die Literaturwissenschaft auszuwerten, ins rechte Licht rückt. Seine Erfahrungen als Generalkonservator faßt *Max Dvořak* in einem „Katechismus der Denkmalpflege" zusammen (Berlin, J. Bard).

Von „Forschungen in Salona", dem altchristlichen Pompeji, veröffentlicht das österreichische archäologische Institut einen 1. Band (Wien, A. Hölder). Die Zentralkommission für Denkmalpflege hat sich entschlossen, „Führer durch Österreichs Kunststätten" herauszugeben (Berlin, J. Bard) und eröffnet die Reihe mit „Stadt Steyr in Oberösterreich". Das ungarische wissenschaftliche Institut in Konstantinopel läßt „Mitteilungen" erscheinen (Leipzig, K. W. Hiersemann), deren beide erste Hefte einen Vortrag von *Heinrich Glück* über „Türkische Kunst" und einen von *Anton Hekler* über „Götterideale und Porträts in der griechischen Kunst" mit zahlreichen Abbildungen enthalten.

Einzeluntersuchungen liegen vor von *Paul Buberl* über „Die Miniaturenhandschriften der Nationalbibliothek in Athen" mit 32 Tafeln (Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 60. Band) und von *Bernhard Berenson* über „Eine Wiener Madonna und Antonellos Altarbild von San Cassiano" (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des a. h. Kaiserhauses).

Prächtig ausgestattete Katalogwerke sind den „Niederländischen Gemälden aus der Sammlung Dr. Leon Lilienfeld" (nur in 45 Exemplaren für den Buchhandel bestimmt, Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) und den „Deutschen Renaissanceplaketten der Sammlung Alfred Walcher R. v. Molthein" (Wien, A. Schroll & Co.) gewidmet, jener von *Gustav Glück*, dieser von *Eduard Wilhelm Braun* trefflich bearbeitet.

„Das Werk von Gustav Klimt", 60 Kunstblätter in einer einmaligen numerierten Ausgabe von 300 Exemplaren, hat die k. k. Hof- und Staatsdruckerei unter Aufsicht des Künstlers ausgeführt. Die einleitenden Worte haben *Hermann Bahr* und *Peter Altenberg* beigesteuert. Der Verlag (Wien, H. Heller) hat den Preis für Nr. 1—25 mit 1000 M., für Nr. 26—50 mit 500 M., für den Rest in Kassette mit 350 M. angesetzt.

Hermann Bahr hat auch die Einleitung zu den bei F. Hanfstängl in München erschienenen 18 Faksimilenachbildungen der „Stella peregrina" von *Franz Marc* (nach den Originalen handkoloriert von Eckardt) geschrieben, von der eine einmalige auf 110 Stück beschränkte Auflage ausgegeben wird (geb. etwa 200 M.).

Rainer Maria Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke" hat *Erich Thum* durch 12 Lithographien illustriert (Dresden, Emil Richter).

Von *Fritz Lederer*, einem in Berlin angesiedelten Deutschböhmen, erscheint bei A. Schroll & Co. in Wien eine Mappe mit 10 Radierungen „Frühling im Riesengebirge", jedes Blatt signiert und in Passepartout, Frühling, Luft und Licht aushauchende Schöpfungen.

Franz Waciks Künstlerbilderbuch „Prinz Eugen der edle Ritter" mit Text von *Hugo von Hofmannsthal* (im gleichen Verlag), nunmehr in 2. Auflage ausgegeben, verdient seiner künstlerischen Eigenschaften und seiner schönen Ausstattung wegen auch außerhalb Österreichs volle Beachtung.

Zu einem neuen Künstlerbilderbuch des Schulwissenschaftlichen Verlages A. Haase in Leipzig „Josef Haydn" hat *Grete Brzezowsky* die Bilder entworfen, *A. Herget* den Text verfaßt.

Wien, Ende 1917.

Prof. Dr. Eduard Castle.



Von den Auktionen.

Bei *Christie* in *London* wurde vom 10. bis 12. Dezember der erste Teil der Bibliothek von *Fairfax Murray* versteigert; derselbe umfaßte die deutschen und einige niederländische illustrierte Bücher des 15., 16. und 17. Jahrhunderts; die Mehrzahl der Werke waren Inkunabeln, worunter sich fünf Blockbücher befanden, sowie Postinkunabeln; das späteste Buch war die Medea von Six mit der Rembrandtschen Radierung in der Ausgabe von 1680. Verschiedene der Bücher stammten aus anderen berühmten Bibliotheken, wie der von Ashburnham, des Marquis d'Adda, von William Morris, Huth und Pembroke. Bemerkenswert ist, daß die Preise im allgemeinen niedriger blieben, als vor dem Krieg; wahrscheinlich eine Folge des Fehlens der deutschen Händler. Zum Vergleich sind in verschiedenen Fällen die Preise der Huth-Auktion von 1914 hinzugefügt. Das Gesamtergebnis der Auktion betrug 18979 £ 6 sh für 463 Nummern. Die höchsten Preise erzielten natürlich die Blockbücher, von denen sechs unter den Hammer kamen; die Apokalypse lag in drei verschiedenen Ausgaben vor, von dem Canticum Canticorum war nur ein Blatt vorhanden. Am höchsten von den Blockbüchern ging eine nicht kolorierte Ausgabe der Ars moriendi von 24 Blättern, sie brachte 1150 £ auf, genau soviel wie auf der Huth-Auktion; der Käufer war Quaritch. Es ist interessant, daß Huth dieses Exemplar 1869 für 320 £ erworben hatte. Dieses Blockbuch ist eine Erstausgabe der Schreiberschen Gruppe Nr. 4 und zwischen 1465 und 1470 in Augsburg gedruckt. Die wichtigsten Preise folgen in der Reihenfolge des Katalogs. — *Aesopus*. Vita (et Fabulae) Esopi. (Augsburg, A. Sorg, um 1486) in grünem Maroquinband von Lloyd: 195 £ (Quaritch). — *Aesopus*. Vita (et Fabulae) Esopi. (Basel, Joh. de Amorbach oder M. Furter, um 1490: 130 £ (Quaritch). — *Apocalypsis S. Johannis*. Die zwölf letzten Blätter der zweiten xylographischen Ausgabe (Blatt 37—48), koloriert. Auf den Rückseiten der Blätter sind ein Blatt der ersten Ausgabe des „Canticum Canticorum" (koloriert), sowie verschiedene Holzschnitte aufgeklebt. Das Ganze in dem Buche: „Die Heiligen aus der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian I." mit den 95 ganzseitigen Holzschnitten von Leonhard Beck (Nürnberg?, H. Hölzel?, um 1523): 700 £ (Quaritch). — *Apocalypsis S. Johannis*, vierte xylographische Ausgabe; 48 Blätter, nur auf einer Seite bedruckt. Vollständiges Exemplar. Eine der 19 von Schreiber beschriebenen Ausgaben, von denen die Hälfte unvollständig ist. Koloriert: 1005 £ (Mr. Tregaskis). Brachte auf der Huth-Auktion 1200 £ auf; von Huth 1897 für 350 £ erworben. — *Apocalypsis S. Johannis*. Fünfte xylographische Ausgabe, 48 Blätter, nur auf einer Seite bedruckt, in blauem Maroquinband von Lloyd. Auf Blatt 44 fehlt der untere Teil, die Rückseiten der Blätter beschrieben: 590 £ (Myers & Co.). — *Ars memorandi*; erste xylographische Ausgabe; 30 Blätter, von denen drei in Faksimile, nämlich die beiden ersten und das letzte; nur auf einer Seite bedruckt. Von dieser Ausgabe sind nur drei Exemplare bekannt, in Wien, München u. Wien: 750 £ (Quaritch). — Die Weysung und Auszrufung des Hochwirdigen Heyltumbs zu Bamburg ... (Bamberg, Joh. Pfeil) 1509. In dunkelrotem Maroquinband von W. Pratt: 54 £ (Messrs Maggs; ging auf der Huth-Auktion für 80 £). — *Bambergische Halsgerichts-Ordnung* ... Bamberg, Joh. Pfeyll. In braunem Maroquinband von E. Bedford: 104 £ (Messrs Maggs); auf der Huth-Auktion: 135 £. — *Biblia Pauperum*, vierte xylographische Ausgabe; 24 von den Blättern, nur auf einer Seite bedruckt. Nach Schreiber bestehen nur drei vollständige Exemplare dieser Ausgabe. Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt nur 2 Blätter, das British Museum 2 oder 3. In blauem Maroquinband von Lloyd: 350 £ (Quaritch). — *Biblia Sacra Polyglotta*. Zweite Ausgabe. Antwerpen, C. Plantin, 1569—1572. In dunkelblauen Maroquinbänden von Hering. Außer diesem Exemplar nur noch vier auf Pergament bekannt. Es fehlen die beiden letzten Bände (mit dem kritischen Apparat) und der erste Band, doch wird der Verlust des ersten Bandes aufgewogen durch den sechsten Band, der den hebräisch-lateinischen Text enthält: 140 £ (Harvey); brachte 1897 auf der Ashburnan-Auktion 97 £. — *Biblia Sacra Germanica* ... Nürnberg, Ant. Koberger 1483. Mit kolorierten Holzschnitten und Initialen. Die neunte deutsche Bibel, die erste Nürnberger: 135 £ (Quaritch; 1898 auf der Morris-Auktion für 39 £ erstanden). — *Buch der Alten Weisen* ... Ulm, Lienhart Holl, 1483: 130 £ (Quaritch). — *S. Birgitta*, *Revelationes coelestes* ... Lübeck, Barth. Ghotau, 1492. Ausgabe auf Pergament. Die letzten 30 Blätter (A-C) mit den „Visiones extravagantes" fehlen: 155 £ (Quaritch; auf der Ashburnan-Auktion 1897: 71 £). — *Libri Johanis Boccacij* ... de mulieribus claris, Ulm Johann Zainer 1473. In grünem Maroquinband von De Coverley. Erste, sehr seltene Ausgabe: 245 £ (Quaritch). — *Boccaccio. Liber de claris mulieribus* ... Löwen, Aegidius van der Heerstraten, 1487. Erste niederländische Ausgabe: 134 £ (Quaritch). — *B. von Breydenbach, Peregrinationes in Terram Sanctam*, Speier, Peter Drach, 1490. Die erste Ausgabe mit den Holzschnitten: 90 £ (Quaritch). — *Joh. Brugman, Vita S. Lijdwine* (Schiedam, 1498). Das erste in Schiedam gedruckte Buch; nur in vier oder fünf vollständigen Exemplaren bekannt: 140 £ (Quaritch; brachte auf der Huth-Auktion 180 £ auf). — *Clemens V., Constitutiones cum*

apparatu Joh. Andreae . . . Mainz, Peter Schöffer, 1471. In ursprünglichem Lederband: 270 £ (Quaritch). — *Dürer, Apocalypsis cum Figuris* . . . Nürnberg (H. Hölzel), 1511. Zweite Ausgabe mit lateinischem Text: 118 £ (Quaritch). — *Dürer, Apocalypsis cum Figuris*. Anderes Exemplar. Wahrscheinlich Unikum. Enthält auf der letzten Blankoseite das Zeichen eines unbekannten Holzschneiders: 110 £ (Quaritch). — *Dürer, Das Marien-Leben*. Folge von frühen Probedrucken der 20 Holzschnitte, ohne Text. Beigefügt der Titel der Ausgabe von 1511 und die Anbetung der Könige (Bartsch 3). Im ganzen 22 Holzschnitte: 190 £ (Quaritch). — *Dürer, La passione di N. S. Giesu Christo* . . . Venetia, D. Bisuccio, 1612. Zweite Ausgabe der Kleinen Passion: 145 £ (Tooth). — *Dürer, Ehrenpforte des Kaisers Maximilian*, auf 12 Bogen (Nürnberg, Hier. Andreae, 1519.) Einzige Ausgabe mit lateinischem Text über jedem Bilde. Mit dem ornamentalen Rand: 130 £ (Colnaghi). — *Erasmus, De Ratione Concionandi Libri Quatuor*. Basel, Froben 1535. Mit dem Stich des Erasmus durch Dürer. In Grolierband: 165 £. — *Gesta Romanorum* . . . (Cöln, U. Zell, um 1470—75): 112 £ (Huth-Auktion: 60 £). — *Die Ghetiden van den seuen bliscappen onser lieuer vrouwen* . . . Gouda, Collaciebroeders, 1503, in 12°. Mit ganzseitigem Holzschnitt der Maria mit dem Kinde und 140 kleinen altkolorierten Holzschnitten, in Umrahmungen. Wahrscheinlich Unikum: 260 £ (Mr. Tregaskis). — *Ingold. Ord. Praed.* (Das Golden Spiel) . . . Augsburg, G. Zainer, 1472. Erste und wahrscheinlich einzige Ausgabe: 170 £ (Huth-Auktion: 152 £). — *Jean d'Arras, Historie von Melusina*. Deutsche Übersetzung von Thüring von Ringoltingen (Straßburg, H. Knoblochtzer, um 1478.) Wahrscheinlich unbeschriebene Ausgabe, von der höchsten Seltenheit: 185 £ (Quaritch). — *Karl der Kühne und der Burgundische Krieg* . . . (Straßburg, H. Knoblochtzer, 1477. Erste und einzige (?) Ausgabe. Hain 8345. Weniger im British Museum, noch in der Bodleian Library. Meistens bekannt als die „Historie von Peter Hagenbach": 280 £. — *Missale Benedictinum* . . . Bamberg, Joh. Sensenschmid, 1481. Exemplar auf Pergament. Erste Ausgabe des Bamberger Missales, und erstes Werk dieses Bamberger Druckers. Es sind nur noch sieben andere Exemplare dieses Buches bekannt. Die vier ersten Blätter mit dem Kalender fehlen in diesem Exemplar; statt des Holzschnittes (Kreuzigung) enthält dasselbe eine Miniatur: 200 £ (Quaritch). — *Pfintzing (Melchior), Die Geuerlichkeiten . . . des loblichen . . . Ritters Herr Tewrdannckhs* . . . Nürnberg, Joh. Schönsperger, 1517. Mit Holzschnitten von Leonhard Beck, Hans Schäufelein, Burgkmair, Weiditz. Erste Ausgabe: 200 £ (Quaritch). — *Rodericus, Spiegel des menschlichen Lebens* . . . Augsburg, G. Zainer, 1476. Erste deutsche Ausgabe. Mit großem Wappenexlibris „Bibliothecae Electoralis Monacensis", Stempel der Königl. Bibliothek München und Didots Bücheretikette: 136 £ (Ellis). — *Speculum Humanae Salvationis*. Holländisches (?) Blockbuch. Zweite lateinische Ausgabe, die sogenannte lateinische gemischte Ausgabe; 20 Blätter sind von Holzblöcken und 46 mit beweglichen Typen gedruckt. Es fehlen die sechs ersten Vorblätter, sowie das erste und letzte Blatt des Textes; die Illustrationen dieser beiden Blätter sind ergänzt, die eine in Faksimile, die andere in Federzeichnung: 480 £ (Quaritch; brachte auf der Pembroke-Auktion 1914: 900 £ auf). — *Speculum Humanae Salvationis*, latino-germanicum, cum speculo Sanctae Mariae editum a fratre Johanne, Augsburg, G. Zainer, 1493. Erste typographische Ausgabe: 168 £ (Quaritch). — *Valerius Maxiuus* (Facta et Dicta) . . . In . . . urbe Moguntina . . . 1471 . . . per . . . Petrū Schoyffer de Gerns'hem. Ausgabe auf Pergament. Mit bemalten Initialen. Nur in sechs Exemplaren bekannt: 320 £ (Quaritch; ging auf der Pembroke-Auktion für 500 £). — *Verardus . . . de Insulis in mari Indico* . . . Basel, J. B(ergmann) 1494. Die zweite Ausgabe, aber die erste, die den Brief des Columbus über seine Entdeckung Amerikas enthält: 130 £ (Stevens). — *Jac. de Voragine [Legenda Sanctorum]* . . . (Augsburg, G. Zainer, um 1494). Die erste lateinische und mit Holzschnitten geschmückte in Deutschland gedruckte Ausgabe: 115 £ (Quaritch). — *Jac. de Voragine, Der Heiligen Leben* . . . Nürnberg, Ant. Koberger 1488. In Band von gepreßtem Leder mit Darstellungen der Lukretia und der Justitia, Arbeit des Caspar Kraft in Wittenberg. Kobergers einzige Ausgabe und die einzige mit den Holzschnitten. Exemplar aus der Bibliothek des William Morris: 100 £ (Quaritch).

M. D. Henkel.

Neue Bücher und Bilder.

Anton Bettelheim, Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron. Mit Beiträgen zur Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie. *Berlin, Georg Reimer*. 1917. Geh. 8 M., geb. 9,25 M.

Eine Vita des Freiherrn Rochus von Liliencron zu schreiben, ist an sich ein glücklicher Wurf. Denn Rochus von Liliencron zwingt seinen Biographen, ihm nicht nur in die mannigfachen Verzweigungen gelehrter Arbeit zu folgen, er ist Hofmann gewesen, hat daneben als Diplomat auf wichtigen Posten gestanden, und zuletzt hat er diese seine seltene Fähigkeit, gelehrtes und diplomatisches Schaffen zu verbinden, in segensvoll fleißiger Organisation großer wissenschaftlicher Unternehmungen dem Vaterlande nutzbar gemacht. —

Was zieht in Anton Bettelheims Buche nicht alles an uns vorbei! In den Jahren zwischen 1820



und 1840 bedeutsame Theologen wie Claus Harms und Wentorp, darauf Kieler und Berliner Universitätslehrer wie Olshausen, Droysen, Waitz und Müllenhoff, Ranke, das Haus Mendelssohn, Frau Crelinger und als einigender Mittelpunkt Rochus Liliencron, der sich von der Theologie zur Juristerei und von da endlich zur Germanistik durcharbeitet. 1848 seine erste Veröffentlichung: über Neidharts höfische Dorfpoesie. Doch vorher lernen wir schon in Kopenhagen höfisches und geistiges Leben Dänemarks und die einflußreiche Kaufmannsfamilie Tutein kennen, aus deren Mitte sich der junge Gelehrte seine Lebensgefährtin Louise holt. Freilich erst nach schwerem Kampfe. Denn kurz nach dem berühmten Lübecker Germanistentage und der Habilitation in Bonn entbrennt der Krieg zwischen Dänemark und den Herzogtümern, der Liliencron zu mannhaftem Eintreten für die Sache seiner Heimat anfeuert. Graf Reventlow-Preetz holt den Kriegsfreiwilligen in die Verwaltung, und nun befindet er sich, erst in Kiel, dann in Berlin zu immer selbständigerer Arbeit aufsteigend, inmitten der diplomatischen Verhandlungen der jungen schleswig-holsteinischen Regierung mit dem preußischen Staate. Nach diesen Zeiten der Aufregung und nach glücklich errungener Ehe ruhige Professorenjahre in Kiel und im traulich bescheidenen Jena, dann in meiningischem Hofdienst Reisen, bedeutende Bekanntschaften in Paris und England. 1863 ist Liliencron beim Frankfurter Fürstentag zugegen, und 1866 ist er der Geschäftsführer des von Preußen zur Abdankung gezwungenen Herzogs Bernhard.

Von nun an tritt der diplomatische Dienst zurück — nur noch einmal, im Jahre 1880 übernimmt der nunmehrige schleswiger Klosterpropst als Bevollmächtigter des schleswig-holsteinischen Hauses die Anfertigung der Ehepakten zwischen dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Viktoria. Da schreibt ihm Samwer 1881 aus Gotha: „Es ist ja alles ganz vortrefflich geordnet. Die diplomatische Schule von 1864 zeigt sich in ihrem Glanze."

Davon abgesehen aber ist Liliencron, der nach einigen Umwegen seinen neuen Wohnsitz in München, seit 1876 in Schleswig wählt, nur mehr Gelehrter. Schon 1865 war der erste Band der „Historischen Volkslieder" erschienen, 1868 übertrug ihm die historische Kommission in München auf Rankes Vorschlag die Leitung der „Allgemeinen Deutschen Biographie", jenes Gedächtniswerkes, dessen Schwierigkeiten und dessen Größe uns durch des Biographen berufene Feder in ihrer ganzen Bedeutung klar werden. Bis zum Jahre 1907 steht Liliencrons organisatorisches Genie an der Spitze dieses Unternehmens, bis schließlich Anton Bettelheim dem Altersmüden, der außerdem seit sieben Jahren die Herausgabe der Denkmäler deutscher Tonkunst leitet, die Last von den Schultern nimmt. Liliencrons entsagendes Schaffen und nicht minder der Verkehr mit seinem opfermutigen Freunde, dem Verleger Carl Geibel, das hat, abgesehen von allem wissenschaftlichen Nutzen, etwas menschlich Großes an sich.

Dies erscheint mir überhaupt, abgesehen von aller Fülle politischen und wissenschaftlichen Geschehens, als das Wichtige an Bettelheims Buche, daß es eine Persönlichkeit zeigt, die durch ihre reine Menschlichkeit, wie durch ihre Vereinigung von Verdienst und Glück noch auf uns Nachlebende ihren ermutigenden Segen ausstrahlt. Rochus von Liliencron, einem Adelsgeschlecht entstammend, in dem noch die unverbrauchte Kraft der bürgerlich-kaufmännischen Vorfahren lebt, verwertet seine bevorzugte Abkunft, wie Goethe seinen Reichtum, als eine Quelle dauernd sich erweiternder, fruchtzeugender Schaffensmöglichkeiten. Ein Mann, der es fertig bringt, in gleicher Vollendung Weltkind und Hausvater, vielseitiger Gelehrter, Kunstkenner und Diplomat zu sein. Dem diese Universalität nichts schadet, sondern das Heilmittel gegen alle Eitelkeit, Schwäche und Einseitigkeit ist, weil er hinter allen Dingen nicht ihren Augenblicksvorteil, sondern ihren allgemeinen Wert sucht und findet.

So hat Anton Bettelheim mit seinem Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron ein Wahrzeichen deutscher Kultur aufgerichtet — und nicht nur dies: indem er, aus eigener Kennerschaft heraus, seinem Volke das noch nicht Vollendete in Liliencrons Plänen und Arbeiten ebenfalls aufweist, ringt er sich zu einer Geschichtsschreibung hinauf, die das Vergangene mit dem Zukünftigen kraftvoll zusammenzuschmieden weiß.

H. Robert Ulich.

Nordlandbücher. Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin.

Drei neue Bände dieser Sammlung, die sich bemüht, uns gute Werke der nordischen Reiche zu übermitteln, liegen vor. Ein Erzählung von *Jakob B. Bull*, „Lichte Rache", der sonst in Volkserzählungen Kräftigeres schreibt, schildert ein seelisches Dilemma allzu unterhaltend, zu tändelnd, zu rosig. Bull meint: Junggesellen, wenn sie eine reine Liebe zu einem reinen Mädchen fassen, sollen sich ihres Vorlebens schämen. Man glaubt das nicht recht. Dieser reiche Junggeselle jedenfalls schämt sich, schämt sich sogar zu sagen, daß er ein sogenanntes Vorleben hat. Man glaubt auch nicht, daß es einem so ausgepichten, aufgeklärten Junggesellen so schwer wird, der Geliebten frühere Liebe zu gestehen, daß er in seiner Not sogar den Pfarrer um Rat fragt. In düstere Tragik stürzt dies klare Junggesellenleben, denn beinahe verzichtet er auf reine Liebe, um sich das Geständnis und der Braut die Enttäuschung zu sparen. Und als er schließlich seine harmlosen Sünden gesteht, ist wieder die sonst klarblickende



und lebenssichere Braut so erschüttert, daß man nochmals an der Glaubwürdigkeit der Geschichte zweifelt. Aber schließlich wird alles gut und auf den Rosenwolken des Unterhaltungsromans schwebt das glückliche Paar in den Ehehimmel des Philisteriums. Solche Geschichten schreiben in Deutschland die Staackmann-Autoren auch, und man brauchte sie nicht aus Nordland zu importieren.

Verdienstlich aber ist es, daß ein weiterer Band die erste vollständige Übersetzung der Gedichte *J. P. Jacobsens* bringt. Doch es scheint mir, daß der Übersetzer *E. L. Schellenberg* zu sehr an den Text sich anklammert und deshalb nicht recht imstande ist, diese zarten, dämmernden Gebilde nachzuformen. Die deutschen Verse klingen oft nicht wie Nachbildung eines guten Originals, sondern wie eine dilettantische eigene Dichtung. Nur selten fühlt man die schwebenden Rhythmen, die wie bunte Wolken ineinanderwallen und sich lösen. Es ist allerdings sehr schwer, diese Traumlandschaften, diese Übergänge vom Wachen zum Schlaf, vom Tag zur Nacht, diese kosmischen Landschaften und feinsten Stimmungen der Seele, diese schimmernden brechenden Farben und Töne in eine andere Sprache umzudichten. Und so muß man zufrieden sein, wenn man aus der Schellenbergschen Nachdichtung die vertraute Fremdartigkeit und bezaubernde Reinheit der wenigen Dichtungen Jacobsens, die 1867—80 entstanden, als in Deutschland derbschlächtige Epigonenpoesie blühte, wenigstens ahnen kann. Man liebt diesen Träumer nun auch in seinen Gedichten, der selbst Niels Lyhne war und als zwanzigjähriger Mann in Hervert Sperrings Liedern schon wußte, daß er ein Träumer ist und immer ein Träumer sein würde. Bis sein Traum in den Gurre-Liedern einmal zu brausender Melodie aufschäumte, die in Schönbergs gewaltiger Paraphrase, Musik geworden, unsere Sinne entzückt.

Man weiß, welche Bewunderung Jacobsens Prosa in Deutschland fand, und welchen Einfluß sie auf die Entwicklung deutscher Erzählungskunst hatte. Unbegreiflich aber ist es, daß ein Buch wie *Sigbjörn Obstfelders* „Tagebuch eines Pfarrers" in Deutschland unbekannt bleiben konnte. Die zarten Novellen Obstfelders sind häufiger übersetzt worden; hier erscheint nun endlich in Übersetzung das Hauptwerk des seltsamen Menschen, der sich in krankhafter Schüchternheit und Unruhe hungernd in der Welt umhertrieb. Nach seinem Tode, im Jahre 1900, wurde dies Buch veröffentlicht, das würdig ist, neben den Werken Kierkegaards zu stehen. Es enthält weiter nichts als die religiösen Zweifel und Kämpfe eines Pfarrers . . . weiter nichts — und doch ist dies Motiv Anlaß zu bohrendsten Quälereien und Vorwürfen, zu grüblerischer Philosophie, Gedanken über Gott, Christentum, Menschheit, zu Systemen der Weltbeglückung, zu kosmischen Hymnen von unendlicher Schönheit. Aus Skeptizismus und Abstraktionen wird dieser düstere nervöse Grübler zur Betrachtung des Lebens im Kosmos und zum Menschen geführt; Menschlichkeit, Menschenhilfe wird höchstes Gebot, und Erkenntnis des ewigen Rhythmus, der Harmonie, des Lebens im Geist bringt Erlösung. Vor allem aber erkennt er Wert und Bedeutung des Menschen; die Menschen sind nicht für Himmel oder Hölle geschaffen, sondern füreinander, sich zu beglücken, zu helfen und „dem Gebot des Geistes zu folgen, wenn er aufflammt". Überallhin muß das Evangelium von dem glücklichen, hilfreichen, gemeinsamen Leben auf Erden verbreitet werden, „ein neuer Jesuitenorden mit einem Ziel auf Erden und nicht im Himmel". Dies Buch enthält bereits alle Lehren des Aktivismus und der Jugendreformbewegung, nur ist alles, was jetzt in Aufrufen und Leitsätzen verkündet wird, in Obstfelders Buch in schönerer, eindringlicherer Form gesagt. Mit der Kraft Nietzschescher Beredsamkeit rollen schließlich die Worte dahin und entfalten sich zu reinster ethisch-religiöser Dichtung. *Kurt Pinthus.*

Südsee-Märchen. Herausgegeben von Paul Hambruch. — *Neugriechische Märchen.* Herausgegeben von Paul Kretschmer. (Aus der Sammlung: „Märchen der Weltliteratur"). *Jena,* 1916 und 1917. *Eugen Diederichs.* In Pappband je 3,60 M., in Leder je 7 M.

Lange Zeit war die Märchenforschung lediglich ein Anhängsel der Philologie und der Völkerkunde, bis das zunehmende psychologische Interesse, die Popularisierung der folkloristischen Forschungsergebnisse und die in neuerer Zeit wieder stärker werdende Beschäftigung mit den Anfängen alles künstlerischen Schaffens bei den primitiven Kulturen in weitesten Kreisen den Boden für ein allgemeines Interesse an dem Märchen als Kunstform bereitet haben. Nicht zuletzt unter dem bedeutsamen Einfluß der Wundtschen Forschungen zur Völkerpsychologie und der Lamprechtschen universal-historischen Methode, die eine starke Hereinbeziehung der primitiven Kulturen in alle historische und vergleichende literarhistorische Forschung zur Folge hatte, sind in den letzten Jahren sehr wesentliche Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Märchenforschung zu verzeichnen, die sich bewußt und zum ersten Male an weitere Kreise wenden. *Friedrich von der Leyens* Versuch über das Märchen (Bd. 96 von Wissenschaft und Bildung) und die Darstellung des deutschen Volksmärchens von *Karl Spieß* (Bd. 587 von Aus Natur und Geisteswelt) geben zum ersten Male in handlicher und faßlicher Art alles Wesentliche, was die Wissenschaft bislang zur Märchenforschung nach Stoff, Form und Entwicklung zu sagen hat. Gleichzeitig hat Eugen



Diederichs ein außerordentlich umfassendes Unternehmen ins Leben gerufen, das in dreißig Bänden, von denen bis jetzt etwa ein Drittel vorliegt, die Märchen der Weltliteratur in textlich einwandfreien, von wissenschaftlichem Ballast befreiten und doch mit Studienhinweisen versehenen Ausgaben darbieten will. Der schon genannte *Fr. von der Leyen*, dem wir auch schon die (bei Beck, München, erschienenen) deutschen Sagen verdanken, hat sich mit *Paul Zaunert* zur Gesamtherausgabe vereinigt. Boten die zuerst erschienenen Bände Bekanntes in den Grimmschen Hausmärchen, den deutschen Märchen seit Grimm und den Volksmärchen von Musäus, denen sich noch plattdeutsche Märchen anschlossen, so liegt der besondere Wert der ganzen Sammlung vornehmlich in dem der Allgemeinheit fast durchweg zum ersten Male zugänglich gemachten Märchenschatze der osteuropäischen, der nicht europäischen Völker und der primitiven Kulturen. Zwei derart in ihrem Kontrast besonders reizvolle Bände liegen heute neu vor. Während die von dem Wiener berühmten Forscher Paul Kretschmer vielfach mühsam zusammengesuchten neugriechischen Märchen einem Volks- und Kulturkreis entnommen sind, der im Grunde das Ergebnis zahlloser Kreuzungen verschiedenster Kulturen darstellt, bieten die sprachlich von Hambruch völlig neugestalteten, teilweise überhaupt zum ersten Male veröffentlichten Südseemärchen einen Einblick in eine nahezu unverfälscht erhaltene, uralte, primitive Kultur, die uns die ganzen Tiefen menschlicher Phantasie und Schöpfungskraft erschließt.

Kretschmer zog außer seinem eigenen Werke über den heutigen lesbischen Dialekt vornehmlich die bislang größte und zuverlässigste Sammlung neugriechischer Märchen J. G. von Hahns heran. Die meisten hat er jedoch selbst aufgezeichnet, wie er sie an Ort und Stelle gehört hatte. Nahezu alle Dialekte Griechenlands sind vertreten; die Inselwelt, auf der sich die Differenzierung der Kulturen am stärksten erhalten hat, lieferte den größeren Teil. Bei einer durch die vielen Jahrhunderte europäischer Geschichte aus dem Osten her derartig stark befruchteten Kultur, wie sie gerade die griechische Insularwelt darstellt, ist es natürlich, daß die Märchenstoffe im ganzen wie in den einzelnen Motiven dem Neugriechentum nicht absolut eigentümlich sind, sondern sich auch bei anderen osteuropäischen und orientalischen Völkern finden, und mit stärkeren Veränderungen auch bei westeuropäischen Kulturen vorhanden sind. Das Besondere liegt meist in der Art der Erzählung und den Veränderungen, denen Stoffe und Motive auf neuhellenischem Boden unterworfen wurden. Das Vorkommen einer dämonischen Hauptfigur ist hier besonders kennzeichnend. Dem Riesen oder Menschenfresser der germanischen Märchenwelt entspricht hier der Drache in Menschengestalt, der Unhold, der von Kretschmar geschickt mit den schlangenfüßigen Giganten des Altertums in Parallele gebracht wird. Auch der kadmeischen Drachensaat und der schlangenhaarigen Eumeniden wird in diesem Zusammenhange gedacht. In der sehr guten Einleitung bespricht der Herausgeber eingehend noch andere. seltener vorkommende typische Märchenfiguren, Die Anmerkungen enthalten vornehmlich für den Folkloristen und näher im einzelnen Interessierten zahllose Hinweise auf die Literatur der bereits sehr umfänglichen Märchenforschung.

Hambruch hatte bei seinen Südseemärchen auf weniger vorbereitetem Boden zu arbeiten. Vor allem ist in deutscher Sprache wenig auf diesem entlegenen Gebiete veröffentlicht worden. Die englische Forschung wurde hier naturgemäß am meisten zu rate gezogen. Stärker als irgendwo wurzeln bei den primitiven Kulturen die Märchen in der Naturbeobachtung und weisen auch in den religiösen Vorstellungen, zumal der ätiologischen Märchen, immer wieder darauf hin. Das Traum- und Zauberwesen, dem neuerdings in dem Wiener Psychoanalytiker Freud und seiner Schule ein neuer Interpret und Erklärer entstanden ist, spielt eine übermächtige Rolle in der Phantasie der Naturvölker. Die Völkerpsychologie wird hier noch unergründlichen Stoff für ihre Forschung finden, und mit ihren Resultaten zur Erklärung und zum Verständnis ihrerseits dann wieder beitragen können. Denn wir sind hier bei den Uranfängen des Märchens angelangt und bei den primitivsten Formen der Volksdichtung und schöpferischen Phantasie unverdorbenen Volkstums. In einer vorzüglichen Einleitung bespricht Hambruch des näheren die Erzählweise und den Aufbau der Südseemärchen, der von den uns geläufigen Begriffen wesentlich verschieden ist. Eine Anzahl von Motiven und besonders gefallenden Ausdrucksformen, die häufig wiederkehren, werden auch im einzelnen aufgeführt. Die Anmerkungen bieten vornehmlich fachliche Quellennachweise. Eine große Anzahl von Abbildungen, Bildtafeln und ethnologisch wertvollen Initialen bilden einen besonderen Vorzug dieses Buches.

Franz E. Willmann.

Alfred Lemm, Der fliehende Felician. Roman. *München, Georg Müller Verlag.* 1917.

Der Autor hat an diesem Erstlingsroman viel und eindringlich gearbeitet und, während er ihn schrieb, an sich selbst. Das wird aus diesem konzentrierten Werk auch der fühlen, welcher nicht weiß, daß Lemm die für einen jungen Schriftsteller seltene Entschlußfähigkeit aufbrachte, große Stücke, und zwar besonders den ganzen ersten Teil der ursprünglichen Fassung zu vernichten. Was nun vorliegt, ist ein geistiger Entwicklungs-

roman mit tragischem Ausgang, symmetrisch aufgebaut: als Einleitung Flucht Felicians, eines jungen Mannes mit feinen Nerven und kultiviertem Intellekt, aus verkitschtem Alltag und behäbig saturierter Brautfamilie, und als Schluß die Rückkehr des am geistigen Leben gescheiterten Felician in diesen bürgerlichen Alltag als letzte Zuflucht, den er, feierlich vom triumphierenden Bürgertum erwartet, als Toter erreicht.

Das große Mittel- und Hauptstück erzählt die Abenteuer Felicians in Paris auf der unruhigen Suche nach dem Reich des Geistes und der Vollkommenheit. Er taumelt beseligt in die Zirkel der Bohemiens, deren jeder, mehr oder minder ehrlich und fanatisch, sein eigenes Steckenpferd in den Bezirken sublimer Geistigkeit hohe Schule reiten läßt. Felicians Tragik ist es, daß er diese Suchenden für Vollendete hält und weder Reife noch Energie hat, von der Sprungleiter der Experimente den Aufschwung zu eigener kritischer geistiger Arbeit zu wagen. Selbst dann nicht, als ihm in ehrlicher Liebe die reifere Ethikerin Stella helfen will. Dem durch eine Jugend in schaler, verderbter Wirklichkeit Zerriebenen und Verkümmerten kann niemand mehr helfen. Hier allerdings macht sich Lücke und Mangel des Buchs bemerkbar: man erfährt nicht, wie und wodurch Felician so früh zerbrochen und geschwächt wird. Kurz: es ist zu spät, er findet nicht den Ausgang aus dem Labyrinth der Ideen; die Ethikerin Stella steht vor ihm allzusehr als Schulmeisterin, die sie allerdings ist . . . er flieht in die Tiefen der süßen Weltstadt . . . versumpft und verbummelt. Der zum sterilen Erotiker und Bordellzutreiber Gesunkene führt schließlich das Altmännerdasein eines proletarischen Hausburschen, bis ihm die einst geflohene Bürgerwelt der Heimat als Stern des Heils aufleuchtet. Er flieht den Sumpf als körperlich und seelisch Zerschlagener, und der Eisenbahnzug trägt einen Toten in die Heimat.

Man weiß, wie gern die jungen Schriftsteller unserer Generation vom Leben im Geist sprechen. Dies Buch zeigt — und deshalb mußte sein Inhalt skizziert werden —, daß sich diese Generation das Ringen um den Geist schwerer macht, als ihre Gegner zugeben wollen. Denn nur der Starke und dennoch Ideengläubige, nicht der spielerisch-unkritisch Tastende vermag in diesem Reich zu leben. Die armen guten Felicians, die nicht aus der Wirklichkeit des Bürgertums den Fels des Geistes zu erklimmen vermögen, müssen alle zurückstürzen. Für diese Selbstkritik unserer jungen Künstler ist Lemms Buch symptomatisch. Überdies aber erweist es achtbares episches Talent. Im Fortschreiten des Romans selbst entwickelt sich Lemms Stil zu Konzentriertheit und bedeutender Stärke des Ausdrucks. Als schönste Episode bleibt mir in Erinnerung die Geschichte der zarten, verliebten Madeleine, die von der starren Ethikerin Stella gehindert wird, sich dem Geliebten hinzugeben und nun langsam absterbend immer im Bett sitzt und ihren abgemagerten ungenossenen Körper streichelt, bis ihr, als sie die zermürbte Entstellung ihres Leibes erkennt, der Schrei: „jetzt nimmt er mich nicht mehr" den Tod gibt.

In den Pariser Abenteuern Felicians zeigen sich allerlei gut erfundene Typen und Situationen, wenn auch manche Ideen und geistige Bemühungen des vor fünf Jahren entstandenen Romans einfältiger geschildert sind, als sie der Autor jetzt aus seiner Feder lassen würde. Denn einige in Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten Lemms zeigen, wie sehr er bereits über dies Buch hinausgewachsen ist. *Kurt Pinthus.*

Hans Prutz, Die Friedensidee. Ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel. *München* und *Leipzig*, *Verlag von Duncker & Humblot*. 1917.

Es lockt gerade während des unabsehbaren Weltkrieges, der so prompt den Friedenskonferenzen gefolgt ist, in der Geborgenheit des gesicherten Arbeitszimmers sich nachspürend darein zu vertiefen, wann wohl die Sehnsucht nach einem allgemeinen Frieden erwacht sein möge und wie sie — ob sie jemals ihrer Verwirklichung näher gekommen ist. Denn vom goldenen Zeitalter am Anfang der Geschichte träumen wir nicht mehr, es mag aber vielleicht manchen geben, der da glaubt, daß die Welt daraufhin sich entwickele. Glücklich, wer die Enttäuschung nicht zu erleben braucht. Jetzt sagen wir, am Anfang war der Kampf, und der gelehrte Verfasser zeigt, daß selbst in den Urkunden der christlichen Religion und ihres Nährbodens, des Judentums, vom Weltfrieden keine Spur zu finden ist. Zwar gab es Fromme, die Krieg und Waffentragen mit ihrem Glauben nicht vereinigen konnten, aber im allgemeinen folgten sie selbstverständlich dem Staatsgebot als streitbare Männer. Sagt doch Christus (Matthäus 10, 34—35): Denket nicht, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde; ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Mögen die Theologen beanstanden, daß dieses Wort in diesen Zusammenhang gebracht wird — dem schlichten Leser klingt es nicht nach Weltfrieden. Da ist es nun verdienstlich von Prutz, daß er stark hervorhebt, wie der Friede im Neuen Testament etwas Subjektives, etwas Innerliches, einen Gemüts- und Seelenzustand bedeutet. Und das bleibt noch durch Jahrhunderte. Reizvoll wird der Weg durch das Mittelalter, Kaiser Heinrich III., der Gottesfriede, die Kluniazenser ziehen an uns vorüber. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei einer Ge-

stalt, der er neuerdings wieder Studien in der Münchner Akademie der Wissenschaften gewidmet hat, Jeanne d'Arc, der kriegerischen Jungfrau, aus der man eine Friedensbotin und Friedensbringerin machte. Man lese dann selbst nach, wie der — oder vielmehr ein Friedensgedanke erwuchs aus dem Wunsche, die abendländische Christenheit zu einen, nicht zum Weltfrieden, sondern zum Kampf gegen den Türken, bis Papst Pius II. den grotesken Gedanken faßte, den Sultan zum Übertritt zum Christentum zu bewegen. Der Türke war eine Macht; er war nicht nur der Feind des Glaubens; man schloß Bündnisse mit ihm, selbst der Papst scheute davor nicht zurück, der Friedensgedanke wird durchsichtiger und mehr denn je zu einer Waffe selbstsüchtiger Diplomatie. Wie konnte es auch anders sein, denn hart im Raume stoßen sich die Sachen. Das Friedensideal erscheint nicht in den volkstümlichen Reformschriften, nicht im Gedankenkreise der höher Gebildeten. Selbst des Thomas Morus „Nimmermehrland" kennt keinen krieglosen Zustand, keinen allgemeinen und dauernden Frieden. Der Krieg wurde zum Beruf, für den und von dem man lebte! In den so bereiteten Boden fiel die Glaubensspaltung, und es kam das furchtbarste, was nicht nur nationale Feinde gegeneinander trieb: die Glaubenskriege zerstörten die Nationen, die sich gefestigt hatten oder in der Bildung begriffen waren, im Innersten. Der wahre Sinn der Worte Christi, die oben angeführt sind, vom inneren Kampf um die Wahrheit wurde bitter verkehrt in jahrhundertelange Kämpfe blutigster Art unter Stammes- und Volksgenossen. Dort, wo die verheerende Wirkung sich zuerst am schärfsten bemerkbar machte, suchte man nach Abhilfe. Nicht, wie im Mittelalter, die Kirche suchte Frieden zu schaffen, sie war immer mehr zur ecclesia militans geworden, sondern die Wissenschaft, die Rechtswissenschaft, das Staatsrecht. Jean Bodin ist der Vater der Friedensidee. Das größte Aufsehen hat erregt und die meisten Federn in Bewegung gesetzt der angebliche „große Plan" Heinrichs IV. von Frankreich, eine Erfindung Sullys. Wie sich der Friedensgedanke erhalten und entwickelt, dem geht Prutz nach, ohne in Weitschweifigkeit zu verfallen und allen Seitenpfaden zu folgen. Man könnte jetzt neben ihm das mit anderen Absichten geschriebene Buch von Jacob ter Meulen heranziehen: Der Gedanke der internationalen Organisation in seiner Entwicklung 1300—1800, Haag, Mart. Nijhoff 1917. Er spricht von der Friedensidee in England und dem Aufkommen der Quäker, erzählt von dem famosen Abt von Saint-Pierre, dessen Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle entre les souverains chrétiens er ebensowenig im ersten Druck gesehen hat wie Friedrich Meier laut seinem Werke: Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit, Rostock 1916. Seine höchste Ausbildung erfährt der Friedensgedanke in Deutschland, zunächst durch Leibniz und endlich durch Kant. Es ist romantische Ironie, daß in das letzte Kapitel der große Friedensprophet unserer Tage, Woodrow Wilson, hineingetönt hat. Prutz befaßt sich ernsthaft mit ihm und zeigt seine Unzulänglichkeit auf — noch ehe der Mantel fiel und das alte Spiel sich enthüllte: der Friedensgedanke als Werkzeug diplomatischer Selbstsucht. Wie das Schicksal der Friedensidee sich gestalten mag, das müssen wir der Zukunft überlassen. Unsere Sorge muß es sein, daß der Friede, der unseren Krieg abschließen wird, nicht eine Fortsetzung des Krieges ist mit unblutigen, aber vielleicht noch grausameren Mitteln. H. M.

Gabriele Reuter, Die Jugend eines Idealisten. Roman. *S. Fischer Verlag, Berlin.* 1917.

Dieser schöne Titel deckt einen Roman, dessen Fehler es ist, daß er eben nur ein Roman . . . ein mäßiger Roman, ein Familien-Unterhaltungsroman ist, und daß, sobald er mehr sein will, die mangelnde Kraft der Verfasserin zutage tritt. Ich möchte nicht in unehrerbietigen Worten über eine weise, gütige, lebenserfahrene Frau sprechen, die manches kluge, klärende Wort über Frauen und Männer gesagt hat; aber es muß festgestellt werden: dies Buch ist, als Kunstwerk betrachtet, ein schwaches, mißratenes Werk, und seine ideellen Bestrebungen werden zerdrückt von der zermalmenden Handlung alter Romanschmöker. Mußte die Entwicklung eines jungen Idealisten ausgerechnet an diesem ausgefallenen Fall verwirrter Familienverhältnisse exempliziert werden?

Eine schöne Frau verläßt einen Landbaron, der sie mit einer Gutsnachbarin betrügt; der fern von ihr aufwachsende Sohn und die Tochter der Rivalin, durch Ehebruch beide des Landbarons Kinder, binden sich in Liebe aneinander. Der unverdorbene Landjunker kommt als Student nach Berlin ins Haus seiner Mutter, die eine berühmte Schauspielerin geworden ist; rein und idealistisch steht er im herabziehenden Strudel der Stadt, bis das geliebte Mädchen ihn besucht und endlich beide über ihre Herkunft aufgeklärt werden. Das verzweifelte Mädchen geht ins Wasser, der verzweifelte Jüngling ergibt sich sozialen Reformbestrebungen.

Gabriele Reuter muß wissen, daß es täglich tausend Konflikte und Erlebnisse gibt, welche die Herzen der schulentlassenen, in die Großstadt ziehenden Idealisten erschüttern, zerreißen und und verwandeln. Und es ist der unverzeihliche Mangel des Buchs, daß diese verwirrenden Motive der Großstadt nur angedeutet sind, daß aber nicht der Ansturm der Großstadterlebnisse, sondern ein altes, ausgeklügeltes Romanthema den Idealisten

umwirft. Allerdings werden auch allerlei neuere psychologische Motive hinzugefügt, von denen am klarsten und innigsten die allmähliche Entfremdung herausgearbeitet ist, die den jungen Idealisten von der geliebten Mutter trennt, als er sie in einer Dirnenrolle auf der Bühne und als gehetzte Sklavin im Reich der Schminke und der Masken sieht. Mütterliche, suchende weibliche Naturen zu zeichnen, ist sicherlich Gabriele Reuters bestes Können (sie wagte als erste das seelische Bild der Dichterin Droste-Hülshoff kühner und richtiger als bisher zu enthüllen), aber es wird auch der, welcher nicht inmitten der Frühreife und Differenziertheit jugendlicher Großstadtmenschen aufgewachsen ist, sagen müssen, daß dieser Idealist doch gar zu sehr Unschuld vom Lande ist, daß sich Gabriele Reuter das Problem allzu bequem macht, weil ihr Held unnatürlich unverdorben, grade, kindlich und tugendsam durch die Großstadt schreitet.

Dieser Jüngling, der so viel papiergebliebenen Charakter und zu wenig Geist zeigt, wird immer erst durch das romanhafte Geschehnis zu innerem Sturz gebracht, niemals durch Erkenntnis oder durch kritische Prüfung. Während die Versuchungen und Erschütterungen Berlins von seiner Redlichkeit abgleiten wie Feuer und Wasser von Tamino, erfolgt sein zweiter Zusammenbruch, sobald von ihm, der fern von Mutter, Genußleben und Reichtum einsam in Armut und Demut der Reform der Jugenderziehung unterster Schichten sich widmet, ein halb aristokratisches, halb dirnenhaftes Luxusgeschöpf, das er für seine Sache gewonnen glaubt und das ihn liebt, plötzlich wieder in die Welt abenteuerlichen Genusses zurückflieht. Und doch hatte er längst erkannt, wie hysterisch und ihm wesensfremd diese Frau ist. Hier ist die schwächste Stelle des Romans, denn ein Idealist, der so sicher für eine große, allgemeine Sache arbeitet, kann nicht so völlig zweifelhaft und verzweifelt werden, weil eine Seele ihm untreu wird, an deren Treue er selbst niemals recht glaubte.

Ich bin überzeugt, daß selbst der, welcher ebenso wie Gabriele Reuter von der Verderbtheit der tatsächlichen Zustände überzeugt ist, die wir Wirklichkeit nennen, zurückschrecken wird, wenn dieser Idealist als das Hauptproblem der sozialen Reform gerade die Wandlung der erotischen Beziehungen der Geschlechter in ein reines, geschwisterliches Verhältnis propagiert. Die Enttäuschung über die Unmöglichkeit, diese Forderung zu verwirklichen, hätte einen natürlicheren Zusammenbruch erzeugt als jenes romanhafte Geschehnis.

Mit behaglicher Ruhe und Breite ist der Roman erzählt, aber der anspruchslose Leser, der nur Unterhaltung erwartet, wird dennoch kein Behagen fühlen, denn er wird durch die krampfhafte Verknüpfung der romanhaften, spannenden Ereignisse mit sozialen Problemen enttäuscht sein. Wer aber ein Kunstwerk erwartet, ist bald erstaunt, wie unorganisch die Bestandteile des Buchs ineinandergefügt sind, und wie sehr dem Werk Atmosphäre und Rhythmus unserer Zeit und Kenntnis der inneren Konstitution ihrer Menschen mangelt.

Kurt Pinthus.

Dr. Walter Riezler, Hans Pfitzner und die deutsche Bühne. *München, R. Piper & Co.* 1917.

Wir könnten das Büchlein ruhig beiseite legen und uns der schönen Begeisterung freuen, welche sich an einem Genie der Musik entzündete, wenn es nicht „. . . und die deutsche Bühne" hieße. Pfitzner ist, wie Riezler und Pfitzner selbst gestehen, ein Epigone Schumanns und als solcher reiner Lyriker. So verehre ich ihn bedingungslos in seinen Liedern, in der Cello-Sonate und in seinen Opern als einen unserer stärksten deutschen Meister. Allein die These seiner überlauten Anhängerschaft, welche in ihm den Retter der deutschen Bühne sieht, muß scharf widerlegt werden. Pfitzner selbst und seine wohlorganisierte Gemeinde macht es uns nicht schwer. Daß Pfitzner seine eigenen musikdramaturgischen Prinzipien in seinen Musikdramen nicht erfüllt, habe ich an dieser Stelle (August-September 1916) und eingehender in der „Allgemeinen Musikzeitung" (Jahrgang 43, Nr. 28—33) bewiesen. Weiteres Material bringt Riezlers sehr klug und warm verfaßte, von Pfitzners Wortschatz und Stil durchsetzte Arbeit. Nach ihm „bleibt Pfitzner ***absoluter Musiker*** auch angesichts des Dramas". Sehr richtig! Aber dramatische Musik ist auf die Szene angewandte Musik und ***muß*** die „szenische Gebärde", in welcher Riezler für seinen Helden gar gut die saure Traube wittert und sie darum Wagner zum Vorwurf macht, in sich tragen. Wenn Pfitzners Dramenmusik sie verschmäht und „in jedem Augenblick nur das Innerlichste des dramatischen Vorgangs in sich aufnimmt", so ist diese Musik eben *Lyrik*. Wie fast alle Lyriker der Bühne geht auch Pfitzner, gegen seine eigene Forderung, nicht von der dramatischen Totalität aus, sondern von einem zufälligen Theatereffekt, von einem Bühnenbild. Riezler sieht auch in der „Rose vom Liebesgarten" zuvörderst „schöne Bühnenbilder" enthalten und nach der Anlage des „Palästrina" ist es wohl glaublich, daß sein Autor die „wunderbar szenisch-musikalische Vision", wie die Engel kommen und Palästrina die große Messe eingeben als „Ausgangspunkt der ganzen Schöpfung" sah. Also der Theatereffekt ist der Kern der Dramatik Pfitzners. Auf den Theatereffekt geht auch der Regisseur Pfitzner aus. Will Riezler „die allzu üppige oder süßliche Gestaltung des Bühnenbildes" in der „Rose" als unpfitznerisch vermieden wissen,



so weise ich nur auf Pfitzners eigene Inszenierung des Werkes in Straßburg hin, welche, im Ansichtskartenstil gehalten, beide Fehler in Reinkultur aufzeigt. Übersteigert soll dieser Effektstil noch in „Palästrina" sein, wo — nach Aussage von Theaterfachleuten — Pfitzner achtzig Chori in goldenen Gewändern auf einer pappwolkenen Himmelsleiter stehen gehabt haben soll, wo am zweiten Aktschluß die Bühne voll (an der Handlung innerlich unbeteiligter) Toter lag. Ein Regisseur, welcher den Tag als historisches Datum bucht, wo er — welch genialer Einfall! — statt eines schwarzen Vollbartes einen blonden auftreten läßt, zeigt wieder, daß er den Einzeleffekt sucht (den er auch weitschweifig literarisch begründet), statt vom dramatischen Ganzen aus eine solche Änderung als Selbstverständlichkeit, der Erwähnung nicht wert, ohne weiteres Kreißen zu gebären. Für Pfitzner hat eben als Musiker wie als Regisseur der „Einfall" allen Wert, womit er beweist, daß er wenig Einfälle hat. Dem schöpferischen Künstler als Regisseur bedeuten die Einfälle wenig, er verschwendet sie, wirft sie oft weg. Einfälle hat jeder Laie und Dilettant. Die *Form des Ganzen*, die gestaltende Arbeit aber ist die Kunst, auch die des Inszenators. Pfitzner ist absoluter Musiker. Doch auch hier nur in Einfällen, also in kleinen Formen und in einer wunderbar feinen und doch herben Kammermusik. Für die große al fresco Form der Symphonie aber fehlt ihm das Organ zur Totalität. Er hat auch keine Symphonie geschrieben. Trotzdem stellt Pfitzner selbst die symphonische Durchführung des Orchesterparts im Musikdrama als für sein Werk wesentlich hin. Seine szenische Musik jedoch gibt bloß Suiten, wundervolle Stimmungsbilder, aber keine dramatische oder symphonische Durchführung. Auch hierin ist er Schumann („Genoveva") verwandt. Wem jedoch als Komponist die Kraft für das dramaturgische Ganze fehlt, dem muß sie, wie wir es ja sahen, als Regisseur ebenfalls fehlen. Es ist demnach ebenso überheblich, Pfitzners drei Opern für Werke anzusprechen, die „an Bedeutung alles (!), was sonst noch in dieser Zeit auf dem Gebiete der Oper geschaffen wurde, weit übertreffen", als ihn „einen der bedeutendsten Regisseure unserer Zeit" zu nennen. — „Hans Pfitzner und die deutsche Bühne" ist das Verhältnis einer unglücklichen Liebe. „Hans Pfitzner und das deutsche Kunstlied" wird seine volle Bedeutung erfassen können.

Ernst Lert.

Werner Scheff, Die Arche. Roman. Verlag *Ullstein & Co., Berlin.* 1917.

In der unermüdlichen Reihe der bewährten Ullstein-Unterhaltungserzeuger soll ein neuer, bislang ungedruckter Mann auftreten. Sicher ist sicher, denkt die Firma angesichts dieses immerhin riskanten Geschäfts und läßt durch den so bewährten Georg Engel eine Vorrede schreiben, in der erstens das „gottesjämmerlichste Geschlecht der Erfinder einer neuen Kunst" verhöhnt und abgekanzelt und alsdann der Neuling als Mann vorgestellt wird, „an den die Genien des Jahrhunderts herantreten, von dessen Lippen plötzlich die Stimme der Zeit donnert". Auch glaubte Georg Engel beim Anhören dieses Romans „das Rauschen zweier sich mächtig entfaltenden Fittiche zu hören". Und überdies wird jetzt der Autor „hinter den Wällen der Festung Komorn" zum Artilleristen ausgebildet.

Die Posaune dieses Engel soll, so sehr sie dazu lockt, mich nicht verleiten, das Buch des Werner Scheff mit Elle und Gewicht für die Werke der Genies zu messen. Daß Scheff wie 15 Millionen seiner Geschlechtsgenossen deutscher Sprache militärisch ausgebildet wird, macht sein Buch nicht besser und nicht schlechter. Aber sicherlich kann es auf den kritischen Leser nicht günstig wirken, daß dies in anständiger Gesinnung geschriebene, gutgemeinte Buch eines Dilettanten schlechtweg als geniales Kunstwerk angepriesen wird. Denn es unterscheidet sich von tausend anderen Unterhaltungsromanen nur durch die Tatsache, daß der Autor einen großartigen, wenn man will genialen Einfall gehabt hat.

Dies ist der Einfall: Ein japanischer Professor berechnet, daß an einem bestimmten Tage die Erde den Schweif eines Kometen durchläuft, dessen Atmosphäre alles organische Leben auf unserem Planeten töten muß. An diesem Tage des Untergangs aber wird zum erstenmal ein neukonstruiertes Riesenunterseeboot seine Probefahrt machen. Wenn nun der Professor sich auf dies Unterseeboot begibt, auf dem sich allerlei Menschen der Intelligenz, des Handels und der groben Arbeit sowie allerlei Getier befinden, damit ausprobiert werden kann, wie der Gesundheitszustand all dieser Wesen unter Wasser bei künstlicher Luftzufuhr sich gestaltet, wenn ferner der Professor es versteht, diese Arche solange unter Wasser zu halten, bis die Zeit des Kometenschweifdurchganges vorüber ist . . . dann werden die Menschen der wieder aufgetauchten Arche zu ihrem Entsetzen alles Leben auf Erden erloschen finden, sie werden die einzigen lebendigen Wesen auf dem unendlichen Friedhof der Erde sein. Diese letzten Menschen, welche die ersten einer neuen Epoche sind, werden, aus dem ungeheuren Materialienvorrat der verwaisten Erdoberfläche schöpfend, sich praktisch organisieren, ein neues Staatswesen bilden und sich fortpflanzen.

Diese Idee vermochte aber Scheff weder zu einem Kunstwerk zu formen, noch aus ihr irgendwelche für die Entwicklung der Menschheit förderlichen oder klärenden Motive zu enthüllen. Denn er begnügte sich lediglich damit, diese phan-

tastische Idee erfunden zu haben, führte sie aber keineswegs in phantastischer Weise aus; er entwirft keine genialischen Schilderungen der Arche, des furchtbaren Massentodes der verwesenden Erdkruste, der neuen Gemeinschaft, keine ausbrechenden Leidenschaften, Begierden, neuen Gedanken der Übriggebliebenen in der ungeheuren, herrenlosen Schatzkammer, sondern mit (das soll zugunsten des Autors angenommen werden) absichtlicher Nüchternheit werden gerade diese Möglichkeiten genialer Erfindungs- und Gestaltungskunst vermieden; alles Phantastische ist mit knapper Sachlichkeit berichtet.

Nun könnte gerade durch den Kontrast der phantastischen Idee und der nüchternen, konzentrierten Darstellung die Wirkung gesteigert, das Kunstwerk erzeugt werden; aber durch zweierlei Motive verflacht und vernichtet Scheff die Größe seines Gedankens. Er umspinnt nämlich den schimmernden Kern seines Buches mit einem dichten Geflecht aus Handlungen, Menschen, Reden und Technik des hergebrachten Familien- und Unterhaltungsromans. Diese Menschen sind allesamt brav, ehrlich, arbeitsam, überall strahlt Tüchtigkeit und Redlichkeit, während man immer nach Menschlichkeit dürstet und sich nach dem Leuchten des Geistes sehnt. Eine sterile Atmosphäre trockener Kühle weht aus dem herkömmlichen Stil des Romans, und die Moral ist etwa: Tüchtigkeit bleibt Tüchtigkeit; solange die Menschheit tüchtig ist, kann ihr nichts geschehen; und wenn sie auch untergeht, sie wird neugeboren, und alles bleibt beim tüchtigen Alten. Zweitens: Scheff erdrückt im zweiten Teil seines Buches die Grundidee durch ein plötzlich und unvorbereitet auftauchendes darwinistisch-ibsensches Problem. Zwei Frauen sind gerettet, die eine, bereits verheiratet, ist Mutter zweier Söhne, die andere, unverheiratet, soll den tüchtigsten Mann heiraten, den sie liebt: den Erfinder der Arche. Diese beiden tadellosen, einwandfreien Menschen werden also das Menschengeschlecht fortpflanzen. Es stellt sich aber heraus, daß der Ingenieur erblich belastet ist, — und er verzichtet freiwillig auf die Geliebte, verschwindet, weil er nicht die Verantwortung tragen will, vielleicht, vielleicht ein belastetes, minderwertiges Menschengeschlecht zu zeugen. Und erst nach allerlei abenteuerlichen Geschehnissen und Zufällen werden die Liebenden zusammengeführt, statt daß sofort Leidenschaft und Wille in ihnen auflohte, dennoch und trotzdem als liebende, sehnende Menschen den düstern Dämon zu überwinden.

So muß sich Scheff damit begnügen, wenn gesagt wird, daß sein Buch zwar nichts mit Kunst zu tun hat und die nicht unter besten Einflüssen stehende Arbeit eines Dilettanten ist, daß es aber, eine gute Idee bergend und üble Effekte vermeidend, in der Serie der Romane von Ullsteins Gnaden sicherlich als eines der ehrlichsten, solidesten und redlichsten zu gelten hat. *Kurt Pinthus.*

Friedrich Sebrecht, David. Tragödie. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig.* 1918.

Menschen von heute tragen alttestamentarisches Geschick. So wird die Last des Schicksals Bestimmung der Charaktere. Die Tragödie des äußeren Geschehens wird seelisches Er- und Durchleben. Ohne moderne Sucht gliedert sich diese Dramaturgie erneuernd und erneut der tragischen Gestaltung an, die von Kleist her zur Gegenwart vorstößt.

Das Drama des David wird zugleich die Tragödie der Achinoam — von Davids Weib —, Urias, des Freundes, und der Bathseba. Sebrecht umgeht die Vereinfachung der antiken oder reinklassischen Tragödie, die mathematisch genau zwischen Schuld und Schicksal abwägt.

Er spielt gegen den Wunsch und die Sehnsucht des Helden das Schicksal des anderen Menschen aus und verknüpft so das zu gestaltende Leben des einen mit dem duldenden Erleben des anderen. Auf diese Weise aber wird jedes Geschehen symbolisches Gemeingut und jede Handlung ist ohne weiteres zur repräsentiven Sittlichkeit erhöht.

Die tragische Idee also: das Rechte wollen der eigenen Seele gegenüber, mit dieser Forderung des Gewissens aber die Gemeinschaft der Anderen lösen. Das Bewußtsein eigenen Verzichtes würde Glück, wenn nicht der unbewußte, ungehemmte Trieb — das Pathos des Gefühles — unmittelbar das Unglück des Schuldgefühles bedingt hätte. Der Kampf dieses erwachenden Schuldgefühles mit den selbstischen Forderungen stellen das Forum der Szene.

David begegnet der Bathseba; beiden erblüht in dieser Begegnung die Gewißheit ihrer Liebe. Die Vergangenheit bindet David an Achinoam, wie die Treue Bathseba zu Urias zwingt.

Ein Krieg ruft nach dem Schwert des Königs. Uria selbst drängt an die Stelle des Kampfes, die Bathseba seines Lebens ledig werden läßt. Er — eigentlicher Held an ganzer Größe! — hält David letzte Treue, gibt Bathseba so die Freiheit und sich heroisches Format eines tragischen Verzichtes.

Auch Achinoam — Joab gegenüber — beweist sich in entzückter Reinheit.

Schuld also wölbt sich um die Menschen David und Bathseba. Die Gewißheit ihrer Freiheit tötet den Frühling ihrer Liebe, Urias fiel und sein Verzicht ist stärker wie sein lebendiger Widerstand. Der Dämon seiner unsterblichen Liebe hüllt Bathseba in neue Einsamkeit, erzwingt Gefolgschaft!! Auch David erlebt die Entscheidung der Sittlichkeit; und aus dem Kampf und Krampf

des Gefühles löst sich geläutert die Erkenntnis, daß rein sein — einsam sein heißt. Bindung ist Bürde! Gedanke wie Gebet, Geburt wie Tod fordern den Menschen vor majestätisches Einsamsein. David schreitet in kalte Höhe!

Das Drama liest sich wie ein Stück verlorener Psalm. Alle Sprache wurde festlicher Rhythmus und aller Rhythmus beschwingtes Gedicht. Die purpurnen Gewänder der Rede tragen Menschen, in deren Herzen helle Himmel tiefe Horizonte spannen. Es ist Größe des Wortes, die dem Formate des Seelischen entspricht; eine Wohltat, der wir selten zu begegnen gewohnt sind. Dieser David ist das Versprechen auf eine große Folge!

Hanns Johst.

Shakespeare in pictorial art. Special Spring Number of „The Studio" 1916. Text by Malcolm C. Salomon. Edited by Charles Holme. London 1916.

Der Studio hat als eine seiner in der bekannten Weise ausgestatteten Spezialnummern ein sehr interessantes Shakespearebilderbuch herausgegeben, das eine Übersicht über die Shakespeareillustration in Malerei und Graphik gibt, von den frühen, unbeholfenen, handwerksmäßigen Stichen in der Oktavausgabe von Nicolas Rowe (1709) bis zu den mit allem Raffinement effektvoller Dekors und Kostüme ausgestatteten virtuosen Aquarellillustrationen eines Rackham und Dulac. Es sind vorzugsweise englische Illustrationen, die hier vorgeführt werden; aber die englischen illustrierten Ausgaben bilden ja auch die überwiegende Majorität. Doch finden wir auch verschiedene Nicht-Engländer, und unter ihnen denjenigen Darsteller Shakespearescher Motive, der von allen Illustratoren künstlerisch am höchsten steht: Delacroix. Die Lithographien dieses großen französischen Romantikers zu Hamlet gehören zu den wenigen wirklich kongenialen Leistungen auf diesem Gebiete; alle übrigen Interpreten Shakespeares sind doch nur Künstler zweiten und niedrigeren Ranges. Bei Delacroix ist allein dramatisches Leben, Bewegung und Leidenschaft; die Figuren der andern Illustratoren sind daneben nur Statisten in lebenden Bildern; der Hamlet, der dem Geist seines toten Vaters folgen will, ist wirklich von Entsetzen gepackt, und intensivstes dramatisches Leben atmen die beiden Figuren des in Gewissensqualen betenden Königs und des hinter ihm stehenden und sein Schwert ziehenden, zum äußersten entschlossenen Hamlet. Einen ganz besonderen Ton schlägt auch ein Zeitgenosse von Delacroix, sein Landsmann Corot, in einem feinen Werke an, das in einer Radierung von Laguillermie vorliegt; es handelt sich hier um eine Darstellung der Begegnung von Macbeth mit den Hexen, wo in den gespenstischen Baumriesen des Hintergrunds, den treibenden Wolkenstreifen und dem Zwielicht kurz vor Sonnenuntergang eine eigenartige, unheimliche und schicksalsschwangere Stimmung meisterhaft ausgedrückt ist. Von Nicht-Engländern werden ferner noch Quartformatstiche aus der Oxforder-Ausgabe von 1744—1746 von dem Franzosen Gravelot gebracht, die aber mit ihren eleganten Rokokofigürchen mit den leeren Gesichtern und den theatralischen Posen nicht zu Shakespeare passen, außerdem eine Illustration von Angelika Kauffmann in einem Stich von Schiavonetti zu der Waldszene im letzten Akt der „Beiden Veroneser", wo Valentin die Prinzessin aus den Händen von Proteus befreit, eine Darstellung, die durch das Erfassen der Situation; den dramatischen Ausdruck in Blicken und Gesten nicht ohne Verdienst ist, ferner eigenartig phantastische und suggestive Bilder zum Sommernachtstraum von dem Deutsch-Schweizer H. Fuseli, und eine sehr hübsche Illustration des Deutschen J. H. Ramberg in einem Stich von Ryde zu der vierten Szene des dritten Aktes von Twelfth-Night, wo der eitle und selbstgefällige Malvolio mit den kreuzweis gebundenen Strumpfbändern vor Olivia erscheint. Mit diesen paar Proben sind die ausländischen Shakespeareillustratoren erschöpft; es fehlen Chodowiecki und die vielen deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts, die sich mit mehr oder weniger Geschick an die seinerzeit für „Prachtausgaben" so beliebt gewesene Illustration Shakespeares gewagt haben, die Peter von Cornelius, die Eduard von Steinle, die Wilhelm von Kaulbach, Hermann Knackfuß und wie sie alle heißen mögen. Aber auf Vollständigkeit soll das Werk ja auch keinen Anspruch machen. Halten wir uns an die englischen Illustratoren; die Ausgaben, die zu Lebzeiten des Dichters erschienen, ermangelten sämtlich des Bilderschmuckes; die erste Illustration findet sich in einer Ausgabe von The Rape of Lucrece von 1655; der Titelkupfer zeigt Lukrezia, die sich ein Schwert in die Brust stößt, neben ihr steht ihr Gemahl Collatinus mit einer echt theaterhaften Pose des Entsetzens; einen Schmuck kann man diese rohe Arbeit nicht nennen; bei der Lukrezia hat der bekannte Stich von Marc Antoine Pate gestanden. Die erste ganz illustrierte englische Shakespeareausgabe ist die von Nicolas Rowe von 1709, deren künstlerisch sehr unbedeutende Stiche aber wie viele spätere Illustrationen deshalb von Interesse sind, weil ihnen offenbar wirkliche Aufführungen der Stücke zugrunde liegen. Ganz treue Kopien der szenischen Darstellungen haben wir sodann in den Bildnissen berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich in einer ihrer Glanzrollen vom Stecher verewigen ließen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art ist eine Illustration zu der Balkonszene im zweiten Akte von Romeo und Julie, von W. Elliot nach einer

Zeichnung von R. Pyle gestochen (1759); zwei berühmte Künstler agieren hier: Spranges Barry, der Nebenbuhler von Garrick, und Miß Nossiter als Julia. Es fällt uns schwer, uns in dem knickebeinigen, bezopften, schmachtenden Jüngling in Kniehosen und Schnallenschuhe den heißblütigen Romeo vorzustellen, und die Julia, die von ihrem Balkon wie von einer Theaterloge auf ihren Anbeter herabschaut, ebenfalls im Kostüm des 18. Jahrhunderts, entspricht auch in nichts dem Bild, das wir uns von der Julia zu machen gewöhnt sind; das Ganze wirkt wie eine Karikatur; aber als authentisches Dokument für die Theatergeschichte ist die Darstellung von besonderem Wert. Die jüngste Probe von Schauspielerbildnissen in Shakespearerollen ist das meisterhafte Porträt von Miß Ellen Terry als Lady Macbeth, von Sargent gemalt.

Ein sehr beliebtes Genre bildeten eine Zeitlang die Frauengestaltengalerien aus berühmten Dichtern; auch Shakespeare wurde auf diese Weise ausgebeutet. Eine lange Reihe von süßlichen Idealfiguren, die durch die Kunst von Stechern, wie M. H. Mote, T. A. Dean, H. Cock, W. J. Edwards, H. Robinson, B. Eyles u. a. vervielfältigt wurden, verdanken diesem Geschmack des Publikums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Entstehen. — Eine sehr wichtige Unternehmung auf dem Gebiete der Shakespeareillustration war die Boydell Shakespeare Gallery (1789), so genannt nach dem Stecher und Verleger Boydell, ihrem finanziellen und geistigen Leiter. Die bedeutendsten englischen Maler und Stecher wurden von Boydell für den großen Plan, die 37 Dramen des Dichters in würdiger Weise mit Pinsel und Stift zu interpretieren, gewonnen; doch entsprach der Erfolg nicht ganz den Erwartungen, da der rationalistische Geist der Zeit und der klassizistische Geschmack dem Sichvertiefen in Shakespeare nicht günstig war. Einer der besten Illustratoren dieses Kreises war wohl Robert Smirke, der zum ersten Male die komische Szene zwischen Anna Page und ihrem Verehrer Schmächtig im ersten Akt der Lustigen Weiber von Windsor, wo sie ihn zum Essen einlädt, in Bild brachte, ein seitdem mit Vorliebe behandelter Vorwurf, u. a. von Bonington gezeichnet und S. W. Reynolds in Schabkunstmanier gestochen, ferner von A. W. Calcott gemalt (Victoria- und Albert-Museum), und in jüngerer Zeit sehr virtuosenhaft in einem Gemälde von Thomas Duncan festgehalten (National-Galerie Edinburgh). Zu den Künstlern des Boydell-Shakespeare gehörten, um nur die bekanntesten zu nennen, Reynolds, Romney, Wheatley, Stothard, Peters und die oben erwähnten Angelika Kauffmann und Fuseli. Obwohl der Boydell-Shakespeare in finanzieller Hinsicht Fiasko erlitt, so gab die Unternehmung doch den Anstoß zu vielen anderen illustrierten Ausgaben des Dichters.

Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts setzten rührige Verleger ein ganzes Heer von Zeichnern und Stechern für Shakespeare in Tätigkeit. Von größeren Ausgaben seien die Foliostiche erwähnt, die 1817 John Murray veröffentlichte, und an denen verschiedene Künstler mitarbeiteten, die wir schon von dem Boydell-Shakespeare kennen. Eine besondere Stellung unter den Illustratoren jener Zeit nimmt der Dichter-Stecher William Blake ein, zu dessen phantastischen Zeichnungen aber ein Shakespeare oft nur als Vorwand diente; von Illustrationen im gewöhnlichen Sinne kann bei Blake keine Rede sein. Der bedeutendste englische Interpret Shakespeares in der Mitte des Jahrhunderts ist der effektvolle *John Gilbert* (1817—1897), der auch als einer der ersten gründliche Vorstudien auf dem Gebiete des Kostüms und der Dekoration gemacht hat; man sucht jetzt die verschiedenen Stücke in historisch treuer Inszenierung zu geben. Eine sehr wirkungsvolle Probe dieser Kunst ist ein Gemälde von Gilbert in der Guildhall Gallery in London, wo sich Kardinal Wolsey mit großem Gefolge zum Könige nach Westminster Hall begibt; bis ins kleinste Detail von Kleidung und Ausstattung gibt der Künstler in diesem prunkvollen Aufzug ein historisch richtiges Bild jener Zeit. (Heinrich VIII, Akt 1, 1.) Aber es sind doch eigentlich nur Äußerlichkeiten, die von Gilbert und den englischen Künstlern vor ihm, wenn auch von Gilbert am virtuosenhaftesten dargestellt werden; Beseelung geben erst die Präraphaeliten, aber ohne die Sentimentalität und die Unbestimmtheit und die technische Unvollkommenheit der Romantik; denn diese Präraphaeliten legen auch auf die Ausstattung besonderen Wert und lieben es in ihren Bildern Pracht und Reichtum zu entfalten. Die Gemälde von Madox Brown, Dante Gabriel Rossetti und Holman Hunt bilden den Höhepunkt in der englischen Shakespeareillustration; denn sie vereinigen ein ganz persönliches dichterisches Empfinden mit völliger Meisterschaft der Darstellung. Bei ihren Schülern und Nachfolgern tritt dann aber allmählich wieder eine Veräußerlichung ein, und die herbe Grazie und die stille Verträumtheit ihrer Gestalten macht einem mehr konventionellen Schönheitstypus Platz, und zugleich wird eine mehr theaterhaft-dramatische Wirkung erstrebt; der Maler Orchardson und die Zeichner Rackham und Dulac repräsentieren diese Phase. Ob die Schwarzweißzeichnungen von W. Heath Robinson und besonders die von Steven Spurrier, die beide scheinbar nur die komischen Szenen wählen, eine neue Periode in der Shakespeareillustration einleiten wird, in der das Hauptgewicht auf Knappheit der Charakteristik, mit Vernachlässigung des von den Vorigen bis zum Übermaß gepflegten Details gelegt wird, bleibt abzuwarten.

M. D. Henkel.



Albert Steffen, Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman. *S. Fischer, Verlag, Berlin* 1916. 306 Seiten. 4 M. Gebunden 5 M.

Der neue Roman Albert Steffens dürfte kaum diesem eigenwilligen Schweizer einen erweiterten Leserkreis schaffen, wohl aber seinen Freunden und denen, die seine früheren Bücher gelesen haben, auf dem verschlungenen Wege zum Verständnis des Dichters ein Stück weiter helfen. Man weiß, daß Steffen nicht für die Allzuvielen, daß er schon gar nicht Unterhaltungsromane schreibt. Letzten Endes ist ihm der Roman nur Gefäß für sein ethisches Elixier.

Auch im „rechten Liebhaber des Schicksals" tritt das Erzählen hinter dem Deuten, treten die äußeren Vorgänge hinter den seelischen Erlebnissen der Menschen ganz in den Schatten. Die „stetige Sehnsucht nach Vergeistigung" seines Helden, der Wunsch: „Ich will mich zum Geist emporentwickeln", sind Bekenntnisse des Dichters selbst, der bestrebt ist, die Geschöpfe seines Intellekts von allen Hemmungen der realen Welt zu befreien, und sein Problem im Rein-Geistigen sucht und gestaltet.

Vergegenwärtigt man sich die Komposition des Werkes, so findet man im Anfang die gerade entwickelte Geschichte eines Menschen, der in seiner Jugend aus Unbedacht, durch Nachlässigkeit den seelischen Untergang eines Knaben, der sich ihm angeschlossen hat, verschuldete und den Vorwurf seiner Schuld als eine niederdrückende Last mit sich schleppt. Sein Gewissen nimmt ihm die Heiterkeit, die Unbefangenheit der Geliebten gegenüber. Schwermut mahnt ihn an Klaras Seite an die dunklen Welten in seinem unbewußten Seelenleben, bis er sich endlich durch ein Geständnis, durch die Hingabe seines ganzen Lebens an die Geliebte befreit. Diese Leidensgeschichte mit dem Auf und Ab der Gefühle, die ihm heute das Leben grenzenlos unsicher, morgen schon harmlos heiter erscheinen lassen, die ihn in leidenschaftliche Zerrissenheit und peinigende Unsicherheit stürzen, ist mit höchster Feinheit und bei aller Abstraktion vom Alltag anschaulich geschildert. In den Anfangskapiteln vermag sich auch die alte Schweizerart, die als Freude am Irdischen allen Dichtern des Berglandes mitgegeben ist, nicht zu verleugnen, sie gibt dem humanen Vater Arthurs, diesem naturfrohen Gelehrten, liebenswürdige Geradheit und spricht aus manchem einprägsamen Wort und Bild.

Dann aber verliert sich der Dichter im Imaginären, das Gefüge der Erzählung wird locker, neue Menschen tauchen auf und reden klug und allzu wissend von ihren Gefühlen und den Symbolen ihres nur scheinbar so aktiven Lebens. Die Trennung und Wiedervereinigung Arthurs und Klaras ist mehr angedeutet als gestaltet, und die Vielheit der Erlebnisse, die Klaras Wandlung bedingen, verwischt die klaren Linien der Entwicklung dieser beiden Menschen.

Die Sprache des Romans ist ungleich, schwankend zwischen bilderreicher Fülle und mathematischer Trockenheit; wie denn überhaupt eine gewisse Unausgeglichenheit im Stil und in der Komposition als quälender Eindruck des im Geistigen so reichen Buches bleibt. F. M.

C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers. 23. Auflage. XVI, 488 Seiten. Mit 303 Abbildungen und 8 Tafeln. Geheftet 18 M., in Leinen 20 M. — Die Rassenschönheit des Weibes. 8. Auflage. XVI, 443 Seiten, mit einer Tafel und 346 Abbildungen. Geheftet 16 M., in Leinen 18 M. — Die Körperpflege der Frau. 4. Auflage. XII, 380 Seiten, mit zwei Tafeln und 119 Abbildungen. Geheftet 12 M., in Leinen 14 M. — Der Körper des Kindes und seine Pflege. 4. Auflage. XVI, 386 Seiten, mit vier Tafeln und 312 Abbildungen. Geheftet 16 M., in Leinen 18 M. Verlag von *Ferdinand Enke* in *Stuttgart* 1917.

Als im Jahre 1898 das erste dieser Werke von Stratz erschien, da bedeutete es in seiner Art etwas völlig Neues. Vorher gab es (abgesehen von den für besondere Fachzwecke wissenschaftlicher und künstlerischer Art bestimmten Bildersammlungen mit und ohne Text) nur eine schlimme, auf unreife oder überreife Instinkte berechnete Literatur über die Reize der Frau, daneben harmlose, süßliche oder zahm pikante Zusammenstellungen. Stratz war der erste, der den Gegenstand mit wissenschaftlichem Ernst, künstlerischem und menschlichem Feingefühl und ohne jene Prüderie behandelte, die nach A. W. Schlegels gutem Wert den Anspruch auf Unschuld ohne Unschuld bedeutet. Das hohe Schriftstellertalent kam als glückliche Beigabe hinzu, um auch dem Laien das Buch um so anziehender zu machen, so daß wohl auch der von dem Text gefesselt wurde, den zunächst nur der reiche, klug aus der Fülle gewählte Bilderapparat lockte. Der große, verdiente Erfolg hat den Verfasser und den Verlag nicht zum Selbstgenügen verführt. Immer wieder ist das Bildermaterial bereichert und verbessert, der Wortlaut durchgefeilt worden, und so erscheint die „Schönheit des weiblichen Körpers" wirklich mit ihren 19 Jahren zu voller Blüte entfaltet. Sie hat sogar in dieser Lebenszeit schon einer Reihe von Sprößlingen das Dasein geschenkt, indem aus einzelnen Kapiteln die weiteren Bücher erwuchsen, die oben an zweiter bis vierter Stelle aufgezählt sind. Ihnen allen kann das gleiche Lob gespendet werden, sie alle sind „den Müttern, Ärzten und Künstlern" gewidmet, wie auf dem ersten zu lesen steht. Daß daneben auch der Ethnograph aus der „Rassenschönheit des Weibes" seinen besonderen Gewinn zieht, sei nicht ver-

gessen, ebensowenig daß der Freund des Schönen seinen Augen in jedem der trefflich gedruckten Bände eine große Zahl glücklicher Eindrücke gewähren kann. A—s.

Eduard Stucken, Das Buch der Träume. 48 Seiten. In Pappband 4 M. — Tristram und Ysolt. Ein Drama in fünf Akten. 2. Aufl. 155 Seiten. Geheftet 3,50 M. Gebdn. 4.50 M. *Erich Reiß, Verlag, Berlin* 1917.

Dem Dichter der Gawân, Lanvâl, Lanzelot bringt der Leser die Erwartung entgegen, er werde auch in seiner Lyrik jene dunklen Gefilde aufsuchen, wo sich mit dem Grausen die Lust eint. Schon Stuckens edel-schlichte „Romanzen und Elegien" widersprachen dieser Voraussicht, noch mehr die hier vereinigten rein lyrischen Gedichte, deren geringe Zahl den Wert jedes einzelnen um so stärker hervortreten läßt. Es sind Gefühlslaute unkomplizierter Menschlichkeit, vornehm allem Niederen abgewandt, tief eingesenkt in die umgebende Natur, mit der der Dichter häufig ganz verschmilzt. Der starke, von Musik erfüllte Rhythmus und die metrische Form tragen die Inhalte hoch über alle Wiedergabe von Einzelerlebnissen empor, in das Bereich der Träume, das der Titel verheißt. Einige gewaltsame Reime — gewaltsam, weil unbetonte Worte dadurch übermäßiges Gewicht erhalten — stören den Gesamteindruck kaum. Dieser gesellt das Buch den besten zu, die von der Lyrik der Gegenwart zeugen, und macht es des wahrhaft bibliophilen Gewandes würdig, das der Verlag und die Druckerei Otto v. Holten ihm verliehen hat. Auch der sehr reizvolle Einband trägt dazu bei, den Besitz dieses Werkchens jedem Bücherfreunde besonders begehrenswert erscheinen zu lassen, zumal die Auflage nur 500 Stück beträgt und der Preis trotzdem niedrig angesetzt ist.

Das neue Drama „Tristram und Ysolt" reiht sich den Vorgängern aus dem Kreise der Artussage mit äußerer und innerer Verwandtschaft an. Die gleichen, dem ursprünglichen keltischen Charakter der Stoffe entsprechenden Mischungen von Süße und Grausamkeit, derselbe halb epische, bewußt primitive Stil und ähnliche, wenn auch nicht mehr so überzeugende Zeichnung der Gestalten in einer Holzschnittmanier ohne feinere Striche. Freilich können diese Eigenschaften an dem Tristramthema weniger stark wirken als an den neugewonnenen des „Gawân" und „Lanvâl". Die Vorgänger, an ihrer Spitze Immermann, Wagner, Bédier, Ernst Hardt, haben den Glanz und den Tiefsinn der Sage leuchtender enthüllt. Hier, bei Stucken, zersplittert der Verlauf in allzu zahlreiche Einzelvorgänge; sein Stück hat nicht fünf, sondern dreizehn Akte. Der Charakter Markes und der Treubruch Tristrams bleiben dunkel, die Motivierung ist an wichtigen Stellen ganz ungenügend. G. W.

Der Jüngste Tag (Nr. 27—36). *Kurt Wolff Verlag, Leipzig.* 1916/17.

Betrachtet man zehn Nummern dieser Hefte auf einmal, in denen die jüngste Generation mit kleinen, charakteristischen Werken stürmisch anrückt, so erkennt man deutlicher Verdienst, Wert und Mannigfaltigkeit der Sammlung. Von den acht Dichtern, die in diesen letzten Bändchen auftreten, ist zwar nur einer bisher ungedruckt, aber auch die sieben anderen, deren Namen bereits fest umrissene Gestalten ankündigen, bringen Werke, die in Wesen und Form neuartig oder besonders repräsentativ und programmatisch wirken.

Bereits bekannte, von Schmerz und Witz verzerrte Gesichter starren uns aus Ehrensteins und Mynonas Grotesken entgegen. *Ehrenstein* sammelt in „Nicht da, nicht dort" allerlei phantastische Paralipomena, kuriose Schnurren aus dem Nirgendreich seiner selbsterfundenen phantastischen Mythologie, die einen scharf gekochten Extrakt aus den Mythen und Sagen aller Völker und Zeiten darstellt. Eine derbe, üppige Erfindungskraft läßt eine Unzahl von seltsam konstruierten Helden durch das unentrinnbare Schlemihltum ihrer Abenteuer zu komischen Figuren werden. Das Durcheinanderrütteln von mythologischer, antiker und moderner Welt, dieser Rüpeltanz unmöglicher und irgendwie bekannter Gestalten, die in peinlichste Geschehnisse sich verwirren, vergnügt unsern Geist, wenn auch Ehrensteins tolles Fabulieren in diesen verschiedenartigen Stücken nicht so sehr wie seine früheren Werke Schmerz und Bitterkeit des Leidenden offenbart, der das unendliche Leid der Menschheit erkennt und erfühlt. Milder und näher unserer Zeit gerückt in Weltbetrachtung und Erfindung sind *Mynonas* Grotesken „Schwarz-Weiß-Rot". Wie für Ehrenstein Mythologie und Sage, werden für Mynona allerlei Ergebnisse der Wissenschaft und Technik bewegendes Motiv. Ein witziger Geist variiert spielerisch diese Entdeckungen zu neuen Möglichkeiten, läßt Goethe gegen Newton Farbe bekennen, entdeckt aus der Farbenlehre endlich den Patriotismus und die Englandfeindschaft Goethes und läßt sogar, durch den nachgeformten Kehlkopf Weimarer Luft hindurchtreibend, aus dem Phonographen die Stimme des Olympiers erschallen oder erweckt unser Mitgefühl für den armen, guten Boboll, der, überall verhöhnt, in den Straßen umherläuft, um mit Toilettpapier, Spiegel, Thermometer, Nadeln sogleich die kleinen Bedürfnisse der Passanten zu befriedigen. Wenn man diese Einfälle und Erfindungen liest und weiß, daß Mynona einsam, arm und unbekannt dahinlebt, möchte man dem Staat anraten, diesem Mann das unfruchtbare Dichten zu ver-



bieten, um seinem dann staatlich angestellten Geist durch ein Professorengehalt zu wirklich nutzbringenden und praktischen Vorschlägen und Entdeckungen anzureizen.

Dafür sollte man dem Arzt *Gottfried Benn* angesichts seiner Novellen „Gehirne" das Praktizieren verbieten, denn die furchtbaren und zerrüttenden Vorgänge in dem verfeinerten, überaus bewußt arbeitenden Gehirn eines überanstrengten Arztes führen diesen zu so seltsamen Meinungen und Taten, daß man nur mit Grausen sich als Patient ihm überantworten könnte. Aber es ist nötig, über diese Novellen ernst zu sprechen: sie stellen die äußerste Möglichkeit einer analytischen Ausdruckskunst dar. Der Titel „Gehirne" steht nicht bloß da, weil der Held in der ersten Geschichte fortwährend nackte Gehirne in seinen Händen zu halten glaubt, sondern er hat symbolische, programmatische Geltung, denn diese Prosa ist subtilste Gehirnkunst, feinste Sezierarbeit eines Geistes in seinen eigenen Funktionen. Hier werden die Vorgänge des Denkens und Fühlens so sehr zerlegt, entschält, daß mit der Analyse der Gehirnfunktionen zugleich die reale Welt zerfällt, sich auflöst und neu durch das selbsttätige Bewußtsein geformt wird. Es triumphiert der Solipsismus, die Psychologie von Berkeley bis Freud und Mach, Assoziationen werden aus den verstecktesten Winkeln des Bewußtseins aufgejagt und in dimensionslose Unendlichkeiten verfolgt. Die Ausschweifungen eines Gehirns, welches das Dagewesene haßt und unablässig von der Realität und der Existenz fortstrebt, werden hier von Benn mit einer differenzierten Kunst bloßgelegt, die bisher in der Literatur nicht vorhanden war, kaum in der angewandten Psychologie existierte, in einem Stil, der sich zwischen wissenschaftlichem Essay und reinster, blühendster Lyrik bewegt. Den Gegenpol dieser fortgeschrittensten Prosa bezeichnet die ruhige, einfache, klare Erzählungsweise *Franz Kafkas*, dessen Geschichte „Das Urteil" allerdings weniger wertvoll ist als früher veröffentlichte Arbeiten wie „Der Heizer" und „Die Verwandlung". Während sonst Kafka mit gelassener Folgerichtigkeit seelische Vorgänge sachlich entwickelt, wird in dieser Geschichte gerade das wichtige Geschehen der seelischen Umschaltung übergangen: es wird nicht ersichtlich, unter welchem Zwang der junge Mann, den sein irrsinnig gewordener Vater wegen nicht begangener Sünden zum Tode des Ertrinkens verurteilt, nun alsbald wirklich sich von einer Brücke ins Wasser stürzt.

Während Kafka seine glaubliche Geschichte selbst unglaublich macht, wirkt die unglaubliche Gespenstergeschichte *Max Brods* nicht nur glaublich, sondern sie wird mehr als eine Geschichte überhaupt: sie ist ein verkapptes politisches Tendenzstück. Ein Staatsminister, größter Realpolitiker der Welt, Feind aller Ideologien, fanatischer Anbeter und Ausnutzer der Tatsachen und Gewohnheiten, führt einen Dialog mit einem Gespenst aus einer anderen Welt, das, weil es dort nur ein einzigesmal nach ähnlichen Maximen wie der Minister handelte, zur Strafe nach seinem Tode für eine Stunde zum Menschsein verurteilt ist. In dieser Stunde erlebt der Minister in sich den Zusammenbruch seiner Politik, er erkennt das Verbrechen, sich mit den bestehenden Tatsachen und massiven Selbstverständlichkeiten abzufinden, statt nach der Idee zu ändern, zu bessern ... erst sich und dann die Welt. Das Tendenzstück, mit dem sich Brod in die Partei der Aktivisten stellt, und das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden sollte, ist mit virtuoser, reifster Kunst erzählt, so daß, trotzdem Unwirklichkeit, Sachlichkeit, Pathos, Ironie schnell und vielfach abwechseln und sich vermischen, dennoch eine runde harmonische Novelle entsteht, deren Tendenz keineswegs aufdringlich hervorschreit.

Wichtiger als all diese Prosabände sind für die Entwicklung der deutschen Dichtung und auch reicher an künstlerischem Wert die drei Gedichtbände von Lotz, Rubiner und Werfel. „Wolkenüberflaggt" von *Ernst Wilhelm Lotz* ist ein Erstlingsbuch — und es wird auch das letzte Buch des Dichters sein, denn er fiel in den ersten Monaten des Krieges. Entronnen ungeliebten Berufen fühlt ein freier, schwebender Jüngling die unendlichen Erscheinungen des Daseins auf sich eindringen; staunend, zweifelnd, beseligt schleudert er Gesichte und Gefühle aus sich empor; mit rauschlustiger Seele, unermüdlichen, verfeinerten Sinnen treibt er durch eine Welt der Erlebnisse, der Farben, der allirdischen Erscheinungen. Bald entfernt er sich von der schnell erstarrten und bereits konventionell gewordenen neuberliner Vierzeilenform zu gelösten, beweglichen Gebilden, die zu mächtigen Glanzgesängen und strotzenden Phantasieen aufrauschen. Reich an neuen Empfindungen und zu stärkstem Ausdruck geformten Erschütterungen, Sehnsüchten, Emporwachsungen ist das dünne Buch, das durchflochten ist mit dem raschen Aufschwirren von allerlei exotischen Gestalten und Landschaften. Diese Gedichte bilden aus der Hinterlassenschaft des Lotz nur eine Auswahl, die aber sehr zu loben ist, denn sie zeigt die Mannigfaltigkeit des Dichters von rein lyrischen Gebilden zartester Empfindung und Formung bis zu prophetischen Apotheosen, in denen er in starkatmigen Lang-Rhythmen die neue Zeit begrüßt und feiert, bis er in dem großen Schlußgedicht den „Aufbruch der Jugend" ankündigt: „Beglänzt vom Morgen, wir sind die verheißenen Erhalter". Das letzte Wort dieses Buches steigert den Titel: „Wolkenüberflaggt" — aber lichte, schimmernde Wolken schweben über der Welt des Dichters — zu dem Programmwort „Sturmüberflaggt".

Lotz wäre vielleicht in seinem nächsten Buche ein Kampfgenosse *Ludwig Rubiners* geworden, der mit seiner lyrisch-epischen Dichtung „Das himmlische Licht" wie einen leuchtenden Felsblock die erste politische Dichtung großen Stils in unsere Zeit türmt. Der Hinschwung unserer jüngsten Dichtung zum Politischen darf nicht verkannt werden; das wird jedem Einsichtigen aus den Gedichten Bechers, Werfels, Hasenclevers schnell zu Bewußtsein kommen. Hier ist aber unter diesen ersten Versuchen sogleich ein Werk großer Bedeutung und Vollendung erwachsen, dessen Wesen und Wert nur eine längere Abhandlung aufzeigen kann, sodaß an dieser Stelle einige Stichworte der Charakteristik genügen müssen. Rubiner ist einer der Vorkämpfer des „Aktivismus", jener politisch-geistigen Bewegung, die mit allen Mitteln des Geistes eine Änderung, Besserung der Welt herbeiführen will. Die Tendenzen des Aktivismus schäumen hier zu lyrischer Form umgeschmolzen empor, jedoch so, daß nie die nackte Tendenz ernüchternd aufklafft, sondern daß diese langrhythmischen Verse immer lyrische Erregung, Sehnsucht, Beschwörung, Erweckung künden. „Das himmlische Licht" ist die Zusammenfassung von Menschlichkeit, Freiheit, Liebe, Güte, Demokratie, Brüderlichkeit, kurz aller jener programmatischen Ewigkeitswörter, die eine Hinaufführung der Menschheit zu höherem Glück und höherem Wert herbeiführen wollen, und die nunmehr dünkelhaft Verblendete als abgetane Schlagwörter eines oberflächlichen Materialismus verlachen. In mächtig daherrollenden Versen, die zu zehn größeren Gesängen zusammengefügt sind, predigt Rubiner, wie sich das himmlische Licht in vielen politischen, sozialen, physikalischen, menschlichen Erscheinungen der träge dahinlebenden, dumpf tastenden, sehnenden Menschheit ankündigt. Aus allen Erdteilen und Menschheitsschichten sind diese Erscheinungen zusammengerafft, ein Panorama der ganzen fiebernden, erwartenden Erdoberfläche enthüllt sich. In dieser Dichtung ist Held und Thema nicht ein einzelner, sondern die Menschheit selbst unseres Planeten . . . aus irgendeinem Punkt im Raum sehen wir auf diese kreisende, gärende Erde, auf der seltsame Verbrechen, Aufstände der Unterdrückten und die Folgen des Krieges Vorboten des explodierenden allgemeinen Schreis nach dem himmlischen Licht sind, bis Erkenntnis die Trägheit der Erde überwindet und unter den „dumpfen Menschen gesiegt hat der geistige Bund". Diese Strophen durchhallt immer wieder der Anruf „Kamerad"; der Dichter erweckt mit allen Mitteln der Beredsamkeit den Leser und erhöht seine Dichtung, neben der Brudergestalt Whitmans in der Wirrnis unseres Kontinents mächtig sich erhebend, zu einem lyrischen Manifest.

Der 29. und 30. Band des „Jüngsten Tag" vereinigt unter dem Titel „Gesänge aus den drei Reichen" ausgewählte Gedichte *Franz Werfels*, den ich für den stärksten, umfassendsten Dichter der jüngsten Generation halte, denn er scheint mir mehr als ein Dichter, sondern ein ethisches europäisches Ereignis zu sein. Noch niemals ward einem jungen Menschen von kaum zwanzig Jahren diese ungeheure Kraft der Erkenntnis und Erweckung gegeben und zugleich diese Stimme, die das Menschenherz aufreißt mit rüttelndem Gesang. Jetzt, da Werfel in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre steht, wendet er sich mehr dem Gedanklichen, der aphoristisch-prophetischen Beredsamkeit zu; die reine musikalische Lyrik weicht formelhafter Beschwörung. Deshalb ist es gut, daß Werfel selbst aus seinen drei Gedichtbüchern, die vielleicht eine abgeschlossene Epoche seines Werkes bezeichnen, die Gedichte ausgewählt hat, die ihm als die besten und wichtigsten gelten. Hinzugefügt sind einige neuere, in Buchform noch nicht veröffentlichte Gedichte, die teils als Ergänzung der früheren Bände gelten können, teils schon auf die künftige, eben angedeutete Entwicklungsphase seiner Dichtung hinweisen. Immer demütiger und zerwühlender wird die Selbsteinkehr, das Schuldbewußtsein, die Sehnsucht nach Reinheit, das Gefühl der Brüderlichkeit; immer deutlicher erhebt sich aus der tönenden Lyrik des Gefühls die Stimme des Propheten und Evangelisten, und man bewundert, daß der Dichter in kaum sechs Jahren den schweren Pfad zurücklegte von der fast spielerischen und anekdotischen Kunst des „Weltfreund", die jedoch schon in schwebenden, leuchtenden Strophen die späteren ethischen Motive aufzeigt, bis zu diesen vollen, reifen Hymnen einer religiösen Dichtung.

Kurt Pinthus.

Arpad Weixlgärtner, August Pettenkofen. Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultur und Unterricht. *Wien* 1916. *Gerlach & Wiedling.*

Das zweibändige Pettenkofenwerk, das das österreichische Ministerium den früheren Bänden über Rudolf Alt, Führich, Segantini, Waldmüller folgen läßt, gilt einem geschätzten Künstler, der „draußen im Reich" leider nur wenigen bekannt ist. Die deutschen Gemäldesammlungen haben fast nichts von diesem Künstler, der wie die Meister von Barbizon um neue malerische Freiheit kämpfte und in seinen Werken nicht weit von dem frühen Menzel absteht. Pettenkofen ist aus der vormärzlichen Wiener Malerei hervorgegangen, er hat in einer Anzahl feiner kleiner Bilder und in vielen geistreichen Studien die Farbenpracht des ungarischen Alfölds und Italiens oder das Treiben der Zigeuner und der Handwerker geschildert. In diesen mit Beginn der 50er Jahre angehenden Bildern steckt soviel Lebens-

kraft und soviel Reiz der malerischen Stimmung, daß es den Biographen verlocken muß, das Werden dieser auffallenden künstlerischen Persönlichkeit aus der Vielheit ihrer Bedingtheiten klar zu entwirren. Vielleicht hat Weixlgärtner in seiner überaus gründlichen Biographie etwas zu weit ausgeholt, ist auf Nebensächliches, Intimes so sehr eingegangen, daß die breite Erzählung von dem Leben und Wirken des „Unbekannten", der sich geflissentlich zurückzog, nicht so deutlich wirkt wie die bunte Menge ausgezeichneter Reproduktionen, die in allen möglichen Techniken hergestellt sind. Die Reproduktionskunst der Wiener Kunstanstalten ist auf der alten Höhe geblieben, im Faksimile der Farbendrucke scheint das äußerste erreicht. Die Hof- und Staatsdruckerei hat die zwei starken Bände — der erste enthält die Biographie, der zweite das mit Bienenfleiß zusammengetragene Verzeichnis der Werke — vorzüglich gedruckt und dabei eine klare Antiqua verwandt, zu der nur die Initialen und Schlußstücke nicht recht passen wollen. Aber dieser Schönheitsfehler soll uns die Freude an der Gediegenheit der Arbeit und der Güte der Bilder nicht verkümmern. *Richard Graul.*

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. In Bänden von 124 bis 196 Seiten, zum Teil mit zahlreichen Abbildungen. In Leinen je 1,25 M. Verlag *Quelle & Meyer, Leipzig.*

Dieses mit weitem Blick, glücklicher Auswahl der Gegenstände und ihrer Bearbeiter in geschickter äußerer Form geplante und durchgeführte Unternehmen hat auch in den Kriegsjahren seinen Ausbau unentwegt fortgesetzt. Unter den neuen bzw. in veränderten Auflagen erschienenen Bänden seien die folgenden als für unseren Leserkreis besonders anziehend hervorgehoben: 37. *Dyroff*, Einführung in die Psychologie. 3. Aufl. — 40. *H. Fischer*, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. 2. Aufl. — 52. *R. M. Werner*, Lessing. 2. Aufl. Hrsg. von *Witkowski.* — 53. *Birt*, Zur Kulturgeschichte Roms. 3. Aufl. — 60 *Sütterlin*, Die Lehre von der Lautbildung. 2. Aufl. — 85. *Schering*, Musikalische Bildung. 2. Aufl. — 98. *Steinhausen*, Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. — 108. *Messer*, Geschichte der Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 2. Aufl, — 109. *Messer*, Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. — 116. *Lienhard*, Einführung in Goethes Faust. 2. Aufl. — 136. *Hunzinger*, Hauptfragen der Lebensgestaltung. — *138. Messer*, Die Philosophie der Gegenwart. — *140. Lauffer*, Niederdeutsche Volkskunde. — 150. *Lienhard*, Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen. Zumal dieser neueste Band, das Werk eines tief eindringenden, großgesinnten und feinfühligen Dichters, der zugleich einer der besten Deutschen unter den Lebenden ist, sollte jeder lesen, der von dem Werden und Sein unserer Dichtung ein neues, selbständiges Bild in den großen, entscheidenden Linien empfangen will. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XLVIII. Faust, der abgekehrt vom Leben in der Bücherstube haust, läßt zuallererst die staubigen Scharteken hinter sich zurück, als er die neuen Wege ins Dasein betritt, auf denen er das Glück und die Wahrheit suchen will. Der unsterbliche Bücherwurm Wagner aber hütet die Bücherstube, um den künstlichen Menschen zu ergrübeln. Auch die gewandtesten Erklärer der Goetheschen Dichtung werden schwerlich das Beispiel Faust für jene Empfehlung in Anspruch nehmen wollen, die, seitdem es Buchdruckerschwärze gibt, den Glück- und Wahrheitsuchern zugerufen wird: Kauf gute Bücher und lies sie! Wobei dann die einen der gut Ratenden besonders angelegentlich das Bücherkaufen, die anderen das Bücherlesen empfehlen. Allen Anpreisungen der Bücherware hat Theodor Gottlieb von Hippel eine recht nüchterne Selbstbeobachtung entgegengehalten: „Ich bin sehr für geliehene Bücher. Hat man selbst das Buch, glaubt man: ein andermal." Seine Antwort ist die Antwort des Dauer- und Durchlesers von A bis Z. Aber auch seiner Weisheit kann der Buchhändler noch widersprechen: Es muß doch Bücherkäufer geben, damit sie ihre Bücher denen, die sie lesen möchten, leihen können. Dem Bücherwälzer ist beides ein Geschäft, das Bücherkaufen und das Bücherlesen, darum überlegt er hin und her, wie er sich das eine und das andere vorteilhafter einrichten könnte. Der Buchfreund lebt nicht in den Büchern, sondern mit den Büchern, er sieht das Buch nicht allein und übersieht es nicht, der Verkehr mit dem freien Geist, mit Menschen und Natur, erfreut ihn ebenso wie der mit den in Büchern gebändigten Geistern. Und wie er sein ganzes Leben hindurch nicht allein bei einem Menschen, nach der Art indischer Büßer allein, an einer Stelle verweilen möchte, so möchte er auch nicht nur seinen Büchern und durch seine Bücher leben. Er schafft sich seine Bücherwelt, um arbeitend und genießend in ihr zu verweilen, er verachtet Wagners Wahrheiten und versteht Faustens Irrtümer. Für ihn ist der gute Rat: Kaufe Bücher und lies sie, so wie er gegeben zu werden pflegt, als eine Mahnung zur Tugend und Weisheit, kein guter Rat. Denn die Bücher, die geliebten Genossen seines Lebensweges, finden sich zu ihm, er löst sie gern aus ihrer Haft bei denen,



die sie mißverstehen, und verständigt sich gern mit ihnen, wann und wie er will, weil sie auf ihn warten. Ihm wurde die Göttergabe zuteil, den Bücherbann zu lösen, und wenn er an der Pforte des Bücherschattenlandes steht, kann er sich wie Odysseus abwenden, wenn er nicht hören und sehen will. Der Buchfreund wird zumeist ein Bücherkenner und Büchersammler sein und deshalb auch ein Bücherkäufer. Doch die Einschätzung der Buchware nach den Wertmaßstäben des Geschäftsmannes, des Bücherhändlers und des Zwecklesers, ist ihm fremd, er wägt nicht den Nutzen der geistigen Werte, die er mit einem Buche erwirbt, auf der Goldwage nach Heller und Pfennig des Buchpreises ab, um ihre Zinsen berechnen und pünktlich einziehen zu können, wie er nicht den Genuß eines alten edlen Weines nach dem Preis seiner Flasche abzuschätzen braucht, um ihn zu empfinden. (Deshalb muß er jedoch noch lange kein maßloser Bücherverschwender sein, dem kein Buchpreis und kein Buchwert etwas gilt.) Der Besitz seiner Bücher ist ihm keine Mahnung, alles von ihnen zu lernen, was sie wissen. Er will ja auch nicht Erfahrungen, Kenntnisse, Klugheiten und Weisheiten aller Menschen, mit denen er Zeitgenosse ist, sich aneignen. Und sollte das, was er von den Lebenden seines engen Daseinskreises nicht verlangt, von den großen Toten aller Völker und Zeiten fordern? Er weiß, daß die Arche, die er sich zimmerte, klein sein muß, wenn er sie selbst durch die Büchersintflut steuern will. Mit einem Wort: der Buchfreund sammelt seine Bücher, die ihm auf dem Meere des Lebens zutreiben, aber er geht keine Bücher suchen. Er kennt wohl die Bücher, die er haben möchte, nach ihren Namen oder nur nach seinen Wünschen, aber er kennt nicht alle Bücher und möchte alle Bücher weder haben noch kennen. Und er schätzt wohl die Büchergeselligkeit, nicht aber bedrucktes und gebundenes Papier, das zu gesellschaftlichem Anstand verhilft. So ist ihm das Buch eine eigene, eine persönliche Angelegenheit, so ist es ihm der Gegensatz des gesellschaftlichen Lebens, ein Hüter und Vertrauter seiner Einsamkeiten.

Konnte Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield, der mit den „Letters to his son" das klassische Lehrbuch des common sense für den gentleman geschrieben hat, anders raten, als er es getan hat? „Buy good books, and read them; the best books are the commonest, and the last editions are always the best, if the editors are not blockheads; for they may profit of the former. But take care not to understand editions and titlepages too well. It always smells of pedantry, and not always of learning." Leider hat Seine Lordschaft auch hier nicht so recht, wie sie es haben wollte, die letzten Ausgaben sind eben nicht immer die besten, mitunter auch dann nicht, wenn ihre Herausgeber keine Schafsköpfe waren. Oder wollte er gar dem Sohn mit den zuredenden Worten leise abraten, ihn ein wenig erschrecken, indem er ihm die Bücher als Bildungsvermittler, als Lehrer zeigte, den, der in der guten Gesellschaft leben sollte, vor Entdeckungsreisen in das Land Bibliomania warnen? Dachte er, was Strindberg ein Jahrhundert später ausgesprochen hat? „Sobald sich ein Mensch in die Bücher vertieft, bekommt er schwarze Nägel und Manschetten, vergißt sich zu waschen, zu kämmen und zu rasieren. Er versäumt seine Pflichten gegen Leben, Gesellschaft und Menschen, verliert seelische Fähigkeiten ... kann einem Gespräch nicht folgen, keine Teilnahme für fremde Interessen zeigen, sieht am Tage nicht die Landschaft und nicht die Sterne bei Nacht." Vielleicht. Gewiß aber nicht das, was Goethe im „Wilhelm Meister" schrieb: „Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrtümern Namen zu geben." Auch aus diesen Worten klingt Faustisches dem Buchfreund entgegen. Hätte Chesterfield es verstehen können oder wollen, dann hätte er die Briefe an seinen Sohn unterlassen. Denn der Chesterfield, der die angebotene Widmung von Johnsons Wörterbuch unbeantwortet ließ, um sie anzunehmen, als das Werk seinen Verfasser in ganz England berühmt gemacht hatte, konnte warten. Das ebenso berühmt gewordene Ablehnungsschreiben Johnsons, nun, da das Buch da war, fertig war, ein Buch war, muß den Lord erstaunt haben. Er kannte ja keine anderen Bücher, als die bekannten, die fertigen, die vorhandenen, für den Mann von Welt vorhandenen Bücher. Bücher, die nach ihm verlangten, gab es für ihn nicht, nur Bücher, die er, im Buchladen, verlangte. Über Wagner hätte er nicht wie Strindberg geurteilt, ein gentleman, ein nobleman, der regelmäßig seine Schneiderrechnungen bezahlt, kümmert sich nicht um Leute, die ihm fernbleiben. Aber über Faust hätte er sich doch verwundert. Nicht daß der Doktor Faust sich von Büchern trennte, sondern daß er sich von offenbar bewährten Büchern trennte, hätte ihn verstimmen müssen. Wer seine Bibliothektür schließt, um eine Reise um die Erde anzutreten, um einen Sport zu treiben, heiße er wie er heiße, braucht daraus keine Katastrophe zu machen. Die Bücher bleiben ruhig stehen und stören niemanden, wenn es ansehnliche, brave, gesellschaftsfähige Bücher sind.

In der bunten Bücherwelt mit ihren vielen Buchländern, mit ihren Buchgebirgen, Bücherströmen und Büchermeeren leben die Menschengeschlechter, die vergangenen mit den gegenwärtigen und den zukünftigen. Und warum sollen alle Bücher Geist haben, wenn ihn nicht alle Menschen haben? Ein Buch kann auch durch andere Eigen-

schaften wertvoll sein — wie Menschen auch. Wenn nur in ihm ein Herz schlägt, das sein Leben erhält, mag es ein großes oder ein kleines Leben sein. Faust streifte die Fesseln ab, mit denen ihn die Folianten hielten, die mit ihren eigenen schweren Ketten aneinanderhingen. Ein anderer Glück- und Wahrheitsucher, der Heilige Franz von Sales, hat, als er sich in die Einsamkeit seiner Seele zurückgefunden hatte, dem Buche das größte Lob gespendet, das ein Mensch einem Buche spenden kann, indem er von der „Imitatio Christi" bekannte: „Ich habe Ruhe gesucht überall und habe sie am Ende gefunden in einem engen Winkel bei einem kleinen Buche." Zwischen der Abkehr von den Büchern, um Ruhe zu suchen, und der Rückkehr zu ihnen, um auszuruhen, liegt die große Bücherwüste. die uns lehrt: „Leben ist die schönste Erfindung der Natur" (Goethe). Was Bürger-Thoré (Salon de 1847) für die Gebiete geistig-künstlerischen Lebens so formulierte: „Le sujet est absolument indifférent dans les arts . . . Un aventurier en vie vaut mieux qu'un pape mort." Und für die des gesellschaftlichen Lebens La Rochefoucaulds Meinung, es sei nötiger, die Menschen zu studieren, als die Bücher. Eine Meinung, mit der der „Moralist" recht und unrecht hatte und deshalb die Wahrheit aussprach. Bibliosophia heißt: die Menschen kennen müssen, um die Menschen zu verstehen, die in den Büchern stecken. Auch die Begegnungen mit Büchern wollen erlebt sein, wenn sie die Ansicht Goldsmiths bestätigen sollen: „Wenn ich ein gutes Buch zum erstenmal lese, dann ist mir gerade, als ob ich einen neuen Freund erwürbe, und wenn ich ein Buch wieder lese, das ich schon kenne, als ob ich einen alten Freund wieder träfe." Auch der Umgang mit Büchern muß erst durch Erlebnisse richtig verstanden werden. Vauvenargues hat nicht allein über die Vorzüge der Büchergeselligkeit geschrieben: „Gute Bücher sind die Quintessenz der tüchtigsten Geister, der Inbegriff ihrer Kenntnisse, die Frucht ihrer langen Nachtwachen. Die Mühe eines ganzen Lebens kann man sich in einer Lektüre von wenigen Stunden aneignen: das ist kein geringer Vorteil." Und Swift hat nicht allein den Unterhaltungen mit Büchern diese große Annehmlichkeit nachgesagt: „Man kann ein Buch mit Vergnügen lesen und den Verfasser nicht ausstehen mögen." Wann, wie und wo Leben Lesen wird, das Buch ein Lebensspiegel, in dem eigenes und fremdes Leben verschmelzen, wer wird's mit nüchterner Weisheit bestimmen wollen? Ein Chesterfield und papierene Klugheiten! Faust mußte aus seinem Büchergrabe fort, um das Grab zu finden, das für ihn geschaufelt wurde, ohne Umsehen durch Tiefen und Weiten vor den Geißeln seiner Gedanken fliehen, die er, bevor er das Leben erfahren hatte, in seinen Büchern eingesargt wähnte. Wagner stieg achtsam-bedächtig die Stufen der Bücherleiter immer höher empor, die zu seinem Himmel führten. Wer nicht faustisch, wer nicht wagnerisch ist, kann bei den Büchern ausruhen, die seine Lebensstationen sind, und über ihren Seiten immer wieder das Leben vergessen oder verstehen lernen. Viel und vieles ist über die Bücher geschrieben worden. Wer schreibt uns das Werk über das Buch als soziales Element der Kultur, das Chesterfield anfing, indem er es mit dem Hinweis auf die Bänderücken, die die Titel und Preise anzeigen, für beendet hielt?

G. A. E. B.

Engelbert Pernerstorfer †. Am 6. Januar ist in Wien der Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, der Schriftsteller und Redakteur der Wiener „Arbeiter-Zeitung" Engelbert Pernerstorfer im 68. Lebensjahre verstorben. Es ist nicht Aufgabe dieser Blätter, seine politische Persönlichkeit zu würdigen. Pernerstorfer war aber auch ein echter deutscher Büchermensch — in dem nicht verstellenden Sinne des Wortes —, war Gründungs- und Vorstandsmitglied der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft und in der letzten Zeit auch eifriger Mitarbeiter der „Zeitschrift für Bücherfreunde". So möge seinem Andenken auch hier ein kleiner Gedenkstein gesetzt sein, indem wir die herzlichen Abschiedsworte, die ihm am offenen Grabe der II. Vorsitzende der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft *Hans Feigl* nachrief, wiedergeben. Sie lauten: „Nicht viele Worte will ich machen, wenn ich heute von dir, mein lieber Engelbert Pernerstorfer, mit Wehmut im Herzen, Abschied nehme, Abschied nehme im Namen der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, deren treues und vielgeschätztes Gründungs- und Vorstandsmitglied du gewesen bist und damit auch im Namen einer zwar mit dir nicht gleichaltrigen, vielmehr jüngeren Freundesschar, die in dir den väterlichen Freund verehrte und liebte. Du warst ein Mensch der Tat, der Aktion. Im Streit der Welt hast du deinen Mann, herzhaft deinen ganzen Mann gestellt. Gewiß. Du warst aber zugleich auch ein Mensch des Geistigen und der Bücher. „Wenn ich von Büchern rede, rede ich vom Leben. Denn jedes Buch ist nur dann etwas wert, wenn es aus dem Leben kommt und ins Leben geht." So hast du selbst einmal dein Verhältnis zum Buch bestimmt. Je älter du wurdest, desto sehnsüchtiger zog es dich, wie sehr du auch weiter kräftigen Anteil von allen öffentlichen Dingen nahmst, in deine Bücherklause, wo du am reinsten dein eigen Selbst empfunden, am wohlsten, in tiefem Glücke dich gefühlt hast. Deine Bibliophilie war echt, ohne Frage und bei deinem schlichten Wesen selbstverständlich frei von allem Snobtum, ganz im Geiste der alten großen deutschen Büchermenschen. Denn ein Buch ist vor allem zum Lesen da. Groß war die Spannweite deines Wissens, unersättlich dein Drang nach geistiger Erfahrung. „Man hat schon lange — hat

um 1800 Bernhard Delbrück gemeint — den Ausdruck klassische Dichter in unserer Sprache eingeführt; ich wundere mich, daß man nicht auch den Ausdruck ‚klassische Leser' eingeführt hat." Ein solcher klassischer Leser bist du gewesen. Am liebsten, so scherztest du einmal zu mir, hättest du alles, was seit dem 15. Jahrhundert gedruckt worden ist, gelesen und — besessen. Ja, du hast deine Lieblinge, deine Kinder, deine Bücher um dich haben müssen und sie waren denn auch um dich in köstlichen Reihen versammelt, gleichsam organisiert und in Massen. Sie bildeten nach deinen eigenen Worten deine Dienerschaft und deinen Hofstaat. Sie sind, schriebst du mir einmal, meine Freunde, mit denen ich plaudere, sie sind meine mir so unentbehrlichen Gegner, mit denen ich streiten will, sie sind mein Harem und mein Lustgarten. Nehmt mir die Freiheit, sperrt mich ein: das wird mich hart treffen. Aber laßt mir meine Bücher und ich werde alles ertragen. Und auf den etwa vorgebrachten Einwurf, du wärst vielleicht gar nur ein dürrer Bücherwurm, antwortest du ebenso frei und beschwingt: „Nein! Niemand hat so das Leben geliebt wie ich. Wenn dir draußen die Sonne lacht, wenn dir draußen die Wälder rauschen, wenn dir draußen die Freude winkt, vor allem aber, wenn draußen dich das Leben gebieterisch ruft, wenn es den Kampf und die Tat gilt, dann wirf sie weg die über alles geliebten Bücher und stürze dich ins „Rauschen der Begebenheit!"

Aus deinem Herzen hast du auch unter uns und mir gegenüber, der dir in den letzten Jahren so nahe stehen durfte, niemals eine Mördergrube gemacht. So warst du auch ein Streiter in unserer Mitte. Aber gerade das hat uns in deine Nähe gezogen und wir waren glücklich, um dich sein zu dürfen. Von Gehässigkeit wußte deine Seele und dein Hirn nichts. Du Demokrat warst ein adeliger, untadeliger Mensch. Salve anima candida! Engelbert Pernerstorfer, du blonde, helle deutsche Frohnatur, leb wohl!"

Heine-Miszellen.

I. ***Zu Oskar Walzels Aufsatz „Heinrich Heine als Friedensanwalt"***. In Heft 5/6, Seite 146 ff. dieser Zeitschrift beschäftigt sich *O. Walzel* eindringlich mit dem Problem, wie sich Heine als Friedensanwalt betätigte, und er gibt dabei eine Reihe von Äußerungen wieder, die der Dichter über Blücher machte. (Seite 150), Ich bin in der Lage, eine interessante, bisher ungedruckte weitere Stelle anzuführen, die mit der von Walzel beigebrachten aus den „Geständnissen" inhaltlich große Ähnlichkeit aufweist. In der Handschrift Heines, die Adolf Strodtmann aus dem Nachlasse in den „Letzten Gedichten und Gedanken" veröffentlicht hatte und der er willkürlich — davon soll noch die Rede sein — den Titel „Briefe über Deutschland" gab, heißt es bei dem ersten Herausgeber dieses Manuskriptes (vgl. Werke, herausgegeben von Elster, VI. Bd. Seite 533, Zeile 20 von oben): „Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihrem Buche De l'Allemagne und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte." Bei Strodtmann folgt nun eine Lücke, die er durch einige Punkte ausfüllte. An dieser Stelle finden sich folgende Sätze Heines: „Da wird man sich ja durch den Augenschein überzeugen, wie treu sie uns Deutsche und unsere Tugend geschildert. Welch ein köstliches Titelkupfer war jener Blücher, diese zarte Seele, diese ehrliche Natur, die nach Tabak stank und im Spiele betrog und in einem Tagesbefehl erklärt hatte, daß er Napoleon aushauen lassen werde, wenn er ihn fange. Auch unseren A. W. von Schlegel brachte sie mit, dieses Musterbild von deutscher Naivität und chevaleresker Heldenkraft. Auch Zacharias Werner brachte sie mit, zu größter Ergötzung der buntgeputzten Courtisanen des Palais-royale, die in netten Scharen hinter ihm herzogen; damals existierte noch die Gallerie de bois. Das war die Siegeszeit der Romantik und Chateaubriand kam mit einer ungeheuren Flasche voll Wasser aus dem Jordan und taufte wieder das heidnisch gewordene Frankreich, das dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagte und im Reiche des Himmels für die Eroberungen Ersatz bekam, die es auf Erden einbüßte". (Ursprünglich lautete die Stelle noch pointierter: „und im Reiche des Himmels seine Eroberungen unternahm, die weltlichen aber aufgab und namentlich die Rheinprovinzen an Preußen abtrat.")

Man sieht deutlich, daß diese Stelle von der, die Walzel den „Geständnissen" entnahm, im Wortlaute zwar einigermaßen abweicht, inhaltlich aber übereinstimmt. In einem Briefe Heines an Campe vom 1. Juli 1854 ermächtigte der Dichter den Verleger, den Passus über Blücher in den „Geständnissen" zu tilgen. (In dem ersten Abdrucke des Briefes hatte Strodtmann die Stelle ausgemerzt. Im III. Bande meines „Briefwechsels Heines" ist sie restituiert.) — Betrachtet man die „Briefe über Deutschland" (der Titel möge vorläufig beibehalten werden) genau, so wird man überhaupt zu dem Ergebnisse gelangen, daß sie mit einem wesentlichen Teile der „Geständnisse" im Gedankengange zusammentreffen. Aus der Wiedergabe der Handschrift durch Strodtmann ist das freilich nicht so ersichtlich, weil er sich eigenmächtige Verkürzungen und Umstellungen gestattete. Sein Abdruck beginnt (vgl. Elster VI, 531): „Sie, mein Herr, haben unlängst . . ." und dieser Absatz endet mit den Worten „. . . deren erster Ihnen gewidmet sein soll." In Heines Handschrift ist die Stelle gestrichen und eröffnete auch das Manuskript nicht, sondern gehörte (nach der Elsterschen Ausgabe)



auf Seite 533, Zeile 14 von oben. Dort hätte sie sich dem Zusammenhange durchaus logisch eingefügt, wenn Heine sie hätte bestehen lassen. Und es ist dadurch auch gar kein Anlaß vorhanden, wie man es nach Strodtmanns Mitteilung tun müßte, für den Anfang der Handschrift und nach dem ersten (Strodtmannschen) Absatze eine Lücke anzunehmen. Tatsächlich beginnt das Manuskript mit den Worten: „Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen" (Elster, VI, 531). Was aber Heine mit diesem Aufsatze im Sinne hatte, war nicht eine Beschreibung der veränderten literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände in Deutschland, wie Strodtmann erdichtete, sondern eine Polemik gegen einen Aufsatz der „Revue des deux mondes". Später kam Heine von dieser Absicht ab und verwertete das Manuskript zum Teil in den „Geständnissen". Übrigens hätte Strodtmann genau erkennen müssen, was die Absicht des Heineschen Aufsatzes war, wenn er den ersten Satz des „Vorwortes" zu den „Geständnissen" beachtet hätte. Dort sagte Heine: „Die nachfolgenden Blätter schrieb ich, um sie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne" einzuverleiben". Damit meinte er zweifellos nicht die fertigen „Geständnisse", sondern die Pseudobriefe über Deutschland, die ja von Heines Buch „De l'Allemagne" ihren Ausgang nehmen. Wie sehr sich bei genauer Lesung der Heineschen Handschrift, die hier besprochen wird, und den „Geständnissen" Übereinstimmungen ergeben, möge u. a. eine von Strodtmann gestrichene Stelle erweisen, von der man trotz allem Nachdenken nicht einmal im entferntesten erkennen kann, warum sie ihm mißfiel und er sie tilgte. Heine spricht von der Feuerbachschen Philosophie (Elster VI, 534/5) und fährt nach dem Satze „Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat" fort: „Wir standen einst des Abends am Fenster und ich schwärmte über die Sterne, dem Aufenthalt der Seeligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel. Um Gotteswillen, rief ich, [daß wenn es] es gibt also droben kein glückliches Lokal, um die Tugend [zu belohnen] nach dem Tode zu belohnen? Er sah mich spöttisch an: Sie wollen also noch [oben drein] ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie im Leben ihre Schuldigkeit gethan, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt, daß Sie Ihren Bruder nicht verhungern ließen und Ihren Feinden kein Gift gaben."

Es wäre sehr lohnend, führte aber an dieser Stelle zu weit, die übrigen Eigenmächtigkeiten, die sich Strodtmann bei der Herausgabe dieser Handschriften gestattete, anzumerken. Erwähnt sei nur noch, daß der Schluß, den er mitteilt, eine willkürliche Kompilation aus vielfältigen, immer wieder gestrichenen Versuchen Heines darstellt, den Gedanken zu formen. Auch die lohnende Aufgabe sei für eine spätere Gelegenheit aufgespart, den Prozeß aufzuzeigen, wie sich aus den Ausführungen des Manuskriptes (das im ganzen aus 19 Quartblättern besteht) die eingehenderen, ausführlicheren der „Geständnisse" gestalteten.

F. Hirth.

II. *Die Handschrift von Heines Börne-Buch.* Das Manuskript des ersten Buches dieser vielumstrittenen Streitschrift, das bisher keinem der Herausgeber der Werke Heines vorlag, besteht aus 76 Quartseiten (weißes Papier ohne Wasserzeichen). Die Paginierung rührt von Heine selbst her, der auch alle Korrekturen und Einschübe mit eigener Hand niederschrieb, während er sich für die Herstellung des Manuskriptes zum ersten Male eines Schreibers bediente. Die Numerierung der Seiten ist von Wichtigkeit. Ursprünglich waren nur 62 Seiten vorhanden (Paginierung 1—62); 14 Seiten wurden nach der Fertigstellung des Druckmanuskriptes von Heine eingefügt. Diese 14 Seiten der Handschrift umfassen hauptsächlich jene Stellen, wo sich Heine mit dem Hause Rothschild, namentlich dem Chef des Pariser Hauses, dem Baron James, auseinandersetzt. Es sind (nach der Ausgabe der Werke von Elster VII. Bd.) die Seiten 30, Zeile 5 von oben, bis 31, Zeile 12 von unten, und Seite 33, Zeile 5 von unten bis Seite 36, Zeile 15 von unten. Die nachträgliche Einfügung der zweiten Stelle, eines in den Zusammenhang des Börnebuches nicht gehörigen Diskurses über die Macht des Hauses Rothschild, drängt unabweislich zu der Vermutung, daß zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1840 eine Entzweiung eingetreten war, der der Dichter unmutig Ausdruck gab. Den Anlaß zu diesem Angriff auf eine befreundete Familie mit voller Sicherheit festzustellen, ist kaum möglich; nur die auffällige Tatsache bleibt bestehen, daß Heine in eine Schriftstellerbiographie zwar ziemlich ungesucht, aber doch auch unvermittelt eine finanzpolitische Erörterung aufnahm, die er übrigens, als er die Druckbogen der Börne-Biographie in Händen hatte, bereute. Denn am 1. Juni 1840 übersandte er der Baronin Betty Rothschild die Aushängebogen und entschuldigte sich wegen der „herben Stellen gegen das Haus Rothschild". Die herbste freilich, die er Börne in den Mund legte, strich er nachträglich selbst wieder aus. Sie ist sehr charakteristisch und möge hier angeführt werden.

„Trotz dieses Hasses, der sich in seinen (Börnes) Schriften so grell, so sanskulotisch, fast schmutzig aussprach, würdigte er doch manche hervorragende Eigenschaften dieser Männer, und schon als ich ihn in Frankfurt sprach, gestand er mir ganz naiv: daß er sie nur hassen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich sey, sie verächtlich oder gar lächerlich zu finden. „Denn sehen Sie," sprach er, „die Rothschilde haben so viel Geld, eine solche Unmasse Geld, daß sie uns einen fast grauenhaften

Respekt einflößen; sie identifizierten sich sozusagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt und Geld kann man nicht verachten. Auch haben diese Leute das sicherste Mittel angewendet . . .“

Die Stelle ist in der Ausgabe der Werke Heines von Elster VII. Band, Seite 33, Zeile 5 von unten einzufügen. Die übrigen Änderungen, die die Handschrift aufweist, sind bedeutungsloser, lassen aber sehr gut erkennen, mit welcher Feinheit und welch außerordentlichem Sprachgefühl Heine seine Prosasätze feilte und glättete. Namentlich die Wortstellung war für ihn Gegenstand peinlichster Sorgfalt, und der rhythmische Wohllaut spielte eine bedeutende Rolle. Dies im einzelnen auszuführen, muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben, sowie auch die Verzeichnung aller Änderungen und Streichungen in der Börne-Handschrift erst in meiner in Vorbereitung befindlichen textkritischen Ausgabe der Werke Heines auf der Grundlage der Handschriften erfolgen soll. Hervorheben möchte ich hier nur, daß der Titel des Werkes, der Heine schon beim Erscheinen im Jahre 1840 die größten Ungelegenheiten bereitete, an denen er aber schuldlos war, niemals „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ lautete; auf der Handschrift heißt es ausdrücklich: „Leben Ludwig Börnes von Heinrich Heine“. So muß das Werk in allen künftigen Ausgaben betitelt werden. Auf der Handschrift findet sich übrigens auch der Vermerk „Imprimatur, Altona, 5. May 1840“.

III. *Heine und Lyser*. In dem von mir herausgegebenen „Briefwechsel Heinrich Heines“ findet sich (I. Bd. Seite 586) dieser Brief Heines an Lyser:

„Gestern war ich bei dem guten Herrn Lotz, und Madame Lotz, die liebe Dame, machte mir die Freude und las mir ihre Vertheidigung meiner Selbstrevanche vor, wobey der gute Lotz es an den essigsauersten Bemerkungen nicht fehlen ließ, so daß ich ganz zerknirscht von so viel Liebe, Güte und Wohlwollen dasaß, umsomehr, als Ihre schöne Braut von Corinth[1] eben anwesend war. Sie haben Ihre Sache recht schön gemacht, und ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß es lächerlich von mir wäre, im Ernste zu sagen, ich sey ein großer Dichter. Ich bin Ihnen sehr dankbar für soviel Freundschaft. Lassen Sie sich doch einmal bey mir sehen.

Ihr

Heinrich Heine.“

So druckte ich den Brief nach Lysers Mitteilung in *Siegmund Engländers* Zeitschrift „Der Salon“ (Wien 1847, II. Heft, Seite 23 ff.) ab. Inzwischen fand sich das Original (im Besitze des Herrn *P. Göring* in Leoni am Starnbergersee) und darnach lautet der Brief in Wirklichkeit so: (das Blatt ist oben abgeschnitten, woraus sich das Fehlen der Anfangsworte erklärt)

Ihre Vertretung (meiner selbstironischen Rennomage) von Madam Lotz vorgelesen worden. Die liebe Dame wollte Oehl in meine Wunden gießen und sie war gleichsam das Oehlfläschchen zu Ihrem Adler- und Lorbeersalat, wozu der scharfe Lotz, als Essigflasche, die moquant sauersten [Bemerkungen — durchgestrichen] Persifflagen eingoß. Beider wohlwollende Theilnahme war mir sehr erfreulich, und gar Ihnen, lieber Lyser, weiß ich für Ihre Güte nicht genug zu danken. Sie haben Ihre Sache recht schön und proper gemacht. Lassen Sie sich doch bald bey mir sehn — oder bleiben Sie etwa heute lange zu Hause?

Ihr Freund

d. 12. Febr. 1831 H. Heine.

Die Gegenüberstellung der Paraphrase Lysers und des von Heine wirklich geschriebenen Briefes ist sicherlich von Interesse. Denn sie lehrt, was ich in meiner Biographie Lysers (München 1911) behauptete und auch in dieser Zeitschrift verfocht (Jahrgang 1913, Seite 59—64), daß Lyser, so wenig man seinen Erzählungen von Begegnungen mit Schriftstellern und Tonkünstlern im allgemeinen trauen dürfe, seine Beziehungen zu Heine im großen und ganzen wahrheitsgemäß dargestellt habe. Natürlich ist er niemals ein Gewährsmann, dem man bedingungslos aufs Wort glauben darf, und die Umschreibung der Worte Heines in der Lyserschen Fassung des Briefes macht diese Annahme zur vollen Gewißheit. Aber soviel steht fest, daß er zwar manche Details umdichtete, aber gewiß keines hinzudichtete, so daß man auch den übrigen Mitteilungen Lysers über Heines Hamburger Aufenthalt nicht allzu sehr mißtrauen muß.

Zur Erklärung des Briefes Heines sei noch bemerkt, daß Lyser in den von Georg Lotz in Hamburg herausgegebenen „Originalien“ für Heines dritten Reisebilderteil (mit den Angriffen auf Platen) sehr warm eingetreten war und ihn auch gegen eine Verunglimpfung in Schutz nahm, die sich Lotz im Privatgespräche mit Lyser wegen des dritten Kapitels der „Stadt Lucca“ (Reisebilder, 4. Teil, Werke, herausgegeben von Elster III, 385) herausgenommen hatte. Dort erzählt Heine, daß ihn ein Adler verächtlich angeblickt habe, woraus er sich nichts mache, denn wenn der Adler sich beim ersten besten Lorbeerbaum nach ihm erkundige, so werde er erfahren, wer Heine sei. Dieses Selbstlob verteidigte Lyser in einem Aufsatz „Adler und Lorbeerbaum“, worin er meinte, die Stelle sei nur der Erguß eines mit sich selbst unzufriedenen und seiner Schwächen bewußten Dichters. Daß

1 Die Schauspielerin Fräulein Le Gaye, jetzige (1847) Madame Dahn in München — ich (Lyser) hatte ein Bild nach Goethes Gedicht „Die Braut von Corinth“ gemalt, wobei mir der ausgezeichnet schöne Kopf der Le Gaye für die gespenstige Braut als Modell diente. (Anmerkung Lysers; über Constanze Le Gaye, das erste Hamburger Gretchen im „Faust“, vgl. Uhde „Hamburger Stadttheater“ Seite 51, 77 und Schmidts „Denkwürdigkeiten“ II. Band, Seite 216, 292.)



Heine mit der Verteidigung Lysers sehr zufrieden gewesen wäre, ließe sich aus seinem Briefe, den er an ihn richtete, nicht erkennen. Indessen, die Freundschaft beider wurde dadurch nicht getrübt und sie hielt bis zu Heines Abreise nach Paris in unverminderter Stärke an. *F. Hirth.*

Anmerkungen zu Antiquariats- und Auktionskatalogen. Die unverhältnismäßigen Preise mancher „alter" moderner Bücher, die jetzt zu Sensationen unseres Büchermarktes werden, machen auch die ernsthaften Sammler, an die sich sonst so gern die Empfehlungen eben erscheinender Antiquariats- und Auktionskataloge wenden, stutzig. Diese Sammler wissen zwar, daß Geschäft Geschäft ist und daß es eine Torheit wäre, Geschäftsleuten die Ausnutzung einer günstigen Konjunktur von Kriegsliebhaberpreisen verübeln zu wollen; sie wissen, daß sehr viele allerneueste Buchliebhaber früher keine Zeit hatten, etwas für ihre sozusagen bibliographisch-bibliophile Bildung zu tun, und daß dergleichen Liebhaber, wie auch in anderen Dingen des Lebens, den hohen Preis mit dem großen Wert verwechseln. Aber sie glauben doch auch zu beobachten, daß die plötzlich ins Drehen gekommene Preisschraube sich nicht mehr immer von ganz allein vorwärtsdreht, und sie befürchten deshalb, diese Schraube werde kurz über lang plötzlich zurückschnellen, wobei dann die künstlichen Preise die natürlich gewordenen ebenfalls ins Sinken und so viele Bücher vorläufig um ihre angemessene Wertschätzung bringen werden. Damit aber wandelt sich das Lächeln der kundigeren Sammler über manche Auswüchse des Altbuchhandels in ein besorgteres Überlegen.

Wer von den eifrigeren Kataloglesern kennt nicht *das* Exemplar, das, von Versteigerung zu Versteigerung wandernd, sich, anscheinend durch langjährige Auktionserfahrungen gewitzigt, immer höher limitiert, um zu Hause bei seinem Herrn bleiben zu können. Es ernährt sich von seinen eigenen Wucherzinsen, wird aus einem Hunderterbuch über Nacht zu einem Tausenderbuch mit dem Ehrgeiz, eine Art von Buchmillionär zu werden. Darüber ließe sich reden und dergleichen Exemplaren ließe sich ihr Ehrgeiz gönnen, wenn sie mit ihren Ansprüchen niemand als sich selbst im Wege ständen. Aber der Buchfreund und Büchersammler darf das Spiel an der Bücherbörse nicht ganz und gar vornehm übersehen. Für den eigenen Besitz, für den eigenen Erwerb sind ihm die Richtpreise wichtig. Wenn dann die Durchschnittspreise, wie sie etwa der nicht kritisierende, nur registrierende Harrassowitz widerspiegelt, nicht stimmen, gerät auch der beste Bücherkenner in nicht unerhebliche Zweifel, wie er seine Bücher da, wo er es tun muß, einschätzen soll. Er wird wohl kaum den festen Phantasiepreis eines Sammlerstückes, das er schon sein eigen nennt, allzu mißgünstig beurteilen. Doch bei den in ganz ungeordneten Kurven sich bewegenden Preisen muß er schließlich mißtrauisch werden. Er kann sie nicht mehr als sichere Unterlagen betrachten, wenn er den wirklichen Liebhaberwert seiner eigenen Sammlung aus irgendeinem Grunde feststellen will.

Über die „Geheimnisse der Auktionen" ist ebenso bei uns wie in anderen Ländern Falsches und Richtigeres geschrieben worden. Wen diese Geheimnisse nichts angehen, der wird sich auch nicht in sie mischen wollen. Er wird jedoch trotzdem manche Mißstände beklagen, die dem Verkehr auf dem Altbüchermarkt hinderlich sind, mögen ihre Urheber Antiquariats- oder Auktionskataloge sein und sich ihre Beseitigung oder doch Besserung wünschen.

Gerade die schlechtesten Katalogmoden bürgern sich am leichtesten ein. Es kann doch auch für den Händlerstandpunkt nicht durchaus empfehlenswert erscheinen, umfangreiche Konvolute auszubieten. Der Ersparnis an Geschäftsunkosten, als da sind Katalogisierungskosten, Raummiete usw. steht der immerhin gewichtige Einwand gegenüber, daß ein recht großer Teil der Käufer an diesen Konvoluten vorübergehen muß, daß die Konvolute bestenfalls ihrer späteren weiteren Auflösung in Antiquariatskatalogen mit festen Preisen billig zugeführt werden. Für das bücherkaufende Publikum liegt darin eine große Unbequemlichkeit, die dort, wo dergleichen Konvolute, wenn auch in kleineren Abmessungen, die Regel sind, wie bei den großen Londoner Durchschnittsauktionen, es verhindert, auch mit großen Unkosten ein gerade gebrauchtes Buch zu erwerben, weil das: „und noch sechs andere Bücher" nur an Ort und Stelle, also bei der Anwesenheit auf der Versteigerung, sich beurteilen läßt. Der Bücherkäufer glaubt sich einem gar nicht verhehlten Händlerring gegenüber zu sehen und wird verstimmt. Doch auch für den Bücherverkäufer, für den, der seine Bücher in einer besonderen Auktion oder mit anderen Büchern zusammen versteigern läßt, ist das Konvolut keine Annehmlichkeit. Wenn ein Antiquar eine Bibliothek ihrem Besitzer oder dessen Erben zu einem festen Preise abkauft, um sie dann, empfohlen durch den Namen des Vorbesitzers, in einer Versteigerung „aufzulösen", ist es sein selbstverständliches Recht, seine Bücher so auszubieten, wie es ihm paßt. Wenn er aber Bücher oder eine Büchersammlung nur zur Versteigerung übernimmt, sollte er doch die den Auktionspreis hemmende Wirkung der Konvolute nicht unberücksichtigt lassen.

Gegen die oft gerügte Unsitte, Sammelversteigerungen zu veranstalten, für die ein berühmter Name mit ein paar Bücherbrocken den Katalogtitel abgibt, während die Hauptmasse „aus ande-

rem Besitz" stammt, lassen sich Einwendungen mehr aus bibliographischen Gesichtspunkten als aus denen buchhändlerischer Geschäftsgebräuche machen. Die Provenienz dieser Auktionen pflegt meistenteils nicht derart zu sein, daß sie einen Einfluß auf die Preisbildung ausüben kann. Wer aber dieser oder jener Abstammung einen besonderen Affektionswert beilegt, kann sich leicht bei dem Veranstalter der Versteigerung nach dem Ursprung der von ihm begehrten Nummer erkundigen.

Die Aufgabe eines Gebotes pflegt mancherlei Schwierigkeiten zu machen. Da eine jede Versteigerung für eigene oder fremde Rechnung wenigstens für die hauptsächlicheren Nummern niedrigste Schätzungspreise vorsehen wird, ist es vielleicht erwägenswert, ob man diese Preise von vornherein im Katalog schon vermerkt, um vor aussichtslosen Unterbietungen zu warnen.

Bei Geboten über das Limit, die trotzdem noch allzu niedrig erscheinen, gerät ein Auktionator für fremde Rechnung, dem Aufträge zugewiesen werden, leicht in einen Gewissenszwiespalt: er muß eine der beiden von ihm vertretenen Parteien ins Unrecht setzen. Wenn natürlich auch derjenige, der ihm ein Buch mit einem Limit zum Verkauf anvertraute, nicht mehr als die Beachtung seines Limits verlangen kann. Indessen ist das mehr eine feinfühlige Gewissens- als eine peinliche Rechtsfrage.

Bei den Versteigerungsgeboten die Versteigerungszufälligkeiten durch eine entsprechende Spannung zwischen Niedrigst- und Höchstgebot ausnützen zu können, ist für den, der nicht selbst an der Versteigerung teilnehmen kann, sondern einem Mittelsmann seine Aufträge anvertraut, wesentlich. Es wäre wünschenswert, daß sich dabei der Gebrauch einführte, einem Buchhändler, dem die Aufträge übergeben werden, sofern er nicht selbst der Veranstalter der Versteigerung ist, die übliche Vergütung der 10% des Kaufpreises durchweg vom Höchstgebot zu gewähren. Mitunter muß er seinen Auftraggeber nur einer Nummer wegen auf der Versteigerung vertreten und viele wertvolle Zeit opfern. Von diesem Standpunkt aus beurteilt, erscheint die Vergütung auch dann angebracht, wenn das Gebot erfolglos blieb, wofern der Beauftragte nicht auch noch andere vertrat. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen lehnt mancher Händler, dem der Sammler gern seine Aufträge übergeben möchte, die Vertretung bei kleineren Versteigerungen ab. Erhält der Veranstalter einer Versteigerung selbst Aufträge, so könnte er, was schon durchgeführt wurde, die Verpflichtung eingehen, bei einem zwischen Höchst- und Niedrigstgebot schwankenden Auftrage, selbstverständlich mit Berücksichtigung aller ihm gegebenen Aufträge und der Gebote aus dem anwesenden Käuferkreise, regelmäßig zu steigern.

Gegen den zehnprozentigen Versteigerungsaufschlag, der eine Unkostenvergütung für zur Versteigerung übernommene Bücher sein soll, läßt sich kaum etwas einwenden. Weshalb aber der Altbuchhändler, der dergleichen Geschäftsunkosten bei Antiquariatskatalogen mit kalkuliert, sie bei den Versteigerungen eigener Bücher, die doch durch die Art ihres Verkaufs Gelegenheiten zu besonders preiswertem Bücherkauf schaffen oder wenigstens mit solchen erhofften Gelegenheiten reizen sollen, erhebt, ist schon eine kleine nationalökonomische Rätselfrage.

Der Büchersammler oder dessen Erben, die die Bücher verwerten wollen, ohne daß ein ausreichendes Verzeichnis vorhanden ist, sollten dem Altbuchhändler, der sie für sich abschätzt, keinen Vorwurf machen, wenn er sich erheblich irrt. Er wird bei durchschnittlichen Sammlungen nur die besten Stücke bewerten und den Rest auf allgemeine Unkosten veranschlagen, die ja in der Tat durch die Katalogisierung sehr vermehrt werden. Bei bedeutenderen Büchersammlungen aber ist die Aufstellung eines genaueren Verzeichnisses nicht nur eine zeitraubende Arbeit, sondern setzt auch manche buchgeschäftliche und buchwissenschaftliche Kenntnisse voraus, deren Besitz ein Geschäftsmann mit Recht in Rechnung stellen wird. Berücksichtigt der Büchersammler das und hinterläßt er mit seinen Büchern ein geordnetes, mit seinen Schätzungspreisen versehenes Verzeichnis, so wird er nicht nur seinen Erben die etwa beabsichtigte Veräußerung bequemer und vorteilhafter machen, sondern auch nebenbei noch zur Besserung einiger Übelstände des Altbuchhändlerkatalogwesens beitragen.

Gern setzen geschickte Altbuchhändler in die Netze ihrer Preislisten ein paar Lockvögel, ein paar begehrenswerte, sehr billige Bücher, die selbstverständlich wirklich vorhanden sind und abgegeben werden. Sie wissen aus Erfahrung, daß die kundigen Sammler vermuten: Quandoque dormitat bonus Homerus! und, um ihn nicht aufzuwecken, die Bestellung auf das besonders billige Buch mit Bestellungen auf einige andere Bücher umhüllen, die sie sonst vielleicht unterlassen würden. Das ist ein ehrliches Spiel. Weniger erfreulich ist es, wenn mit angeführten, aber gar nicht vorhandenen Werken der Katalogpomp glänzender entfaltet wird. Zwar auch noch ein harmloses, aber ein etwas zweckloses Vergnügen. Daß dagegen manche Bücher während des Druckes verkauft wurden und so eingesetzt bleiben, erklärt sich leicht aus drucktechnischen Gründen. Die Einwendungen mancher Sammler gegen dergleichen überflüssige Anführungen sind unberechtigt. Hier bliebe also nur der Vorwurf zu erheben, daß billige Bücher in die Preislisten aufgenommen werden, die der Altbuchhändler nicht hat oder gar nicht so billig verkaufen will. Ein Vorwurf,



der für bedeutendere, gut geführte Antiquariate nicht zutreffen wird, schon deshalb nicht, weil ein solches Versteckspielen für ein größeres geschäftliches Unternehmen mannigfache Unannehmlichkeiten im äußeren und inneren Betriebe bedingen müßte.

Daß ein Altbuchhändler nicht verpflichtet ist, freibleibend in seinen Verzeichnissen ausgebotene Bücher zu liefern, auch wenn er noch über sie verfügen kann, ist zweifellos. Aber es macht doch einen sehr schlechten Eindruck, wenn er auf eine Bestellung erwidert, der Ansatzpreis sei versehentlich zu niedrig bestimmt worden, das Buch koste jetzt so und so viel. Da ist die Ausrede, es sei bereits verkauft, höflicherweise wohl vorzuziehen. Immerhin habe ich von bekannten Altbuchhändlern betonen hören, es sei ihr Geschäftsgrundsatz, ein Buch zum Ansatzpreise selbst dann zu verkaufen, wenn dieser ohne ihre Schuld dem Buchwert nicht entspricht. Das ist selbstvertsändlich cum grano salis zu verstehen. Den Druckfehler, der aus 1000 Mark 10 Mark macht, wird und kann jeder Altbuchhändler, ohne seiner geschäftlichen Ehre das mindeste zu vergeben, widerrufen.

Eine durch die Preissprünge, dagegen nicht durch die Preisstürze bedingte Unsitte mancher Antiquariatskataloge ist es, das gleiche Exemplar unter einer frühen Nummer billig und dann dem neuesten Tagespreise entsprechend berichtigt im Anhang noch einmal anzubieten. Es macht den Katalogleser mißtrauisch, ebenso wie jene Nachlässigkeiten, durch die ein und dasselbe Exemplar verschiedenartig aufgenommen, doppelt oder gar dreifach unter wechselnden Preisen an verschiedenen Katalogstellen auftaucht.

Es darf auf dergleichen Unstimmigkeiten in einer Büchersammlerzeitschrift wohl einmal hingewiesen werden. Sie sind die Ursache mancher Mißverständnisse auf einem Gebiete, auf dem Händler und Käufer sich gern im Einverständnis und nicht gelegentlich als fast feindliche Parteien zusammenfinden sollten, um beiderseitig aus ihrem Verkehr den erhofften Nutzen zu ziehen. Über die Vereinfachung bei der Drucklegung der Bücherpreislisten ist schon früher in diesen Blättern einiges gesagt worden. Sie würde, durch den Fortfall überflüssiger Unkosten, nicht allein einen gewissen Ausgleich für die Erhöhung der allgemeinen Geschäftsunkosten schaffen, sondern auch die bequemere Benutzung der Kataloge erleichtern. Freilich müssen dafür auch die allzu verwöhnten Sammler einiges Verständnis haben. Solange die Katalogkonkurrenz der Liebhaberantiquariate sich überbieten muß, wird keins von ihnen auf das immer kostspieliger werdende Werbemittel verzichten wollen. G. A. E. B.

Ein Schillerwort, dessen nicht gerade überwältigender Witz vielleicht das beste Zeugnis seiner Echtheit ist, weil ein Erfinder wohl eine glänzendere Pointe herausgearbeitet haben würde, findet sich (woher entlehnt?) im achten Bande des „Anekdotenjägers. Zeitschrift für das lustige Deutschland". Nordhausen 1852, S. 157: „Dr. Julius Schwabe, ein Sohn von dem verstorbenen Hofrat und Bürgermeister Schwabe, der zur Zeit Schillers in Weimar lebte, erzählt folgende kleine Anekdote von Schiller: Er wohnte in dem Hinterhaus eines Grundstücks, welches den Schwiegereltern des Bürgermeisters Schwabe zugehörte, von denen er es nachmals käuflich erwarb. Ein Gärtchen mit einem Geländer verband Schillers Wohnung mit der von Schwabes Schwiegereltern. Kurz vor dem Tode des Dichters ging eine der Schwägerinnen Schwabes an dem Geländer vorüber, als Schiller gerade im Garten war. Wohin gehen Sie? fragte Schiller. — Ins Theater, war die Antwort. — Was gibt man denn heute? fuhr Schiller fort. — Wallensteins Tod, sagte die Dame. — Ach da bleiben Sie lieber hübsch zu Hause, scherzte Schiller, ein junges Mädchen muß keine Trauerspiele mit ansehen.

G. A. E. B.

Die größte *Autographenversteigerung* seit den Auktionen Geibel und Meyer-Cohn wird in einer der nächsten Wochen von *Karl Ernst Henrici* in *Berlin* abgehalten werden. Den Bücherfreund interessieren in erster Reihe die Autographen der Abteilung Literatur und Wissenschaft. Hier seien aus der Fülle der Seltenheiten besonders schöne Briefe von Grillparzer und Hauff genannt, die Briefe Heinrich von Kleists an Henriette von Schlieben, ein Brief von Spinoza (der einzige der drei überhaupt bekannten Briefe von ihm im Handel). Von *Voltaire* sind eigenhändige Dichtungen an Friedrich den Großen vorhanden. *Goethe* ist außer mit Albumblättern und Briefen mit jenem Exemplar der ersten Ausgabe des „Werther", die sich in den letzten Jahren in Leipziger Besitz befand, vertreten (vgl. unsere Zeitschrift N. F. II, 231). Von *Luther* ist aus dem Anfang des Jahres 1532 ein $2^1/_2$ Folioseiten langer Brief mit eigenhändiger Adresse an seinen glaubenstreuen Landesherrn Johann den Beständigen von Sachsen vorhanden, der die Verhandlung der protestantischen Fürsten des Schmalkaldener Bundes mit dem Kaiser über die Augsburgische Konfession und über den Widerstand des Protestantenführers Johann des Beständigen, insbesondere gegen die erfolgte Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum deutschen König betrifft. Die erste Abteilung, Musik und bildende Künstler, enthält schöne Stücke von *Beethoven* (dabei besonders ein Scherz-Kanon an seinen Arzt Brunnhofer); zahlreiche Briefe von *Brahms*, Schriftstücke von *Mozart*, einen herrlichen Brief von

Franz Schubert an Breitkopf & Härtel, und eine ungewöhnlich reichhaltige Abteilung *Richard Wagner*, darin das ganz eigenhändige Manuskript von dem Chorwerke „Das Liebesmahl der Apostel", und Manuskripte aus der Pariser Zeit und aus Bayreuth, u. a. das Schusterlied von Hans Sachs. Von Künstlerbriefen ist der bedeutendste ein langes Schreiben von *Peter Paul Rubens*, ein Unikum. In der dritten Abteilung (historische Autographen) nehmen das größte Interesse die eigenhändigen Briefe *Friedrichs des Großen*, darunter einer an seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, in Anspruch. Briefe *Wilhelms I.*, *Friedrichs III.*, des *Großen Kurfürsten*, *Friedrich Wilhelms III.* und *Friedrich Wilhelms IV.* sind weitere Hohenzollern-Handschriften. — Von Österreichern sind eigenhändige Briefe der Maria Theresia und Kaiser Josephs II. vorhanden. — In die Zeit des 30jährigen Krieges führt uns ein eigenhändiger Brief Wallensteins. — Erwähnt seien noch ein Schreiben von Katharina II., Peters des Großen, Benjamin Franklins, vier Briefe Washingtons und zum Schlusse eine Abteilung „Die Größen des Weltkrieges".

Erklärung.

(Vergl. Spalte 229ff. dieses Jahrgangs.)

In der Juli-Nummer (Jahrg. 1917, Sp. 230) dieser Zeitschrift, also vor einem in Literaturgeschichte wohlbewanderten Leserkreis, hat sich Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy in Würzburg unter der Chiffre M. B. über „ein merkwürdiges Stück Literaturgeschichte" aufgeregt. Anlaß gab ihm dazu, daß ich den „Ackermann aus Böhmen" „die gewaltigste deutsche Prosadichtung vor Luther und seinen Verfasser voll alter Weltweisheit und über die scholastische Wissenschaft hoch hinausgewachsen, einen mit aller Gelehrsamkeit seiner Zeit und der werdenden Renaissance erfüllten Mann" genannt habe. Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy macht gegen meine Erwiderung (Sp. 229) einen sehr feinen Unterschied zwischen „einem Stück Literaturgeschichte" und „einem Stück Literatur" geltend. Aber auch ein Jurist kann wissen, daß das Wort Geschichte einen objektiven und einen subjektiven Sinn hat, daß Literaturgeschichte ebensogut die Entwicklung der Literatur in ihren Werken wie die Darstellung und Beurteilung dieser Entwicklung bedeutet. Goethes „Faust" ist ein Gipfel der deutschen Literatur oder ein Gipfel der deutschen Literaturgeschichte. Und aus dieser angeblichen Nichtbeachtung eines sprachlichen Unterschiedes, der hier gar nicht festzustellen war, macht mir Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy einen sittlichen Vorwurf.

Aber abgesehen hievon, im vorliegenden Falle kommt es nicht bloß auf meine oder die literarische Auffassung des Werkes, sondern auf den „Ackermann aus Böhmen" selbst an. Das sagt auch der Wortlaut der Äußerung des Herrn Prof. Mendelssohn-Bartholdy unzweifelhaft und seine neue Kundgebung bestätigt es. Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy hatte gewünscht, mit mir „ein philologisches Hühnchen zu pflücken". Ich hatte ihm den Vortritt gelassen und habe ihm auch nach Erscheinen der im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften besorgten Ausgabe des „Ackermann" ein halbes Jahr Zeit gegeben. Der Herr Professor hat aber bisher nur mit einer halb herablassenden, halb moralisch entrüsteten und höhnischen Antwort ohne sachlichen Inhalt meine Bereitwilligkeit quittiert, denn man kann jene subtile Unterscheidung zwischen Literatur und Literaturgeschichte kaum als die angekündigte wissenschaftliche Auseinandersetzung auffassen.

Ich stelle daher fest: Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy hat vor seiner Kritik entweder den „Ackermann" überhaupt nicht gekannt, wohl nicht einmal die Übersetzung im Inselverlage, oder er besitzt keine Urteilsfähigkeit in literarischen Dingen. Kein urteilsfähiger Deutscher, der den „Ackermann aus Böhmen" wirklich kennt, wird ihn oder meine literarische Würdigung desselben mit jenem geringschätzigen Ausdruck als „ein böhmisches Dorf" abtun. Alle Literarhistoriker Deutschlands stimmen — eine Umfrage würde es bestätigen — mit mir in dem Urteil überein: *der „Ackermann" ist die hervorragendste Prosadichtung der Deutschen vor Luther, er ist nach Stil und Sprache die kunstvollste, nach Gedankengehalt und Gesichtskreis bedeutendste Prosadichtung nicht bloß der älteren, sondern vielleicht überhaupt unserer ganzen Literatur.*

Daß sie aus Böhmen hervorgegangen ist, kann ihren Wert nicht beeinträchtigen, sondern ist eben ein Ruhmeskranz jener im 13. Jahrhundert in die „böhmischen Dörfer" eingewanderten Kolonisten, die als wagemutige Männer aller reichsdeutschen Gebiete, nicht ein besitzloses Gesindel, sondern als wohlorganisierte Landbauern und Bürger gekommen waren. Auch über diesen Punkt könnte Herr Prof. Mendelssohn-Bartholdy von mir noch recht viel lernen; aber ich bitte zunächst meinen Herrn Gegner um Antwort und überlasse ihm die Wahl der Zeitschrift; es wolle ihm nur belieben, aus seiner Anonymität herauszutreten.

Gablonz a. d. Neiße, im Jänner 1918.

Alois Bernt.

Gegen- und Schluß-Erklärung.

Man sollte meinen, daß die Menschen heute, im Januar 1918, über wichtigere Fragen nachzudenken hätten als darüber, ob Herr Gymnasialdirektor Dr. A. Bernt oder der Unterzeichnete die Stellung des „Ackermann aus Böhmen" in der deutschen Literaturgeschichte richtiger beurteilt



hat, er mit dem Prädikat der „gewaltigsten deutschen Prosadichtung vor Luther", ja „vielleicht unserer ganzen Literatur", oder ich mit dem des „böhmischen Dorfes", aber da die Leser der Zeitschrift wahrscheinlich den Streit des Herrn A. Bernt gegen mich über Wesentlicherem vergessen haben (wie ich das von mir selbst bekennen muß, auch für die nächste Zukunft wieder vorhabe), so stelle ich nochmals fest:

1. Ich habe in einer Besprechung des Romans „Phönix" von Watzlik die Äußerungen des Herrn A. Bernt über den Ackermann ein merkwürdiges Stück Literaturgeschichte genannt, meines Erachtens mit Recht. Seine neuerliche, oben gesperrt gedruckte Äußerung ist, wie ich gern anerkenne, noch merkwürdiger.

2. Herr A. Bernt hat in einer Entgegnung, indem er meine Besprechung wörtlich anzuführen angab, statt „Literaturgeschichte" „Literatur" gesetzt und dadurch der Stelle einen Sinn gegeben, der mir ganz fern lag, nämlich, daß ich den Ackermann in geringschätzigem Ton ein merkwürdiges Stück Literatur genannt hätte. Das hat dem Herrn Bernt zu der Annahme Anlaß gegeben, ich könne den Ackermann nicht gelesen gehabt haben, als ich jene Besprechung schrieb. Diese Annahme ist ebenso haltlos, wie jene Änderung entstellend war.

3. Herr Bernt scheint nach dem letzten Absatz seiner Erklärung anzunehmen, daß ich die deutschen Kolonisten, die im 13. Jahrhundert nach Böhmen eingewandert sind, für ein besitzloses Gesindel hielte oder sonstwie ihre Verdienste verkennte. Ich weiß nicht, wie in aller Welt er zu dieser Vorstellung kommt. Sie ist ohne jeden Grund.

4. Ob ich die Besprechungen in dieser Zeitschrift, wie mehrere andere Mitarbeiter, mit den Anfangsbuchstaben meines Namens zeichne, oder, wie in der Ausgabe von „Buch und Bild" den Namen voll ausschreibe, darüber hat der Herausgeber und ich selbst zu entscheiden. Andere geht das nichts an und ich möchte mir ihre Einmischung verbeten haben.

Albrecht Mendelssohn Bartholdy.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Basler Buch- u. Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel*. Nr. 378. Vermischtes. 1013 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 449. Literatur und Sprache der germanischen Völker, besonders seit der Reformationszeit. 573 Nrn. — Nr. 450/451. Kunstgewerbe, enthaltend die Bibliothek des Prof. Anton Seder-Straßburg und andere Sammlungen. 415 und 451 Nrn.

H. Hugendubel in *München*. Nr. 97. Vermischtes.

Bernhard Liebisch in *Leipzig*. Nr. 225. Schöne Literatur — Literaturgeschichte — Kunst, Musik, Theater usw.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW 11*. Nr. 199. Musikgeschichte und Musiker - Biographien.

List & Francke in *Leipzig*. Nr. 466. Musikliteratur — Musikalien — Theater. 2742 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 242. Vermischtes.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 141. Bibliothek Adolf Thimme-Erfurt. Volkskunde. — Deutsche Literatur A-H. 1299 Nrn.

Friedrich Müller in *München*. Anzeiger Nr. 27.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 431. Vermischtes.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 62. Folklore und Mystik. 636 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück*. Nr. 183. Deutsche Literatur, Erstausgaben, Seltenheiten. 1548 Nrn. — Nr. 184. Vermischtes. 1557 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde, Spree*. Nr. 20. Vermischtes. 567 Nrn.

Theodor Ackermann in *München*. Nr. 586. Deutsche Literatur von 1750—1840. Mit einer reichen Goethe- und Schiller-Sammlung, darunter viele Erstausgaben der Klassiker- und Romantiker-Zeit. 4000 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 649. Architektur. 320 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig*. Nr. 34 und 37. Vermischtes. 391 und 534 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 452. Kunstgewerbe III. 1066 Nrn.

Koebnersche Buchhandlung in *Breslau*. Nr. 296. Vermischtes. 602 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35*. Nr. 45. Luxusdrucke. 946 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 430 u. 432. Drucke des 16. Jahrhunderts und Vermischtes. 284 und 306 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 63. Bibliographie, Bibliophilie, Illustrierte Bücher. 535 Nrn.





Neue graphische Arbeiten

in handschriftlich bezeichneten Künstlerdrucken

Prof. Fritz Burger, Alfr. Helberger
Paul Herrmann, Prof. Carl Langhammer, Wilh. Kuhnert (Tiermaler)
Ralph Sanin, Elsbeth Siemers,
Friedr. Stichling

Kunstverlag und Antiquariat

Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau

Handjerystraße 72

Luxusdrucke
Erstausgaben und Privatdrucke
Bücher moderner Literatur
Pan 1—5 auch einzeln
kauft stets

W. Schnock, Königsberg i. Pr., Münzstr. 19

Paul Graupe

Antiquariat · Berlin W 35

Lützowstraße 38

Ankauf von Bibliotheken und Kupferstichsammlungen

Übernahme v. Versteigerungen

Kleukens-Fraktur

Diese, von uns nach Entwürfen von Professor F. W. Kleukens-Darmstadt geschnittene Fraktur ist eine Werk- und Akzidenzschrift von großer Schönheit. Ihr klares, leicht lesbares Schriftbild hat ihr längst einen Ehrenplatz in der Bücherwelt gesichert. Die Schrift ist in einer mageren uud halbfetten Garnitur geschnitten und durch Initialen, Ornamente und eine Anzahl reizvoller Druckstöcke vervollständigt

Schriftgießerei D. Stempel Aktien-G.

Frankfurt am Main, Wien und Budapest




Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1917/18

Band II.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

B

C

D

E

F

G

H



J

K

L

M

N

O

P

R

S



Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1917/18

Band II.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

